







Allgemeine

Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner, Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig.

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck.

Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

> Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
>
> Matth. 24, 14.

Einunddreißigster Band.

Berlin 1904.

Verlag von Martin Warneck.

Der batakische Ahnen- und Geisterkult.

Missionar Joh. Warneck.

Eine der schwierigsten Aufgaben, welche der praktische Missionsbetrieb den Missionaren stellt, ist diejenige, sich in das Denken des Volkes, an dem sie arbeiten, hineinzuleben. Es handelt sich nicht nur darum, in die fremde Sprache soweit einzudringen, daß sie dem predigenden und unterweisenden Missionar zum gefügigen Werkzeug wird; auch genügt es nicht, sich einen Einblick in die Götterlehre und den Opferdienst des fremden Volkes zu verschaffen. Schwieriger und von weitertragenderer Bedeutung ist es, den Gedankenkreis und die Psychologie des betreffenden Volkes zu studieren, welche oft von allen unsern Vorstellungen weit abweicht. Wer mit ihr sich nicht vertraut macht, darf nicht darauf rechnen, verstanden zu werden, wird auch seinerseits dem Volke nicht gerecht. In Predigt, Unterricht und Seelsorge wird ihm der innerliche Kontakt mit Heiden und auch den jungen Christen fehlen; was er sagt, wird nicht als treffend empfunden. Vorstellungen, gegen die er kämpft, sind nicht vorhanden; die tatsächlich vorhandenen Feinde sieht er nicht; die gegebenen Anknüpfungspunkte findet er nicht. Es ist, als ob er eine fremde Sprache redete. Auch die auf den ersten Blick so sinnlosen heidnischen Religionen wollen verstanden sein; dazu aber muß man ihre psychologischen Voraussetzungen studieren.

Die Batak auf Sumatra haben eine ziemlich ausführliche Götterlehre. Sie glauben an einen Obergott und drei Untergötter. Ihnen wird geopfert, zu ihnen auch gebetet. Die Sprache ist durchflochten mit Beziehungen auf diese Götter. Und doch hat man zu ihnen kein näheres Verhältnis, sie treten fast ganz zurück gegenüber dem Geisterdienst. Die Furcht oder Ehrfurcht vor bösen und guten Geistern beherrscht das religiöse Leben. Jene Götterlehre ist wahrscheinlich indischen Ursprungs. Die dahingehörigen Namen und die gottesdienstliche Terminologie weisen auf Hindueinflüsse hin. Der Geisterdienst hingegen ist echt batakisch. Er wird nur verstanden im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben des Batak; von ihm aus wiederum erhalten wir wertvolle Aufschlüsse über die Psychologie und das geistige Kapital, mit dem der Batak operiert.

Wir wollen im folgenden versuchen, den batakschen Geister- und Ahnenkult aus dem Denken und Vorstellungskreis des Volkes heraus zu verstehen und den Zusammenhängen zwischen beiden nachzugehen. Wir untersuchen zu dem Zwecke zunächst die Anschauungen über die Seele des lebenden Menschen, sodann die über die menschliche Seele nach dem Tode, und endlich den daraus resultierenden Geisterdienst, wie er faktisch sich gestaltet.

I.

Die menschliche Seele heißt im Batakschen „tondi". Die weitere Untersuchung wird ergeben, was darunter zu verstehen ist. Einstweilen genügt es, dieses Wort mit „Seele" wiederzugeben, im Sinne von Lebensprinzip.

Die Batak glauben an eine Präexistenz der Seelen. Vor ihrer Geburt sind die Menschenseelen in der Oberwelt bei Gott dem Schöpfer versammelt. Dort steht ein großer Baum mit vielen Blättern, welche alle beschrieben sind. Auf einigen steht geschrieben Reichtum und Glück, auf andern Macht und Ansehen, auf andern zahlreiche Nachkommenschaft, wieder auf andern Armut, Elend, früher Tod, Wahnsinn, kurz alle Arten von menschlichem Geschick oder Mißgeschick. Wenn eine Menschenseele in die Mittelwelt (diese Erde) hinabsteigen will, dann läßt Gott sie zuvor an den Blättern dieses Baumes wählen. Nicht Gott bestimmt ihr Geschick, sondern die Seele wählt es sich aus. Andere stellen die Sache so dar: bei Gott steht ein großer Baum mit Blüten und Früchten in allen Stadien der Entwicklung. Unter ihnen darf sich die Seele aussuchen: wer sich eine Blüte nimmt, stirbt gleich bei der Geburt; wer einen kleinen Fruchtknoten wählt, stirbt als Kind; nimmt er sich eine fast reife Frucht, so wird er erst Nachkommen haben und dann bald sterben. Eine totreife Frucht bedeutet hohes Alter. Die Seele weiß offenbar nicht recht die weittragende Bedeutung dessen, was sie tut, sonst würden doch wohl alle Reichtum und Ansehen und hohes Alter auswählen. Nach anderer Darstellung sind es drei Schicksalsgöttinnen, welche das Los des Menschen, nachdem er es sich selbst bestimmt, auf die Blätter jenes Baumes schreiben und damit besiegeln. Aber alle Darstellungen stimmen darin überein, daß die menschliche Seele sich ihr Geschick selbst bestimmt, und ferner, daß das einmal erwählte Los unumstößlich fest steht, und zwar für alle Zeiten. Denn

das einmal ausgeſuchte Geſchick läßt den Menſchen während ſeines irdiſchen Lebens nicht mehr los, wirft aber ſeine Schatten auch auf das Leben nach dem Tode, wie wir ſpäter ſehen werden.

Durch eine alte Sage wird die Unabänderlichkeit des menſchlichen Loſes plauſibel gemacht. In alten Zeiten lebte ein großer Fürſt Mortuaradjadoli, allgemein geehrt wegen ſeiner Macht und ſeines Reichstums. Nur eins fehlte ihm, er hatte keine Kinder. Darum betete er einſt zu Gott: „O Großvater Schöpfer, meinem Bruder haſt du 7 Söhne gegeben, mir keinen; gib mir doch auch 7, wenn nicht 7, dann doch 6, oder wenigſtens 5, oder 4, oder 3, oder 2, dann einen; wenn nicht einen, dann einen halben.“ Seine Frau wurde bald darauf ſchwanger, aber als das Kind zur Welt kam, da war es nur halb, hatte ein Auge, ein Ohr, einen Arm, einen Fuß. (Es ſcheint demnach zwiſchen der Seele der Eltern und der des zu zeugenden Kindes ein dunkler Zuſammenhang zu beſtehen.) Man nannte es darum Si Adjiſambola, „der Einſeitige.“ Als der Knabe heranwuchs, wurde er natürlich totunglücklich über ſeine unerhörte Geſtalt und machte ſich endlich auf den Weg zu Gott dem Schöpfer, um ihn zur Rede zu ſtellen über das Unheil, mit dem er ihn bedacht. Unter allerlei Schwierigkeilen fand er wirklich den Weg zur Oberwelt, einen rieſigen Fels; auf wunderbare Weiſe gelangte er hinauf. Er betete vor Gott und ſprach: „O Großvater, warum haſt du mich ſo ganz anders gemacht als die übrigen Menſchen? Gib mir doch eine Geſtalt, wie andre Menſchen ſie haben.“ Darauf erwiderte Gott: „O Adjiſambola, du mußt mir deshalb nicht zürnen. Ich möchte allen Menſchen eine ſchöne Geſtalt geben, denn das iſt ja meine Ehre. Aber was kann ich tun, wenn jemands Seele das nicht annimmt, was ich ihm beſtimmt habe? Damit du mir glaubſt, folge mir in den ſechſten Himmel, da wirſt du ſehen, daß du gegen mich nicht murren darfſt.“ Darauf zeigte ihm Gott das Maß des Geſchickes ſeines Vaters und ſeiner Mutter und erklärte ihm, welch ſchönes Geſchick er ihm beſtimmt hatte. „Damals zeigte ich deiner Seele ihr ſchönes Los, das ſie auf Erden erwartete, ſie wollte aber nicht und ſagte zu mir: das iſt nichts für mich, das kann ich nicht tragen. Darauf hieß ich deine Seele ſich etwas paſſendes auswählen. Sie aber ſprach: hier iſt nichts paſſendes für mich, alles iſt mir zuſchwer, du mußt mir eins der Maße durchſpalten. Darauf ſagte ich dir: „Wenn du keins davon tragen kannſt, ſo ſpalte dir eins, wie du willſt. So geſchah es. Du kannſt hier noch deinen Anſatz im Mutterleibe erkennen, wie er ganz iſt, ein voll entwickelter Menſch. Darauf iſt er geſpalten, und nur die Hälfte hat ſich entwickelt. Denn nur was der Menſch ſich ſelbſt gewählt, kommt zur Entfaltung.“

Gott hatte aber Erbarmen mit dem armen Einſeitigen und ſprach zu ihm: „Ich will dein Los noch einmäl rückgängig machen und alle Menſchenmaße an dich hinlegen, und dann wähle auf's neue.“ Voll Freude machte ſich der Krüppel an's Werk und prüfte und wog alle Geſchicke in ſeiner Hand, aber alle waren ihm zuſchwer. Gott ſprach: „Nun haſt du dir eins ausgeſucht?“ A.: „Alle habe ich gewogen, ſie ſind mir alle zuſchwer, ſogar aufzuheben wage ich keins, es würde mich erdrücken. 'Ach daß ich nur nicht ſterbe, bitte gib mir mein urſprüngliches Maß wieder, nur das kann ich tragen.“

Gott mußte lachen und sagte: „Nun murre also nicht wieder gegen mich; du siehst, ich habe dich nochmals wählen lassen, und deine Seele hat wieder ihr Geschick gewählt. Allen Menschen stelle ich das Gute zu, aber wenn sie es nicht wollen, müssen sie die Folgen tragen."

Aus Mitleid mit dem Krüppel versuchte es Gott nun auf anderm Wege, ihm zu helfen. Er zerhackte ihn in einer Pfanne und schuf ihn neu mit schöner Gestalt, aber sechsmal wurde er wieder zum Krüppel, weil seine Seele es nicht annahm. Erst beim siebentenmale gelang es und Adjisambola verließ den Himmel als wohlgebildeter Mensch. — Dieser Schluß ist freilich inkonsequent und wohl nur eine Konzession an den Geschmack der Zuhörer des Märchens.

Eine andre Sage berichtet, wie jemandes Seele in der Präexistenz sich allerlei Gutes gewählt habe, aber mit dem Zusatz: zuletzt wollte er, nachdem er 7 Söhne gezeugt, durch einen Tiger umkommen. Durch wunderbare Umstände gelangte er dazu, von diesem Wunsch seiner Seele Kenntnis zu erlangen. (Gewöhnlich weiß der Mensch nichts davon.) Alles kam, wie seine Seele es gewünscht. Als dann der 7. Sohn geboren war, und er des Todes durch den Tiger gedachte, wurde ihm unheimlich, und er tat alles, um sich vor Tigern zu schützen, befestigte sein Dorf, stellte Tag und Nacht Wächter auf, bekam auch tatsächlich nie einen zusehen, erschrack aber schließlich durch ein geschnitztes Tigerbild, das man ihm auf seinen Wunsch gezeigt, damit er doch wüßte, wie ein Tiger aussieht. Indem er erschrak, stürzte er, das Holzbild kam in:s Fallen, stürzte auf ihn und erschlug ihn. Ähnliche Sagen gibt es noch mehr.

Das batakſche Denken ist also unter einen ehernen Fatalismus geknechtet. Alles, was dem Menschen begegnet, ist ihm vorher bestimmt und darum unabänderlich. Niemand ist seines Glückes Schmied, sondern man steht vielmehr seinem Schicksal machtlos gegenüber. Daraus resultiert eine stumpfe Ergebenheit in das Schicksal, die auf den ersten Blick der christlichen Geduld im Leiden verwandt scheint, ihr aber diametral entgegengesetzt ist. Noch gefährlicher wird dieser Determinismus, indem er sich auch auf das sittliche Gebiet erstreckt. Für seine schlechten Handlungen ist der Mensch nicht verantwortlich, denn so ist es ihm bestimmt gewesen. Sinnesänderung kann sich in ihm nur vollziehen, wenn sein Schicksal das vorherbestimmt hat. Es liegt auf der Hand, welche starke Mauer dieser Vorstellungskreis gegen das Christentum bildet. Zu beachten ist, daß, so sehr diese deterministische Denkweise mit der des Mohammedanismus übereinstimmt, sie doch nicht eine Anleihe bei diesem, sondern ein bataksches Geistesprodukt ist. Denn es ist nach batakscher Vorstellung nicht Gott, der dem Menschen sein Los zudiktiert, sondern die menschliche Seele, die es sich nach freier Wahl aussucht.

Wird jemand krank oder ſtirbt, ſo heißt es: das hat ſich ſeine Seele ſelbſt beſtimmt. Mit dieſem harten Troſt ſetzt ſich der Batak erſtaunlich leicht über ſchwere Schickſalsſchläge hinweg. Freilich iſt begreiflich, welche Förderung die Propaganda des Islam an dieſem Determinismus findet.

Bald nach der Empfängnis zieht die Seele ein in den Leib der Mutter. Damit erliſcht die Erinnerung an die Präexiſtenz. Nun hat die Mutter nicht nur auf ihre eigne Seele und deren Bedürfniſſe zu achten, ſondern auch auf die des Kindes. Die Seele der Mutter muß die Seele des ihr anvertrauten Kindes behüten, wie ihr Leib den Leib des Kindes zu pflegen hat. Tritt Abortus ein, ſo hat die Seele der Mutter ihre Pflicht nicht getan. Die Frau war z. B. ſehr niedergeſchlagen, und über ihrer Traurigkeit hat ihre Seele vergeſſen, die Seele des Kindes zu behüten; die Folge war eine vorzeitige Geburt, d. h. die Kindesſeele iſt davongeflohen. Schon hieraus ſieht man, in welchem Verhältnis der Leib zur Seele ſteht: wenn die Seele des Kindes davongeht, weil unbewacht, ſo muß der Leib folgen und verdirbt. Die Seele ſtellt ſich alſo in Gegenſatz zum Leibe. Die Seele des Kindes im Mutterleib bekundet bald ihre Exiſtenz. Es gilt nun für die Eltern, gut aufzupaſſen, daß ſie den Wünſchen der Kindesſeele entgegenkommen, ſonſt verläßt ſie ihre Wohnung. Die Schwangerſchaftsgelüſte erklärt ſich der Batak dahin, daß die Seele des erwarteten Kindes dies und jenes fordert, und es iſt heilige Pflicht der Eltern, dem nachzukommen. Es gehört zu dem Elend armer Leute, daß ſie oft nicht imſtande ſind, den extravaganten Gelüſten der Frauen nachzugeben; daraus muß aber Unheil für des Kindes Seele reſultieren. Aus dem, was des Kindes Seele im Mutterleibe für Speiſe verlangt, weisſagt man ſein Geſchick voraus. Fordert die Mutter z. B. Leber eines Büffels, ſo muß ſie dieſelbe ſchleunigſt haben, denn das bedeutet Gutes: das Kind wird ſo reich werden, daß es immer Büffelfleiſch eſſen kann. Verlangt die Mutter nach ſüßen Leckereien, bekommt ſie aber nicht, ſo wird es dem Kinde ſpäter ſchlecht gehen, und es bekommt keine Nachkommen. Wünſcht die Mutter bitteres oder ſcharfes Eſſen, ſo bedeutet das Unglück, denn das Kind wird ſeinen Eltern viel Bitterkeit und Kummer bereiten. Verlangt die Kindesſeele nach gar nichts ſo wird dieſer Menſch ſpäter gar nichts taugen. Auch auf anderm Wege wird die Zukunft des zu erwartenden Kindes vorausgeſagt.

z. B. durch Träume der Eltern, denn die Seele des Kindes verkehrt im Traume mit den Seelen der Eltern. Träumt der Vater z. B. von einer Lanze, so wird ihm ein Sohn geboren; träumt er, er säße unter einem großen Baum, so bedeutet das einen Sohn, der durch Weisheit berühmt wird. Sieht der Träumende eine Flinte, so bekommt er einen tapferen Sohn oder eine männliche Tochter; ein Schwert bedeutet einen angesehenen Sohn. Ein Hackmesser zeigt an, daß ein weichlicher, weibischer Sohn geboren wird. Wer gewebte Gewänder im Traume sieht, hat eine Tochter zu erwarten, deren Eigenart sich nach der Art des Gewandes richtet. Träumt man von Palmwein, so bedeutet das Glück für das zu erwartende Kind, welches Geschlechtes es auch sei. Diese Sammlung ließe sich noch seitenlang fortführen. Ferner läßt sich das Geschick des erwarteten Kindes vorhersagen aus dem Gesichtsausdruck der Mutter, aus den Gedärmen eines geschlachteten Huhnes, aus einer zerschnittenen Zitrone, durch Berechnung des Geburtstags, je nachdem dieser unter günstigen Auspizien stattfand oder nicht. Dabei ist die Vorstellung die, daß die Seele des Kindes auf diese Weise ihr Los, das sie sich ja selbst gewählt hat, kund gibt. Auch aus der Art wie das Kind zur Welt kommt, auf welcher Seite es zunächst liegt und dergleichen, wird sein Geschick vorausgesagt. Unter gewissen Umständen darf der Großvater das Kind nicht anfassen, ehe seiner Seele ein Opfer dargebracht ist, oder die Großmutter darf es zunächst nicht berühren. Eine Unmenge Aberglauben heftet sich an den Geburtsakt.

Sobald der Leib in diese Welt eintritt, steht er unter der Willkürherrschaft der Seele. Aber solange das Kind noch unverständig ist, hat die Seele der Mutter die des Kindes zu behüten. Stirbt ein Kind früh, so trifft die Mutter die Schuld, weil ihre Seele nicht die Seele des unmündigen Kindes beschirmt hat. Dieses ist noch wichtiger als das Kind nähren und seinen zarten Leib pflegen. Der Leib ist wohl die Behausung der Seele und ihr Werkzeug, aber in ganz andrer Weise als wir uns das denken. Die Seele führt eine gesonderte Existenz neben dem Menschen, ist gewissermaßen ein Wesen für sich, deckt sich nicht mit der Persönlichkeit, denn der Mensch kann seine Seele bitten, ihr Vorwürfe machen, ihr fluchen. Man kann sie einerseits den Schutzgeist des Menschen nennen, der ganz die Gestalt des Menschen hat, ohne Leiblichkeit zwar, aber dem betr. Menschen ganz und gar ähnlich. Andrerseits tut sie dem Menschen

oft Schaden und gleicht einem trotzigen Kinde, das man ſehr zart anfaſſen muß. Sie iſt ein dem normalen Menſchen unſichtbarer Körper, nicht an die Geſetze der leiblichen Körper gebunden; ſogenannte „Hellſeher“ können bisweilen Seelen ſehen und erkennen ſie mit Leichtigkeit. Die Seele fühlt ſich nicht an den Leib gebunden, ſie kann ihn auf längere oder kürzere Zeit verlaſſen. Im Traum geht die Seele davon und bewegt ſich tatſächlich in den Umgebungen und Gegenden, von denen man träumt, was unter Umſtänden Unheil bedeutet und durch ein Opfer wieder gut gemacht werden muß. Wenn ein Menſch plötzlich erſchrickt, ſo bleibt oft ſeine Seele an dem Orte, wo er erſchrak, und der betr. Menſch wird krank. Es iſt Aufgabe der Seele, den Menſchen zu bewachen und ihm alles Gute zuzuwenden; ſie muß auch ſeine Güter und ſein Vieh behüten. Aber das tut ſie keineswegs immer. Sie tritt oft in Gegenſatz zu dem Menſchen, oft ſchon vor ſeiner Geburt, indem ſie dem Menſchen Unheil auswählt. Gott will jedem Menſchen Gutes zuwenden, es kommt aber darauf an, ob die Seele es annimmt. Wird jemand reich, ſo hat er das ſeiner Seele zu verdanken, welche Gottes Gabe angenommen hat; bleibt jemand arm, ſo trägt ſeine Seele die Schuld, indem ſie ſich den Gütern gegenüber ablehnend verhalten hat. Darum betet man inbrünſtig zu ſeiner Seele: „O meine Seele, nimm doch das Gute!“ Hat man viel Unglück, ſo flucht man ſeiner Seele und nennt ſie „Hundeſeele“. Daher ſtimmen die Wünſche einer Perſon mit denen ihrer Seele keineswegs immer überein; in ſolchem Falle wird immer der Wunſch der Seele erfüllt, denn ihr gegenüber iſt der Menſch machtlos, wenn es ihm nicht gelingt, ſie in Güte umzuſtimmen, d. h. durch ihr genehme Geſchenke. Im Denken unterſcheidet man alſo ſeine Seele von ſich ſelbſt, ſeiner Perſönlichkeit. Das Selbſtbewußtſein iſt außer ihr, ſo lange der Leib lebt. Erſt nach dem Tode geht es auf die Seele über. Darum behandelt der Batak ſeine Seele wie eine außer ihm ſtehende Perſon, in deren Botmäßigkeit er ſich befindet, gegen welche er ſich bald unterwürfig, bald trotzig benimmt.

Der Menſch hat ſieben Seelen, welche, ſo viel ich ſehen kann, Funktionen und Regungen der Seele darſtellen. Eine hat die Aufgabe, den Menſchen zu behüten, eine andre wacht über ſeinem Eigentum und ſeinen Nachkommen, eine dritte erzeugt Mut und Tapferkeit, eine vierte iſt der erklärte Gegner des Leibes, indem ſie ihm

Tod und Verderben wünscht und herbeizieht. Im Denken und im Seelenkult werden die sieben aber nicht auseinander gehalten. Eine der sieben Seelen wird mit der Nachgeburt bei der Geburt des Kindes begraben; an diesem Platze bleibt sie, kann ihn aber verlassen, um den Menschen zu warnen oder ihm zuzustimmen, wenn er recht handelt. Sie tut also gewissermaßen den Dienst des Gewissens. Aber ihre Warnungen erstrecken sich nicht nur auf das sittliche Gebiet. Man nennt sie den „jüngeren Bruder der Seele", wie man die Nachgeburt den „jüngeren Bruder des Kindes" nennt. Ihr wird besonders geopfert. Im Kriege flößt sie dem Menschen Mut ein, auf den Feind loszugehen. In dieser letzteren Seele kann man ein sittliches Moment finden, wovon die batakſche Psychologie sonst nicht viel aufweist.

Die Seelen der lebenden Menschen stehen untereinander im Wechselverhältnis, ähnlich wie die Personen, aber außerhalb dieser. Der Einfluß, den eine Person auf eine andre ausübt, ist auf die Tätigkeit der Seele zurückzuführen. Gibt man diesem Einfluß nicht nach, so gibt es Unglück. Wir sahen schon, daß die Seele der Mutter diejenige des Kindes im zarten Alter zu behüten hat. Geschieht dem Kind ein Unglück, so macht die Frau ihrer Seele Vorwürfe und flucht ihr, weil sie nicht ihre Pflicht getan. Ist ein Kind krank, so bringt man der Seele der Mutter ein Opfer, damit sie sich der Seele des Kindes nicht entfremden möge. Solange die Eltern leben, üben ihre Seelen Einfluß aus auf diejenigen ihrer Kinder. Die Seelen von Eheleuten haben einander Schutzgeisterdienste zu tun. Besondere Pflichten nach dieser Seite hin haben die Verwandten mütterlicherseits, mit deren Seelen man die eigne bisweilen geradezu identifiziert. Sie wollen besonders ehrfürchtig behandelt sein, weil sie besondere Macht über den Menschen ausüben. Darum muß ihnen manches Geschenk und Opfer gebracht werden. Bei Glückwünschen ist es eine stehende Phrase: „Unsre Seelen mögen einander beherrschen", d. h. einander die Dienste guter Schutzgeister tun. Wenn von zwei Leuten, die zugleich krank sind, einer stirbt, während der andre genest, so glaubt man, die Seele des Genesenen habe die des Gestorbenen überwunden. Ein Schüler hat die Seele seines Lehrers zu fürchten. Die Seele eines lebenden Häuptlings übt ihren Einfluß aus auf seine Untertanen, kann Glück und Unglück über sie bringen, weshalb man sie fürchtet und ihr opfert. Ein Hinweis auf

die überwachende Seele des Fürſten genügt, um vor Gemeinheiten und Ungehorſam zurückzuſchrecken. Beim Rechtſprechen fürchtet man die Seelen der Beteiligten. Im Kriege iſt es die eigne Seele, die den Körper vor Verwundung ſchützt. Fliegt eine Kugel hart an jemand vorbei, ſo ſagt er: meine Seele hat die Kugel aus ihrer Bahn gelenkt. Aber auch die Seele des Feindes hat man zu fürchten, nicht nur ſeine Waffen. Bei der Brautſchau iſt es überaus wichtig, daß die Seele des Freiers zuſammenpaßt mit der ſeiner Auserkorenen, eine Harmonie der Seelen, freilich nicht in dem Sinne, wie wir uns ſolche vorſtellen, daß beider Charaktere und Eigenart zuſammenpaſſen. Liebe iſt nicht dabei erforderlich; gegenſeitige Zuneigung beweiſt nicht, daß ihre Seelen einander ſuchen. Die Sache iſt rein mechaniſch gedacht, ſie müſſen einander konform ſein, damit ſie Kinder bekommen. Nachkommenſchaft iſt das ſicherſte Anzeichen davon, daß zweier Seelen zueinander paſſen. Bekommen Eheleute keine Kinder, dann iſt bewieſen, daß ihre Seelen nichts miteinander zu tun haben wollen. Solche Paare dürfen ſich unbedenklich ſcheiden. Ehe man heiratet, hat man darum den Datu (Zauberprieſter) zu fragen, und wenn dieſer herausrechnet, daß die Seelen nicht zueinander paſſen, ſo muß die Sache unwiderruflich auseinandergehen.

Da die Seele ſo zart iſt und den Körper nur ſo lange bewohnt, als es ihr beliebt, ſo gilt es nun, alles zu tun, womit man ſie gewinnen, bezw. ſie wieder verſöhnen kann. Dieſe Pſycholatrie iſt dem Batak ebenſo wichtig wie der Kult gegenüber abgeſchiedenen Seelen, von dem nachher die Rede ſein wird. Der Menſch muß ſeiner eignen Seele wie einem Weſen höherer Ordnung Ehrfurcht und Dienſt erweiſen; ebenſo den Seelen derer, die ihm wert ſind. Der Seele des Kindes im Mutterleibe muß man alles gewähren, was ſie wünſcht; die Seele der Mutter muß man bitten, damit ſie ihr Kind behütet. Bei ſchweren Geburten hat man die Vorſtellung, daß die Seele des Kindes aus irgend einem Grunde nicht kommen will; man bittet ſie in ſolchem Falle unter Darbringung eines Opfers, daß ſie doch kommen möchte. Es können aber auch andre Seelen ſein, z. B. diejenigen von Verwandten, welche das Kind zurückhalten; auch ihnen muß man Gaben bringen. Krankheit erklärt man ſich in vielen Fällen damit, daß etwa durch plötzliches Erſchrecken die Seele des Menſchen von ihm gewichen iſt; oder böſe Geiſter halten ſie mit Gewalt irgendwo feſt. Dann muß die Seele geſucht und wiedergeholt werden. Das wird folgendermaßen gemacht.

Ein feierlicher Zug bewegt sich nach der Gegend, wo man die Seele des Kranken vermutet. Voran eine Jungfrau, welche auf dem Kopf einen Teller trägt, auf dem die Speisen liegen (Reiskuchen und Eier), welche man den Geistern des Ortes opfern will, damit sie die gefangene Seele loslassen. Dann folgt der Datu, hinter diesem der nächste Verwandte des Kranken. Dieser darf nicht hinter sich sehen, auch nicht nach rechts oder links, darf kein Wort sprechen, und alle Leute, die dem Zuge begegnen, müssen ausweichen. Nachdem man auf einem kleinen Altar den bösen Geistern geopfert hat, bittet und beschwört der Datu die Seele des Gesuchten, schlägt mit einem Stabe nach allen Himmelsgegenden, um alle schädlichen Geister zu verscheuchen, bis er glaubt, die Seele zu sich gelockt zu haben. Auf dem Rückwege geht man sehr behutsam, denn nun hat man die wieder gefundene Seele zu leiten; der Verwandte geht jetzt voran, der Datu hinter ihm, immerfort die Seele bittend, daß sie mit ihnen kommen möge. Unterdessen hat man das Haus des Kranken sauber gefegt und drinnen Matten ausgebreitet. Um die Zeit, wo man die Expedition zurückerwartet. darf Niemand in die Nähe der Haustreppe gehen, damit die Seele den Weg offen findet. Kommt der Datu an's Haus, so ruft er von unten: „O Seele, bist du jetzt zuhause?“ Jemand ruft von innen „ja“, damit ist sie glücklich wieder heimgekehrt. Im Hause bittet man sie nochmals und belehrt sie, mit freundlichen Worten, daß sie doch den Leib nicht verlassen dürfe, und verspricht ihr schöne Gewänder und leckeres Essen.

Sehr gern machen sich die Seelen Lebender nach Art unartiger Kinder mit den Särgen Toter, während diese im Dorf stehen zu schaffen, folgen ihnen auch, wenn sie hinausgetragen werden und lassen sich auf dem Grabe nieder. Gelingt es nicht, sie durch Geschrei oder durch Hinstreuen von Reis von da wegzujagen, dann müssen die betreffenden Menschen sterben. Es gibt auch noch ein andres Mittel, um Kranken wieder zu ihrer Seele zu verhelfen: man verfertigt aus einem Bananenstamm ein rohes Menschenbild, das man notdürftig bekleidet. Dieses Bild wird genau wie ein Toter hinausgetragen an Stelle des Kranken. Draußen im Felde legt man es nieder und ruft der Seele des Kranken. Läßt sich dann irgendwo eine zufällige Stimme hören, so glaubt man, die Seele habe geantwortet. Fröhlich kehrt man ins Dorf zurück, und der Datu sagt zu dem Kranken, dessen Seele nun wieder bei ihm ist: „Sei guten Muts, behüte uns, wir behüten dich, hab acht auf deinen Vater und deine Mutter und dein Eigentum.“ Ein ähnliches Verfahren: man verfertigt eine Menschenfigur aus Lehm, legt sie in ein Gestell, gibt ihr Betel, Hühnereier und Reiskuchen mit und trägt sie ins Feld. Draußen ruft der Datu mit lauter Stimme: „Nimm, was dir gehört.“ Wer dann zufällig antwortet oder in der Ferne

ſich hören läßt, auf den geht die Krankheit über. Es muß aber Nachts geſchehen. Bei dieſen beiden Handlungen hat man die Vorſtellung, daß ein Erſatz gegeben wird; im erſten Falle gilt das Menſchenbild als Toter, den man für den Kranken ſtellvertretend begräbt; im letzteren Falle iſt der Unglückliche, der zufällig antwortet, der Erbe des Unheils zugunſten des Kranken. Man löſt in beiden Fällen die Seele des Kranken aus, indem man den böſen Geiſtern ſtellvertretend einen Erſatz bietet.

Aber auch der Geſunde hat fortgehend darüber zu wachen, daß ſeine Seele ihm wohlgeſinnt bleibe. Den Kindern weiht man Geſchenke, ein fein gewebtes Gewand, ein Meſſer, das ihnen fortan als Talisman gilt, zum Gebrauch für ihre Seele. Beſonders beliebt iſt das „Seelengewand.“ Noch ehe das Kind geboren iſt, bringen die Verwandten mütterlicherſeits ein Gewand als Geſchenk für die Mutter, damit dieſe die Seele des erwarteten Kindes ſofort kleiden könne, wenn ſie in dieſe Welt eintritt. Feierlich wird dieſes der Mutter als Bewahrerin der Kindesſeele überreicht. Der eignen Seele wird geopfert, auch ohne beſondre Veranlaſſung, wobei es feierlich zugeht und man ſeine beſten Kleider anlegt. Man häuft Reis auf einen Teller, obenauf Fleiſch oder Fiſch. Dies übergibt man der Seele zugleich mit einem Geſchenk, etwa einem Kleide, oder einem Schwert, oder Lanze, oder einem elfenbeinernen Ring. In beſonders ſchwierigen Lagen bringt man ſeiner Seele wieder ein Geſchenk, man weiht ihr ein Haus, einen Dollar, ein Stück Feld, ein Huhn, ein Pferd, an welche dann das Glück des Beſitzers gebunden iſt. Man darf dieſe Dinge wohl gebrauchen, aber nicht veräußern, und hält ſie ſehr wert. Nach batakſcher Vorſtellung bedient ſich die Seele wirklich dieſer geweihten Gegenſtände. Kommt dennoch Unglück über den Beſitzer, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Seele mit den Geſchenken nicht zufrieden iſt, und es müſſen beſſere geweiht werden.

Eine Probe wie ein Kranker zu ſeiner Seele betet, oder auch durch Andere beten läßt: „Hier haſt du Betel (den er ihr hinhält), ich ſage dir Seele, daß ich gegen dich gefehlt habe (darauf nennt er ſeinen Fehler, der meiſt darin beſteht, daß er ihr lange nichts geſchenkt hat). Ich bete dich an, ich will mich von jetzt an beſſern; dieſen Betel gebe ich dir einſtweilen als Angeld. Wenn ich geſund bin, will ich dir ſchönes Eſſen bringen und Kleider und Schmuck, wie du es dir wünſchſt, was immer ich habe. Habe Erbarmen mit mir.“

Hat jemand einen beängſtigenden Traum, ſo muß er alsbald

seiner Seele ein Opfer bringen, damit er nicht krank wird. Denn gewisse Träume ziehen gewisse Krankheiten nach sich, da Träume Realitäten im Seelenleben bedeuten.

Bei all diesen Vorstellungen spielt das sittliche Moment gar keine Rolle. Die Seele ist nicht etwa das bessere Teil im Menschen, das man vor Schlechtigkeit zu bewahren hat, oder welches dem Menschen ein Führer ist im Kampfe gegen die Sünde. Nie verläßt die Seele einen Menschen wegen seiner Übeltaten. Gut und böse bedeutet in der batakschen Religion gar nichts. Die Seele ist ein Wesen, das mit dem von ihr bewohnten Körper nur in losem Zusammenhang steht. Die Persönlichkeit des Menschen, sein Ich, deckt sich nicht mit ihr, sondern steht oft mit ihr auf Kriegsfuß. Man glaubt wohl, daß die Seele einen Andern ermahnen und ihm sein Unrecht fühlbar machen kann; aber ihren Eigentümer straft sie nicht. Die Seele ist gar nicht Organ für das Sittliche, das geht u. a. deutlich aus folgendem hervor: wenn Eltern einmal (was selten vorkommt), ein Kind wegen Unart züchtigen, so ist die Seele des Kindes dadurch schwer gekränkt. Die Eltern fürchten, des lieben Kindes Seele könne ihnen weglaufen, und beeilen sich daher, diese um Entschuldigung zu bitten dafür, daß sie es gewagt, das Kind hart anzufassen. Die Kinder sind also um ihrer empfindlichen Seelchen willen eine zerbrechliche Ware. Man kann sich denken, wie es mit der Kindererziehung auf solcher psychologischen Grundlage bestellt ist.

Tuskegee.

Ein Bild aus dem Aufwärtsstreben der schwarzen Rasse in Nordamerika.

Von Pastor Kriele, Barmen.

Das Lebenswerk des merkwürdigen Mannes, das durch das Wort der Überschrift „Tuskegee“ bezeichnet wird, hat mit der Mission direkt nichts zu tun. Was Booker T. Washington, ein Neger in den Vereinigten Staaten, erstrebt und erreicht hat und wovon er in seiner Selbstbiographie in so fesselnder Weise erzählt,[1])

1) Up from slavery, an autobiography by Booker T. Washington, New York 1902; deutsch: „Vom Sklaven empor,“ Berlin 1902. Reimer. Vergl. A. M. Z. 1903, 545.

gehört vielmehr ausschließlich dem sozialen Gebiet an. Und doch verdients in hohem Maße das Interesse missionarischer Kreise. Aus welchem Grunde, kann nicht besser gesagt werden, als mit den Worten aus dem Vorwort, das Ernst Vohsen der deutschen Ausgabe des Buches vorausgeschickt hat:

„Booker T. Washington ist als Typus. . . . die lebendige Beantwortung der viel umstrittenen Frage, wie weit dem Neger die Fähigkeiten innewohnen, mit und neben dem Europäer an den großen Menschheitsaufgaben als Gleichberechtigter teilzunehmen. . . . (Der Inhalt des Buches) bestätigt meine, während einer mehr als zehnjährigen Anwesenheit in Afrika im Verkehr mit der schwarzen Rasse gewonnene Überzeugung, daß der Neger sich von dem Europäer im wesentlichen nur durch die Farbe unterscheidet u. s. w."

Das ist's ja, worum die Mission gestritten hat, so lange sie existiert. Und wenn Vohsen weiter an die Adresse der kolonialen Kreise mit dem Wunsche herantritt:

„Möge der Werdegang Booker T. Washingtons eine richtige Würdigung der Tüchtigkeit und der guten Charaktereigenschaften des Negers bei uns zeitigen helfen. Nur gemeinsam mit dem Neger und unter Anerkennung seiner Gleichberechtigung können wir unsre afrikanischen Kolonien erschließen. In der richtigen Erkenntnis seiner Eigenart, in der Bekämpfung der Vorurteile, die gegen ihn nicht nur unter uns hier in Europa, sondern leider auch noch in den leitenden Kreisen unsrer afrikanischen Kolonien bestehen, liegt die wesentliche Vorbedingung für den Erfolg unsrer kolonialen Bestrebungen" — so kann niemand brennender wünschen, daß dieser Wunsch in Erfüllung geht, als die Mission.[1])

I.

Tuskegee ist ein kleines, unbedeutendes Städtchen im Staate Alabama mit ungefähr 2000 Einwohnern, von denen die Hälfte Farbige sind. Selbst auf größeren Atlanten ist es kaum zu finden. Und doch ist's berühmt geworden in Nordamerika durch den Neger Washington und seine Normal- und Industrieschule für Schwarze.

„Ideal erdacht" nannte der Präsident der Union Mc. Kinley bei seinem Besuch 1899 die Anstalt und „ein eigenartiges pädagogisches Experiment"; und ihrem Gründer und Leiter stellte er das Zeugnis aus: „Er hat sich den Ruf erworben, einer der besten Führer seiner Rasse zu sein, weithin bekannt und hoch angesehen über die Grenzen seines engeren Bezirkes hinaus als ausgezeichneter Pädagoge und echter Menschenfreund."

Bei der gleichen Gelegenheit sprach der Marineminister John D. Long von einem

---

1) Auch für ihren Betrieb hat die Mission viel von der pädagogischen Weisheit Washingtons zu lernen. D. H.

„Bild, das wert sei auf der Leinewand festgehalten zu werden: der Präsident der Vereinigten Staaten auf der Plattform, neben ihm auf der einen Seite der Gouverneur von Alabama und auf der andern Seite, den Dreibund vollendend, ein Vertreter der Rasse, die noch vor wenigen Jahren geknechtet war, der schwarze Direktor der Anstalt.“ Dieses Bild bringe zur Anschauung, daß „das große Problem bereits gelöst sei“, das Problem nämlich, wie nicht nur die alte Kluft zwischen den Nord- und Südstaaten (Mc. Kinley und der Gouverneur von Alabama) zu überbrücken sei, sondern vor allem, wie der Gegensatz zwischen weiß und schwarz ausgeglichen werden müsse und könne, nämlich auf Grund der rückhaltlosen Anerkennung der Leistungsfähigkeit der schwarzen Rasse. Diese drei bisher oft so diszentrischen Kreise müßten konzentrische Kreise werden, deren gemeinsamer Mittelpunkt das Wohl und Wehe der Union sei.

Oder wie es Washington selbst in seiner großartigen Programmrede bei der Ausstellung in Atlanta, auf die wir noch zurückkommen, ausgedrückt hat:

„Wir (die Schwarzen) sind so völlig mit Ihnen (den Weißen) in unserm ganzen gewerblichen, bürgerlichen und sozialen Leben verwachsen, daß die Interessen beider Rassen in einander aufgehen. In allen rein gesellschaftlichen Dingen mögen wir getrennt sein wie die Finger, wir gehören trotzdem wie die Glieder *einer* Hand zusammen in allen Dingen, die dem gemeinsamen Fortschritt dienen.“

Durch das, was er geworden ist und geschaffen hat, hat Washington den Beweis erbracht, daß auch der Schwarze alles in sich hat, um, *recht geleitet*, ein vollwertiges, gleichberechtigtes Glied der bürgerlichen Gesellschaft und damit der Menschheit überhaupt zu werden. Darin liegt für uns seine und seiner Lebensarbeit Bedeutung.

II.

Dieser von Washington erbrachte Beweis gewinnt dadurch an Kraft, daß er die unendlichsten Schwierigkeiten und die allerungünstigsten Verhältnisse, die man sich nur denken kann, zu überwinden hatte. Diese Schwierigkeiten waren doppelter, oder wenn man will, dreifacher Art. Sie lagen einmal in seiner eignen Herkunft, die ihn den tiefsten Schichten der menschlichen Gesellschaft eingereiht hatte. Sie lagen aber nicht minder in dem Charakter derer, an denen und für die er arbeitete, der Neger. Dazu kam noch als dritter Umstand, der seinen Kampf um sein eigenes Emporsteigen und um seines Volkes Hebung stark erschwerte, das fast unausrottbare Vorurteil der weißen Bevölkerung gegen die schwarze, das ihm auf

Schritt und Tritt hemmend in den Weg trat.[1]) Gegenüber diesen Schwierigkeiten, die kurz gesagt darin bestanden, daß er ein Neger unter Negern war, traten alle anderen Schwierigkeiten, wie der Mangel an Mitteln, fast vollständig zurück.

Es ist ergreifend, was uns Washington aus seiner Kindheit und Jugend erzählt und „wie er sich Bildung erkämpfte". Es fehlten ihm, menschlich gesprochen, alle Vorbedingungen, es zu etwas zu bringen.

„Mehr als einmal habe ich versucht", sagt er, „mich in die Lage eines Knaben oder eines Mannes hinein zu versetzen, der einer geachteten und angesehenen Familie entstammt und der nicht nur einen Namen[2]) sondern auch irdischen Besitz ererbt hat. Und doch habe ich bisweilen das Gefühl gehabt, daß, wenn ich dies alles ererbt hätte und ein Glied einer angesehenen Rasse wäre, ich vielleicht in Versuchung geraten wäre, mich auf meine Vorfahren und meine Farbe zu verlassen, statt auf mich selbst." Und doch hat er gefühlt, was ihm fehlte. Denn „der Einfluß der Ahnen wirkt ungemein fördernd auf den Einzelnen, wie auch auf die Rasse. Schon allein der Umstand, daß der weiße Knabe, der sein Leben vergeudet, seine ganze Familie diskreditiert, ist von unermeßlichem Wert, ihn vor Versuchungen zu bewahren. Daß der Einzelne hinter und neben sich stolze Familienbeziehungen hat, ist ihm ein Ansporn, vorwärts zu streben .... Ich aber hatte keine Ahnung, wer meine Großeltern waren. Gewiß, ich habe Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen; aber ich weiß nicht, wo die meisten von ihnen sind."

---

1) Noch ganz vor kurzem ging eine als „echt amerikanisch" bezeichnete Notiz durch die Zeitungen, derzufolge Washington, trotzdem er jetzt in Amerika allgemein bekannt ist, in einem Hotel von einer Angestellten die Aufnahme verweigert ward, weil er ein Schwarzer sei. Der Besitzer des Hotels, der offenbar vernünftiger dachte, entließ darauf die Angestellte, aber kaum war das durch die Zeitungen ruchbar geworden, da waren im Handumdrehen für die Entlassene, irre ich nicht, 20000 Dollar gesammelt. So sehr hatte sie also in dem Sinne vieler Amerikaner gehandelt,

2) Nicht einmal einen vollen Namen hatte er. Ein Sklave wurde etwa „John" genannt, wenn's hoch kam und sein Herr vielleicht Hatcher heißt, „Hatchers John". So war Washington, so lange er denken konnte, einfach „Booker" genannt worden. Ehe er nach der Sklavenemanzipation zur Schule ging, war es ihm nie eingefallen, daß er auch einen Zunamen gebrauchen könne. Aber als nun der Lehrer die Kinder nacheinander aufrief, war er erstaunt, daß alle mindestens 2 Namen hatten. Als die Reihe an ihn kam, nannte er sich aufs Geratewohl Booker Washington, als habe er sein Lebtag nicht anders geheißen. Später erfuhr er noch, daß ihm seine Mutter bald nach seiner Geburt auch noch den Namen „Taliaferro" gegeben habe. Der Name war aber in Vergessenheit geraten. Seitdem nannte er sich Booker T. Washington.

Nicht einmal seinen Vater hat er gekannt.

„Er soll ein Weißer gewesen sein“, erzählt er, „der in der Nähe unserer Pflanzung wohnte. Ich habe aber nie gehört, daß er auch nur das geringste Interesse an mir nahm oder irgendwie für mich sorgte. Aber“, setzt er hinzu, „ich sehe darin kein besonderes Verschulden seinerseits. Er war eben auch ein unglückliches Opfer der Einrichtung, mit der damals unser armes Land behaftet war.“

Es ist überhaupt bemerkenswert, ein wie unbefangenes, wenig einseitiges Urteil er sich über diese Institution der Sklaverei zu bewahren sucht. Er glaubt in dem Namen der meisten seiner unglücklichen Kameraden zu reden, wenn er sagt, daß die Sklaven gegen die meisten Herren keinen besonderen Groll gehegt hätten. Ihr Groll galt der Institution als solcher, nicht den Herren, die gar nicht so besonders grausam gewesen seien. Er weiß nicht nur von seiner eigenen Pflanzung, sondern auch von andren, Züge der rührendsten Anhänglichkeit zu berichten. Ein Trauerfall, der in dem „großen Hause“, dem Herrenhaus, eintrat, fand einen kaum geringeren Widerhall im Sklavenquartier. „Diese Empfindung war nicht geheuchelt, sondern echt.“ „Die Sklaven hätten ihr Leben hingegeben, um die Frauen und Kinder zu verteidigen, die auf der Pflanzung zurückgelassen wurden, als die männliche Bevölkerung in den Krieg zog“, wohlgemerkt, in eben jenen Krieg, in dem von seiten dieser männlichen Bevölkerung gerade für Aufrechterhaltung der Sklaverei gekämpft wurde. Ja, Washington geht sogar so weit, daß er behauptet und nachweist, nicht nur daß „die schädlichen Einflüsse der Sklaverei sich keineswegs nur auf die Neger beschränkt“ hätten, sondern daß „der Schwarze sogar aus ihr ebenso gut Vorteil gezogen habe, wie der Weiße.“

„Wenn wir uns von unsern Vorurteilen und Rassengefühlen frei machen und den Tatsachen ins Gesicht schauen, dann müssen wir anerkennen, daß, so grausam und unsittlich die Sklaverei an und für sich ist, die 10 Millionen Neger, die in Amerika leben und die selbst oder deren Väter durch die Schule der Sklaverei gegangen sind, sich materiell und intellektuell, sittlich und religiös auf einer höheren Entwicklungsstufe befinden als irgend eine gleiche Anzahl Schwarzer in irgend einem andern Teil der Erde.“

Das sagt ein Schwarzer, der keineswegs unter noch verhältnismäßig günstigen Lebensbedingungen als Sohn einer Sklavin herangewachsen ist. Es ging auf der Pflanzung seines Herrn durchaus nicht anders zu, wie auf den andren in Virginien. Seit seiner Geburt i. J. 1858 oder 1859 war eine „typische Blockhütte“ von

14—16 Fuß ohne Glasfenster seine Heimat, eher einem miserablen Stall als einer menschlichen Behausung ähnelnd. Seine Mutter, die den ganzen Tag als Plantagenköchin beschäftigt ist, kann sich gar nicht um ihre Kinder kümmern. Morgens vor und abends nach der Arbeit erhascht sie ein paar flüchtige Augenblicke für deren Wartung. Eine seiner frühsten Erinnerungen ist, wie die Mutter in der Nacht noch ein Hühnchen kocht und die Kinder aus dem Schlafe weckt, um sie zu füttern. Sie hat es irgendwo „gestohlen." Man kann sie nicht deshalb verurteilen. „Sie war einfach ein Opfer des Systems der Sklaverei." Er erinnert sich nicht, während seiner Kindheit je in zivilisierter Weise zu Mittag gegessen zu haben. Sie machten es mit dem Essen nicht viel anders, wie das liebe Vieh. Es gab hier ein Stück Brod, dort einen Bissen Fleisch, dann wieder eine Tasse Milch oder ein paar Kartoffeln. Er hat als Kind bis zur Sklavenemanzipation nie in einem Bette geschlafen. Er hat zu keiner Zeit seines Lebens je gespielt. Er sah einmal die Kinder seines Herrn auf dem Hofe stehen und Pfeffernüsse essen; da nahm er sich vor, es solle „das höchste Ziel seines Ehrgeizes sein", sich Pfeffernüsse zu verschaffen und sie so zu verzehren, wie „jene jungen Damen". Er hat immer nur arbeiten müssen, seitdem er nur eben laufen konnte: die Höfe reinigen, Wasser holen, später das Korn in die Mühle bringen. Das Kleid, das er Sommer und Winter trug, war ein Hemd aus dem rohesten Flachs. Es war eine Qual, es anzuziehen, so lange es noch neu war. Nur das Zahnausziehen stellte er damit auf eine Stufe. Es sei gewesen, als käme die Haut mit unzähligen Kastanienhülsen oder mit vielen hundert Nadelspitzen in Berührung. Dankbar gedenkt er seines älteren Bruders, der das Hemd wohl einmal erst einige Tage statt seiner trug, bis es sich „gewöhnt" hatte. Von alledem erzählt er ohne jede Bitterkeit. Natürlich war auch von irgend einem Unterricht keine Rede. Aber er mußte mehrere Male seine jungen Herrinnen bis an die Tür des Schulhauses begleiten, um ihnen die Bücher zu tragen. Da hat der Anblick so vieler Knaben und Mädchen, die im Schulzimmer bei der Arbeit saßen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte das Gefühl, in eine Schule gehen und lernen zu dürfen, das müsse ungefähr so sein, als ob man ins Paradies käme.

In diese Zeit der frühsten Kindheit Washingtons fiel, infolge der Wahl Lincolns zum Präsidenten, der große Bürgerkrieg 1861—1865

zwischen den nördlichen Staaten der Union und den südlichen, den Sklavenstaaten. Instinktiv fühlten die Sklaven, vom ältesten bis zum jüngsten, daß es sich in diesem Kriege um ihre Sache handelte. Eines Morgens erwachte Washington davon, daß seine Mutter neben den Kindern auf den Knien lag und inbrünstig darum betete, daß Lincoln und seine Armee siegen und sie die Freiheit erlangen möchten. So sehr die Sklaven von allen Zeitungen abgeschnitten waren, es war merkwürdig, wie genau sie über den Fortgang des Krieges orientiert waren. Es war, als wenn ein geheimer Nachrichtendienst organisiert wäre von Plantage zu Plantage, der trefflich funktionierte. Manche wichtige Neuigkeit erfuhren die Sklaven früher als die im „großen Hause". Mit dem Ende des Krieges schlug die Stunde der Freiheit.

„Am Abend vor dem ereignisvollen Tag," erzählt er, „wurden die Sklavenquartiere benachrichtigt, daß sich am nächsten Morgen etwas Ungewöhnliches vor dem großen Hause ereignen würde. In der Nacht wurde wenig geschlafen. Alles war voller Aufregung und Erwartung. Am nächsten Morgen mußten sich sämtliche Sklaven, alt und jung, vor dem Hause versammeln. Ich zog mit meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwester und einer großen Schar andrer Sklaven hin. Alle Familienglieder unsres Herrn standen oder saßen auf der Veranda des Hauses, von wo aus sie sehen und hören konnten, was geschah. Ihre Gesichter drückten lebhaftes Interesse, vielleicht auch Schmerz aus, aber keine Bitterkeit. Ja, wenn ich jetzt daran zurückdenke, dann will es mir scheinen, als wären sie weniger betrübt gewesen über den Eigentumsverlust, als über die bevorstehende Trennung von denen, die so lange mit ihnen verbunden gewesen waren und die ihnen in mancher Beziehung nahe standen. Am deutlichsten von der ganzen Szene erinnere ich mich, daß ein Mann, offenbar ein Fremder, ich vermute, er war ein Beamter der nördlichen Staaten, eine kleine Ansprache hielt und dann ein ziemlich langes Schriftstück verlas, wohl die Emanzipations-Proklamation. Dann wurde uns gesagt, daß wir alle frei wären und gehen könnten, wann und wohin es uns beliebe. Meine Mutter schloß uns in die Arme und küßte uns, während Freudentränen über ihre Backen rannen. Sie erklärte uns, was das alles zu bedeuten habe; das sei der Tag, um den sie so lange gebetet, den zu erleben sie aber nicht geglaubt habe."

Es ist kein Wunder, daß zunächst ein allgemeiner Freudentaumel die Schwarzen ergriff und daß sich die stürmischsten Freudenszenen abspielten. Aber nicht lange. Bei vielen schlug die Stimmung bald um, und es ergab sich die bange Frage: was nun?

„Die große Verantwortung frei zu sein und auf einmal für sich und ihre Kinder selber denken und sorgen zu müssen, schien sie plötzlich zu bedrücken. Es war, als wenn man einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben allein und unbehütet in die Welt hinausgestoßen hätte."

Da haben manche — und das waren die klügsten — einen Kontrakt mit ihren früheren Eigentümern gemacht und sind geblieben; andre sah man verstohlen ins „große Haus" schleichen, um dort mit ihren Herren stille Zwiesprache zu halten über ihre Zukunft. Aber das war immerhin nur ein kleiner Prozentsatz. Weitaus den meisten schien's der begehrenswerteste Gebrauch der Freiheit zu sein, fortan des Glückes eigener Schmied zu sein. Aber wie?

Washington macht keinen Hehl daraus, daß die Emanzipation ohne Vorbereitung ein politischer, vor allem ein pädagogischer Mißgriff gewesen sei. Die Schwarzen bekamen mit einem Male Rechte aller Art in den Schoß geschüttet, zu deren Gebrauch die meisten von ihnen absolut unfähig waren.

„Es wäre klüger gewesen", sagt er, „die volle Ausübung der Rechte eines freien Mannes bei den einzelnen von dem Besitz eines bestimmten Bildungsgrades oder Vermögens, oder auch beider abhäugig zu machen." Aber freilich, er fügt hinzu: „Vorausgesetzt, daß ein solches Gesetz unparteiisch auf beide Rassen Anwendung gefunden hätte,"

Denn prinzipiell steht er auf dem Boden völliger politischer und bürgerlicher Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen. Wiederholt spricht er über das Verhältnis beider Rassen zu einander, wie es ist oder wie es sein sollte, wie überhaupt seine Selbstbiographie reich ist an hier und da eingestreuten, höchst interessanten allgemeinen Erörterungen. Ein genuiner Amerikaner wird vielleicht nicht immer seine Ansicht teilen; denn es spricht aus seinen Worten auch das Selbstbewußtsein, ja der Stolz, ein Schwarzer zu sein. Aber doch nicht in unangenehmer Weise. Er ist vorurteilsfrei genug, um auf der einen Seite bei den Weißen die großen Schwierigkeiten zu würdigen, die sich einer völligen Gleichstellung der Neger mit ihnen entgegenstellten, und um auf der anderen Seite die Mängel seiner eigenen Rasse anzuerkennen. Er sagt es seinen Landsleuten geradezu:

„Ich glaube. es ist die Pflicht des Negers, sich in Bezug auf seine politischen Ansprüche zu bescheiden und sich darauf zu verlassen, daß der Besitz von Eigentum, Intelligenz und Charakter ihm langsam aber sicher zur vollen Anerkennung seiner politischen Rechte verhelfen wird".

Die sog. „Rekonstruktions-Politik" [1]), obwohl sie wesentlich

[1]) Im Jahre 1867 war nach leidenschaftlichen Parteikämpfen die sog. „Rekonstruktionsbill" angenommen und den Südstaaten aufoktroyiert worden, nach der die Wiederaufnahme der südlichen Repräsentanten in den Kongreß von der Einführung einer die völlige politische und bürgerliche Gleichberechtigung aller, auch der Neger, *enthaltenden* Verfassung abhängig gemacht wurde.

seiner Rasse zu Gute kam, beruhte nach seiner Meinung zum großen Teil auf falscher Grundlage und war gekünstelt und forciert.

„Im Norden gab es Elemente, die die ihnen verhaßten Südstaaten dadurch zu strafen suchten, daß sie (eben auf Grund der Rekonstruktionsbill) Neger über die Köpfe der Weißen weg in hohe Stellungen hineindrängten". Auf diese Weise gab es „Farbige, die Regierungsmitglieder und Staatsbeamte waren, aber zum Teil weder lesen noch schreiben konnten, und deren Moral so schwach war, wie ihre Bildung". So konnte es geschehen, daß Washington eines Tages von einem Baugerüst herab einem Maurer, der Steine zutrug, zurufen hörte: „Heda Herr Gouverneur, mach schnell". Der Maurergeselle war tatsächlich „Lieutenant-Governor" in einem der Südstaaten gewesen, hatte nun aber nur noch den Spitznamen aus seiner hohen Stellung behalten.

Nimmt man noch hinzu, daß unter diesen Verhältnissen der Weißen allerhand unlauterer, meist aus dem Norden kommender politischer Abenteurer, die durch Umschmeichelung der Schwarzen einen Posten für sich ergattern wollten, der sog. carpetbaggers, blühte, dann ist es nicht verwunderlich, daß der Weißen sich eine tiefe Mißstimmung bemächtigte und daß den Hauptschaden davon die Neger selbst haben mußten, gegen die sich die ganze Wut richtete. Keinen Schaden bedauert aber Washington im Interesse seiner Rasse mehr, als den, daß die Neger dadurch geradezu gezwungen wurden, sich mit Politik zu beschäftigen, anstatt sich vor allen Dingen erst einmal eine solide wirtschaftliche Existenz zu sichern. In Washington, der Bundeshauptstadt, wimmelte es geradezu von Farbigen, die nur deshalb dorthin gekommen waren, weil sie glaubten, dort ein bequemeres Leben führen zu können, und auf Anstellung durch die Union hofften. Die Neigung des Negers, mehr scheinen zu wollen, als er ist, wurde dadurch nur unterstützt.

„Junge Neger, die nicht mehr als 4 Dollar in der Woche verdienten, gaben zwei oder mehr aus, um Wagen und Pferde zu mieten und Sonntags die Pennsylvania-Avenue' auf- und abzufahren, um die Welt glauben zu machen, daß sie Tausende wert seien. Andere, die von der Regierung ein monatliches Gehalt von 75—100 Dollar bezogen, hatten am Ende jedes Monats Schulden".

Derselbe Charakter der Neger zeigte sich in der Art, wie sie auf die „Jagd nach Bildung" gingen, sobald sie frei waren. Auch hier waren leider gar keine Vorbereitungen getroffen; man überließ staatlicherseits die freigelassenen Sklaven sich selbst, nur daß vielleicht einige Weiße privatim sich der Sache annahmen. Im Großen und Ganzen waren die Schwarzen auf Selbsthilfe angewiesen. Wo nun nur irgend ein junger Negerbursche auftauchte, der notdürftig lesen

konnte, da wurde sofort eine Schule etabliert. Man kann an und für sich an diesem Bildungsdrang seine helle Freude haben. Es ist rührend, wie Washington das schildert, wenn man auch seiner Begeisterung etwas zu Gute halten mag:

„Das Schauspiel, daß ein ganzes Volk plötzlich zum erstenmal in die Schule geht, ist wohl einer der interessantesten Vorgänge in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Wenige, die es nicht miterlebt haben, können sich eine Vorstellung von dem leidenschaftlichen Bildungsdrang machen, der meine Stammesgenossen beseelte. Wenige waren zu jung und niemand zu alt, um den Versuch zu machen zu lernen. Sobald man sich irgend eines Lehrers versichern konnte, füllten sich nicht nur die Tages- sondern auch die Abendschulen. Die älteren Leute hatten den Ehrgeiz, noch vor ihrem Tode die Bibel lesen zu können. Zu diesem Zweck besuchten oft Männer und Frauen von 50—75 Jahren noch die Abendschulen. Sonntagsschulen entstanden bald nach Aufhebung der Sklaverei; aber das Hauptbuch, das man auch in den Sonntagsschulen studierte, war die Fibel. Tagesschulen, Abendschulen, Sonntagsschulen, alle waren sie gedrängt voll, und oft mußten viele Leute aus Raummangel abgewiesen werden".

Aber nun hatte auch das eine Kehrseite, auf die Washington gleichfalls hinweist. Die am wenigsten schlimmste war noch, daß die jungen Neger, die sich als Lehrer aufspielten, oft recht ungebildete Gesellen waren, die den Beruf erwählten, um nach ihrer Meinung auf leichte Weise Geld zu verdienen. Es gab unter ihnen einige, die wenig mehr als ihren Namen schreiben konnten. Von einem andren erzählt Washington, daß er auf die Frage, welche Gestalt die Erde habe, erklärte, er sei für seine Person bereit zu lehren, daß sie rund oder flach sei, je nachdem es die Majorität verlange. Doch das mögen immerhin Ausnahmen gewesen sein, die zu einem allgemein absprechenden Urteil nicht berechtigen. Was sie gelernt haben, muß gerade im Blick auf diese z. T. armseligen Hilfsmittel billig anerkannt werden. Verhängnisvoller aber war und viel schlimmer, daß dieser Bildungsdrang zum größten Teil in der Sucht begründet war, *scheinen* und glänzen zu wollen, und daß er so die lächerlichen und fratzenhaften Karrikaturen schuf, die so widerlich sind.

„Viele hatten gelehrte Bücher gelesen, und es war erstaunlich, was für hochtrabende Sachen manche studiert haben wollten. Je dicker ein Buch und je länger der Name der Materie war, um so stolzer waren sie auf ihre Leistungen". Wenn einer ein paar Brocken lateinisch oder griechisch konnte, sah er sich selbst als eine Art höhers Wesen an. Damit stand dann das Äußere oft in einem grellen Widerspruch. Washington erzählt von einem jungen Mann, der in vernachlässigtem Anzuge in dem einzigen Zimmer einer Blockhütte saß und eine französische Grammatik studierte, während seine Umgebung vor Schmutz

starrte und das Unkraut im Hof und Garten wucherte. „Sie konnten auf dem Globus zeigen, wo die Wüste Sahara und die Hauptstadt von China liegen, aber die Mädchen hatten keine Ahnung, wo die Messer und Gabeln auf dem Eßtisch hingehören und wo man das Brot und Fleisch hinstellt". —

Solcher zur **Verbildung** führender Bildungsdrang hatte außer in einer lächerlichen Eitelkeit und Renommisterei seinen letzten Grund in einem tiefgehenden Widerwillen gegen jede körperliche Arbeit, eine Reminiszenz aus der Sklavenzeit. Washington sieht darin eine der schlimmsten Folgen der Sklaverei für seine Rasse. Im Besitz von „Bildung" glaubten sie ein für alle Mal körperlicher Arbeit überhoben zu sein und bequem, leicht und anständig leben zu können. Und da galt neben der „politischen Tätigkeit" kein Beruf für leichter und darum als begehrenswerter, als der eines Lehrers, vor allem der eines Predigers, eines „minister".

Als Charakteristikum dafür erzählt Washington von einem Schwarzen, der an einem heißen Julitage seine Arbeit in einem Baumwollenfeld plötzlich unterbrach, zum Himmel blickte und in verderbtem Englisch ausrief: „O, Herr, Baumwolle ist so krautig — Arbeit ist so schwer — Sonne ist so heiß — armer Schwarzer ist gewiß berufen zu predigen". Kostbar erzählt W., wie gewöhnlich eine solche „Berufung zu predigen" erfolgte: „Gewöhnlich kam der „Ruf", wenn das Individuum in der Kirche saß. Plötzlich fiel „der Berufene", wie von einer Kugel getroffen, auf den Boden und lag da mehrere Stunden, sprachlos und regungslos. Dann verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Nachbarschaft, der und der habe einen „Ruf" empfangen. War er etwa gar geneigt, diesem „Rufe" zu widerstehen, so fiel er gewiß zum zweiten oder dritten male hin, und das Ende vom Liede war, daß er den „Ruf" annahm". Washington sagt, daß er eine wahre Angst gehabt habe, als er lesen und schreiben konnte, er könne auch einen solchen „Ruf" erhalten. Er sei aber merkwürdigerweise ausgeblieben.

Die Folge war nicht nur ein Überfluß an Predigern — eine Gemeinde hatte z. B. bei 200 Gliedern 18 minister — sondern eine Fülle von fragwürdigen Existenzen innerhalb der schwarzen Geistlichkeit, die den ganzen Stand degenerierten. Noch vor ungefähr 12 Jahren hat Washington einmal in dieser Beziehung seinem Volke den Spiegel vorgehalten, als er in einem Blatt (Outlook) seine Ansichten über den geistigen und sittlichen Zustand der farbigen Geistlichkeit niederlegte. Das Bild, das er entwarf, war ziemlich schwarz („da ich selbst schwarz bin, muß ich eigentlich sagen: weiß", meint er scherzend). Er berichtet:

„Was ich gesagt hatte, drang bald bis zu jedem schwarzen Prediger im Lande, und ich erhielt nicht wenige entrüstete Zuschriften. Noch ein ganzes Jahr nach der Veröffentlichung dieses Artikels tagte keine Versammlung oder

Konferenz der schwarzen Geistlichkeit, ohne daß sie eine Resolution gegen mich faßte oder mich zum Widerruf aufforderte". Vielleicht ist dieses Urteil Washingtons nicht uninteressant angesichts der bekannten „äthiopischen Bewegung".

III.

Auf diesem Boden hat Washington seine Lehr- und Wanderjahre durchgemacht, und sein bester Lehrmeister ist ohne Zweifel der scharfe Blick für diese eben geschilderte Kehrseite der Sklavenemanzipation gewesen. Die Gefahr, daß die Aufwärtsentwicklung seines von ihm so geliebten Volkes durch die erhaltene Freiheit nicht nur nicht gefördert, sondern geradezu geschädigt werden konnte, wurde von ihm um so klarer empfunden, als auch an ihn die gleichen Versuchungen herantraten, die verkehrte Bahn einzuschlagen. Er erkannte es schon früh, daß es für die Neger weit nötiger sei, sich eine reelle gewerbliche und wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, als z. B. politisch tätig zu sein. Nur auf diese Weise könne sich der Neger die Anerkennung erringen, die ihm zukomme.

„Die Klügsten unter uns Schwarzen", sagt er, „verstehen es auch, daß der Kampf um gesellschaftliche Gleichstellung eine Torheit ist und daß dieses Vorrecht nicht künstlich erzwungen, sondern in harter, unausgesetzter Arbeit erworben werden muß". Er hatte es mit eigenen Augen gesehen, daß die, die darnach handelten, wirklich „eine Rolle spielten", nicht aber die, die es in der Politik und in der „Bildung" zu tun meinten. „Fragt man in einer Stadt der Südstaaten nach den führenden und zuverlässigsten Schwarzen der Gemeinde, so wird man in zehn Fällen fünfmal an einen Neger gewiesen, der vielleicht noch als Sklave ein Handwerk gelernt hat".

Für sich persönlich zieht er aus alle dem die Lehre, daß er am meisten dazu beitragen könne, die Grundlagen seines Volkes zu festigen, wenn er Hand, Kopf und Herz zugleich möglichst gründlich ausbilde. Das sind die Gedanken, die er dann in Tuskegee zu verwirklichen gesucht hat.

Aber zunächst mußte er selbst lernen. Die Mutter war gleich nach der Freiheitserklärung mit ihren drei Kindern und ihrem Mann, der Sklave auf einer andren Plantage gewesen war, nach Westvirginien gezogen, wo der Mann bereits Arbeit in einer Salzsiederei gefunden hatte. Hier tut Washington, vielleicht achtjährig, den ersten Schritt in der Kunst des Lesens, die Ziffer 18, die Kontrolnummer seines Stiefvaters, die der Werkführer jeden Abend auf seine Fässer malte. „Lesen lernen, koste es, was es wolle", ist sein Wunsch. Seine Mutter, der er ein rührendes Andenken bewahrt, verschafft ihm eine Fibel, die er gierig verschlingt. Da taucht einer jener

lesekundigen Negerburschen auf, und sofort wird eine Schule etabliert. Aber der Stiefvater hat entdeckt, daß Booker finanziell wertvoll ist in der Salzsiederei; er darf die Schule nicht besuchen und sieht mit Neid von seiner Arbeitsstelle aus die Kinder, die glücklicher sind als er, jeden Morgen in die Schule gehen und Nachmittags wieder zurückkehren. Endlich erwirkt ihm die Mutter die Erlaubnis, wenigstens die Abendschule zu besuchen und nachher auch die Tagesschule. Er empfängt bei der Gelegenheit noch eine kleine sonderliche Lehre von seiner Mutter. Er hatte keinen Hut, und alle Schulkinder trugen runde, steife Hüte; das war damals so Mode. Aber die Mutter erklärte, sie habe kein Geld, nahm zwei Stück selbstgesponnenes Zeug, nähte sie zusammen und die Mütze war fertig. Er sei manchmal gehänselt worden wegen seiner Mütze, aber die Lehre habe ihn durch sein ganzes Leben begleitet; es habe ihn immer mit Stolz erfüllt, daß seine Mutter Charakterstärke genug besaß, nicht anders scheinen zu wollen, als sie war, nämlich zu arm, um einen Hut kaufen zu können. Da hört er eines Tages — er arbeitete jetzt in einem Kohlenbergwerk und hatte längst wieder auf die Schule verzichten müssen —, wie sich zwei Bergleute über eine große Schule unterhielten, die irgendwo in Virginien für Farbige eingerichtet worden sei. Es war das Normal- und Landwirtschafts-Institut in Hampton. Dorthin zu gelangen war fortan sein heißester Wunsch. Doch das ging nicht so schnell. Aber um dem Bergwerk zu entrinnen, nimmt er eine Stelle als Dienstjunge bei einer Dame an, die in dem Rufe stand, daß es bei ihr wenige länger aushielten, als 2—3 Wochen, weil sie zu streng sei. Er ist aber fast 2 Jahre bei ihr, begreift bald, was sie verlangte: peinliche Sauberkeit, pünktliche und systematische Pflichterfüllung und vor allem absolute Offenheit und Ehrlichkeit. Er gesteht:

„Das, was ich in diesem Hause lernte, war mir eben so wertvoll, wie alle Schulbildung, die mir später zu teil geworden ist. Noch heute sehe ich kein Fetzchen Papier im Hause oder auf der Straße umherliegen, ohne daß ich es sogleich aufheben möchte usw.“

Aber so gut es ihm bei dieser Frau Ruffner ging, er ließ den Plan, nach Hampton zu gelangen, nicht fallen. Im Herbst 1872, 14—15 Jahre alt, macht er sich auf. Es ist rührend, ihn auf seiner langen, 500 englische Meilen weiten Wanderung nach Hampton zu begleiten: wie sein weniges Geld sehr schnell auf die Neige ging; wie der Wirt eines schäbigen Gasthauses ihm stolz die Türe weist,

so daß es ihm zum ersten Mal klar wird, was es heiße, in einer schwarzen Haut zu stecken; wie er in Richmond unter dem etwas vorspringenden Trottoir sein Nachtquartier aufschlägt und bei einem Kapitän einigen Verdienst findet und wie er dann endlich mit genau 50 Cents in der Tasche vor dem großen, dreistöckigen Schulhaus stand, ein Moment, der ihn „für alle Not belohnte, die er unterwegs ausgestanden hatte". Er meldete sich bei der Vorsteherin; die hatte überhaupt keine Lust, sich mit ihm einzulassen; denn sie mochte ihn für einen Landstreicher halten. Nach einigen Stunden Wartens sagte sie zu ihm: „Der Vortragssaal nebenan muß gefegt werden. Nimm einen Besen und reinige ihn." Das war die Aufnahmeprüfung. Daß er sie in den Augen der gestrengen Vorsteherin vorzüglich bestand und die Zensur lautete: „Du kannst eintreten", hatte er seiner Lehrzeit bei Frau Ruffner zu verdanken.

So war Washington ein Zögling des Hamptoner Instituts geworden. Sein Begründer und damaliger Direktor war ein General Armstrong, „ein Typus für jene echt christlichen Männer und Frauen, die nach dem Kriege aus dem Norden nach dem Süden kamen, um der geistigen und sittlichen Hebung der schwarzen Rasse ihr Leben zu widmen." „Wenn dereinst", schreibt Washington, „die Geschichte dieses Landes dargestellt werden wird, so wird die Rolle, die diese Yankeelehrer unmittelbar nach dem Krieg bei der Erziehung der Neger spielten, eine der glänzendsten Partien in ihr sein." In welcher Weise diese Philanthropen ihr Ziel zu erreichen suchten, geht am besten aus dem hervor, was Washington bei verschiedenen Gelegenheiten als den Ertrag seiner Hamptoner Schulzeit für sich selbst bezeichnet:

„Das Leben in Hampton war für mich eine beständige Offenbarung, eine beständige Einführung in eine ganz neue Welt. Daß man die Mahlzeiten zu festgesetzten Stunden einnahm, daß man von einem Tischtuch aß, der Gebrauch der Servietten, der Badewanne und der Zahnbürste, ja der Bettdecken, alles war mir neu". „Bis dahin hatte ich mehr oder weniger die damals unter den Schwarzen ziemlich verbreitete Ansicht geteilt, daß man sich deshalb „Bildung" anschaffen müsse, um ein bequemes, angenehmes Leben führen zu können, frei von allem Zwang zur körperlichen Arbeit In Hampton lernte ich nicht nur, daß es keine Schande ist zu arbeiten, sondern ich lernte die Arbeit lieben, nicht nur um ihres finanziellen Wertes willen, sondern auch um ihrer selbst willen, um der Unabhängigkeit und des Selbstvertrauens willen, das daraus erwächst, daß man etwas leistet, was die Welt braucht". „Seit jener Zeit habe ich keine Geduld mit den Erziehungsanstalten

für Farbige in den Südstaaten, die es unterlassen, ihren Schülern die Würde der körperlichen Arbeit zu lehren". „Vielleicht die wertvollste Erkenntnis, die mir in meinem zweiten Schuljahr zuteil wurde, war das Verständnis für die Bibel. Eine der Lehrerinnen, Frl. Natalie Lord, lehrte mich die Bibel gebrauchen und lieben. Früher hatte ich mich nicht sehr um sie bekümmert; jetzt aber lernte ich sie schätzen nicht nur für die geistliche Hilfe, die sie gibt, sondern auch als Literatur. Das, was mir damals aufging, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich bis heute, ich mag noch so viel zu tun haben, es mir zur Regel mache, jeden Morgen vor Beginn der Arbeit einen Abschnitt aus der heil. Schrift zu lesen".

Drei Jahre hat Washington in dieser Anstalt zugebracht. Sie waren nicht leicht. Denn Unterhalt und Ausbildung waren keineswegs kostenfrei, und er war vollkommen mittellos. Er mußte beides, so gut es ging, abverdienen. Er wurde Pförtner, mußte morgens um 4 Uhr aufstehen, um die Zimmer zu reinigen, und Abends wieder bis spät in die Nacht hinein arbeiten; dazwischen lagen dann die Unterrichtsstunden. In den Ferien, wo sämtliche Schüler das Haus verlassen mußten, verdiente er sich Geld als Dienstbote in Restaurationen. Mehr als einmal glaubte er, er müsse die Anstalt ganz verlassen. Aber mit eiserner Energie wurde er aller Schwierigkeiten Herr. Wo seine sauer erarbeiteten Groschen nicht ausreichten, halfen freundlich fremde Hände nach. Durch alles das hatte er sich aber so sehr das Vertrauen der Anstaltsleiter erworben, daß man ihm nach Absolvierung seines Kursus, nachdem er einige Zeit als Lehrer in seinem Heimatsort tätig gewesen war, eine neugegründete Stelle in Hampton antrug. Man hatte dort auch angefangen, junge Indianer in ähnlicher Weise wie die Schwarzen auszubilden. Ihr Hausvater so zu sagen sollte Washington werden. Er nahm mit Freuden an. Bald darauf wurde ihm auch die selbständige Leitung einer neugegründeten sog. Abendschule übertragen. Vielen farbigen Männern und Frauen fehlten nämlich die Mittel, um auch nur einen Teil ihres Unterhalts auf der Anstalt zu bestreiten, und doch wollten sie gern etwas lernen, Diese wurden dann aufgenommen unter der Bedingung, daß sie 10 Stunden des Tages praktisch arbeiteten, die Männer meistens in der Sägemühle, die Frauen am Waschfaß und Plättbrett, und abends 2 Stunden die Schule besuchten. Es war nicht leicht für sie, und „doch habe ich an keinen Schülern größere Freude erlebt, als an diesen", sagt Washington.

IV.

In dieser Stellung traf ihn nun der Ruf nach Tuskegee. Dort wollten einige wohlmeinende Leute ein Institut für Schwarze nach Hamptoner Muster einrichten. Sie hatten sich an General Armstrong um Empfehlung einer geeigneten Persönlichkeit gewandt. Er antwortete ihnen, er könne zwar keine weiße Kraft vorschlagen, wohl aber einen Schwarzen, Washington. Die Antwort erfolgte, er solle kommen. So siedelte Washington nach Tuskegee in Alabama über. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, war nicht leicht. Er sollte geradezu aus dem Nichts etwas schaffen. Die Regierung des Staates Alabama hatte zwar jährlich 2000 Dollar bewilligt; aber das Geld durfte nur für Lehrergehälter verwandt werden. Für den Ankauf von Land, für Baulichkeiten und Lehrmittel war nichts vorgesehen. Er befand sich, wie er sagte, in der Lage der Israeliten, die Ziegel brennen sollten und hatten kein Stroh. Nach einigem Suchen fand er eine ziemlich verfallene Blockhütte und daneben eine alte Kirche; beides konnte er billig mieten. Hier eröffnete er am 4. Juli 1881 die Schule mit 30 Schülern. Es war alles armselig genug. Wenn es regnete, mußte einer der ältern Schüler seine Arbeit verlassen und einen Schirm über ihn halten, während er den andren die Aufgaben überhörte. Nicht minder trostlos waren die Eindrücke, mit denen er von einer Rundreise zurückkehrte, auf der er die Lebensweise der Schwarzen seiner neuen Heimat studiert hatte. Da machte er alle jene Beobachtungen in verstärktem Maße, die oben als Kehrseite der erhaltenen Freiheit geschildert sind. Diese Leute geistig, sittlich und materiell zu heben und sie in die richtige Bahn zu leiten, mußte fast als Sisyphusarbeit erscheinen. Aber so niederdrückend die Einblicke waren, so sehr waren sie eine Bestätigung seines Erziehungsplanes, die jungen Leute wirklich reell arbeiten zu lehren, nicht nur geistig, sondern auch körperlich:

„Wenn ein dauernder Einfluß auf sie erzielt werden sollte, dann genügte der rein theoretische Unterricht nicht. In der Umgebung, aus der sie kamen, hatter sie nicht einmal Gelegenheit zu lernen, wie man seinen Körper pflegt. Jetzt sollten sie lernen, wie man sich badet, wie man die Zähne putzt und seinen Anzug reinigt, was man ißt und wie man ißt und wie man seine Stube in Ordnung hält. Daneben sollten sie in einem bestimmten Handwerk praktisch unterrichtet werden und sich dadurch zugleich an Fleiß und Sparsamkeit gewöhnen, so daß sie später, wenn sie uns verlassen hatten, imstande wären, sich eine Existenz zu gründen. Sie sollten ihr Wissen nicht bloß aus Büchern schöpfen, sondern aus dem wirklichen Leben.“

Von diesen Grundsätzen ließ er sich durch nichts abbringen, weder durch Äußerungen seiner Schüler, wie die: „Ich bin nach Tuskegee gekommen, um mich zu bilden und nicht um zu arbeiten", noch durch die mündlichen und schriftlichen Bitten der Eltern, man möchte ihre Kinder nur „theoretisch" unterrichten. Doch derartige Proteste wurden mit der Zeit immer weniger. Er fand allmählich immer mehr Verständnis und mit dem Verständnis Unterstützung nicht nur bei den Schwarzen, sondern auch, was er besonders anerkennend hervorhebt, bei vielen Weißen. Keine Anerkennung hat ihn aber mehr gerührt, als in der Anfangszeit die einer Schwarzen:

„Herr Washington," sagte sie in schlechtem Englisch, „Gott weiß, ich bin die beste Zeit meines Lebens Sklavin gewesen. Ich bin eine unwissende alte Frau. Aber ich verstehe, was Sie wollen. Sie wollen die Kinder der schwarzen Leute zu besseren Menschen machen. Geld habe ich nicht; aber hier sind sechs Eier, die ich zusammengespart habe. Nehmen Sie diese Eier, und stecken Sie sie in die Erziehung unserer Kinder."

Die Zahl der Schüler wuchs mit jedem Monat. Washington erhielt schon bald eine Kollegin, ein Frl. Davidson, die später seine zweite Frau wurde. Eine Erweiterung war nötig. Da kam eine alte verlassene Pflanzung zum Verkauf, 15 Minuten von Tuskegee entfernt. Sie kostete nur 500 Dollar; aber auch die hatte Washington nicht. Doch das Geld, das angezahlt werden mußte, ward ihm geliehen. Die alten darauf stehenden Gebäude wurden hergerichtet; ein früherer Stall und ein ehemaliges Hühnerhaus wurden in Lehrzimmer umgewandelt, ein Teil des Grundstückes gelichtet und umgegraben und Getreide eingesät. Das alles durch die Schüler selbst. Sie hatten keine besondre Lust dazu gezeigt; sie begriffen nicht recht den Zusammenhang zwischen Bäumefällen und Schulbildung. Zudem waren einige von ihnen „Schullehrer" gewesen, und die Forderung erschien ihnen mit ihrer „Bildung" unvereinbar. Aber Washington nahm selbst die Axt und den Spaten in die Hand. Das wirkte. Bald hielt auch ein altes blindes Pferd, das Geschenk eines Weißen, als erstes Tier seinen Einzug. Damit war der landwirtschaftliche Zweig der Anstalt eröffnet.

Es folgten nun je nach Bedürfnis in den folgenden Jahren all die andren Betriebe.

„Alle Industrien in Tuskegee haben sich in logischer und natürlicher Reihenfolge aus den Bedürfnissen einer gemeinsamen Ansiedlung heraus entwickelt. Wir fingen mit der Landwirtschaft an, weil wir etwas zu essen haben mußten," heißt es, „und jeder neue Arbeitszweig bedingte neue Gebäude.

Aber alle wurden von den Schülern selbst errichtet." Es war eben Prinzip, keine fremden Arbeiter heranzuziehen, wo es nicht absolut nötig war. Auch dadurch sollten die jungen Neger „mit den modernsten technischen Methoden vertraut werden, damit nicht nur die Anstalt Vorteil habe von ihrer Arbeit, sondern damit sie selbst neben der Nützlichkeit der Arbeit auch ihre Schönheit und Würde anerkennen möchten"; sie sollten zugleich lernen, wie man „die Naturkräfte, Luft, Wasser, Dampf, Elektrizität, Pferdekraft nutzbar machen kann."

Ausführlicher spricht Washington davon, wie die Ziegelbrennerei entstand. Nach mannigfachen Enttäuschungen ist die Ziegelfabrikation endlich eine so wichtige Industrie der Schule geworden, daß z. B. im Jahre 1900 1200000 Ziegel erster Qualität hergestellt wurden, die sich auf jedem Markt sehen lassen können. „Außerdem haben Dutzende von jungen Leuten das Handwerk erlernt, sowohl den Hand- wie den Maschinenbetrieb, und sind jetzt in dieser Industrie in vielen Teilen des Südens tätig." Aehnlich ist es mit der Stellmacherei gegangen.

„Heute sind auf unserm Hof Dutzende von Fuhrwerken in Gebrauch, von denen jedes einzelne durch unsere Schüler erbaut wurde. Daneben versorgen wir den Markt mit diesem Artikel. Einer, der in Tuskegee Wagen bauen und ausbessern gelernt hat, genießt überall, wo er hinkommt, das Ansehen beider Rassen."

So wuchs sich mit den Jahren die Anstalt, die 1881 mit 20 Schülern in einer elenden Blockhütte und mit einem blinden Pferd begonnen wurde, zu einem höchst bedeutsamen und umfangreichen Unternehmen aus, das die Mutteranstalt in Hampton weit überflügelt hatte. Im Jahre 1900 besaß die Anstalt 2300 Morgen Land, von denen über 700 jährlich unter Kultur sind, über 2000 Pferde, Füllen, Maulesel, Kühe, Kälber und Ochsen, und ungefähr 700 Schweine, sowie eine große Anzahl von Schafen und Ziegen. Es ist also ein großer landwirtschaftlicher Betrieb, in dem nicht nur die männlichen Schüler unterwiesen werden, sondern auch eine Reihe von Mädchen, diese speziell im Garten- und Obstbau, in der Milchwirtschaft, in der Bienen- und Geflügelzucht. Auf dem Grundstück stehen heute 40 größere und kleinere Gebäude, bis auf 4 alle fast ganz von den Schülern errichtet. Neben dem theoretischen Unterricht werden außer der Landwirtschaft 27 verschiedene Gewerbe gelehrt. Der Wert des gesamten Besitztums beträgt heute 300000 Dollar, die jährlichen Ausgaben 80000 Dollar. Dabei ist es ganz schuldenfrei und urkundlich einem Kuratorium unterstellt, das die Verwaltung der Anstalt in Händen hat. Die Zahl der in der Anstalt, meistens

in Internaten, wohnenden Schüler beträgt jetzt 1100, die aus 27 Staaten Nordamerikas, daneben aber auch aus Afrika, Kuba, Jamaika und andern Ländern stammen. Das Lehrer- und Beamtenpersonal besteht aus 86 Personen. Mindestens 3000 Männer und Frauen haben bis jetzt die Anstalt durchlaufen und sind in den verschiedenen Teilen des Südens beschäftigt:

„Männer und Frauen, die entweder durch ihr Vorbild oder durch ihre persönliche Wirksamkeit der großen Masse des schwarzen Volkes zeigen, wie ihre materielle, geistige, sittliche und religiöse Lage gehoben werden kann. Was ebenso wichtig ist, sie zeigen einen Grad von Gemeinsinn und Selbstzucht (common sense and self-convol), der ein besseres Verhältnis zwischen den Rassen herbeiführen und auch die Weißen des Südens allmählich davon überzeugen kann, daß es sich der Mühe verlohnt, die Angehörigen der schwarzen Rasse zu bilden."

Doch wie ist nun Washington in dem Besitz aller der Mittel gekommen, die zu diesem Werke nötig waren und sind, soweit es sich nicht selbst unterhält, was trotz der Arbeit der Schüler bei dem sehr geringen Kostgeld, das sie zu zahlen haben, nicht möglich ist? Man kann die Kapitel, die er darüber seiner Biographie eingeflochten hat („Die erste Zeit in Tuskegee," „Sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte," „Eine Aufgabe, härter als Ziegel machen ohne Stroh," „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" (Making their beds before they could lie on them) nicht ohne innere Anteilnahme lesen. „Während der ersten Jahren in Tuskegee wälzte ich mich jede Nacht schlaflos auf meinem Lager, weil die beständigen Geldsorgen mir keine Ruhe ließen," gesteht er. Da ist er denn ruhelos umhergereist im Süden und Norden, bei Schwarzen und Weißen, und es ist wunderbar, wie sich ihm eine Tür nach der andern auftat. Und je mehr die Anerkennung sich verbreitete, die den Erfolgen seiner Arbeit gezollt wurde, um so mehr flossen ihm auch größere Beiträge zu. Die staatlichen Behörden erhöhten ihre Zuschüsse; in den Beitragslisten glänzten Namen wie die des bekannten Eisenkönigs Carnegie und andere. Aber auch er machte die Erfahrung, daß der größte Teil der Gelder aus kleinen Beiträgen von wenig bemittelten Leuten kam. „Auf solche kleine Spenden, in denen sich das Interesse von Hunderten von Gebern verkörpert, ist jede gemeinnützige Unternehmung hauptsächlich angewiesen. . . . . Die Groschen und Pfennige aus den Sonntagsschulen, christlichen Vereinen und Missionsgesellschaften sind es hauptsächlich gewesen, die der Ne-

gerrasse so rasch emporgeholfen haben.“ Wir übergehen die höchst interessanten und treffenden Bemerkungen, die er bei dieser Gelegenheit über das „Geldsammeln“ und über „das Geheimnis des Erfolges beim öffentlichen Reden“ macht. Kurz, er erwarb sich durch das, was er war und leistete, eine solche Anerkennung, daß ihn z. B. die Harvard-Universität in Cambrigde (N.-A.) zu ihrem Ehrendoktor kreierte. Er erzählt:

„Als ich mit dem Brief in der Hand auf meiner Veranda saß, traten mir die Tränen in die Augen. Mein ganzes früheres Leben: als Sklave auf der Pflanzung, als Arbeiter in der Kohlenmine, die Zeiten, in denen ich gefroren und gehungert habe, dann der Kampf um eine Bildung, die schweren Anfangszeiten in Tuskegee, Zeiten, in denen ich nicht wußte, woher einige Dollar nehmen, um den Unterricht fortzusetzen, die Verurteilung (ostracism) und zeitweilige Unterdrückung meiner Rasse: das alles zog an mir vorüber und überwältigte mich fast.“

Im Jahre 1899 setzten ihn einige Freunde in den Stand, eine Erholungsreise nach Europa zu machen. Er war in England, Holland und Frankreich, und weiß auch von diesen Erlebnissen sehr hübsch zu berichten.

Sachlich die größte Anerkennung, die seinem Lebenswerk widerfuhr, war außer dem eingangs erwähnten Besuch des Unionspräsidenten Mc. Kinley in Tuskegee die Aufforderung auf einer großen Industrieausstellung in Atlanta in Georgien 1895 eine der Eröffnungsreden zu halten. Eine besondere Abteilung dieser Ausstellung war die Negerausstellung, besonders reichlich beschickt von Hampton und Tuskegee. Sie machte der Leistungsfähigkeit der in richtige Bahnen geleiteten Neger alle Ehre und überraschte am meisten die Weißen der Südstaaten. Eine Würdigung dieser Tatsache war der ehrende Antrag an Washington, dem er mit Freuden Folge leistete. Er löste seine Aufgabe glänzend, so glänzend, daß die angesehensten Zeitungen die — etwas amerikanisch — überschwänglichsten Artikel darüber brachten. Er wandte sich in der Rede zunächst an sein eigenes Volk:

„Bei dem großen Sprung von der Sklaverei in die Freiheit laufen wir Gefahr zu übersehen, daß die große Masse von uns von der Arbeit der Hände leben muß. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nur in dem Verhältnis Erfolg haben können, in dem wir die Würde und Herrlichkeit jeder Arbeit begreifen lernen, wenn wir verstehen, die Grenze zu ziehen zwischen der Schale und dem Kern, zwischen dem äußeren Schmuck des Lebens und seinem wahren Inhalt. Wir müssen von unten anfangen statt von oben. Das Unrecht, das

wir erleiden, darf uns nicht blind machen gegen die Gelegenheiten, die uns geboten werden."

Dann aber wandte er sich an die Weißen, erinnerte sie daran, daß ein Drittel der Bevölkerung in den Südstaaten der Negerrasse angehöre, und fuhr dann fort:

„Entweder wir repräsentieren ein Drittel der Unwissenheit und des Verbrechens der Südstaaten oder ein Drittel der Intelligenz und des Fortschritts. Entweder wir tragen ein Drittel zu der Geschäftstüchtigkeit des Südens bei, oder wir sind ein faulender Leichnam, den ihr mitschleppen müßt, der alle eure Anstrengungen, den Staatskörper zu fördern, vereitelt."

So ward ihm die Ausstellung in Atlanta eine willkommene Gelegenheit, vor einer offiziellen und glänzenden Korona den Gedanken einen prägnanten Ausdruck zu geben, in deren Verwirklichung er die Aufgabe seines Lebens sieht. Seinen eigenen Glauben an die Bildungsfähigkeit und Ebenbürtigkeit der Neger weiteren Kreisen zu vermitteln und dieser Rasse durch unausgesetzte Arbeit an ihr die Stelle innerhalb der Gesamtmenschheit zu erringen, die ihr zukommt, darin sieht er seine Lebensaufgabe. Dieser Aufgabe dienen alle seine Reisen und Reden in Amerika. Dieser Aufgabe dient vornehmlich Tuskegee. Sie ist der Mittel- und Ausgangspunkt aller seiner Bestrebungen. So wird dort auch jährlich eine Negerkonferenz gehalten, auf der 800 bis 900 männliche und weibliche Vertreter der schwarzen Rasse sich einen Tag lang damit beschäftigen, die materielle, geistige, sittliche und religiöse Lage der Schwarzen zu untersuchen und Besserungen anzubahnen. Bereits haben sich aus dieser General-Negerkonferenz zahlreiche Lokalkonferenzen entwickelt. Eine weitere Konferenz, gleichfalls in Tuskegee, vereinigt sämtliche Beamten und Lehrer, die an den größeren Erziehungsanstalten des Südens tätig sind. Auf seine Initiative ist endlich auch die Gründung eines Vereins schwarzer Kaufleute und Industrieller zurückzuführen.

Zum Schluß nun noch einige kurze gelegentliche Aussprüche Washingtons:

„Mit Gottes Hilfe habe ich allen Groll gegen die Weißen der Südstaaten abgelegt wegen des Unrechtes, das sie meinem Volke zugefügt haben. Ich diene jetzt mit derselben Freudigkeit meinen weißen wie meinen schwarzen Brüdern und empfinde das tiefste Mitleid mit jedem, der so unglücklich ist, sich von Rassenvorurteilen beherrschen zu lassen." — „Der Prüfstein, an dem man den echten Gentleman erkennt, ist die Art, wie er mit einer ihm nicht gleichgestellten Rasse umgeht."

„Wenn irgendwo Anstrengungen gemacht werden, den Neger in seiner Entwickelung zu hemmen, so versuche man statt dessen doch lieber ihn anzuregen und zu ermutigen und ihn so zu einem nützlichen und intelligenten Bürger zu machen. Solcher Kraft- und Mittelaufwand wird tausendfach Zinsen tragen; er wird zwiefachen Segen bringen dem, der gibt, und dem, der empfängt."

Missionsrundschau.

Indien I.

Von Julius Richter.

Die letzte Rundschau über Indien ist in den ersten Heften des Jahrgangs 1899 veröffentlicht; es ist also ein halbes Jahrzehnt, dessen wichtigste Ereignisse wir jetzt kurz zusammenstellen sollen. Eine Übersicht, welche die Entwicklungen und Arbeiten von 1124 Missionaren und 6783 Gemeinden, von 193 Missionsärzten, 129 Missionshospitälern und 222 Polikliniken auf den Raum weniger Bogen zusammendrängen soll, kann nicht mehr als ein chronikartiger Bericht über die am meisten in die Augen fallenden Ereignisse sein. Wir verzichten deshalb darauf, eine geographische Wanderung durch alle wichtigen Missionsgebiete anzutreten, wie es die letzte Rundschau noch versuchte.

Zwei Züge treten beim Rückblick auf die letzten 5 Jahre mit erschrecklicher Deutlichkeit in den Vordergrund, Hungersnot und Pest. Der großen Hungersnot des Jahres 1897 folgte im Jahre 1900 eine zweite, viel umfassendere, schrecklichere, eine Notzeit, die sich den furchtbarsten an die Seite stellt, deren sich die leidensreiche Geschichte Indiens erinnert. Hatte die Hungersnot von 1897 etwa 570000 qkm mit einer Bevölkerung von 80 Millionen betroffen, so dehnte sich im Jahre 1900 das Notstandsgebiet über mehr als 600000 qkm aus und 61 Millionen Menschen waren sehr stark in Mitleidenschaft gezogen. Zur Zeit der höchsten Not litten nach Angabe der Regierung 49 Millionen Menschen Hunger, und $1^1/_4$ Millionen[1]) sind den Qualen desselben oder dem Hungertyphus erlegen. Zwei Umstände trugen dazu bei, die Not diesmal unerträglich zu machen. Einmal war Englands Kraft und Aufmerksamkeit durch den gleichzeitigen Krieg mit den Burenrepubliken, der damals in seinem unglücklichsten Stadium war, stark in Anspruch genommen. Immerhin hat die indische Staatskasse 15 Mill. M. zur Linderung der größten Not verwendet, zur Zeit der höchsten Not wieder 5 Mill. Menschen an Notstandswerken beschäftigt oder unentgeltlich gespeist; und Privatsammlungen, zumal aus den Kreisen der Missionsfreunde, brachten die ungeheure Summe von 60 Mill. M. auf.[2]) Es handelte sich diesmal nicht um einen einmaligen Ausfall des Monsun, sondern wie sich das Land von der Dürre des Jahres 1897 noch nicht erholt hatte und auch der Regenfall des

1) Der Meth. Ep. Rep. 1900 zählt 1 Mill. Todesfälle allein in Radschputana. Elders Rep. S. 25.

2) Die C.M.S. spendete 240000 M., Rob. Arthington 180000 M., die amerik. Lutheraner 94000 M, u. s. w.

Jahres 1899 schon unregelmäßig und schwach gewesen war, so blieb auch im Jahre 1901 und in der ersten Hälfte des Jahres 1902 der Regen noch in weiten Gebieten aus, sodaß es sich um eine regenarme, den Boden von Grund ausdörrende Notzeit von 5, in manchen Gegenden 7 Jahren handelte. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1902 sind in weitaus den meisten Gebieten reiche Regengüsse gefallen, sodaß die Winterernte des letzten Jahres vorzüglich gewesen ist. Nur beschränkte Gebiete wie etwa die Hälfte der Goßnerschen Mission in Tschutia Nagpur, der nordöstliche Dekkan im Gebiete der amerikanischen lutherischen und baptistischen Mission und der Madras Landdistrikt der Leipziger leiden bis heute unter Wassermangel und klagen über eine an die Grenze der Hungersnot gehende Teuerung. Sehr schlimm ist es, daß selbst eine vorzügliche Ernte die Spuren einer solchen Notzeit nicht zu verwischen vermag; zahllose kleine Besitzer und Pächter sind in den Notjahren in die Hände der Wucherer gefallen und ringen nun vergebens, sich aus ihren Klauen wieder herauszuwinden, sie nehmen ihnen die Ernte von den Feldern, um ihre Wucherzinsen zu decken. Hunderttausende haben sich entweder über das Land hin zerstreut oder sind ausgewandert, ihre Dörfer bleiben öde und zerfallen. Noch viel mehr haben durch Entbehrung und schlechte Ernährung so schweren Schaden an ihrer Gesundheit genommen, daß sie hilflos dahin siechen und den Seuchen zur Beute fallen.

Die Missionsgesellschaften haben in den Notjahren mit Hochdruck gearbeitet, und da ihnen tatkräftige Freunde die Hände reichlich füllten, konnten sie mit Suppenküchen, Wege- und Kapellenbauten, improvisierten Industrien und anderen Mitteln der erfinderischen Liebe Zehntausende über Wasser halten. Wir erwähnen nur den unermüdlichen, tatkräftigen Redakteur des New-Yorker Christian Herald Dr. Klopsch, der von seinem Leserkreis 1¹/₄ Mill. M. sammelte, dann ein Schiff mit Mais und anderem Korn befrachtete und mit diesen Vorräten nach Indien reiste, um selbst die Verteilung der Lebensmittel zu überwachen. Die englisch-indische Regierung hat die großartige und selbstlose, von den Missionen geleistete Hilfe anerkannt. Mit dem in dieser Notzeit neu gegründeten Kaisar i Hindorden für öffentliche Verdienste um Indien sind auch eine ganze Reihe von Missionaren, von den Deutschen Jul. Lohr in Bisrampur, ausgezeichnet worden.[1])

Am meisten ließen es sich die evangelischen Missionsgesellschaften angelegen sein, die hilflosen Witwen und Waisen zu sammeln. Die schon aus früheren Notzeiten vorhandenen Waisenhäuser wurden wieder bis auf den letzten Platz besetzt, neue sproßten wie die Pilze aus der Erde. Man hat berechnet, daß während der beiden Hungersnöte von 1897 und 1900 nicht weniger als 25 000[2]) Witwen und Waisen von der Mission aufgenommen

1) Dr. Neve, C.M.S.-Missionsarzt in Kaschmir, und Dr. R. A. Hume, Missionar des A.B. in Ahmedabad erhielten 1900 die goldene Medaille, acht andere Missionare die silberne. Seither sind noch einige weitere Missionare und Missionsschwestern dekoriert. Proc. 1901, 301; 1903, 229.

2) Pegg, der bekannte Leiter der großen Waisenhäuser des C.M.S. in Sikandra, rechnet 30 000 Waisen. Intell. 1903, 722. Ibidem 1902, S. 19

sind. Ein besonderer Zug dieser Waisenpflege sind die „Glaubens-Waisenhäuser“ (Faith. Orphanages) d. h. Häuser, für welche die heimatliche Missionsleitung Verantwortung und Kosten abgelehnt hatte, und die nun von tatkräftigen Missionaren und Missionsschwestern auf eigene Verantwortung im Vertrauen auf die Hilfe christlicher Freunde gegründet wurden. Weitaus die bedeutendste und interessanteste Gründung dieser Art ist die der Pandita Ramabai, des Mukti bei Khedgaon im Mahratta Lande, in dem gegen 2000 hilflose Witwen ein Heim fanden (s. 1901, S. 486 ff). Ein ähnliches Witwen-Waisendorf gründeten Herr und Frau Missionar Lawson (M. E.) bei Aligarh in den Vereinigten Provinzen; sie nahmen 1300 Witwen und Waisen in ihre Pflege. Herr und Frau Missionar Lee in Kalkutta (gleichfalls M. E.) gründeten ein Knaben- und Mädchen-Waisenhaus mit zusammen 280 Kindern[1]), der bekannte Freimissionar Norton ließ sich in Dhond bei Khedgaon nieder und gründete ein Knabenwaisenhaus mit 400 Kindern[2]).

Wenn früher große Notzeiten, zumal die von 1875—79, die Folge gehabt hatten, daß große Scharen an die Pforten der christlichen Kirche klopften und die Taufen sich rapide mehrten, so kann man von solchen Massentaufen im Anschluß an die beiden letzten Hungersnöte nicht reden[3]). Es war fast stillschweigende Verabredung der Missionare während der eigentlichen Notzeit möglichst wenige Taufbewerber anzunehmen, und möglichst keine, die von der Mission Unterstützung empfingen. Man wollte selbst den Schein vermeiden, als lege man es auf Scharen von Reischristen an. Als ich am Ende der schlimmsten Notzeit durch das Teluguland reiste, hörte ich wohl überall von größeren Tauffeiern, aber doch nur in Gebieten, wo längst

---

wird die Zahl genauer auf 24 360 Kinder angegeben. Der erwähnte Dr. Klopsch allein hat den Unterhalt von 5 000 Waisen auf 5 Jahre übernommen.

1) Dies Waisenwerk hat sich inzwischen (1902) zu einer selbständigen Mission, der Industrial Evangelistic Mission (J.E.M.) mit dem Sitz in London, entwickelt. Miss. Rev. 03, 758 ff.

2) In demselben Distrikte hat die A.B. Ahmednagar-Mission 2945, die S.P.G. gegen 1000 Hungerwaisen aufgenommen. Die Missionare des A.B. haben außerdem an 24 665 Kleinbauern Saatreis ausgeteilt, weiteren 1514 Unterstützung zur Neubeschaffung von Ochsen gegeben und 311 arbeitsunfähige Erwachsene verpflegt.

3) Einzelne Distrikte sind ausgenommen. In dem Agra-Mattra-Adjmir Distrikt der M.E. wurden bereits im Notjahre 1900 etwa 3000, im Jahre 1901 sogar 3474 getauft, und auch aus dem Jahre 1902 wird von großen Tauffeiern berichtet. Auch die Gudscherat Mission des M.E. hat sich 1902 um 30% (fast 5000 Täuflinge) vermehrt, und noch warten 700 Taufbewerber auf die Taufe. Es ist auffällig, daß gerade die M.E. es wieder sind, die so große Ernten einheimsen (vgl. unten sub. 4). Übrigens haben sich auch die Am. Presb. im Kolhapur Distrikt in den Jahren 1901 und 1902 von 334, dem Gesamtertrag der dreißigjährigen Arbeit seit 1871, binnen 12 Monaten auf 1150, also um 716 vermehrt.

vorher schon Bewegungen zum Christentum im Gang waren. In Tschutia Nagpur ist die christenfreundliche Bewegung trotz der Notjahre ungehindert fortgegangen; in den Telugu Missionen war die Mala-Bewegung während der Notzeit fast ins Stocken geraten, um erst nach Beendigung derselben mit neuer Kraft wieder einzusetzen (A. Bpt. Miss. Rep. 1903, 159). In Süd-Indien ist die Paria-Bewegung weithin unter dem Drucke der Not zum Stillstand gekommen.

Eine furchtbare Geißel für Indien ist die Beulenpest, welche seit dem Herbste 1896 das unglückliche Land mit unerbittlicher Heftigkeit heimsucht. Von Bombay ausgegangen, setzt sich die Seuche teils in einzelnen verkehrsreichen Mittelpunkten bei Puna, Patna, Hubli u. s. w. fest, wo sie immer wieder auftritt, teils breitet sie sich langsam, aber sicher fortschreitend von Taluk zu Taluk, von Provinz zu Provinz aus, sodaß man fast auf den Monat voraussagen kann, wann sie eine bestimmte Gegend erreichen wird; teils springt sie sporadisch und unberechenbar über weite Gebiete hinweg, um unvermutet in einer anderen Gegend aufzutauchen, überall Furcht und Entsetzen verbreitend und die vor Schreck fast sinnlose Bevölkerung wie ein Sturmwind auseinander jagend. Nach der amtlichen Statistik, die bei der Furcht der Hindu vor der Anzeige und den dann folgenden Haussuchungen, Desinfektionen und dgl. jedenfalls weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, sind im Jahre 1898: 118 000; 1899: 135 000; 1900: 193 000; 1901: 274 000; 1902: 577 000; im ersten Vierteljahr 1903: 331 000 Menschen an der Seuche gestorben. Ganz besonders furchtbar wütete die Seuche im Gebiete von Bombay und Puna einerseits und im Pandschab andererseits. In letzterer Provinz starben allein im Februar 1902 nicht weniger als 29 992 Personen, im Gudtschranwala Distrikt stieg Monate lang die Peststerblichkeit auf 1000 in der Woche, im Lodiana Distrikt auf 2900 in der Woche, im Sialkot Distrikt starben im Jahre 1902 allein 30 000 Menschen. Und die Pest ist heute stärker als je im letzten Jahrzehnt, zu einem Erlöschen der Seuche ist noch wenig Hoffnung. Es konnte nicht ausbleiben, daß eine so verheerende Seuche das Volk auf das tiefste erregte. Gerüchte aller Art über die Ursachen und den Zweck derselben durchschwirren die Luft. Bald sollten die Missionare Giftpulver in die Quellen und Brunnen streuen, um die Heiden zu töten, bald die englische Königin oder der König eine allgemeine Vergiftung des Volkes befohlen haben. Auf der andern Seite war man geneigt, in der Seuche ein Strafgericht Gottes über die Sünden des Volkes und in der weitgehenden Verschonung der Christen (der eingeborenen fast in demselben Maße als der englischen) eine gnädige Bewahrung Gottes, einen Sieg Christi zu erblicken (Proc. 03, 206, 262; Un. Presb. Rep. 03, 48. 74 u. s. w.)[1]) Die Missionsarbeit wurde durch die Pest auf mancherlei Weise gestört, Basarpredigt und Distriktsreisen

1) Z. B. in Bombay, der am schwersten heimgesuchten Stadt, starben an der Pest an den 5 Epidemien 1806—1901 91 Europäer und Eurasier, 308 indische Katholiken, besonders Goanesen, aber nur 66 protestantische Indier (von 2265) trotzdem die Protestanten zum Teil in gesundheitlich stark gefährdeten Bezirken wohnen. Int. 1902, 20.

wurden unterbrochen, Schulen gesprengt, Senana verschloßen, die Bevölkerung ganzer Dörfer und Städte zerstreut. Bei alledem haben wir Anlaß zu aufrichtiger Dankbarkeit dafür, daß die Christengemeinden nur relativ sehr geringe Verluste erlitten haben; ihre weit größere Bereitwilligkeit, sich der Pestserum-Impfung zu unterwerfen, schützte sie. Und von den bei der selbstverleugnenden Liebesarbeit der Ansteckungsgefahr in hohem Maß ausgesetzten Missionspersonale sind der Pest nur sehr wenige zum Opfer gefallen. In Puna starb Mrs. Gilder daran.

Daß im Gefolge der Hungersnot die Cholera verheerend durch das Land ziehen werde, ließ sich leider erwarten. Sie hat besonders im Telugu Lande und im Berglande von Radschputana und in Kaschmir gehaust; zwei Missionare der Breklumer Mission in Jeypur, Timm und Kuhlmann, einer von der C.M.S. Thompson unter den Bhils sind von ihr dahin gerafft. Noch schmerzlicher war der plötzliche Tod von Miß Isabella Thoburn, der Gründerin und langjährigen Leiterin des woman college in Lakhnau, gleichfalls an Cholera (1. Sept. 1901).

Viel Untersuchens und Fragens ist im letzten halben Jahrzehnt über Reform des Schulwesens gewesen. Zunächst ging Bengalen, welches das am höchsten geschraubte Schulwesen hat, mit einer teilweisen Umgestaltung desselben vor (Jan. 1901)[1]; es handelt sich dabei hauptsächlich um eine Zurückdrängung des Englischen zu Gunsten der einheimischen Sprache auf der Unter- und Mittelstufe: In den untersten Klassen soll ausschließlich die Muttersprache der Kinder Schulsprache sein; in den Mittelklassen soll neben dem englischen Kursus ein gleichberechtigter Parallelkursus in der einheimischen Sprache eingerichtet werden; und neben das klassische Entrance-(Maturitäts)Examen, bei dem neben Englisch die klassischen Sprachen des Ostens und Westens maßgebend sind, soll ein modernes Entrance mit Bevorzugung der realistischen Fächer und der Landessprachen treten. — Viel weitgreifender und wichtiger für das ganze Missionsschulwesen sind die Vorschläge der Universitäts-Untersuchungs-Kommission, welche 1901 und 1902 getagt[2]) und umfassende Abänderungs Vorschläge ausgearbeitet hat. Danach sollen alle second grade Colleges (d. h. diejenigen, welche nur bis zum F. A. (first in Arts Examen) führen), aufhören zu existieren. Colleges und High Schools sollen fortan in verschiedenen Gebäuden untergebracht werden und unter verschiedener Oberleitung stehen. In jedem Taluk (Regierungsbezirk) soll die Regierung eine Muster Primar Schule einrichten, an deren Spitze ein akademischer Lehrer (F.A.) stehen soll. Diese Änderungen würden, falls sie alle Gesetz würden, den Schulbetrieb erheblich verteuern, und wenn schon jetzt in Missionskreisen eine wachsende Neigung vorhanden ist, das Heidenschulwesen einzuschränken und

1) „A scheme for the remodelling of Vernacular education in Bengal." 2 Januar 1901. (cf. Proc. 1902, 190).

2) Sie eröffnete ihre Verhandlungen am 2. Sept. 1901 in Simla unter dem Vorsitz des Vizekönigs Lord Curzon, und bei dieser Gelegenheit wurde an den Resultaten des bisherigen Erziehungssystems eine freimütige, scharfe Kritik geübt. Proc. 1902, 185. ff.

sich mit der Pflege des Christenschulwesens zu begnügen (Lond. Miss. Rep. 03, 120), so würde diese Reform ein starker Antrieb zu einer solchen Änderung der Missions Schulpolitik werden. (Leipz. Jahresb. 03, 49 f.)

Stand die ganze Madrasser Zehnjahrs-Konferenz (Dez. 1902) unter dem Zeichen der Kooperation, so ist das Bedürfnis des Zusammenschlusses besonders stark in den presbyterianischen Kreisen und hat hier bereits zu greifbaren Resultaten geführt. Im Januar 1901 tagte in Allahabad in Verbindung mit der Evangelischen Allianz eine Delegierten-Versammlung der 12 presbyterianischen Missionen in Indien (nebst Arabien), welche 7 Synoden, 33 Presbyterien, 324 Geistliche mit 139 Hilfsgeistlichen und 52426 erwachsenen Christen von den Abhängen des Himalaya im Norden bis nach Colombo im Süden vertraten. Der Kirchenkörper soll den Namen „presbyterianische Kirche Christi in Indien" erhalten. Bereits haben die im Tamulen-Lande arbeitenden presbyt. Missionen Schritte getan, in Arkot ein gemeinsames theologisches Seminar (Union College) zu errichten.

Im anglikanischen Episkopat Indiens haben einige tiefgreifende Wechsel stattgefunden. Der sehr hochkirchliche, aber von feurigem Missionseifer beseelte Bischof Weldon, der Metropolitan Indiens, ist seiner erschütterten Gesundheit wegen nach England zurückgekehrt und ist Canon von Westminster geworden. Zu seinem Nachfolger in Kalkuta ist der bisherige Bischof von Kolombo, Copleston, ernannt, ein ritualistischer Heißsporn, der durch seine Kontroverse mit der C.M.S. (Warneck, Abriß S. 293) unliebsam bekannt geworden ist. In Madras ist an Stelle des nach 38jährigem gesegneten Episkopate in den Ruhestand getretenen Gell der tüchtige Whitehead 1899, in Lahore an Stelle des verstorbenen Bischofs Matthew der als Mohammedaner-Missionar hervorragende Lefroy (1899) ernannt, beides extreme Hochkirchler, aber durch und durch Missionsmänner. Zu den bereits vorhandenen 10 Bischofsitzen ist in Zentral-Indien ein neuer mit dem Vorort Nagpur gegründet, er umfaßt die Zentral-Provinzen, Radschputana und Teile von Haidarabad. Außer einigen zerstreuten Stationen des C.M.S. (Jabalpur, Ghond- und Bhil-Mission) giebt es freilich z. B. in diesem Gebiete nur einige wenige Kapläne. Zum Bischof ist wieder ein ausgesprochener Hochkirchler, Dr. Eyre Chatterton, bisher 9 Jahre lang Haupt der Dubliner Universitäten-Mission in Hazaribagh, ernannt. Die anglikanische Kirche Indiens gerät in immer extremer ritualistische Bahnen, und die Lage der evangelikalen C.M.S. wird dadurch immer schwieriger.

Eine überaus glänzende Entfaltung der englischen Macht in Indien brachte das Darbar von Delhi im Januar 1903, auf dem in Gegenwart fast sämtlicher Radschas und Maharadschas König Eduard zum Kaiser von Indien proklamiert wurde. Die indischen Christen hatten bereits im Juni 1902 bei der Königskrönung in Westminster durch eine Deputation, an deren Spitze der evangelische Prinz Sir Harnam Singh, Radscha von Kaparthala stand, eine Ergebenheitsadresse in einem überaus sinnigen und künstlerischen Behälter (siehe die Beschreibung Proc. 03, 179) überreicht. Sie benutzten die Gelegenheit des Darbar, um eine Konferenz zu halten, in der sie über einen

Zusammenschluß der indischen Kirchen zur Vertretung gemeinsamer, besonders sozialer Interessen berieten. 150 Abgesandte waren zu diesem Zwecke in Delhi zusammengetreten.

Gelegentlich der indischen Missionsstatistik (1903 S. 527) wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich einzelne Zweige des indischen Missionswesens wie die ärztliche und die Frauen Mission in einem besonders erfreulichen Zustande des Aufschwungs befinden. Wir haben hier noch einige solche Zweige zu besprechen; zunächst die Industrie Mission. Drei wichtige Antriebe weisen auf sie hin. Vor allem bietet sie allein die Möglichkeit, die Zehntausende von Waisen, welche die Mission in den Notzeiten unter ihre Obhut genommen hat, zu einem gewinnbringenden Lebensberufe zu erziehen. Zweitens wird und muß mit dem massenhaften Einströmen armer, vielfach bettelhafter Kastenloser in die Kirche, eine intensive Arbeit auch an ihrer sozialen und materiellen Hebung hergehen, wenn die Massenbewegungen nicht mehr ein Schaden und eine Schande als eine Förderung für die Sache des Christentums werden sollen. Drittens muß die Mission darauf bedacht sein, zumal die illitteraten Scharen ihrer Christen zeitweise, entweder während des Katechumenats oder später, in spezielle Pflege zu nehmen und sie zu diesem Zwecke um sich zu sammeln; es ist hocherwünscht, daß dieselben während solcher Zeiten sich ihr bescheidenes tägliches Brot durch ihre Hände Arbeit verdienen. Unter diesen drei Gesichtspunkten haben fast alle indischen Missionen, besonders die nordindischen, intensive Industrie-Arbeit in ihr Programm aufgenommen, haben Arbeitsschulen gegründet, Werkstätten eingerichtet u. s. w. Die beiden Hauptschwierigkeiten sind: 1) welche Berufsarten ermöglichen es den außerhalb des Kastenverbands stehenden Christen eine selbständige Existenz zu gründen? 2) wo ist ein ausreichender Markt für die Produkte der Missionswerkstätten? Die Lehrmeisterin der indischen Gesellschaften ist die Basler Mission, deren industrielle Betriebe allgemein als mustergiltig anerkannt werden. Zur Förderung und Unterstützung dieser industriellen Bestrebungen hat sich von Schottland aus 1897 eine Industrie-Missions-Hilfs-Gesellschaft (Industrial Mission Aid Society, J.M.A.S.) gebildet mit dem Sitz in Bombay. Ihr Zweck ist, „die Arbeit der Missionen zu unterstützen durch Einrichtung von Industrien, die in enger Verbindung mit den anderen Missionszweigen, aber finanziell getrennt davon betrieben werden.“ Sie unterhält eine eigene, gut eingerichtete Teppichweberei in Ahmednagar; vor allem will sie 1) ein Auskunftsbüreau sein, um allen Missionaren bei der Auswahl passender Industriezweige, der Beschaffung des erforderlichen Handwerkszeugs u. dgl. behilflich zu sein, 2) ein Vermittlungsbüreau für den Verkauf der in den Werkstätten hergestellten Produkte. Zu diesem letzten Zweck hat sie bereits in Bombay und London verschiedene Läden und Geschäfte eingerichtet. (Vgl. über diese ganze Frage den instuktiven Artikel von Pegg, Intell. 1903, 722 ff. auch Miss. Rev. 1903, 756 ff.) Zu Anfang 1902 fand in Bombay eine Industrial Conference sachkundiger Missionsleute statt. Ein anderer Missionszweig, der sich erfreulich entwickelt hat, ist die Aussätzigen Mission. Bei der ausführlichen Besprechung dieses Gebiets (Allg. M. Z. 1899, 49, 119, 164) konnten wir in der Statistik S. 174 nur 26 Asyle aufzählen. Nach den

Tabellen des Missionszensus von 1900 sind es jetzt 41 Asyle mit 4500 Pfleglingen. Die selbstverleugnende Arbeit gedeiht in der Pflege der ebenso umsichtigen wie energischen Edinburger Aussätzigen Gesellschaft.

Auf die soziale Lage der Christen wirft ein interessantes Licht eine Zusammenstellung, welche der Indier Modak in seinem 1900 veröffentlichten Adreßbuch (Directory) der indischen evangelischen Kirche gegeben hat. Danach sind 1010 ordinierte Geistliche (nach der offiziellen Statistik nur 893, aber die Rubrik „ordinierte Geistliche" geht bei manchen, zumal independenten Gesellschaften mit den andern „Katechisten, Prediger rc." durcheinander); 590 Ärzte, 1098 im Regierungsdienst mit über 600 Rup. Gehalt (für indische Verhältnisse ein beträchtliches Einkommen), 92 Anwälte, 15 Ingenieure, 33 000 irgendwie als Angestellte im Dienste der Mission, 39 000 Ackerbauer.

Die weitaus bedeutendste und einflußreichste Missionsgesellschaft in Indien, die Church Miss. Soc. (in ihrem Dienste stehen von den 976 Missionaren 194, von den 893 ordinierten Indiern 164, von den 5855 Katechisten sogar 2341) hat sich im letzten halben Jahrzehnt eindringend mit den Fragen der künftigen Organisation der indischen Kirche beschäftigt. Die Verhandlungen über eine Reorganisation ihrer Gemeindeordnung, das Church Council System, sind noch nicht zum Abschluß gekommen. Dagegen ist über die Kirchenverfassung ein großes Promemoria „on the constitution of churches in the mission field" (Proc. 1901, 531 ff; Intell. 1901, 241—270) veröffentlicht; danach sollen im Prinzip Europäer und Hindu in Indien zu einer bischöflich verfaßten Kirche zusammengeschlossen und an die Spitze derselben langsam erprobte Eingeborene gestellt werden. (Vgl. dazu das interessante Votum des früheren Gouverneurs von Bengalen Sir Charles Eliott, Proc. 1901, 204).

Viel gebetet und gearbeitet ist in den letzten Jahren um eine offene Tür nach dem verschlossenen Tibet. Neben der Brüdergemeine, die seit einem halben Jahrhundert in West Tibet auf Vorposten steht, hat die L.M.S. von Almora in Kamaon, die M.E. von Naini-Tal und in Gharwal, die skandinavische Allianz Mission von Ghum bei Dardjiling und die Assam Frontier Pioneer Mission (Messes, Lorrain und Savidge) von Sadiya unter dem Abor-Stamme in Ost-Assam aus ihre Vorposten bis hart an die Grenze vorgeschoben, und Miß A. Taylor hält auf ihrem einsamen, verlorenen Posten in Yatong ein paar Stunden jenseits der Grenze Wache. Durch den russisch-tibetischen Vertrag von 1903 ist die Aussicht für die evangelische Mission ungünstiger als je. § 3 desselben beginnt: „Volle Religionsfreiheit genießen in Tibet die russische Orthodoxie und der Lamaismus; dagegen sind alle andern religiösen Lehren streng verboten." Rußland will Tibet für sich allein in Anspruch nehmen, und man weiß, wie intolerant die russische Orthodoxie speziell gegen die evangelische Mission ist. (Der Vertrag ist abgedruckt. Miss. Rev. 1903, 554).

Chronik.

Im Chin. Rec. (1903, 148) schreibt der bekannte Dr. Martin (cf. A. M. Z. 1903, 439 f.) über den Missionsbischof **Schereschewsky und seine chinesische Bibelübersetzung:** „Gestern überbrachte mir die Post ein vollständiges Exemplar dieses bedeutenden Werkes, auf das wir seit vielen Jahren warteten. Im klassischen Chinesisch geschrieben, ist es eine ausgezeichnete Frucht eines Baumes, der von Dr. Morrison vor einem Jahrhundert gepflanzt worden ist. In der Zwischenzeit haben Männer wie Medhurst, Legge, Bridgmann, Goddard u. a. ihr Leben eingesetzt, China mit einer vollkommenen Übersetzung der heil. Schrift zu beschenken. Keiner dieser Übersetzer ermangelte guter Erfolge; aber keiner von ihnen erreichte das non plus ultra. Ich behaupte auch nicht, Schereschewsky habe in seiner vorliegenden Übersetzung absolute Vollkommenheit erreicht. Aber was ich für ihn in Anspruch nehme — es ist freilich ein gewaltiger Anspruch —, ist das, daß er gleich dem hochstrebenden Jüngling in Longfellows Excelsior eine Höhe erstieg, auf der über ihn hinaus keine Fußspuren mehr vorhanden sind. Zweierlei hat ihn für das Werk der Bibelübersetzung besonders befähigt: eine völlige Vertrautheit mit der hebräischen und der griechischen Sprache und eine ebenso gründliche Kenntnis des klassischen Chinesisch. In dem ersten übertraf Bischof Schereschewsky alle seine Vorgänger, und in dem zweiten steht er den besten unter ihnen vollkommen gleich. Seine Lebensführung schien ihn in der Tat dafür prädestiniert zu haben, ein auserwähltes Rüstzeug zu sein, ein solches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Von jüdischen Eltern geboren und für das Amt eines Rabbi bestimmt, las er das Hebräische von seiner Kindheit an und erlangte eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der Literatur des alten Testaments. Nachdem er sich zum Christentum bekehrt und einen Kursus auf einem theologischen Seminar (in Amerika) absolviert hatte, wo er sich im Griechischen sehr ausgezeichnet hatte, lenkte irgend etwas seine Aufmerksamkeit auf China, dieses große Feld, auf dem alle diese Errungenschaften ihre Verwendung finden sollten. Um dieselben wirksam zu machen, eignete er sich eine Kenntnis des Chinesischen an, die er sich durch einen langen Aufenthalt in Peking erwarb. Schon damals lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Seine erste Arbeit als Übersetzer war im Verein mit andern Missionaren eine Übersetzung des neuen Testaments in den Mandarindialekt. Darauf übersetzte er allein das alte Testament in dieselbe Mundart. Es war das Werk von Jahren und ist so vortrefflich gelungen, daß es nicht leicht, wenn überhaupt, übertroffen werden kann. Aber das alles war nur ein Vorspiel zu der Aufgabe, deren Lösung sein Leben krönt. Mandarin ist die Umgangssprache eines Teiles von China. Schereschewsky aber war bestimmt, eine chinesische Version der heil. Schrift in der Schriftsprache für das ganze Reich zu liefern.

Eine Zeitlang war große Gefahr, daß er dieser seiner Aufgabe entzogen werden möchte. Denn seine Begabung und seine Gelehrsamkeit führten zu seiner Wahl zum Bischof der gesamten amerikanischen bischöflichen Mission in China. Wie sollte er da in diesem so großen Wirkungskreis noch Zeit für Bibelübersetzungen finden? Da aber verlor er infolge eines heftigen Fiebers den Gebrauch seiner

Hände und Füße und sah sich genötigt, sein Bischofsamt niederzulegen. Aber die Krankheit hatte seinen Geist ungeschwächt gelassen, und so beschloß er, den Rest seiner Tage dem Werke der Bibelübersetzung in die klassische Sprache Chinas zu widmen. Welch ein Bild: seine treffliche Frau besorgte seine Korrespondenz, eine liebevolle Tochter stand ihm hilfreich zur Seite und ein edelgesinnter Sohn trug ihn auf seinen Schultern von der Studierstube ins Eßzimmer! Nahezu 15 Jahre hat er unter diesen erschwerenden Umständen gearbeitet, und nun liegt das Ergebnis vor uns in dem herrlichen Bande. Seine noch übrigen Jahre, ob es wenige oder viele sein mögen, werden eine angemessene Verwendung in der Revision nachfolgender Ausgaben des Werkes finden. Ohne Zweifel aber wird die „Bischofsbibel", um den bereits acceptierten Titel zu gebrauchen, sofort als hohe Autorität anerkannt werden und im Lauf der Zeit alle andern Übersetzungen verdrängen Ich will mich nicht in eine detaillierte Kritik einlassen, noch irgendwelche Stellen, in denen der Bischof seine Vorgänger übertroffen hat, hervorheben. Es möge genügen zu sagen, es gibt kein Kapitel, in dem der aufmerksame Leser nicht überrascht sein dürfte durch Abweichungen von den bisherigen chinesischen Übersetzungen. Diese Änderungen sind zum größten Teil nicht geradezu revolutionär, aber sie werfen fast immer so viel neues Licht auf den Text, daß die Übersetzung den Wert eines Kommentars gewinnt. Sie ist in Japan für die amerikanische Bibelgesellschaft gedruckt worden."

* * *

Wie die Method. Church of Australia Miss. Rev. (1903, Okt.) berichtet, ist seitens der Sendboten der Australischen Wesleyanischen Methodisten die **Übersetzung des neuen Testaments in die Sprache der Eingeborenen von Neu-Pommern** (früher Neubritannien) jüngst vollendet und in Sydney gedruckt worden. Zwei fein gebundene Exemplare derselben hat die Gesellschaft dem deutschen Kaiser überreicht, von welchem durch Vermittlung des kaiserl. Gouverneurs Hahl folgende Antwort eingegangen ist: „Seine Majestät der Kaiser und König hat von dem Vorsitzenden der Wesl. Meth. Missions-Gesellschaft die 2 Exemplare des in die Eingeborenensprache der Gazellenhalbinsel übersetzten Neuen Testaments gnädig angenommen und sendet für diese Gabe seinen Dank. Mit dem größten Vergnügen habe ich auch mitzuteilen, daß Seine Majestät mich gnädigst beauftragt hat, dem Vorsitzenden Rev. Fellmann den Königl. Kronenorden 4. Kl. zu überreichen, was geschehen soll, sobald der genannte Herr aus Deutschland zurückgekehrt sein wird."

* * *

In einer in Allahabad erscheinenden viel gelesenen Hindu-Zeitung schreibt (nach Life and Work. The Ch. of Sc. Mag. and Miss. Rec. 1903. 114) ein (auch englisch) gebildeter Hindu über den **Wert der Bibel als Lehrbuch in höheren Schulen:** „Ich denke, daß unsre Schüler, auch ohne Gefahr zu laufen sich der christlichen Kirche anzuschließen, von der Aufnahme der Bibel in ihren Studienplan großen Gewinn haben werden; sie werden ernstere, nachdenkendere und bessere Menschen werden. Es ist eine Tatsache, die niemand leugnen kann, daß die Schüler der Missions-Gymnasien gewissenhaftere, wahrheitsliebendere, ehrenwertere und bezüglich ihres Betragens in jeder Be-

ziehung bessere Menschen sind, als die unserer Anstalten. Ich kann Autoritäten zitieren; die kompetentesten Richter stimmen diesem Urteil zu. Ich bin kein Christ, aber ich denke, je Christus-ähnlicher wir werden, desto besser ist es für unser Land. Und um die Erreichung dieses göttlichen Ziels zu sichern, ist nichts wirkungsvoller, als täglich und wiederholt vor den Geist unsrer Schüler das Ideal der Liebe, der Selbstverleugnung und des Leidens für andere zu stellen, wie es die Evangelien uns zeigen. Welche Gestalt unsrer alten Geschichte erfüllt uns mit mehr Ehrfurcht, als die Radscha Ram Tschandra's? Aber die Geschichte seines Lebens und seiner Lehren wird verunstaltet durch schmutzige Ungereimtheiten und ihr Wert als eines Vorbildes dadurch verunziert. Wie einfach, wie unmittelbar, wie schmucklos ist dagegen die evangelische Geschichte! Sie trägt das Gepräge der Wahrheit in sich selbst. Äußere Beweise sind nicht nötig. Eine halbe Stunde Bibelstudium tut mehr einen Menschen umzugestalten als ein ganzer Tag, der auf die Wiederholung der Verse der Paranas oder der Gebete des Rig Veda verwendet wird."

* * *

Aus der **„Großen Kabylie"** berichtet D. Kurze auf Grund eigner Anschauung folgendes: Wohl der interessanteste Zweig der über Nordafrika zerstreuten Berberbevölkerung sind die Kabylenstämme Algeriens. Am reinsten von aller Beimischung arabischer Elemente haben sich dieselben in der sogenannten „Großen Kabylie", einem von dem Dschurdschura-Gebirge durchzogenen wildromantischen Berglande an der Grenze der Departements Algier und Konstantine erhalten. Weder Rom noch Byzanz noch die arabische Invasion vermochte den Unabhängigkeitssinn dieses tapferen Bergvolkes zu brechen; erst als unter Marschall Randon im Jahre 1857 die französischen Kolonnen durch die Engpässe der Dschurdschura eindrangen, war es mit der Freiheit der Kabylen zu Ende; doch haben ihnen die Franzosen, im Gegensatz zu der arabischen Bevölkerung Algeriens, immer noch gewisse Sonderrechte und einen Rest von Selbstverwaltung gelassen.

Schon die Tatsache, daß in der „Großen Kabylie" auf einem Terrain, auf dem nur ca. 50000 Europäer ihren Lebensunterhalt finden würden, eine Viertelmillion Kabylen dem oft sehr beschwerlich zu bebauenden Gebirgsboden die nötige Nahrung abgewinnen, deutet darauf hin, daß der Kabyle im geraden Gegensatz zu dem nomadisierenden Araber ein fleißiger Ackerbauer ist, der jedes Fleckchen fruchtbaren Landes benutzt, und wenn es auch nur gerade groß genug ist, einen Feigen- oder Ölbaum zu tragen. Wie Adlerhorste sind die Kabylendörfer hoch hinauf auf die Zacken und Grate der Dschurdschura-Bergketten gebaut, teils der Sicherheit wegen, teils um nichts von der kostbaren Ackerkrume als Bauterrain verwenden zu müssen.

Haben die Kabylen auch seit langer Zeit die mohammedanische Religion angenommen, so nehmen sie doch dem Islam und besonders seinen das tägliche Leben regelnden zeremoniellen Vorschriften gegenüber einen viel freieren Standpunkt ein, als die Araber. Dieser Unterschied tritt auch in der freieren Stellung zutage, die bei den Kabylen das weibliche Geschlecht einnimmt, das, von einzelnen vornehmen, besonders Marabutfamilien abgesehen, frei und unverschleiert einhergehen darf. Immerhin ist das Los der Frau auch bei den Kabylen

ein unwürdiges. Schon als 10—12jähriges Mädchen, wenn die Kabylin Spinnen und Weben, sowie die Zubereitung des Kuskus, der Lieblingsspeise des Bergbewohners, gelernt hat, muß sie jeden Tag gewärtig sein, an einen ungeliebten Gatten verkauft zu werden, der das Recht hat, sich noch andre Frauen hinzuzukaufen und jede nach Belieben wieder zu verstoßen.

Bei der Nähe Algeriens konnte es nicht ausbleiben, daß die evangelische Mission auch das tapfere und fleißige Bergvolk der Kabylen in den Bereich ihrer Tätigkeit zog. Vor 22 Jahren ließen sich die ersten Glaubensboten, ein französischer Schweizer und zwei Engländer, in dem Bergdorfe Dschemâ-Sahridsch nieder, und jetzt wird in der Dschurdschura auf 6 Stationen von 4 verschiedenen evangelischen Missionsvereinen unter den Kabylen Missionsarbeit getrieben. Ich war, als ich im Herbst 1903 die „Große Kabylie" kreuz und quer durchstreifte, erstaunt über den tiefgehenden Einfluß, den die evangelische Mission auf die Eingeborenen ausübt. Die Predigt der Missionare, denen bereits das von dem Schweizer Cuendet in die Kabylensprache übersetzte Neue Testament und ein Liederbuch zur Verfügung steht, findet jetzt fast überall freundliche Aufnahme, und ich hatte öfters Gelegenheit, die intelligenten Fragen zu bewundern, die die Zuhörer an den predigenden Missionar richteten. Einer großen Liebe und Anhänglichkeit erfreuen sich auch die Frauen der Missionare und die Missionslehrerinnen bei dem weiblichen Teile der Bevölkerung. Ebenso bedeutsam ist die ärztliche Hilfe, welche die evangelische Mission den von Krankheiten vielfach heimgesuchten Kabylen zuteil werden läßt. Um so bedauerlicher ist es, daß das zur Zeit von den Jesuiten beeinflußte französische Gouvernement in Algerien den evangelischen Missionaren alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. So dürfen letztere z. B. der Kabylenjugend weder Lesen noch Schreiben lehren, während dies den katholischen Missionaren natürlich unverwehrt ist. Auch hat die französische Gensdarmerie den geheimen Auftrag, jede Bewegung der evangelischen Missionare aufs genaueste zu überwachen.

❧ ❧ ❧

Literatur-Bericht.

Frau **Rijnhart**, Dr. med.: „Wanderungen in Tibet". Autorisierte Verdeutschung mit Bildern und einer Karte. Calw. 1904. 2 Mk. Die ergreifende Geschichte des abenteuerlichen Versuchs des freimissionarischen Ehepaares Rijnhart (er ein Holländer, sie eine Kanadierin), von China aus über Sining in Tibet einzudringen, um dieses verschlossene Land dem Evangelio zu öffnen und womöglich in seiner Hauptstadt Lhasa sich niederzulassen. Der kühne 1896 unternommene Versuch nahm ein tragisches Ende: nur wenige Tagereisen von Lhasa zur Umkehr gezwungen, verschwand Rijnhart, als er nach einem räuberischen Überfall in einem Zeltlager Hilfe suchte, sodaß die allein gelassene Frau nach vergeblichem Forschen über seinen Verbleib auf einer langen, beschwerlichen und gefahrvollen Reise nach Schanghai zurückkehren mußte, von wo sie in ihre Heimat sich begab. Man muß den Heroismus dieser glaubensstarken Pioniere bewundern, aber er unternahm ein verfrühtes

Wagnis, für dessen Gelingen von vornherein so gut wie keine Aussicht vorhanden war. Was die Reisenden erlebt und die tapfre Frau in fesselnder Weise erzählt, ist für unsre Kenntnis der tibetischen Zustände und namentlich der Lamas und der Buddhisten-Klöster sehr lehrreich.

L. Öhler: „Tamate. Aus dem Leben des Bahnbrechers und Märtyrers der Neuguinea-Mission James Chalmers". Calw. 1904. 2 Mk. Eine sehr lesenswerte, auf Grund der englischen Quellen anschaulich geschriebene Biographie des unsern Lesern wohl bekannten Helden von Neuguinea, der die romantische Mission der Londoner Gesellschaft in dem englischen Protektorate (dem südöstlichen Teile) der Insel neben Murray, Macfarlane und Lawes begründet hat und 1901 im Alter von 60 Jahren von einem wilden Stamme auf der kleinen Insel Garibari, dem er von Angesicht und selbst dem Namen nach noch unbekannt war, ermordet worden ist.

Spiecker: „Er führet mich auf rechter Straße. Im Kapland. Erlebnisse und Erfahrungen beim Besuch unsrer Missionsgemeinden." Gütersloh. 1903. 1, geb. 1.50 Mk. Die Schrift zerfällt in 2 Teile. Der erste enthält (S. 5—147) in 16 Abschnitten Auszüge aus dem Tagebuche des Verfassers, der Ende Oktober 1902 eine Visitationsreise in das südafrikanische Arbeitsgebiet der Rheinischen M. G. antrat, aber infolge des plötzlichen Todes des Inspektors Dr. Schreiber dieselbe abbrach, nachdem er nur kurze Zeit im Hererolande verweilt und das Namaland, dem sein Besuch besonders zugedacht war, gar nicht betreten hatte. So beschränkt sich der Visitationsbericht wesentlich auf die Kapschen Gemeinden, in die er uns einen lehrreichen Einblick tun läßt, der neben allerlei Schattenhaftem viel Lichtvolles uns sehen läßt. Der zweite Teil behandelt (S 149—186) neben Charakteristiken der sittlich-religiösen Zustände, der politischen, sozialen und ökonomischen Lage der Kapschen Gemeinden und einer Konferenz der dortigen Missionare 4 missionstheoretische Fragen über die finanzielle Selbständigkeit, die eingebornenen Gehilfen, die Organisation der Gemeinden und ihre Mitarbeit an dem Werke der Mission — nicht immer Neues, aber meist Zutreffendes bringend.

Von den jetzt auch seitens der Leipziger M. G. herausgegebenen missionstheoretischen Studien verdienen wesentlich 2 von dem Missionar **Zehme** verfaßte Erwähnung und Empfehlung:

1) „Die Lehre von der Seelenwanderung in ihrer Bedeutung für das religiös-sittliche Leben des Inders." Nebst einem Anhang: „Zwei Gespräche mit einem Siwaiten über die Seelenwanderung" und

2) „Die tamulische Singpredigt." Nebst einem Anhang: „Legenden des Großen Purana, die in heidnischen Singpredigten zum Vortrage kommen." Beide: Leipzig 1903, je 30 Pfg.

Hansen, S. V. D: „Missionskarte von Afrika nach der neusten Ausgabe der Missiones Catholicae und andern authentischen Quellen." Verlag der Missionsdruckerei Steyl, postlagernd Kaldenkirchen (Rheinland). 1903. Preis? Die Anzeige dieser großen (im Maßstabe von 14 500 000), mit sorgfältigem Fleiß gearbeiteten, auch technisch einwandfreien und übersichtlichen

Generalkarte von Afrika macht mir viel Freude, weil sie — soweit meine Kenntnis reicht — zum ersten Male aus dem katholischen Lager ein Kartenbild bringt, welches auf Grund eingehenden Studiums mit ziemlicher Ausführlichkeit auch die evangelischen Missionen neben den katholischen einzeichnet. Es war eine bis dahin noch nicht gehörte Stimme, als im „Kath. Seelsorger“ XV. S. 456 P. Schwager gleichfalls S. V. D. (Steyler Missionshaus) in einem „Das Missionswesen des deutschen Protestantismus“ mit überraschender Sachkenntnis und Gerechtigkeit behandelnden Artikel schrieb: „In der so oft ventilierten Frage nach den Erfolgen der protestantischen Mission ist unsre Antwort eine andre als sie noch manchmal gegeben wird. Gestützt auf mündliche und schriftliche Zeugnisse katholischer Missionare aus den verschiedensten Missionen und Gesellschaften sowie auf das Studium zuverlässiger Quellen müssen wir es offen aussprechen: die protestantische Mission ist auch qualitativ nicht so erfolglos wie man oft annimmt, und es wäre an der Zeit mit der unterschiedslosen Verwendung des Schlagworts von der völligen Unfruchtbarkeit und Erfolglosigkeit der protestantischen Missionen endlich einmal aufzuräumen[1].“ Möchte es ein gutes Vorzeichen eines gegenseitig freundlicher und gerechter werdenden Verhaltens sein, daß nun auch P. Hansen (St. Gabriel bei Wien) durch eine ziemlich korrekte kartographische Registrierung der evangelischen Missionen ihre tatsächliche große Ausdehnung konstatiert. Natürlich treten auf seiner Karte die kath. Missionsgebiete und Missionsstationen leuchtender hervor schon durch ihre farbige Bezeichnung, aber obgleich die evangelischen schwarz figniert sind, so sind doch die Gesellschaften und Distrikte fast lückenlos und die Stationen ziemlich zahlreich angegeben, nur sind sie nicht immer unterstrichen. Bezüglich der kath. Missions-Gesellschaften und -Gebiete sind uns sehr wertvoll die beigegebenen Erklärungen wie die alphabetischen und numerischen Reihenfolgen. Die Lage der eingezeichneten evang. Missionsstationen ist freilich nicht immer richtig angegeben: z. B. die brüdergemeinlichen Stationen Rungwe und Utengule im Nordwesten des Njassa sind ganz verzeichnet — aber darauf will ich nicht speziell eingehen. Immer bleibt der Versuch anerkennenswert, daß auf einer Karte der kath. Missionen Afrikas auch den evangelischen ein so breiter Raum gegeben worden ist.

Von der neuen revidierten Jubiläumsausgabe des großen **Brockhaus'schen Konversationslexikons** ist jetzt mit dem 16. Bande der Schluß erschienen. Es ist eine Freude, überall wo man nachschlägt, so zuverlässige, oft eingehende, immer gut orientierende Auskunft zu erhalten. Die Fülle von Belehrung auf allen Gebieten des Lebens ist staunenswert. Besonders an Karten ist ein wahrer Schatz vorhanden. Der Artikel „Mission“ (6 Spalten lang) ist zwar nicht einwandfrei, aber im Ganzen befriedigend. Von meinem „Abriß“ ist leider nicht die 7. sondern die 6. Auflage benutzt.

1) Früher war es im katholischen Lager eine häufige Phrase: Der Erfolg der protestantischen Mission sei fast Null, gleich Null, ja unter Null.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die Bibel, das Buch der Menschheit.

Von D. M. Kähler.

Die Mission erfüllt eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie die Säkularfeier der „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft" mitbegeht. Freilich hat die ganze Kirche, so weit sie evangelisch ist, allen Grund das zu tun; doch gilt das von derjenigen ihrer Lebensäußerungen sonderlich, die wir in der äußeren Mission pflegen. Seit 1804 hat diese Gesellschaft Bibeln, Neue Testamente oder deren Stücke in 370 Sprachen und Dialekten hergestellt und diese sind zum Teil in den Dienst der Mission übergeführt. Dafür sind wir alle ihr sicherlich im Namen des uns Evangelischen allen befohlenen Dienstes am Worte Dank schuldig. Schon vor dieser Gesellschaft hat es Anstalten für billige Herstellung von Volksbibeln, auch Vereinigungen zu deren Verbreitung gegeben, wenn auch nicht viele; heute gibt es eine ansehnliche Anzahl solcher neben ihr. Indeß sie dienen mit wenigen Ausnahmen bloß einem begrenzten Kreise, zumeist dem eignen Volke. Anders die britische Gesellschaft. Als man dort vor hundert Jahren beriet, etwas für die Versorgung von Wales mit wälischen Bibeln zu tun, fiel das Wort: „wenn für Wales, warum nicht für das ganze Land und für die ganze Welt." Dieses Wort ist das Samenkorn, aus dem der heute so gewaltige Baum aufwuchs. So groß die Leistung der am 7. März 1804 gestifteten Gesellschaft auch ist: ihre Drucke in 370 verschiedenen Sprachen und Dialekten; fast wertvoller will uns dieser Fingerzeig auf die ganze Welt bedünken, dieses Bekenntnis zu der weltumfassenden Sendung des geschriebenen Gotteswortes, zumal es nun durch eine treue Arbeit eines Jahrhunderts betätigt und von einer Vertretung der gesamten evangelischen Christenheit getragen wird, von den Anglikanern bis zu den Quäkern, in der Tat unter jedem Gesichtspunkte ein weltumfassendes Menschheitswerk. Wir wollen uns alle von jenem Fingerzeige leiten lassen.

„Dieses Buch gehört der Jugend", so hat ein findiger Verfasser oder Verleger eine Kinderschrift betitelt. „Dieses Buch gehört der Menschheit." Diese Überschrift setzt die Geschichte auf

den Titel des Buches der Bücher. Sie wird durch eine nüchterne und aufmerksame Erwägung seines Inhaltes erfordert und für die bibellesende Christenheit schreibt sie der heilige Geist mit leuchtenden Zügen darauf.

Mit ihren Übersetzungen in 416 Sprachen[1]) ist sie freilich noch nicht in dem Sinne Buch der Menschheit, daß schon alle Völker und Stämme sie als Volksbuch besäßen. Um das zu beweisen, braucht man nicht erst weiter daran zu erinnern, daß in den christianisierten Völkern Millionen sie kaum noch oder gar nicht mehr kennen, nicht besser als die Millionen der Völkermassen dort, wo die Mission eben erst eindringt. Aber das darf man trotzdem kühnlich sagen:

I.

Die Bibel **wird** das Buch der Menschheit.

Von ihren Anfängen her hat sie es werden sollen. Die Phalanx des großen Alexander trug die griechische Sprache bis an die Grenzen Indiens und der eiserne Tritt der römischen Legionen eröffnete ihr das Abendland, so weit nicht schon die kecken, hellenischen Kolonisten ihre Pflöcke gesteckt hatten. Der alten Sage nach hat ein hellenischer König von Ägypten dafür sorgen müssen, daß die Bibel der Juden das neue Gewand der Weltsprache anzog; und Weltsprache war das Griechische damals verhältnismäßig mehr als heute das Englische. Jedenfalls gilt dieses Werk des alexandrinischen Judentumes „als erster Versuch, auf dem Gebiete der Mittelmeerkultur, von einer Sprache in die andere zu übersetzen.“ Hat sie damals dem Proselytismus dienen sollen, so hat sie ein dem Universalismus zugewendetes Antlitz. Und gewiß ergoß sich in diesen wohlbereiteten Kanal, in das Griechische der jüdischen Diaspora, der klare Strom des Evangeliums, um den Befehl zu erfüllen: „machet zu Jüngern alle Nicht-Juden.“ Und dann ist anderthalb Jahrhunderte nach Jesu die zweiteilige griechische Bibel im Gebrauch; zweihundert Jahre darauf trägt sie allgemein den auszeichnenden Namen „die Bücher“, nachher „das Buch“. Sobald und soweit die griechische Weltsprache nicht mehr ausreicht, wird die Kunst der Übersetzung an der Bibel fortgeübt. Zwei wichtige Erzeugnisse derselben

1) Von den 40 veralteten abgesehen. Außer der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft sind auch noch von andren Bibelgesellschaften und Anstalten Drucke von Bibelübersetzungen veranstaltet worden.

tragen den vielsagenden Namen: „Die allgemein gebrauchte". Die eine ist die lateinische; sie hat das Muster für die einheitliche Kultursprache bis gegen die Reformation hin gebildet. Auch die andre, die syrische hat nicht bloß den Syrern gedient; man hat Exemplare von ihr aus Ägypten, aus Malabar und aus China erhalten.

Drang das Christentum in ein neues Sprachgebiet ein, so begann auch bald die Arbeit daran, dem Volke die Bibel zu schenken; schon in der älteren Zeit im Notfall zugleich mit dem Alphabet als Beginn einer Literatur überhaupt. Die nächstliegende Probe bietet das Werk des Ulfila. „Er ist uns Führer zu den Geheimnissen der nationalen Urzeit; er hat sein ganzes Volk überlebt. Die gothischen Lieder, welche einst den Kern unsrer Heldensagen ausmachten, sind längst verklungen: die gothische Bibel in stattlichen Bruchstücken steht mitten in unserer Wissenschaft (der Germanistik) als Heiligtum aufgerichtet und verehrt, unvergangen, unvergänglich."[1]) Dieses Heiligtum der Altertumsforschung ist nur das Morgenrot eines langen Arbeitstages, auf dessen Höhe Luthers deutsche Volksbibel steht. Sie ist gewiß die Frucht, erwachsen aus der seltenen geistigen Kraft und dem ehernen Fleiße dieses einen Mannes, und erst er hat uns Deutschen die allen zugängliche Bibel geschenkt. Aber Jahrhunderte lang ist zuvor daran gearbeitet worden, unsre Muttersprache in ihren verschiedenen Mundarten dazu fähig zu machen, um dem geistigen und geistlichen Inhalt der heiligen Schrift den entsprechenden Ausdruck zu geben, der ihn deutschen Ohren und Herzen verständlich mitteilt. Schon im neunten Jahrhundert konnten die ersten Versuche dazu gemacht werden; von da ab haben sie im Ober- und Niederdeutschen nicht aufgehört und schon vor Luther gab es 14 hochdeutsche und 4 niederdeutsche vollständige Bibeln, 22 Psalter und 12 einzelne Bücher im Druck, die wir heute noch kennen. Dann sind die Volksschulen gekommen, die jeden lehrten, zumeist die Bibel zu lesen; dann die Kansteinische Bibelanstalt mit ihren billigen Stereotypdrucken; dann die Bibelgesellschaften. So ist die Bibel zum Volksbuche geworden.

An diese großenteils bekannten Tatsachen sei hier erinnert, um an dem uns zunächst liegenden Beispiele zu zeigen, wie die Bibel das Buch der Menschheit wird. Sie wird es zuerst mit der Aus-

1) Scheerer, Geschichte der deutschen Literatur. 1883. S. 36.

breitung des Christentumes und dann mit der sauerteigartigen Auswirkung des Evangeliums innerhalb der Kirchen. Beides will durchaus zusammengeschaut sein. Im einzelnen ist der Hergang ein sehr verschiedener gewesen, aber überall war es das Ziel der missionierenden Kirche, jedem bekehrten Volke die Bibel in seiner Sprache zu geben und nur selten hat die Fähigkeit dazu ganz versagt.[1]) Der Streit über die Bibeln in der Volkssprache seit Innocenz III. ist nur ein Beleg dafür, daß das hierarchische Bibelverbot an die Laien ein Abfall von der Grundrichtung war. Wenn die Evangelischen diese Richtung grundsätzlich innehielten, so kam dem Eifer für die

1) Wenn hier eine kurze Übersicht über die Bibelverbreitung nach Sprachen, mithin Übersetzungen gegeben wird (vgl. P. R. E. [3] 3 S. 1 f. E. Reuß, d. Gesch. der h. Schriften d. N. T. 6. A. 4. Buch), so ist es nicht auf eine Prahlerei mit Zahlen abgesehen. So lange man dabei hauptsächlich an die ehrlichen Bestrebungen der evangelischen Kirchen denkt, hat man den fleißigen Bibelgebrauch der einzelnen Christen im Auge. Das konnte und kann für den ersten Ansatz vielfach gar nicht der Erfolg, nicht einmal die Absicht sein. Die Übersetzungen dienen vorerst dem Vorlesen und für dieses kommt aus manchen Gründen selten Vollständigkeit in Betracht; daher gehören schon sogenannte Lektionarien oder Vorlesebücher für den Gottesdienst hierher. Wo sich an die Lesung Besprechungen anschließen, kann auch die minder gelungene Übersetzung ihren Dienst tun. Deshalb sind hier nicht bloß vollständige Bibeln gemeint, auch nichts über den Wert der Übersetzungen ausgesprochen. Auch kommt es hier nicht auf den Unterschied zwischen Übertragungen aus den Ursprachen oder aus einer Übersetzung an; die meisten während des Mittelalters geben die lateinische Kirchenbibel wieder. Ein unanfechtbarer Buchstabe galt trotz vorhandener Anwandlungen nicht; das beweist auf den entwickelteren Gebieten der Kirche die Fülle von Arbeiten nebeneinander und von Bearbeitungen der verbreiteten Texte. Nur das soll anschaulich werden, daß innerhalb der Kirche im Ganzen das Bestreben herrschte, die Bibel zum Eigentum aller christianisierten Völker zu machen, samt seinem Erfolge, sozusagen in brutto. — Bei den Kirchenvätern finden sich prahlende Versicherungen einer Allsprachigkeit der Bibel zu ihren Zeiten. Sichere Spuren hat man aus dem 3. Jahrhundert von dem Beginn der Arbeit unter den Syrern, die bis in das 7. eine Familie von Übersetzungen geschaffen hat; in jene Zeit gehören vielleicht schon koptische Texte. Im 4. hat Hieronymus die älteren lateinischen Texte, seien es verschiedene, seien es verwilderte, in die Form der Vulgata gebracht, Ulfila den Gothen gewiß das Neue Testament, er oder andre wohl das alte Testament nach der griechischen Übersetzung geliefert und ist die älteste äthiopische zu datieren, der noch im 14. eine Umarbeitung in das Amharische gefolgt ist. In das 5. Jahrhundert setzt man die armenische, in das 6. die Georgische. Unter der Herrschaft des Islam entstanden in Palästina aramäische Lektionarien, mancher Orts Weiterübersetz-

Darbietung des Gotteswortes fortschreitend die Gunst der Vorbedingungen entgegen, die Entwickelung des Buchdruckes und Buchhandels und die Fortschritte in der Sprachkunde. Sie sind nun vollends in den Dienst gestellt, seit der neue Ansatz der umfassenden evangelischen Mission eintrat. Die Eingangs aufgeführten Zahlen beweisen, daß die Bibel im Begriff ist, durch den Dienst der Mission Buch der Menschheit zu werden, sofern Volk für Volk, Stamm für Stamm die Bibel in seiner Sprache erhält. Ohne Zweifel hat die Kirche heute eine bedeutende Erleichterung für diese Aufgabe daran, wie sich die Technik der Linguistik entwickelt hat. Man hat meistens die

ungen in das Arabische und in der Blütezeit des Neupersischen in diese Mundart. Im 9. Jahrhundert erhielten die Slaven durch Kyrill ihren Text, von dem sich ihre Kirchenbibeln verzweigt haben. — Bei Germanen und Romanen beginnt mit der kirchlichen Bildung in verschiedener Gestalt die Aneignung des Gehaltes der Vulgata. Vor der Reformation gab es Übersetzungen in das Katalanische, Kastilianische, Südfranzösische (Waldenser), Italienische, Nordfranzösische, Böhmische (vollständig vor Hus); Ansätze auch in Skandinavien. Die meisten kamen auch noch zum Druck; nur die älteste ganze Bibel in einer neueren Sprache, die englische Wyklefs konnte nicht dazu gelangen, hat aber trotzdem ihren Dienst getan. Über Deutschland siehe oben. — Mit der Reformation beginnt, unterstützt von der humanistischen Bildung, eine neue Arbeit in allen evangelisierten Gebieten mit gehobener Bildung. Manche Versäumnis inbetreff eingesprengter Volksteile und der in den Gesichtskreis tretenden Heiden in den Kolonien fielen freilich erst recht spät auf das Gewissen. Dann setzte im Ausgang des 18. Jahrhunderts die Entwickelung der evangelischen Heidenmission ein und mit ihr bald die Arbeit der Bibelgesellschaften, im ersten Anlauf bis in die römische und russische Kirche hinein. Die römische Kirche hat sich auch weiterhin dem Zuge nicht völlig verschließen können; es gibt bischöflich und päpstlich approbierte Übersetzungen, vielmals zugleich mit Auslegungen, gemäß dem tridentinischen Dekrete. Doch ist das meistens nur für Gebildete und unter ihnen für Auserwählte. Das Ergebnis ist im Text angedeutet. Das britische Museum zählt seinen Besitz an ganzen Bibeln in allen Sprachen auf 244 Foliospalten auf; der Katalog der Stücke ist noch nicht erschienen. Die 370 Sprachen, in denen die britische und ausländische Bibel-Gesellschaft die Bibel ganz oder teilweise gedruckt und verbreitet hat, verteilen sich auf Europa: 77; Asien: 133; Afrika: 84; Amerika: 28; Ozeanien: 48. In diesen 370 Sprachen sind ganze Bibeln 97, Neue Testamente 93, Bibelteile 180; von ihnen kommen auf Europa: 36, 19, 22; auf Asien: 35, 42, 56; auf Afrika: 13, 20, 51; auf Amerika: 3, 4, 21; auf Ozeanien: 10, 8, 30. — Es sind die Hauptsprachen der Welt, in welche die Bibel bereits übersetzt ist. Beinahe Dreiviertheln der Menschheit ist das Lesen der Bibel ermöglicht.

Kunst des Übersetzens von Kind auf gelernt; sie läßt sich dann leichter auf immer neue Sprachen übertragen. Doch darf hier nicht übersehen werden, daß in vielen Fällen die Missionare der Linguistik mehr gedient haben als diese ihnen; nämlich dort, wo sie den Rohbruch zu betreiben hatten. Die unsäglich mühevollen Versuche, wildgewachsene Sprachen erst zu verstehen, dann zu stammeln, endlich zu sprechen, den gewonnenen Ausdruck dann in Laute aufzulösen und in Schrift auszudrücken, um ihn endlich für die Übersetzung eines Evangeliums zu verwenden — diese Kunst haben unsre Missionare zuerst und wohl auch zumeist nicht bei Sprachforschern gelernt, sondern die Menschenliebe hat sie diese Kunst erwerben lassen und sie hat hier und da dann ein schlummerndes Talent oder auch Genie erweckt. Nicht Berechnung, sondern Menschenliebe hat dazu getrieben, solche Arbeit auch für unverkennbar absterbende Stämme oder Sprachen zu übernehmen. Die Liebe zur Menschheit geht hier den entgegengesetzten Weg als die Kultureroberung; während diese dahin zielt, der Bequemlichkeit des Verkehres eine einzige gleiche Kultursprache zu Dienst zu stellen, strebt die Liebe Christi dahin, jeder gewachsenen Menschenart das neue große Gut des Gotteswortes auch in ihrer Sprache voll zu eigen zu geben.

Kritisch oder höhnend mag man auf die Unvollkommenheit mancher dieser Übersetzungen der Bibel hinweisen. Gewiß, der Eifer vergreift sich; er läßt vielleicht voreilig die Unfähigkeit oder Unfertigkeit übersehen. Um billig zu urteilen, dazu haben wir den geschichtlichen Rückblick. Diese Arbeiten der Neuzeit sind bestenfalls hundert Jahre im Gange, zumteil kaum Jahrzehnte; bis sie zu vollkommneren Leistungen führen, wird es gewiß nicht so lange dauern, wie von Ulfila, Otfried und Heliand bis auf Luther! Die Entwickelungen verlaufen jetzund rascher. Ob dem Kappadokier Ulfila seine Herkunft für die Behandlung seiner adoptierten gothischen Volkssprache hemmend oder fördernd gewesen, kann man schwerlich noch ausmachen. Gewiß wird niemand so wie Luther in eine andre als in seine Muttersprache übersetzen; und die aufopfernden Männer, welche den Kulturvölkern, wie denen ohne Schrift und Literatur die ersten Bibeln in ihren Sprachen lieferten, werden sich noch im Himmel freuen, wenn ihre Versuche durch vollkommene Leistungen eingeborener Christen überboten werden. Wir sehen freilich nur die Anfänge dazu, daß die Bibel Menschheitsbuch wird; aber wir sehen sie und sie versprechen viel.

Sehen wir etwa zugleich, daß sie aufhört es zu sein? Deuten nicht manche Zeichen darauf, daß die europäische Menschheit mit Lessing beginnt, sie als ein überwundenes Elementarlesebuch beiseite zu schieben? Wir klagen doch über den Rückgang des Eifers im häuslichen Bibellesen oder streiten mit geschichtlicher und sachlicher Kritik über den Wert der Bibel. Dem Bildungsjanhagel ist sie zum Spott geworden. Die gebildeten Inder wissen das von unsern Buddhisten; die Japaner und Chinesen hören es von unsern fortgeschrittenen Theologen. Sieht das nicht nach verlöschendem Abendrot aus? — Urteilen wir nicht allzu eilfertig nach der Mode! Die Dinge nehmen heutzutage leicht weite Maße an. Übrigens haben schon die jungen Promovenden der Sorbonne, wie römische Kardinäle im 15. und 16. Jahrhundert die Bibel als Fabelbuch verspottet und Luther hörte von einem Erfurter Lehrstuhl: „was Biblia! Biblia ist ein Ketzerbuch." Darnach kam trotzdem die große Epoche der Bibelkirchen. Das Werden der Menschheit und ihrer Dinge mißt nach andern Maßen. Ganze Generationen können der Bibel entfremdet sein und doch bleibt die Bibel Volksbuch. Wieder sei an unsre Geschichte erinnert. Die Macht der Gewöhnung ist ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite hält sie zähe an einem vertrauten, auch an einem nicht selbst erprobten Besitz, auf der andern macht sie die Dinge abschmäckig. Auch bei der Gewöhnung an den Gebrauch der Bibel läßt sich das im Wechsel der Generationen beobachten. Der durch Schule und Predigt gewissermaßen abgetretene Inhalt verliert das Fesselnde. Aber wenn diese Bibel erst in Geringachtung, hinterher schier in Vergessenheit geraten ist, und man kommt wieder in Berührung mit ihr, wie ergreift dieses uralte Buch die Sinne und Herzen als ein ungeahntes Neue! Die Beispiele von einzelnen und von ganzen Geschlechtern sind dafür zur Hand. Dichter und Denker wie Chateaubriand, Hamann und Herder entdecken sie wie neu und werden zu ihren Propheten. Und dann kommen die Zeiten, wie im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo sich die führenden Geister mit den Stillen im Lande berühren, denen dieses Buch immer der höchste Schatz geblieben war.

In solchen Bewegungen kommt es eben zutage, wie tief dieses eine Buch mit der ganzen geistigen Entwickelung christianisierter Völker verwachsen ist. Die Sprache in ihren Ausdrücken und Anschauungen ist von biblischen Stoffen gesättigt. Wenn man

im Ernst den Vorschlag wagt, uns an Stelle des Christentumes einen Goethekultus zu empfehlen, dann kommt man nicht aus ohne die Ausdrucksweisen, die Paulus und Johannes der Christenheit für ihr Verhältnis zu dem lebendigen Christus geprägt haben. Ein berühmter Stylist der Kunstgeschichte aus der römischen Kirche klagte einem Freunde: was habt ihr doch vor uns voraus, weil ihr von Kind auf an der Lutherbibel gebildet seid! Das sind kleine Stichproben; sie können jeden auf zahlreiche und umfassende Beobachtungen führen. Was dankt Klopstock, der Erneuerer unsrer Dichtersprache der Bibel! Was hat den Bändchen des Wandsbecker Boten ihre Dauerkraft neben den Schöpfungen der ersten Geister des 18. Jahrhunderts verliehen als sein schlichter edler Biblicismus? Es wäre eine lohnende Arbeit, einmal herauszustellen, in welchem Umfange biblisches Sprachgut, biblische Bilder, ja recht eigentlich biblische Anschauungen sich bei Goethe und Schiller nachweisen lassen. Für den Sprüchwörterschatz ist das schon teilweis geleistet. Daran wird eben nur erinnert, um zu erweisen: unser Volk müßte sich selbst und seine Entwickelung vergessen, es müßte die Schatzkammer seiner edlen Sprache zur Bettlerin machen, wenn es die Verwachsung seines reichen Geisteslebens mit der Bibel loswerden wollte. Daß dergleichen versucht und erstrebt wird und noch heftiger versucht werden mag, soll hier nicht im mindesten verkannt und geleugnet werden. Es soll nur anschaulich gemacht werden, daß das nur das Trennen am Gewande der Penelope sei. Mag es für gewisse Kreise und Zeitabschnitte gelingen; jedes sich Besinnen auf den Brunnen, aus dem unser Geistesleben geflossen ist, auf die Wurzeln, aus denen sein saftreicher Stamm aufstieg, führt immer wieder auf die deutsche Volksbibel von Ulfila bis Luther zurück. Das Gleiche gilt in andrer Art und in andern Maßen von den christianisierten Völkern insgesamt.

Aber auch weit über sie hinaus. Und zwar ist es eben das Buch, dem sich für die Erweisung und Geltendmachung seiner Universalität der Austausch der Sprachen, die Presse und der Bildungsdurst der vorandrängenden Menschheit zu Dienst stellen muß. Freilich gibt es in der Mission seit den Zeiten des Irenäus Lagen und Zeiten, da greift das Christentum und sein mündliches Wort wie in den Tagen der Apostel über den Wirkungskreis der Bibel hinüber. Allein mit dem Eintreten oder Vorhandensein entwickelterer Bildung ändert sich dieses Verhältnis bald. Durch den Buchhandel und die

Schule kommt die Bibel zu vielen, welche Berührungen mit Missionaren entbehrten oder mieden. Und dabei ist mehr im Spiel als die einfache Kenntnis vom Christentum. Manche werden auf Christus aufmerksam und erhalten nachhaltige Eindrücke. Ferner hält diese an sich stumme Bibel eine sehr wichtige Verteidigungsrede. Kommen die Heiden soweit, die Christen mit ihrer Bibel zu vergleichen, dann kommt auch die Bibel bei ihnen in die Lage, ihnen zu zeigen, woran das Christentum bei den Christen nicht schuld ist. Allerdings bietet diese Vergleichung anders gewendet auch wieder Anlaß zum Unglauben, nämlich inbetreff der Macht des Evangeliums; doch hat hier die Lanze des Peliden auch die Heilkraft für die geschlagene Wunde. Der aufmerksame Leser der Bibel wird von dem falschen Idealismus geheilt, das Evangelium für eine unfehlbar wirkende Medizin zu achten; sie erzählt ja die lange Geschichte des Glaubens, aber auch die des Unglaubens von Adams Fall bis zur Verstockung Israels.

Volksbücher hat man solche Schriften genannt, die eine Zeit lang in den Händen niederer Schichten fortlebten, ohne in die Höhe der Bildungsschriftstellerei hinaufzusteigen. In diesem Sinne ist die Bibel auch nach der Reformation nicht alsbald Volksbuch geworden; sie blieb zunächst erklärlicherweise ein Buch der Gebildeten. Aber man darf auch in einem andern Sinne als dem herkömmlichen von einem Volksbuche reden. Goethes Dichtungen, selbst nachdem sie aufhörten, unmittelbar durchzuschlagen, und ehe der unbedingte Goethekult begann, sind doch Volksbücher gewesen, weil sie durch den engeren Kreis seiner Leser die Entwickelung des uns beherrschenden Geistes tief und weit mitbestimmt haben. In diesem Sinne war die Bibel schon im Mittelalter etwas von einem deutschen Volksbuche, und sie wurde das in vollstem Maße seit der Reformation; sie bleibt das nach den obigen Ausführungen auch, mögen noch so viele Glieder unsres Volkes ihrer unmittelbaren Einwirkung entzogen bleiben. In eben diesem besondern Sinne wird die Bibel das Buch der Menschheit. Begehen wir jetzt das Gedächtnis der bedeutendsten Bibelgesellschaft, so kann uns ja freilich das Anliegen nicht fremd sein, die Bibel womöglich in die Hand jedes Menschen zu bringen. Doch bei einigem Besinnen müssen wir uns sagen, daß hier ein mechanisches Zählen nicht am Platze sei. Will London wie andre Gesellschaften auch seine Bibeln an möglichst viele Menschen verteilen, so muß es doch zu dem Ende vielfach zuerst dafür sorgen oder dazu helfen, daß

die Bibel zum Buche ganzer Völker werden könne. Eben die Grenzen, welche die Sprachen setzen, bedingen diese Bescheidung; dieser Schranke gegenüber ist schon der Anfang einer christlichen Literatur ein errungener Sieg auf dem Zuge zur Eroberung der Menschheit. Das aber ist wieder nur ein Zug an der Geschichtlichkeit, in der Gott sein Heil nach seinem Ratschlusse darbietet. Vergessen wir dabei nicht, daß die Menschheit selbst erst wird. Die Menschheit ist ja nicht nur die ausgezählte Summe aller zu allen Zeiten lebenden Menschen; ja recht verstanden, ist sie das überhaupt nicht. Die Menschheit ist vielmehr der neue einheitliche Wuchs, der die verwesenden Trümmer des natürlichen Stammes, indem er sich aus ihnen erhebt, in sich aufzehrt und die zerfallende Völkerwelt in sich aufnimmt, um sie neu zu gestalten. Diese neue Menschheit wächst trotz aller Völkerselbstsucht unaufhaltsam empor unter der mächtigen Leitung der Vorsehung, aus ihren kleinsten, unerkennbaren und aus ihren größesten, in die Augen springenden Fügungen. Die eine große Epoche dieser Entwickelung nennt die Bibel selbst die Fülle der Zeiten. Eine zweite war die mittelalterliche Kirche in ihrer Umspannung der werdenden modernen Völker. Eine dritte bildet der die Erde umspannende Verkehr der modernen Kultur, vor dem sich die ehernen Tore verholzter Sonderkulturen Schritt für Schritt widerwillig öffnen müssen. Für die erste Stufe hat Gott seine Bibel bereit gehalten, damit sie ihren Gang zugleich mit jenem äußeren Wachstume mache, in dessen Innerem sich die Menschheit des andern Adam regt. Heute sind Wissenschaft, Technik und Weltverkehr in unverkennbarem Anbruche dabei, die alte Welt, wie es zuerst der neuen Amerikas widerfahren ist, trotz aller Völkerselbstsucht zum Mischtopfe der Völker umzugestalten. Zugleich bieten sie die Mittel dar, um in diesen gewaltigen Scheffel Mehles den Sauerteig in der Gestalt der Bibel zu mischen. Diese bedeutsame Tatsache verkündigt in unabweislicher Veranschaulichung die Bibelsammlung der Londoner Gesellschaft.

So wird die Bibel das Buch der werdenden Menschheit.

Sagt uns nicht: „was ist das Besondres? Mit der werdenden Menschheit wird die Weltliteratur, und in der Weltliteratur wird natürlich auch die alte Bibel der Christenheit ein Buch der Menschheit, wie alle großen Bücher, deren jedes ein großes Stück des Menschheitsschatzes bildet; wie namentlich die Religionsbücher

sonst, der Koran, die Veden, der Zendawesta.“ Das ist einfach nicht die Wirklichkeit. Was im Begriffe steht, die Bibel zum Menschheitsbuche zu machen, das ist eben nicht die Weltliteratur. Wohin kein Strahl der Weltliteratur gedrungen war, haben unsere Missionare die Bibel gebracht. Sie ist die Fackel, welche vieler Ecken und Enden der Weltliteratur den Weg zeigt, ja hundertfach ihr erst den Weg öffnet und ebnet, indem in ihrem Dienste Sprache und Schrift geregelt und geschaffen wird. Auch bei den alten Kulturvölkern dankt die Bibel ihre Einfügung in das Schrifttum nicht dem Fortschritte der Bildungserweiterung, sondern dem Werben christlicher Liebe um die Seelen, denn sie folgt der Mission auf dem Fuße. Sie geht ihren eignen Weg vor und neben der Weltliteratur. Sieht man auf die andren Religionsbücher hinüber — vom Inhalte sehen wir einstweilen ab — so sind sie freilich der wachsenden einheitlichen Menschheit bloß durch den Betrieb wissenschaftlicher Forschung bekannt gemacht. In ihren Spuren gehen die totgebornen Ansätze einer Propaganda der altorientalischen Religionen innerhalb der verwirrten und abgefallenen Schichten der europäischen Christenheit. Der Islam hat allezeit die Völker nur zu Knechten des Koran in seinem unantastbaren arabischen Wortlaute machen wollen; er hat nichts dazu getan, um sein heiliges Buch zum Eigentum jedes Volkes in seiner eigenen Sprache und so zum Buche der Menschheit zu machen.

Noch vor 150, ja vor 100 Jahren mochte man über den Traum lächeln, die Bibel könne jedem Volke in seiner Sprache dargeboten werden. Wer sollte aller dieser Sprachen Herr werden? Zum guten Teil wenig geschulte Leute, ehemalige Handwerker und Landarbeiter haben es geleistet. Wo sollte das Geld allein für den technischen Bedarf zu diesem Ziele herkommen? Inzwischen hat sich das Wort wieder bewährt: mein ist beides, Silber und Gold. Und es hat nicht an denen gefehlt, die dem Aufrufe folgten: wen sollen wir senden? Noch fehlt viel an der Ausführung bis ins einzelne. Aber über die Möglichkeit darf niemand bedenklich den Kopf schütteln (S. 9 A.) Mag auch etwa ein Zögern im Fortschritt eintreten; mögen die Ausbrüche des Völkerhasses hemmen und zerstören. Daß auch sie dienen und fördern können, konnten die Mitlebenden an China lernen. Fast alle Küsten sind erobert; die Posten sind tief in das Innere der Kontinente und Inseln vorgeschoben. Ob in Asien über die erstorbenen Kirchen ein Auferstehungsgeist kommen wird? ob in

der russischen Kirche Stundismus oder Raskol den Frühling des Bibeleifers aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts wieder erneuern wird? Ob die Londoner Gesellschaft noch den Innerasiaten ihre Bibeln drucken wird? Solche Fragen an die Zukunft müssen verstummen vor dem Rückblick auf den großen Ruck des 19. Jahrhunderts. Was in dieser Zeit der Herr der Kirche dem Glauben und der Liebe hat gelingen lassen, das darf uns zum Unterpfande dafür gelten: die Bibel ist nicht bloß ein bedeutendes Buch in der werdenden Weltliteratur, nein, sie wird **das Buch der werdenden Menschheit.**

Nicht nur ein Menschheitsbuch unter andern. Ob es sonst noch Menschheitsbücher geben wird? Zweifellos geht mit dem Strome der einheitlichen Entwickelung ein literarischer Gemeinbesitz in die Dauer fort, und eben dadurch auch in die Breite. Schwerlich wird der Grundstock der allgemeinen Bildung, die Antike, je ausgeschaltet werden. Das Christentum trägt das Seine dazu bei; was es einst selbst belebt hat, läßt es nicht leicht sterben. Indes, schon heut ist die Antike wirksamer Besitz doch nur für die führenden Schichten und selbst für sie nur teilweise. Wir sehen dabei ganz von individueller Wahl ab und halten uns an die durchherrschende Sachlage. Wo man dagegen die Bibel in einen Lebenskreis hineinbringt, sieht man es, mindestens im weiteren Verlauf, immer darauf ab, sie unterschiedlos zum Gemeinbesitze zu machen. Denken wir nur an den Streit um die Schulbibel für die Volksschule; das ist Symptom. Der Christenheit im Ganzen ist und bleibt sie das Buch. Und wenn man meint, einzelne Bücher um ihrer Verbreitung willen neben sie stellen zu sollen wie die Nachfolge Christi oder die Pilgerfahrt, so nimmt man einesteils den Standpunkt für die Abmessung in zu engen Kreisen und anderenteils bringt man nicht in Anschlag, daß solche Bücher ihr Bestes aus der Bibel haben.

* * *

Die Bibel wird — wir verfolgen das beobachtend durch die Jahrhunderte — das Buch der Menschheit. Sie wird es durch einen vielteiligen ineinandergreifenden Vorgang. Halten wir einen Augenblick still und übersehen einigermaßen seine Schritte. In diesem Vorgange vollzieht sich zum großen Teil der Dienst am Worte, wie er in dem Missionsbefehl unsres Herrn gefordert und geordnet ist.

Dazu gehören sehr verschiedene Tätigkeiten; sie gehören zum Unterricht oder dienen ihm, oder sie sind Stücke des öffentlichen Gottesdienstes. Mit dem Vorlesen, Übersetzen, Auslegen beginnt es. Dann folgt Abschreiben, Drucklegung, Buchhandel, Vereinigungen zur Herstellung und Verbreitung, Kolportage in verschiedenen Formen. Alle Verkehrsmittel werden in Anspruch genommen; die Wissenschaft wird in verschiedenster Art in Dienst gestellt. Eine kurze Aufzählung — und welche Summen von Arbeit und Hingebung ist nun durch siebzehn Jahrhunderte an die Lösung der Aufgaben verwendet, die unter diese dürren Überschriften befaßt sind. Wie würden manche staunen, wenn sie einen Einblick auch nur dahinein gewönnen, welcher „demantene" Fleiß allein an die Erhaltung und Reinigung des Wortlautes bis in diese Stunde gesetzt werden mußte und gesetzt worden ist! Ein gewaltiges Heer von Dienern hat diesen langsam, aber stetig fortschreitenden Siegeszug getragen. Wer hat es geworben, immer neu gesammelt, zweckdienlich geordnet und zur rechten Zeit an die rechten Plätze geführt? Im tiefsten Grunde die Begeisterung für den Universalismus des Evangelium; das heißt doch: die Sendung, die Mission Jesu. Was ist denn eine tatkräftige Bibelgesellschaft anders als eine Schar von Freiwilligen, denen es zu Herzen gegangen ist, was sie selbst ihrer Bibel danken und im Vergleiche mit den andern Menschen ihr schulden und was sie darum allen Menschen gegenüber der Bibel schuldig sind (vergl. Röm. 1, 14)? Wir glauben an das verborgene Walten unsres Herrn über seine Christenheit; aber wir meinen doch nicht, daß es sich lediglich durch besondre Eingebung vollziehe; und unter den aufgezählten Arbeiten sind eine ganze Reihe, die wohl am wenigsten den Zug der Abkunft aus unmittelbarer Inspiration an sich tragen. Der Herr der Kirche wirkt auch hier im Anschluß an sein geschichtliches Mittel; er wirkt den Dienst an seiner Bibel durch eben dieses „Buch, von Gott dem heiligen Geist seiner Kirche gegeben." Herrscht unter uns des Meisters Geist durch des Meisters Bild, so kommt dieses Bild zu uns, wird unter uns frisch und lauter erhalten, wirkt auf uns eben — sei es unmittelbar, sei es mittelbar — aus seiner Bibel heraus und durch sie. Die Bibel selbst wirbt sich das Heer ihrer Diener; denn sie ruft immer wieder den Eindruck hervor: dieses Buch gehört der Menschheit; es darf keinem ihrer Völker, keinem ihrer Glieder vorenthalten werden. In der Geschichte der Bibel kommt am Ende

nur zutage, was sie ihrer Bestimmung, was sie auch erkennbarer Weise ihrer Beschaffenheit, ihrem Inhalte nach ist.

II.

Die Bibel ist das Buch der Menschheit.

Deshalb kann sie das Buch der Menschheit werden und wird es. Und sie ist das Buch der Menschheit, weil sie das jedermann verständliche Buch von der Menschheit ist.

Voran: Der Bibel dankt die Menschheit das Bewußtsein darum, eine Menschheit zu sein.

Einem jeden Volke gelten die andern für Barbaren; über sie erhebt es sich im Stolz auf seine Autochthonie oder auf seine gewaltsam erworbene Vorherrschaft. Als eine Volksherrlichkeit nach der andern verwelkte, als sie schließlich unter das eherne Szepter Roms gebeugt waren, da zerfielen diese Völker vor dem eigenen Blick in eine Masse von ringenden Einzelnen, und vor dem Bewußtsein der Denker erhob sich die Menschengleichheit und eine Ahnung von der Menschenachtung. Längst indes zuvor wußte ein, nach seiner eigenen Erinnerung junges Volk von einem einheitlichen Anfang alles Menschenlebens, von seiner Zerschlagung in Zungen und Stämme, von seiner Bestimmung zu seiner Vereinigung. Nur Israel unter den alten Völkern kennt einen geschichtlichen, lebendigen Universalismus des Menschentumes. Und mit der Predigt von dem Messias der Juden geht die Bekundung der Einheit aller Menschen hinaus in die Völkerwelt. Wohin keine philosophischen Ideen dringen, wo keine politischen Ideale die Herzen erfassen, wo die Kultur nur als Erdrückung des angeerbten Volkstumes empfunden wird, dahin trägt die Mission mit ihrer Bibel jene Kunde und prägt sie in den Grundzügen einer umfassenden Geschichte ein, anschaulich für Unmündige und für Ungebildete, fesselnd und Aufgaben stellend an die Kulturträger wie an Philosophen. Nie hat ein unbefangener Sinn aus diesem Buche Rassenstolz oder Rassenhaß oder Partikularismus gelernt. Seine ersten Blätter erzählen von den gemeinsamen Eltern aller der Erde Entstammenden; der erste Vater der Menschheit erscheint, angesehen von der Mitte ihrer Wege, von dem andern Adam aus, als das sein Gegenbild fordernde Urbild (1. Kor. 15, 45. Röm. 5, 14); und an den wiederkommenden Christus ist der Abschluß der Geschichte wie der Abschluß jedes Menschenlebens geknüpft. Diese

festen Klammern halten die Bewegung der einen Menschheit zusammen. Wie oft auch Israel im Ganzen, seine Generationen oder viele einzelne unter ihnen, dem Heidentum und dem nicht minder fleischlichen Nationalstolze verfallen sein mögen, das Buch malt uns den Gang dieses Volkes durchaus im Rahmen der Menschheitsgeschichte. Als zweiteilige Bibel wird es zu der anschaulichen Verkündigung der großen Gewißheit, mit der Paulus einst zu den Athenern trat: „Gott hat gemacht, daß von Einem (Blute) jegliches Volk der Menschen über alle Erdfläche hin wohne, unter Festsetzung bestimmter Zeitpunkte und der Begrenzung ihrer Siedelung“ (Apostelg. 17, 26). Die universalistische Hoffnung der Propheten ist zum klaren Grundsatze der apostolischen Mission geworden. So hat die Predigt der Propheten und Apostel in der Menschheit das Bewußtsein ihrer Einheit geweckt, indem sie die Christenheit von ihrem Recht und ihrer Pflicht überführte, die Menschheit zu umspannen. Der Name des Humanismus, zuerst für die Wiedergeburt des Heidentumes gebraucht, stammt von dem antiken Aristokratismus der Bildung auf dem Hintergrunde der Sklaverei; Herder aber, der begeisterte Prophet der Humanitätsidee im universalistischen Sinne, der Verkünder der Menschheitsentwickelung, ist ein evangelischer Geistlicher gewesen. Gegen den „Humanitätsdusel“ tritt heute der naturalistisch-heidnische Volksegoismus in die Schranken. Die Anklage des Christentumes auf Semitisierung der Völker und ihres Eigenrechtes gilt zuletzt der kraftvollen Vertretung nicht nur der Internationalität, sondern der übernationalen Einheit der Menschheit und ihrer Pflichtforderung. An diese Proben wird erinnert, weil es an ihnen handgreiflich wird, daß wir es der Bibel verdanken, wenn man das Christentum nicht zum verknechtenden Mittel des selbstischen Volkstumes hat herabdrücken können. Der Bibel und dem in ihr strahlenden Lichte der Offenbarung, der Vorbereitung, Verheißung und Erfüllung verdanken wir das Menschheitsbewußtsein; nirgend außerhalb ihres Leuchtkreises hat es sich entfaltet. Über dem Wiedererzählen der biblischen Geschichte ist der Christenheit und ihr zuerst der Gedanke einer Weltgeschichte aufgegangen. Ist uns dieses Bewußtsein ein edler Schatz, so sollen wir nicht vergessen, wem wir ihn danken.

* * *

Freilich, was heißt Menschheitsbewußtsein? Es will eben doch mehr sein als Anerkennung der gleichen Art innerhalb einer Wesens-

gattung. Soll es nur ein unbestimmt vor der Arbeit der Geschlechter her schwebendes Strebeziel, ein schimmerndes Zukunftsbild sein? Solche Losungen entflammen und fassen nur für begrenzte Bewegungen zusammen; sie haben nicht die Macht, ein dauerndes Bewußtsein zu schaffen, aus dem man durch Jahrhunderte hin gemeinsam lebt. Die Bibel könnte das Menschheitsbewußtsein nicht wecken und nicht erhalten, wenn sie den Menschen nicht die Menschheit zeigte. Weil sie das Bild der Menschheit ist, darum macht sie jenes Bewußtsein wirksam auch dort, wo es zu keiner Klarheit des Gedankens erhoben wird. In der Bibel atmet das Kind und der einfachste Mensch den Odem der Menschheit, ohne deutlich darum zu wissen, wie er ja auch um sein Leben oder seinen Odem nicht deutlich weiß.

Jedem Bibelleser wird es eindrücklich, es handle sich nicht allein um das Verhältnis zwischen dem guten Hirten und dem verlorenen Schaf ohne Unterschied der Hürde, aus der es lief. Er kennt eine Geschichte des einheitlichen Geschlechtes, und wenn er nur die ersten Blätter des alten Testamentes, Römer 5, 12—18 und die letzten Abschnitte der Offenbarung aufschlägt. An diese starken Pflöcke hängt sich ihm aber ein langes Gewinde von Tatsachen und Worten; und im Umgange mit ihnen wird er daran gewöhnt, an die Liebe Gottes zur Welt, an ihre Versöhnung mit ihm, an ihre Vollendung in und mit dem Samen Adams durch den Samen Abrahams und Davids zu denken. Das ist Anschauungsunterricht. Ihr der Wirklichkeit entlehnter Anschauungsstoff gehört freilich allein der vergangenen alten Welt an. Aber der unter Augustus pazifizierte Erdkreis, als er „in der Fülle der Zeiten" den andern Adam aufnehmen durfte, bietet das Vorbild für jede Zusammenfassung der Menschheit in steigender Umfassung — auch für den Erdkreis, wie er eine durch Bildung und Verkehr wirklich einheitlich gewordene Menschheit tragen wird. Im Blick auf den Gang bis dahin gewinnen alle vorwärts greifenden Verbürgungen Glaubwürdigkeit und Lebensfarbe. — Von der Schöpfung bis zur Parusie eine einzige, zuerst zwar in Auseinanderlegung und Zersplitterung, dann jedoch auch in der Vereinheitlichung begriffene Menschheit; oder wenigstens in jener natürlichen Menschheit eine zweite am Werke, sie in sich aufzunehmen und von sich aus innerlich umzugestalten. Solche umfassende Betrachtung ist die Frucht schlichten biblischen Unterrichtes. Das ist

mehr als der an sich schätzbare Gedanke der Gleichheit unter den Menschen. Es legt nicht nur die Forderung des Altruismus auf das Gewissen; es flicht jeden Christen in diese langlebende einheitliche Menschheit und ihr Geschick hinein; ihn geht alles an, von „Adams Apfelbiß“ bis dahin, wann das Zeichen des Menschensohnes erscheint. (Schluß folgt.)

Der batakſche Ahnen- und Geiſterkult.

Von Johannes Warneck.

II.

Der Tod tritt ein, wenn die Seele definitiv den Leib verläßt. Wenn eben das Leben entflohen ist, rufen die Angehörigen der Seele nach: „O, N. N., komm doch zurück zu deinem Leib.“ Von dem Augenblicke an heißt die Seele „begu“ und ist nun ein ganz anderes Wesen. Zunächst fühlt sie sich ohne Leib sehr unbehaglich; sie sucht ihre alte Umgebung immer wieder auf, sitzt auf dem Grabe, kommt in's Dorf, hantiert mit den Sachen des Verstorbenen herum und erschreckt damit die Menschen. Auch läßt sie sich auf allerlei Vögel nieder. Wenn ein solcher Vogel seine Stimme hören läßt, so rufen die Hinterbliebenen: „O N. N., sei uns nicht bös, daß du gegangen bist; wir haben dich ja nicht vertrieben, wir haben dich tadellos verpflegt; freiwillig hast du uns verlassen.“ Nachts ist es bei dem Hause des Verstorbenen noch wochenlang nicht geheuer. Nach etwa 2—3 Wochen muß die Seele ihre alte Umgebung endgiltig verlassen und geht nun in's Totenreich.

Dieses ist gedacht als unterirdisch, oder auch an nicht geheuren Orten in dieser Welt, bisweilen auch in den verschiedenen Unterhimmeln. Es spielt sich im Totenreich ganz dasselbe Leben ab wie auf dieser Erde: wer als Häuptling starb, ist dort wieder Häuptling, Sklaven sind wieder Sklaven; der Zauberpriester treibt dort sein Gewerbe weiter. Wer auf dieser Welt arm war, muß auch im Totenreich ein armes Leben fristen. Die Toten halten ihre Märkte, wie die Menschen, veranstalten Ratsversammlungen, haben Streit, Krieg und Feste. Sie essen den Duft der menschlichen Speisen, auch

von Opfern genießen sie nur den Geruch. Sie wohnen familien- und geschlechterweise zusammen; sobald gestorbene Verwandte ankommen, werden sie in den Familienkreis aufgenommen. Je mehr Nachkommen jemand hat, desto angenehmer ist er im Totenreich. Wenn jemand auch von Haus aus arm ist, so kann sein Ansehen doch wachsen, wenn seine Nachkommen an Reichtum und Ehre zunehmen. Er ist also in seiner Stellung ganz abhängig von dem Ergehen und Benehmen seiner Nachkommenschaft. Wenn die Menschen ein Fest feiern, so stellen sich die Geister in großen Scharen als ungesehene Zuschauer ein. Die Sünden und Leidenschaften der Menschen herrschen auch unter den begu, auch Krankheiten. All ihr Leben und Treiben spielt sich des Nachts ab; tagsüber ruhen sie. Alte Sagen berichten, wie es einzelnen Menschen geglückt ist, den Weg in die Unterwelt zu finden, und was sie da gesehen haben. Dabei finden sich ahnungsweise Vorstellungen von einer gerechten Vergeltung: Leute, die sich nicht belehren lassen wollen, müssen nach dem Tode lauter verkehrtes Zeug tun; Menschen, die mit Mordplänen umgingen, müssen nach ihrem Tode immer auf Mord sinnen; Spieler müssen immerfort die Bitterkeiten des Spielens auskosten; Schwätzer bekommen eine lange Zunge; Diebe halten die von ihnen früher gestohlenen Gegenstände, daß alle es sehen können. Doch sind das nur vereinzelte Sagen; in der Volksvorstellung lebt die Vergeltung nach dem Tode nicht. — Menschen, die an entehrenden Krankheiten wie Aussatz, Cholera starben, werden im Totenreich Sklaven. Als höchst entehrend gilt der Selbstmord, denn er beweist, daß die Seele keine Neigung mehr hat, den Leib zu bewahren und ihn feige verläßt. Schmachvoll im höchsten Grade ist der Tod im Wochenbett, auch Tod im Felde oder Wald und kinderloses Ableben. Allen solchen Leuten ist eine besonders demütigende Stellung im Totenreich zugedacht.

Man hat die Verstorbenen in drei Klassen zu teilen: 1. „begu“ d. i. allgemein Seelen der Toten, teils gutartige, sogar freundlich gesinnte, teils schlimme. Zu fürchten sind sie mehr oder weniger alle. 2. Aus den gewöhnlichen begu können mit der Zeit, wenn reichlich Nachkommen vorhanden sind und diese ihnen die gehörige Ehre erweisen, höhere Geister werden, welche im Totenreich eine angesehene Stellung einnehmen, man nennt sie „sumangot“ d. h. zu verehrende Ahnen. 3. Über ihnen wiederum stehen die „som-

baon", das ſind die vornehmſten unter den Ahnen, Stammväter größerer Gemeinſchaften, die mindeſtens ſchon 7 Geſchlechter unter ſich haben müſſen. Durch ein größeres Feſt werden die Ahnen feierlich in ihre Würde eingeſetzt. Man denkt ſie an irgend einem beſonderen Orte wohnend, in einem großen Baume oder in einer Höhle, im See oder auf hohem Berge. Die ganze Natur iſt darum mit ihnen bevölkert. Aber nicht die auffallenden Naturerſcheinungen als ſolche ſind heilig, ſondern nur inſofern ſie Wohnort eines Urahns bilden. Auch ſie haben freundliche oder feindliche Beziehungen unter einander.

Hier ſtoßen wir nun auf eine eigentümliche Erſcheinung des batakſchen Ahnenkultus. Auf der einen Seite erwartet man von den Verſtorbenen, d. h. von denjenigen, mit welchen man verwandt iſt, daß ſie die Lebenden in jeder Weiſe unterſtützen, ihnen zu Reichtum und Nachkommen verhelfen und Krankheiten, Mißwachs, Viehſeuchen fern halten. Anderſeits aber hängt die Stellung der Verſtorbenen gänzlich von dem Benehmen und Ergehen der Lebenden ab. Nur wenn die Hinterbliebenen die Toten ehren, und ſelbſt etwas bedeuten, nehmen dieſe hohe Stellungen im Totenreich ein. Der Tote iſt alſo ganz abhängig von der Gunſt und Stellung der Lebenden, d. h. ſeiner Nachkommen. Darum kennt der Batak kein größeres Unglück als ohne Nachkommen zu ſterben, denn er hat dann niemand, der ihn nach ſeinem Tode bedient und ehrt, und rangiert unter den armſeligſten Geiſtern. Der Tote verlangt mit dem Inſtinkt der Selbſterhaltung, von den Lebenden geehrt zu werden, ſonſt zwingt er ſie dazu, indem er Unheil über ſie bringt. Nur darum ehrt man die Ahnen, weil man ſich von ihnen unheimlich abhängig fühlt und ihre Rache fürchtet. Aber auch die böſen Geiſter, die keinen Anſpruch auf einen geregelten Kult machen dürfen, weil ſie eines entehrenden Todes geſtorben, zwingen die Menſchen, ihnen Opfer darzubringen, denn ſie haben die Macht, alle Arten von Unglück über die Menſchheit zu bringen. Gute wie böſe Geiſter ſind jedenfalls zu fürchten. Der geſamte Ahnendienſt entſpringt alſo nicht der Pietät ſondern der Furcht. Einen lebenden alten Vater oder Großvater ehrt man nicht, man behandelt ihn oft abſcheulich, denn man hat ihn ja nicht zu fürchten. Sobald er aber geſtorben, hat man ſich gut zu ihm zu ſtellen, rüſtet ihm ein pompöſes Leichenbegängnis, bringt Opfer oft über ſeine Kräfte, und ſetzt ihn ſchließlich *feierlich zum Heroen ein.*

Es fehlt also auch hier völlig das sittliche Moment. Man verlangt von den Toten, daß sie Feldfrüchte, Viehstand und Familie segnen. Als Gegenleistung beansprucht die Seele des Abgeschiedenen nicht Ehrfurcht oder sonst etwas Ideales, sondern nur Opferfleisch. Wer seine Ahnen gebührend ehrt, dient damit auch sich selbst, denn alle Welt sieht und bewundert seinen Reichtum. Sehr oft dienen die Ahnenfeste lediglich dazu, die Wohlhabenheit des Festgebers urbi et orbi bekannt zu geben. Der lebende Vater oder Großvater verlangt gar nicht danach, rücksichtsvoll behandelt zu werden, wenn ihm nur nach seinem Tode Ehre widerfährt, denn damit bestimmt sich seine Stellung im Geisterreich. Natürlich sind die Armen wieder die Betrogenen, denn sie können ihren Ahnen nichts Ansehnliches opfern. Ihre Ahnen sind also auch im Jenseits zu Armut und Sklaverei verdammt. Man begreift, wie daher der Sinn des Batak auf Reichtum gerichtet sein muß. Auf welchem Wege er dazu gelangt, ist ganz gleichgiltig. Ehrlichkeit garantiert ihm keine höhere Stellung im Totenreich, und Schlechtigkeiten aller Art gelten dort nicht für entehrend.

Trotz der oben skizierten Vorstellungen vom Leben nach dem Tode kann man doch nicht sagen, daß die Batak an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Das schattenhafte Leben der Seelen hört allmählich auf. Man nimmt nicht geradezu an, daß die begu wieder sterben, läßt sie aber im Laufe der Jahre verschwinden. Denn sobald die Erinnerung an einen Ahn verblaßt, was selbst bei den berühmtesten nach etwa 10 Generationen eintritt, dann hört unausgesprochen seine Existenz im Reiche der Seelen auf. Nach batakscher Denkerweise ist der Mensch unsterblich in seinen Nachkommen; in ihnen lebt er gewissermaßen weiter. Sie erben, was ihm gehörte; er genießt mit, was sie besitzen. Die Familie ist unsterblich, d. h. wenn sie nicht ausstirbt, nicht aber der Einzelne. Willig geht das einzelne Individuum den Weg alles Fleisches, wenn ein Sohn oder mehrere sein Geschlecht fortsetzen. Nur wer keine Söhne hat, stirbt wirklich. Das ist für sie ein grauenerregender Gedanke. Töchter zählen in dieser Beziehung nicht mit, denn sie heiraten in einen andern Stamm und sind damit der Familie verloren. —

III.

Wie gestaltet sich nun der Geisterdienst? Es handelt sich dabei um zwei näher zu untersuchende Gruppen: der Dienst gegen-

über den Geiſtern, die man in beſonderem Maße fürchten muß, den eigentlich böſen Geiſtern, und der Kult, den man den Ahnen leiſtet.

Zunächſt iſt die Seele jedes Geſtorbenen furchtbar, denn ſobald die Seele den Leib verlaſſen hat, tritt ſie in feindlichen Gegenſatz zur lebenden Menſchheit. Vor den Seelen eben geſtorbener Menſchen muß man beſonders auf der Hut ſein. Zunächſt werden jammernde Klagegeſänge angeſtimmt, weniger aus aufrichtiger Trauer, als um der Seele des Abgeſchiedenen zu beweiſen, wie lieb man ſie gehabt, und ſo ihre Rache fern zu halten. Charakteriſtiſch iſt, daß man für dieſe Klagegeſänge eine eigene Sprache hat, die von dem gewöhnlichen Batakſch ſich beſonders dadurch unterſcheidet, daß man allen Dingen umſchriebene Namen gibt. Dem liegt offenbar weniger poetiſche Neigung als die Furcht zugrunde, daß der begu über die mit richtigem Namen genannten Dinge und Perſonen Unheil bringen möchte.[1]) Gleich nach eingetretenem Tode muß die Leiche des Verſtorbenen gemeſſen werden, damit Sarg und Grab die richtige Länge haben. Dabei iſt zu beobachten, daß man vom Scheitel nach den Füßen zu mißt, ſonſt wird die Seele erſchrecklich in die Länge wachſen und ein böſer Geiſt werden. Damit die Seele des Toten die Hinterbliebenen nicht mehr beläſtigt, müſſen dieſe einmal über den Sarg hinſchreiten oder unter ihm durchkriechen, oder man ſpaltet ein Stück Rotang, behält die eine Hälfte für ſich und gibt ihm die andre Hälfte mit in den Sarg, zum Zeichen, daß man nun nichts mehr mit einander zu tun hat. Sobald der Sarg ins Haus gebracht iſt, muß der Tote hineingelegt und der Deckel geſchloſſen werden, ſonſt kann leicht die Seele eines Lebenden mit hinein ſchlüpfen. Wer irgend kann, dreht ſich unterdes um, damit ſeine Seele nicht in die Verſuchung kommt, dem Toten zu folgen. Aus dem gleichen Grunde geht niemand dicht hinter dem Sarge. Bisweilen hängt ſich die Seele eines Lebenden an den Sarg, und die Träger fühlen dann ihre Laſt doppelt ſchwer. Der betreffende Menſch iſt damit dem Tode verfallen. Auch neben das Grab ſtellt man ſich nicht gern, weil die Seele gar zu leicht dem Toten folgt. Alle Seelen der Verſtorbenen haben ihre Freude daran, die Leben-

1) Derſelbe Aberglaube fordert, daß man im Kriege, bei Krankheiten und bei beſtimmten Arbeiten, z. B. beim Kampferſuchen, die meiſten Dinge mit umſchriebenen, z. T. irreführenden, Namen bezeichnet.

den zu sich zu ziehen, sie zu erschrecken, zu quälen, zu betrügen, besonders auch schwangere Frauen zu ängstigen. Im engeren Sinne sind die Seelen aus andern Stämmen zu fürchten. Diejenigen Toten, die mit dem Lebenden eines Stammes sind, können seine Genossen werden, wenn gebührend geehrt; die aus andern Stämmen sind seine natürlichen Feinde, ganz wie in dieser Welt. Die Feindschaften reichen auch über das Grab hinaus.

Ganz besonders schlimme Geister aber sind folgende: die Seelen aller derjenigen, welche sterben, ohne Söhne zu hinterlassen; die Seelen von Menschen, die Hungers gestorben sind, oder an Aussatz oder Cholera, denn sie erwecken bei den Menschen dieselbe Krankheit; die Seelen ganz armer Leute, denn sie machen krank; die Seelen derjenigen, deren Leiche man nicht gleich nach dem Tode gemessen; diese sind besonders den Schwangeren und Gebärenden gefährlich. Ihren Seelen dient niemand unter den Lebenden, und sie rächen sich damit, daß sie den Menschen Böses antun, wo immer sie können. Die Seele eines Selbstmörders bleibt an dem Ort, wo dieser sich das Leben genommen, sie darf nicht ins Totenreich und rächt sich dafür an den Lebenden. Besonders verächtlich ist die Seele einer Frau, die über der Geburt stirbt, denn sagt man, sie hat das ihr anvertraute Kind nicht pflegen wollen und ist davon geflohen. Sobald solch ein armes Weib gestorben ist, muß ihrer bösen Seele entgegengearbeitet werden: man stopft ihr Asche in Mund, Ohren und Augen, damit ihre Seele nichts mehr wahrnimmt von der Menschenwelt, dann öffnet man die Bretter des Fußbodens und wirft ihren Leichnam unter Verwünschungen unter das Haus und verscharrt ihn daselbst, wo das Vieh zugleich seinen Stall hat. Ihre Seele darf mit andern Seelen keinen Verkehr haben. Sie sinnt nun darauf, andere Weiber zu verderben und ihnen das gleiche Los zu bereiten.

Man denkt sich die ganze Welt bevölkert mit bösen Geistern, welche überall den Menschen auflauern. Im Walde und in der Wildnis sind sie am zahlreichsten, da überfallen sie die Lebenden und bringen über sie Krankheiten und Wahnsinn. Nachts schleichen sie um die Häuser und spähen durch die Ritzen der Bretterwände, kommen auch in Menschen- oder Tiergestalt ins Haus, und verlocken Einzelne, ihnen zu folgen. Bei Epidemieen kann man sie bisweilen sehen. Es gibt Menschen, die spiritistisch veranlagt sind und die

Seelen ſehen. Dieſe wollen manchmal hinter dem Sarge den Geiſt des Verſtorbenen ſchreiten ſehen.

Was tut man nun, um ſich gegen die böſen Geiſter zu ſchützen? In vielen Fällen ſucht man ſie zu befriedigen, indem man ihnen Speiſeopfer darbringt. Denn da es ihnen übel ergeht und die armen unter ihnen empfindlichen Mangel leiden, ſo begehren ſie von den Menſchen Nahrungsmittel. Gewährt man ihnen dieſe nicht, ſo verhängen ſie Unheil. Auf dieſer groben Vorſtellung baut ſich die Praxis der batakſchen Religion auf. Es iſt Arbeit des Zauberprieſters (datu), zu beſtimmen, wem und in welchem Falle und was man zu opfern hat. Das Opfer beſtimmt ſich nach der Art des begu und der Veranlaſſung; es hat ſich eine genaue Tradition darüber gebildet, was ein jeder begu zu bekommen hat. Einige bekommen Bananen und Siriblätter, andre müſſen Fleiſch, Eier oder Fiſche haben. Immer aber handelt es ſich um eßbare Dinge. Gegenüber dieſem auf Furcht baſierenden Geiſterkult tritt der eigentliche Gottesdienſt ganz zurück. Darum werden die Heiden im Gegenſatz zu Chriſten und Mohammedanern „Geiſteropferer“ oder „die an Geiſter Glaubenden“ genannt, nennen ſich auch ſelbſt ſo.

Man erwehrt ſich ferner der Seelen der Geſtorbenen, indem man ſie hintergeht und betrügt. Der Zauberprieſter muß in allen Fällen Rat wiſſen, wie man das zu machen hat. Wir ſahen ſchon oben, wie man für einen Kranken einen Bananenſtamm oder ein roh gemachtes Menſchenbild hinausträgt, in der Hoffnung, daß der böſe Geiſt die Seele des Kranken loslöſt und das Bild für einen Menſchen anſieht, bezw. als Erſatz gelten läßt. Fährt man auf dem Tobaſee an einer Stelle vorbei, die als Sitz eines böſen Geiſtes gilt (Wirbel und Klippen), ſo täuſcht man dieſen über die Waren, die man im Bote mit ſich führt. Wird z. B. ein Büffel über den See gefahren, ſo rufen die Inſaſſen des Botes: „Es iſt eine Ziege, Großvater“ — und der dumme Teufel glaubt es. Wie der Batak kein größeres Vergnügen kennt, als einen lebenden Mitmenſchen zu betrügen, ebenſo gern hintergeht er die Seelen Toter. Beim Ernten muß man lautes Singen und Pfeifen vermeiden, damit die Geiſter nicht glauben, die Menſchen freuen ſich über eine reiche Ernte, und dann aus Neid ſich ihr Teil holen. Krankheiten nennt man mit euphemiſtiſchen Namen; iſt es beſſer mit dem Kranken, ſo hütet man ſich, das zu ſagen, ſondern umſchreibt es; damit hintergeht

man den bösen Geist. Alle Schutzmittel und Amulette haben den Zweck, die Geister zu täuschen.

Man bekämpft aber auch die bösartigen Seelen mit offener Waffengewalt. Bei Epidemieen wird gegen sie geschossen, man trommelt und macht „Heidenlärm“ durch Anschlagen an die Holzwände der Häuser und Klappern mit Blechen und Brettern, damit die begu sich fürchten und davonfliehen. Ist eine Frau im Wochenbett gestorben, so müssen alle Männer in der Nachbarschaft, deren Frauen ein Kind erwarten, gegen den Dorfeingang hin schießen, um dem gefährlichen Geist den Eingang zu wehren. Obgleich die Seelen leiblos sind, scheinen sie doch vor Schuß- und Stichwaffen Furcht zu haben. Aus dem gleichen Grunde wird bei Begräbnissen furchtbar geschossen. Während des Geburtsaktes muß ein Mann darauf achten, daß kein schlimmer Geist durch die Tür oder durch die Ritzen der Bretter sich hineinschleicht. Er vollführt zu dem Zwecke mit seinem Schwerte allerlei Fechterkunststücke. Hunderte von Amuletten haben eine beschützende Kraft, besonders im Kriege. Gewisse Zeichen mit Kalk ans Haus geschmiert verwehren den gefährlichen Gästen den Zutritt; Stacheln der wilden Zitronen heftet man an die Haustreppe und stellt außerdem einen Trog voll Wasser vor dieselbe, damit der böse Geist sich verwundet und stutzt, denn das Wasser scheinen sie zu scheuen.

Man vermag aber noch mehr über die bösen Geister; nicht nur daß man ihre bösen Einflüsse wirkungslos machen kann, man kann sogar ihre Verderbenskräfte sich dienstbar machen. Durch Behexen seiner Fußspuren kann man schlimme Geister auf einen unbekannten Dieb hetzen, die ihn z. B. aussätzig machen. Das schlimmste dieser Art, gleich grauenvoll in seiner Zubereitung wie in der Anwendung ist ein Zaubermittel gegen Feinde, das gewonnen wird, indem man einen Menschen tötet, dessen Seele man sich vorher willfährig gemacht hat. Man verfährt dabei folgendermaßen: man fängt einen Knaben aus einem fremden Stamm, füttert ihn eine Zeit lang mit guten Leckerbissen, bis er ganz zutraulich geworden ist. Dann wird er eines Tages hinausgeführt und ihm die Augen verbunden. Man gräbt eine Grube und stellt ihn da hinein. Darauf tritt der Zauberer zu dem Knaben hin und belehrt ihn (man möchte fast sagen: hypnotisiert ihn): „Willst du dahin gehen, wohin wir dich schicken?“ „Ja“, sagt das ahnungslose Kind auf alle Fragen. „Willst du uns

nur Gutes tun und unſern Feinden Böſes? Willſt du uns im Kriege ſchützen und die Feinde verderben? Und vor all ihren Anſchlägen warnen? Willſt du die töten, welche wir dir ſ. Z. nennen werden? Auf alle dieſe und ähnliche Fragen ſagt der Knabe „ja". Unterdes hat man Blei am Feuer flüſſig gemacht und gießt es ihm plötzlich in den Hals, worauf er ſtirbt. Der Leichnam wird verkohlt, Aſche und Fett aber ſorgſam geſammelt und aufgehoben. Dieſe Überreſte ſind nun eine koſtbare Zaubermedizin, denn durch ſie zwingt man den Geiſt des Verſtorbenen, alle jene Dienſte zu tun, die man dem Lebenden vorgeredet hatte. Indem man Teile davon dem Feinde appliziert, erreicht man, daß dieſer plötzlich ſtirbt oder wahnſinnig wird, oder Selbſtmord begeht, oder ſeine Frau im Wochenbett ſtirbt. Hier hat man alſo einen an ſich furchtbaren Geiſt ſich dienſtbar gemacht und zwingt ihn, alle ſeine Verderbenskräfte gegen diejenigen loszulaſſen, die man ihm vorſchreibt.[1]) Die Seele eines ſo gemordeten Menſchen läßt ſich manchmal auf ein Medium nieder und geberdet ſich dann fürchterlich: das Medium nimmt glühende Kohlen in den Mund oder haufenweiſe ſcharfen Pfeffer, trinkt große Mengen des ſchmierigſten Waſſers, ſucht ſich herumliegende Speiſereſte auf und verſchlingt ſie. Dann ſchreit der Geiſt: „Ich ſage es, ich ſage es, ich ſage es!" Er will nämlich verraten, wer er früher war, woher er ſtammt und was man ihm angetan hat. Das muß aber verhütet werden, damit den Mördern nicht Ungelegenheiten entſtehen. Alles ſchreit darum: „Das darfſt du nicht, Großvater!" Außerdem verkündet er, was die Einwohner des Dorfes getan haben, um ſicher zu wohnen. Vorher muß man ihm aber Fiſche opfern. — Auch die Seele eines noch lebenden Feindes kann ein geſchickter Zauberer zwingen, vor ihm zu erſcheinen, und erreicht damit, daß der betreffende im nächſten Gefecht ſterben muß.

Weſentlich anders geſtaltet ſich der Dienſt, den man den Ahnen leiſtet. Wir ſahen ſchon, daß auch hier die Furcht grundlegend iſt, nicht die Pietät. Man leiſtet etwas, um vor Unheil bewahrt zu bleiben, oder um eine Gegenleiſtung zu empfangen. Was erwartet man von ihnen? Sie ſollen die Enkel ſegnen mit allem,

1) Ähnliche Vorſtellungen liegen m. E. den grauenhaften „Kopfſchnellen" auf Nias zugrunde: man ſcheidet einem fremden Menſchen den Kopf ab, um ſeine Seele ſich dienſtbar zu machen, und hat dieſe dann als Waffe gegen ſeine Feinde in der Hand.

was einem batak'schen Herzen begehrenswert erscheint: mit Nachkommenschaft, Geld und Gut, Viehstand, Gesundheit. In Krankheitsfällen sollen sie den Krankheiten wehren, in jeder Not einen Ausweg finden, sie sollen alle Arten böser Geister verjagen. Sofern sie selbst das Elend über die Menschen bringen, wenn diese nämlich ihren Opferpflichten nicht genügen, so muß die Darreichung der geheischten Gaben die ersehnte Hilfe bringen. Darum glaubt man dem, was der Zauberpriester oder das Medium über die Wünsche der Verstorbenen berichtet, unbedingt und erfüllt es auf alle Fälle, selbst wenn man darüber Schulden machen muß und arm wird, „denn es ist besser der Menschen Sklave zu werden als der Geister,“ sagt ein Sprichwort.

Da das Befinden der Toten so eng mit demjenigen der Lebenden verwoben ist, so können die Seelen der Abgeschiedenen mit den Menschen in direkten Verkehr treten und ihnen ihre Wünsche äußeren. Ihre Seelen müssen sich zu dem Zweck auf geeignete Medien niederlassen, denn ein körperloser Geist kann nicht mit Menschen reden, er muß sich erst eine Menschengestalt leihen, eben die des Mediums. Hier stehen wir vor einer eigentümlichen und psychologisch rätselhaften Begleiterscheinung des Seelendienstes. Folgendermaßen ist der Hergang beim Erscheinen des Geistes: die ganze Stammesverwandtschaft versammelt sich, um einen großen Ahn zu ehren und ihn über irgend etwas wichtiges zu fragen. Erst wird lange mit den vier verschiedenen Trommeln Musik gemacht. Der Rythmus dieser monotonen Instrumente, deren Melodie* eigentlich nur im Takt beruht, hat etwas Faszinierendes. Plötzlich springt ein Medium auf und wird ein andrer Mensch; er sieht die Seele des Ahns in ihrer früheren Gestalt zu sich kommen; von seinem eigenen Körper weiß er nichts mehr, er fühlt sich als der betreffende Verstorbene, dessen Seelenleben das seine völlig verdrängt; die anwesenden Menschen sieht er klein und rötlich. Er beginnt zu springen und in rasendem Tempo unter Verzückungen zu tanzen, immer getragen von der dumpfen Musik, bis sich alles um ihn dreht und er endlich erschöpft, schaumbedeckt, innehält. Man bringt ihm Palmwein und Betel und fragt ihn dann aus. Vorher aber verlangt er noch besondere Weisen der Trommelmusik, welche immer die Bedingung für das Erscheinen des Geistes ist. Man prüft aber zunächst das Medium, ob wirklich die Seele des betreffenden Ahns

über ihn gekommen iſt, denn es gibt auch freche Betrüger; man fragt nach der Verwandtſchaft, erkundigt ſich nach gewiſſen Dingen, die nur wenige außer dem Verſtorbenen wußten. Hat er ſich durch richtige Antworten legitimiert, dann erklärt man ihm die Urſache, warum man ihn gerufen, man fragt, was geſchehen muß, um einen Kranken geſund zu machen, oder um einem kinderloſen Ehepaar zu Kinderſegen zu verhelfen, oder man wünſcht zu wiſſen, wo gewiſſe verlorene Gegenſtände oder verſchwundene Menſchen zu ſuchen ſeien. Nun äußert ſich der Verſtorbene über das, was man von ihm zu wiſſen begehrt, nennt die Opfer, die getan werden müſſen, um eine Krankheit abzuwehren oder zu vertreiben. Manchmal erzählt er auch Dinge, die ſich in Bälde ereignen werden, warnt vor einer Epidemie, verkündet, daß jemand plötzlich ſterben werde und dergl. . . . Charakteriſtiſch iſt, daß das Medium von ſeiner Tätigkeit furchtbar angeſtrengt wird. Nicht ſelten wird es bald darauf krank und ſtirbt. Man ſagt, daß ſolche Leute nie alt werden. Sie gelten aber als ſehr angeſehen, gewiſſermaßen heilig, und man ſcheut ſich ihnen Unrecht zu tun oder ſie zu übervorteilen.

Daß in vielen Fällen Betrug vorliegt, mag ſein. Aber damit allein kann man die Sache nicht erklären. Es läßt ſich wohl nicht leugnen, daß dämoniſche Mächte dabei irgendwie beteiligt ſind. Oft haben die Medien Dinge und Namen berichtet, die ſie unmöglich ſelbſt wiſſen konnten. Kurz ehe die erſten Europäer ins Land kamen, haben verſchiedene Medien bis ins einzelſte vorausgeſagt, daß eine neue Zeit für die Bataklande anbräche, und was ihnen bevorſtünde. Chriſtliche Batak, die früher Medien geweſen waren, ſind bisweilen ganz wider ihren Willen durch den Klang der Trommelmuſik wie bezaubert worden und haben wieder Geiſterbeſuch erhalten. Wieder zum Selbſtbewußtſein gekommen, waren ſie tief unglücklich, verſicherten, ſie ſeien wie gezwungen geweſen, und unterzogen ſich willig jeder Kirchenſtrafe.

Bedeutſam iſt es auch, daß der niederfahrende Geiſt ſich einer beſonderen Sprache bedient, die uns wie ganz altertümliches Batakſch anmutet. Die Worte dieſer Sonderſprache ſind (ähnlich wie die Klagelieder) teils vorſichtige Umſchreibungen, teils ganz fremdartig. Daß ein Medium vorher dieſen Wortſatz einübt, iſt wohl meiſtens ausgeſchloſſen. In der Regel muß erſt Trommelmuſik gemacht werden, damit die Seele eines Abgeſchiedenen kommt; in einzelnen

Fällen kommt sie indes auch spontan über einen Menschen, zu einer Zeit wo niemand daran gedacht hat. Während der Geist über ihm ist, verliert der betreffende Mensch das Selbstbewußtsein und benimmt sich genau wie der Verstorbene. Es kommen dabei Fälle vor, daß das Medium den Menschen, dessen Seele in ihn fährt, gar nicht gekannt hat. Auch durch Träume geben die Vorfahren den Nachkommen ihren Willen kund.

Wie verehrt man nun den Verstorbenen? Man gibt ihm zunächst möglichst viel von seinem Schmuck mit ins Grab. Man läßt die Totentrommeln klingen, solange sein Leib noch über der Erde ist. Einen minderwertigen Toten begräbt man im Dorfe, einen angesehenen draußen an weit sichtbarer Stätte. Begräbniszeremoniell ist wenig vorhanden. Um den Toten zu ehren, wird viel Fleisch an die Gäste verteilt. Bei Armen fällt jede Feierlichkeit weg. Drei Tage nach dem Begräbnis stellt man dem Dahingeschiedenen Speisen aufs Grab, solche, die er bei Lebzeiten gern gegessen, auch seine Tabakstasche und sein Feuerzeug. Diese Speise bringt er den andern Seelen im Totenreich mit, damit sie ihn freundlich aufnehmen, ganz so, wie es die Verwandten in dieser Welt tun; wer bei seinen verheirateten Kindern oder Eltern oder Schwiegereltern einen Besuch macht, bringt gute Speisen mit. Die armen Toten, die nichts mitbringen, finden unfreundliche Aufnahme unter den Geistern. Man stellt auch den kürzlich Verstorbenen Speisen und allerlei Gegenstände aufs Grab, damit sie dieselben geliebten, schon früher verstorbenen Verwandten mitnehmen, sogar Geld. Weiter ehrt man die Toten durch lange Klagegesänge, die ihre eigene altertümliche Sprache haben. Ob man mit diesem Klagen, dem sich niemand entzieht, eine besondere Vorstellung verknüpft, ob man sie z. B. mit dem Geschick der verstorbenen Seelen in Verbindung bringt, das kann ich nicht feststellen, vermute es aber. Man muß nämlich bedenken, daß, so gewiß alle diesbezüglichen Handlungen auf bestimmten psychologischen Vorstellungen basieren, doch die bestimmten Vorstellungen z. T. unbewußt geworden sind, und es daher oft schwer ist, den eigentlichen Gründen gewisser Handlungen auf die Spur zu kommen.

Das Grab wird geschmückt mit den Knochen der beim Begräbnis geschlachteten Tiere, später bei reichen Leuten auch mit Stein- oder Holzschmuck versehen. Roh geschnitzte oder gemeißelte

Bilder ſtellen den verſtorbenen Häuptling dar. Vornehme Stammeshäupter begräbt man zunächſt interimiſtiſch, gräbt nach Jahren die Knochen unter Trommelklang und Gewehrgeknatter wieder aus und veranſtaltet dabei ein großes Feſt zu Ehren der Toten, bei welchem der Feſtgeber ſeinen ganzen Reichtum entfalten muß. Es werden bis 15 Büffel und 100 Schweine geſchlachtet. An einem andern Ort werden die Knochen dann wieder beigeſetzt. Damit avanciert die Seele des Ahnen zugleich und wird ein höheres Weſen. Wahrſcheinlich will man mit dieſer Veranſtaltung den Beweis liefern, daß man den Verſtorbenen nicht vergeſſen hat und ihm dadurch zu einer höheren Stufe in der Unterwelt verhelfen; zugleich ehrt man aber ſich ſelbſt. Das iſt ſo die batakſche Weiſe, mit ſeinem Reichtum zu renomieren.

Ferner dient man den Seelen der Abgeſchiedenen durch Opfergaben. Bei hundert Gelegenheiten werden kleine Opfer aufgeſtellt, im Hauſe, im Felde, im Walde, an Quellen, z. B. Eier, gekochter Reis, Bananen, Tabak. Es iſt darauf zu achten, daß man kürzlich Verſtorbenen ſolche Speiſen opfert, die ſie gern aßen. Man opfert eigentlich nur den Verwandten. Schlimme Geiſter, ſolche die durch Selbſtmord oder an Cholera und dergleichen endeten, haben keinen Anſpruch auf Opfer. Wird einem Ahn auf einem Feſt geopfert, ſo iſt genau darauf Rückſicht zu nehmen, daß er ſolche Speiſen bekommt, wie er ſie bei Lebzeiten gewöhnt war, andernfalls weiſt er ſie zurück. Wenn auch ſeine Nachkommen reich ſind, er ſelbſt aber ſ. Z. unvermögend war, ſo darf ihm nicht Fleiſch geopfert werden, ſondern Gemüſe oder höchſtens Fiſche. Das Opfer bedeutet alſo eine Gabe, mit der man den Toten ehrt, zugleich aber auch eine wirkliche Hilfe für ihn, denn die Seelen der Abgeſchiedenen leiden Mangel an Speiſe und ſind darum für alle Hilfe ſeitens der Lebenden ſehr empfänglich. Von den Speiſen genießen ſie den Duft.

Sind etwa ſieben Generationen ſeit dem Tode eines angeſehenen Mannes vergangen, ſo veranſtaltet man ein Feſt, um ihn zum „sumangot" einzuſetzen. Damit erreicht er eine fürſtliche Stellung im Geiſterreich und gewinnt andrerſeits größeren Einfluß auf die Nachkommen, die er ſegnen und reich machen kann. Alſo auch hier do ut des. Wer aber sumangot werden will, muß zahlreiche und zwar wohlhabende Nachkommen haben. Während man einem gewöhnlichen begu nur opfert, wenn er mahnt, ſo feiert man dieſe höheren

Geister auch ohne zwingende Veranlassung, nur eben, um sie zu ehren und durch sie wieder geehrt zu werden. Nur Großvieh darf man ihnen opfern. Dieser sumangot muß nun weiter geehrt werden. Wird die Nachkommenschaft säumig in der Erfüllung ihrer Pflichten, so rächt er sich durch allerlei Unheil, das er über sie kommen läßt. Andrerseits segnet er die, die ehrfürchtig seiner gedenken. Es gibt alte batakſche Erzählungen, welche berichten, wie Leute, die sonst nicht gerade ehrlich, aber treu waren in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Ahnen, dadurch zu großem Reichtum und Ehren kamen. Bei den Opfern betet man direkt zu den Ahnen und ist überzeugt, daß sie das Gebet hören und ihm Folge geben.

Die höchste Stufe, die der Geist eines Verstorbenen erklimmen kann, ist „sombaon". Alle, die einen Ahn haben, tun sich zusammen und veranstalten ein großes Fest, bei welchem die Seele des zu Verehrenden auf ein Medium sich niederläßt. Durch diese höchste Ehrung hat der Urahn nun aber die Pflicht übernommen, seine Nachkommen, d. h. den ganzen Stamm, nobel zu bedienen und ihnen für alles zu sorgen, was ihnen heilsam und wünschenswert ist. Zu gleichen Zeiten kommt eine ganze Landschaft zusammen, um einem sombaon zu opfern. Man schlachtet ein Pferd oder Büffel oder eine Kuh. Auf dem gemeinsamen Marktplatz wird ihm eine Art kleiner Tempel gebaut. Dort wird das Opfer gebracht. Alle Familienhäupter haben sich gleicherweise, ohne Rücksicht auf ihr verschiedenes Vermögen, an den Opfersteuern zu beteiligen. Besonders feierlich ist das Darbringen eines Pferdes. Dabei werden vier rohe Pferdebilder benutzt, ähnlich einem Steckenpferd, auf die je ein Mann sich setzt, um damit einen feierlichen Tanz aufzuführen. Das zu schlachtende Pferd wird in der Mitte des Marktplatzes angebunden und umtanzt. Das Blut wird in ein Loch gesammelt und gilt als eigentliches Opfer. Das Fleisch wird verteilt unter die Teilnehmer. Die Einladung zu diesem Feste darf niemand ausschlagen.

Der sombaon ist ein Fürst unter den Seelen der Toten. Von ihm sagt man, daß er manchmal zu Gott im Himmel emporsteigt und da jahrelang bleibt. Er erwählt sich eine Wohnung an unheimlichen Plätzen, auf hohen Bergen, dichten Wäldern, Schwefelquellen und dergl. Seine Wohnung, die er sich selbst wählen kann, dürfen die Menschen nicht betreten; führt einen der Weg in der Nähe vorbei, so muß man höflich grüßen und sagen: Entschuldige

Großvater, daß ich hier vorbei gehe. Es gehört zu den ſichtbaren Triumphen des Chriſtentums, daß dieſe heiligen Orte ihr Holz zu Kirchen und Schulen haben hergeben müſſen. Oft wohnt eine rieſige Schlange an der heiligen Stätte, in welcher man den Ahn verehrt. Ja dieſer nimmt manchmal geradezu Wohnung in einer Schlange. Darum dürfen die Tiere, welche an ſolchen heiligen Orten wohnen, nicht getötet werden. Nach Art von Halbgöttern miſchen ſich die sombaon hin und wieder unter die lebenden Menſchen, entführen ſchöne Mädchen, treiben allerlei Schabernack, beglücken auch unerwartet dieſen und jenen mit reichen Gaben. Seinen Nachkommen aber iſt der sombaon ein Schutzgeiſt, ja gewiſſermaßen ihr Gott, deſſen Kult man eifrig und gewiſſenhaft treibt. Untereinander ſtehen dieſe Halbgötter im ſelben Verhältnis wie die Menſchen, ſie führen ſogar unter Umſtänden Krieg mit einander. An weſſen Wohnung zuerſt ein Stück Erde einſtürzt, der hat verloren.

Dies etwa iſt der Vorſtellungskreis, in dem die batakſche Religioſität ſich bewegt. Daneben haben die Götter und der Gottesdienſt wenig Platz, man braucht ſie nicht, weder für dieſes Leben noch für das nach dem Tode. Aber wohl dem Manne, der angeſehene Ahnen hat, und wohl den Toten, die auf einflußreiche Nachkommen herabſehen! Welche armſeligen Ideale!

❧ ❧ ❧

Autobiographie eines Chineſen.

Von Li Tſchiu.

Überſetzt von Miſſionar Genähr in China.[1])

Das Dorf, in dem ich geboren bin, liegt in der Provinz Kanton an den Ufern des Weſtfluſſes. Man nennt es zwar ein Dorf, in Wirklichkeit iſt es aber ſo groß, wie eine Stadt, denn es zählt

---

1) Li Tſchiu iſt der Typus eines chineſiſchen Geſchäftsmannes, der mit großer Energie die von ſeinen Landsleuten in Amerika allgemein gehegten Anſichten vertritt. Er wurde in Gegenwart eines rennomierten Dolmetſchers in New-York interviewt und die nachſtehende Biographie iſt das authentiſche Ergebnis dieſer Unterredung. Sie erſchien zuerſt im Independent (19./2. 1903) und dann im Chinese Recorder (Mai 1903).

ungefähr 5000 Männer, die über 18 Jahre alt sind; Frauen und Kinder, selbst Jünglinge unter 18 Jahren werden bekanntlich in unsern Dörfern nicht mitgezählt.

Alle Bewohner des Dorfes gehören dem Stamme Li an. Sie schließen keine wechselseitigen Heiraten untereinander, vielmehr suchen sich die Männer in andern Dörfern ihre Weiber und bringen sie in das elterliche Haus, und Männer von andern Dörfern, die Wus und Wings und Sings und Fungs u. s. w., heiraten die Mädchen aus unserem Dorfe.

So lange ich klein war, blieb ich Tag und Nacht zu Hause bei meiner Mutter; nachdem ich aber das sechste Jahr zurückgelegt hatte, mußte ich des Nachts mit andern Knaben des Dorfes, es mochten ihrer wohl 30 sein, zusammen in einem Hause schlafen. Die Mädchen wachsen in derselben Weise auf. Man trennt sie in demselben Alter von den Eltern und läßt sie in Gruppen von 30 bis 40 in einem Hause zusammenschlafen. Ebenso gibt es Witwenhäuser, in denen besonders jüngere Witwen zusammen arbeiten und schlafen, während sie ihre Mahlzeiten im elterlichen Hause einzunehmen pflegen.

Meines Vaters Haus war aus sehr guten blaugrauen Ziegelsteinen gebaut, mit denen die Ziegel, die man in den Vereinigten Staaten zum Häuserbau verwendet, keinen Vergleich aushalten können. Es war einstöckig, hatte rote Dachziegel, und war von einer Steinmauer umgeben, die auch den Hof in sich schloß. Das Haus hat 4 Zimmer, ein großes Wohnzimmer, das zugleich als Empfangszimmer dient, und 3 Privatzimmer, von denen mein Großvater, eine sehr alte und ehrwürdige Erscheinung, eines bewohnte; meine Eltern wohnten in dem zweiten, und mein ältester Bruder mit seiner Familie bildeten die Insassen des dritten. Fenster hatten die Zimmer nicht, dagegen standen die Türen Tag und Nacht offen.

Von den Männern der Dorfes hat jeder sein eigenes Gut, aber sie pflegen nicht auf ihren Gütern zu leben, wie das hierzulande (in Amerika) geschieht. Sie leben vielmehr im Dorfe, bewirtschaften den Tag über ihr Gut und kommen am Abend wieder nach Hause. Mein Vater hatte ungefähr 10 Morgen Land, auf dem eine große Menge von Sachen gedieh — süße Kartoffeln, Reis, Bohnen, Erdnüsse, Zuckerrohr, Bananen u. a.

Es können darum so viele verschiedene Sachen auf einem so

kleinen Gut gezogen werden, weil wir ein sehr gutes Bewässerungssystem haben. Ein Kanal bringt das Wasser 30 Meilen weit von den Bergen, und jeder Bauer leitet durch Abzugskanäle dann so viel ab, wie er für sein Feld nötig hat. So hat er für jede Ernte den nötigen Wasservorrat.

Dergleichen Arbeiten werden von der jungen Mannschaft des Dorfes verrichtet. Die Regierung kümmert sich nicht darum, wir bezahlen darum auch keinerlei Steuern mit Ausnahme einer geringfügigen für Grund und Boden. Jedes Dorf hat seine eigene Regierung, die aus den Ältesten des Dorfes besteht, den Respektspersonen. Wenn ein Mann 60 Jahre alt wird, fängt man an, ihm Ehren zu erweisen; je älter er wird, desto mehr steigt sein Ansehen. Wir hatten einige Hundertjährige in unserem Dorfe, aber nur sehr wenige.

Trotzdem chinesische Knaben wegen eines Fehlers von jedermann zurechtgewiesen werden können, verlebten wir doch im Ganzen eine schöne Jugend und hatten reichlich Spielgelegenheit. Wir spielten mit Vorliebe Fußball, Fangen und andere Spiele. Unter unseren Spielgefährten befanden sich auch Hunde, vortreffliche Tiere, die chinesisch verstanden, so gut wie amerikanische Hunde amerikanisch. Wir balgten uns mit ihnen herum, wir gingen auf den Fischfang und waren so glücklich wie amerikanische Knaben, vielleicht noch glücklicher, weil wir zusammen in einem Hause wohnten, sozusagen einen Knabenklub bildeten. Was wir taten, taten wir gemeinsam; unsere Gegner waren die Knaben anderer Klubhäuser, mit denen wir oft Wettkämpfe anstellten. Alle unsere Spiele fanden aber am hellen Tage statt, denn bei Nacht war es nicht ratsam auszugehen, der vielen Gräber und Dämonen wegen, denen man nachsagte, daß sie bei Dunkelwerden den Gräbern entstiegen und mit ihren flammensprühenden Augen und Mäulern, und mit ihren langen Krallen und Zähnen jedermann, der ihnen in den Weg kam, in Stücke zerrissen.

Es drehte sich bei uns Knaben aber doch nicht alles um das Spiel. Wir hatten auch zur Schule zu gehen, wo uns Lesen und Schreiben beigebracht wurde, und wo wir die weisheitsvollen Sprüche des Konfuzius und der andern Weisen Chinas lernten. Hier machten wir auch die Bekanntschaft der großen Kaiser des Altertums, die mit göttlicher Weisheit das Reich regierten und der ganzen Welt das

Licht einer hohen Zivilisation gaben, wie sie in unserer Literatur, die die Bewunderung aller Nationen bildet, niedergelegt ist.

Zu den Mahlzeiten begab ich mich in das Haus meiner Eltern, wobei ich mich meinem Großvater ehrfurchtsvoll, meinen Eltern mit Verehrung und meinem älteren Bruder mit Achtung näherte. Ich redete nur, wenn ich zuvor angeredet worden war; um so aufmerksamer hörte ich zu, wenn zu Hause von den rothaarigen fremden Teufeln mit grünen Augen und behaarten Gesichtern die Rede war. Sie wurden mir als wild, ungestüm und gottlos geschildert, als Leute, die weder den Moralvorschriften des Konfuzius und andrer Weisen folgten, noch den Ahnen die schuldige Verehrung zollten, sich vielmehr weiser dünkten, als ihre Väter und Großväter. Raub und Mord sei bei ihnen an der Tagesordnung. In den Straßen Hongkongs könne man sehen, wie sie vor Trunkenheit taumelnd, harmlose Leute mit ihren Stöcken bearbeiteten. Ihre Sprache laute wie ein wildes Gebrüll, ähnlich der Stimme des Tigers oder des Büffels. Sie seien gekommen, um den Chinesen das Land wegzunehmen. Männer und Frauen lebten zusammen wie die Tiere, ohne Heirat und Treue. Ihre Schamlosigkeit gehe so weit, daß man sie sogar am hellen Tage Arm in Arm auf den Straßen gehen sehen könne! So erzählten die alten Leute.

Alles das klang natürlich sehr empörend in meinen Ohren, da bei uns Frauen sehr selten auf der Straße zu sehen waren (?), ausgenommen etwa des Abends, wenn sie zum Brunnen gingen, um Wasser zu schöpfen. Begegneten sie bei diesen Gängen einem Manne, so standen sie still und wendeten sich um, dem Hause zu (?), während er den Blick in die Ferne schweifen ließ (?). Ein Mann, der eine Frau auf der Straße in einem chinesischen Dorf anzureden wagt, läuft Gefahr, geschlagen oder gar getötet zu werden (?!).

Mein Großvater erzählte uns, wie die englischen fremden Teufel mit unsrem Kaiser einen gottlosen Krieg angefangen, und mit Hilfe ihrer Zauberkünste seine Armeen besiegt und ihn gezwungen hätten, dem Opium freie Einfuhr zu gestatten, sodaß die Chinesen, die sich dem Laster des Opiumrauchens frei hingeben könnten, entnervt würden, und die fremden Teufel mit leichter Mühe sie ihres Landes berauben könnten. Von meinem Großvater hörte ich auch, daß es weltbekannt sei, daß die Chinesen stets die größte und weiseste Nation der Welt gewesen seien. Jede gute und nützliche Erfindung sei

von ihnen ausgegangen. Darum müßten alle Dinge, die die fremden Teufel vor den Chinesen voraus hätten, vom Teufel sein. Einige dieser Dinge seien höchst wunderbar und setzten diese rothaarigen Wilden in den Stand, mit einander zu reden, obgleich sie tausende von Meilen von einander getrennt seien. Sie stellten Sonnen her, die die Dunkelheit der Nacht in Tageshelle verwandelten; ihre Schiffe schleppten Erdbeben und feuerspeiende Berge mit sich, die für sie kämpften; in Häusern von Stahl und Eisen lebten Tausende von Dämonen zusammen, die Baumwolle und Seide zu spinnen verständen, ihre Zeitungen druckten und alles mögliche für sie täten. Ihre Mißachtung vor den Vorfahren legten sie besonders darin an den Tag, daß sie beständig neues an Stelle des alten setzten. Von den amerikanischen fremden Teufeln hatte ich gehört, daß sie falsch und unzuverlässig seien. Zwischen China und Amerika war ein Vertrag zustande gekommen, wonach Chinesen nach Belieben nach Amerika kommen konnten und umgekehrt. Nachdem China seine Tore den Amerikanern geöffnet hatte, brachen diese den Vertrag, um den sie doch selber gebeten hatten, indem sie den Chinesen ihr Reich verschlossen.

Zehn Jahre alt half ich schon meines Vaters Gut bewirtschaften. Wir hatten kein Pferd, da niemand unter dem Rang eines Beamten in China sich ein Pferd halten darf, und außerdem Pferde sich auf den Farmen weniger brauchbar erweisen. Darum sind auch die Wege in China so schlecht. Für Straßen, wie man sie hier hat, hat man in China keine Verwendung, und darum kümmert sich niemand um Straßenbau.

Bis zu meinem sechzehnten Jahre arbeitete ich auf meines Vaters Farm. Zu jener Zeit kam ein Mann unsres Stammes von Amerika zurück. Er kaufte Land von dem Umfang von vier Block Häusern und machte ein Paradies daraus. Er errichtete einen Palast und ein Sommerhaus nebst zwanzig andern Gebäuden, sowie wundervolle Brücken über die Flußläufe und Wege. Eine hohe Steinmauer umgab diese ganze Besitzung, in der seltene Bäume und Blumen zu finden waren, Singvögel, Wasservögel und andre wunderbare Tiere ihr Dasein hatten.

Der Mann war als ein armer Junge ausgewandert; steinreich kam er wieder zurück. Nach einer Reihe von erstaunlichen Aben-

teuern wurde er ein Kaufmann in einer Stadt, die man Mott-Straße nannte; so wurde von ihm erzählt.

Nachdem sein ganzes Anwesen hergerichtet worden war, gab er dem Dorfe ein großes Fest. Hundert gebratene Schweine wurden zusammen mit gebratenen Gänsen, Enten und Hühnern, sowie einer solchen Unmenge von Leckerbissen aufgetragen, daß heute noch unsre Dorfbewohner, so oft sie an dieses Fest zurückdenken, sich die Finger lecken. Die besten Schauspieler von Hongkong hatte er sich verschrieben, und die Musikanten der ganzen Umgegend spielten und sangen bis in die späte Nacht, die meilenweit durch zahllose Laternen erleuchtet war.

Nachdem dieser Mann sich ein Vermögen unter den Barbaren erworben hatte, war er, chinesischen Grundsätzen getreu, wieder nach Hause zurückgekehrt, um es unter seinen Stammesgenossen mit offenen Händen wieder auszugeben. Er lebt jetzt in unserm Dorf sehr glücklich, und ist ein Pfeiler von Stärke für die Armen.

Der Reichtum dieses Mannes erfüllte meinen Kopf mit der Idee, daß es gar nicht so übel wäre, wenn ich auch einmal mein Glück unter den amerikanischen Hexenmeistern probierte. Mein Vater, der zuerst dagegen war, gab endlich nach und entließ mich mit seinem Segen. Meine Mutter nahm unter Tränen von mir Abschied, während mein Großvater seine Hand auf mein Haupt legte und mich ermahnte, auch im fremden Lande den Ermahnungen der Weisen treu zu bleiben, Spiel, schlechte Frauenzimmer und Leute von zweifelhaftem Rufe zu meiden, überhaupt meinen Lebenswandel so einzurichten, daß, wenn ich zu sterben hätte, meine Vorfahren in der Höhe sich meiner Ankunft freuen könnten.

Mein Vater gab mir 100 Dollars. In Begleitung von 5 andern Knaben meines Dorfes reiste ich nach Hongkong, wo wir für 50 Dollars pro Kopf Passage auf einem Dampfer fanden. Alles, was ich sah war neu für mich. Bis dahin war ich gewohnt gewesen, auf harten Bettplanken und hölzernen Kopfkissen zu schlafen, ich fand darum das weiche Bett höchst unkomfortabel. Mit dem Essen konnte ich mich erst recht nicht befreunden. Der Gedanke, daß es von den gottlosen Zauberkünstlern des Schiffes zubereitet war, machte mich schon krank. Von der großen Macht dieser Menschen bekam ich genug zu sehen. Die Maschinen, die das Schiff in Bewegung setzten, waren einfach Ungetüme, stark genug, um Berge zu versetzen. Als ich nach

San Franzisko kam, was noch vor dem Inkrafttreten der Ausschließungsakte geschah, war ich halb ausgehungert, weil ich auf der Reise nicht gewagt hatte, die Speisen der Barbaren zu berühren; einige Tage im Chinesenquartier genügten aber, mich wieder vergnügt zu machen. Ich bekam bald Arbeit in dem Hause einer amerikanischen Familie als Diener, und so begann ich meinen Lauf wie fast alle meine Landsleute in diesem Lande.

Der chinesische Waschmann lernt sein Handwerk nicht in China, wo es bekanntlich keine Wäschereien gibt. Die Frauen besorgen dort das Waschen in Zubern und haben keine Wasch- und Bügelapparate. Alle chinesischen Wäscher pflegen in der Regel zuerst von amerikanischen Frauen angelernt zu werden, geradeso wie ich auch.

Als ich meinen Dienst in jener amerikanischen Familie antrat, konnte ich kein Wort Englisch, auch hatte ich keine Ahnung von der Arbeit, die ich zu verrichten hatte. Die Familie bestand aus Mann, Frau und zwei Kindern. Ich wurde sehr gut behandelt und bekam für den Anfang 3,50 Dollars pro Woche, wovon ich drei Dollars als Ersparnis zurücklegen konnte.

Ich verstand, wie gesagt, nichts von der Arbeit, auch nicht, was die Dame des Hauses zu mir sprach. Aber sie zeigte mir, wie ich zu kochen, zu waschen, zu bügeln, zu kehren, abzustäuben, Betten zu machen, Fenster zu putzen habe usw., indem sie mir alles vormachte und mir dann zusah, wie ich ihr alles nachzumachen mich bemühte. Ja, sie nahm meine Hände und zeigte wie ichs machen mußte. Von ihr, ihrem Manne und den Kindern wurde ich anfänglich oft ausgelacht, aber es war gutartig gemeint. Ich war nicht ans Haus gebunden, wie es die Diener hier sind, sondern durfte über meine Zeit frei verfügen, wenn ich meine Arbeit getan hatte. In Kalifornien sind die Leute großmütiger, als hier (in New-York).

Nach 6 Monaten hatte ich gelernt, meine häuslichen Arbeiten zur Zufriedenheit meiner Herrin zu verrichten. Ich bekam nun 5 Dollars pro Woche und freie Kost, sodaß ich ungefähr 4,25 Dollars pro Woche ersparte. Ich hatte auch etwas Englisch gelernt und da ich eine Sonntagsschule besuchte, erweiterte sich bald mein Sprachschatz, auch hörte ich dort von Jesus, daß er ein großer Weiser gewesen sei, dessen Vorschriften denen des Konfuzius glichen.

Ich war 20 Jahre alt, als ich in dieses Land kam. Zwei

Jahre arbeitete ich als Diener und bekam zuletzt 35 Dollars pro Monat. Von meinen Ersparnissen sandte ich meinen Eltern zu ihrer Erleichterung hin und wieder etwas. Obgleich ich mich gut kleidete, gut lebte, und auch meine Vergnügungen hatte (ich ging oft ins chinesische Theater und zu Eßgelagen in der Chinesenstadt), gelang es mir doch in den ersten 6 Monaten 50 Dollars in den zweiten 90, in den dritten 120 und in den vierten 150 Dollars zu ersparen. So hatte ich am Ende von 2 Jahren 410 Dollars und ich war imstande, ein Geschäft anzufangen.

Ich eröffnete eine Wäscherei im Verein mit einem Teilhaber, der schon seit Jahren in dieser Branche tätig gewesen war. Wir begaben uns landeinwärts zu einer Stadt, wo gerade eine Eisenbahn gebaut wurde. Wir mieteten eine Baracke und arbeiteten für die Leute, die den Eisenbahnbau betrieben. Für Miete bezahlten wir 10 Dollars per Monat, unsere Kost kam uns auf 5 Dollars per Woche pro Mann, denn Nahrungsmittel waren teuer, und wir wollten von allem das beste. Unsere Nahrung, die wir uns selber zubereiteten, bestand aus Reis, Hühnern, Enten und Schweinefleisch, Die Chinesen sind geborene Köche. Für Möbel und sonstige Ausrüstung hatten wir etwa 50 Dollars Auslagen, trotzdem gelang es uns, 60 Dollars per Woche zurückzulegen, die wir uns teilten. Wir mußten uns viel dafür gefallen lassen, denn nicht selten kam es vor, daß Leute kamen, die Pakete für sich in Anspruch nahmen, die ihnen garnicht gehörten, indem sie vorgaben, sie hätten ihre Scheine verloren. Hätten wir uns geweigert, sie gutwillig herzugeben, so hätte es blutigen Kampf gegeben. Zuweilen hatten wir vor dem Magistrat zu erscheinen, der uns für den Verlust von Hemden, die wir nie gesehen hatten, zu einer Geldstrafe verurteilte. Als die Bahnarbeiter ihren Wohnsitz verlegten, zogen wir mit ihnen. Die Leute waren roh und voll Vorurteil gegen uns, doch ging es uns anderwärts in den großen Städten des Ostens nicht besser. Erst seit kurzem ist es dahin gekommen, daß die Chinesen in New-York die Gitter vor ihren Fenstern haben entfernen können; bis auf den heutigen Tag machen sich aber die Straßenjungen ein Vergnügen daraus, die Fenster in den chinesischen Wäschereien einzuschlagen, und die Polizei scheint es für einen Scherz anzusehen.

Drei Jahre waren wir dem Bau der Bahn gefolgt, dann wandten wir uns den Minen zu, wo wir viel Geld in Goldstaub

machten. Es war aber schwere Zeit für uns, da die Goldsucher rohe Leute waren, und Revolver mit sich führten. Es kam vor, daß sie betrunken in unsere Hütte kamen, wild um sich schossen und Hemden verlangten, für die wir dann nachher aufzukommen hatten. Einer dieser Leute verwundete seinen Kopf an einem Bügeleisen, worauf die Goldsucher in corpore sich einstellten, unsere Wäscherei demolierten und uns aus der Stadt jagten. Ja, sie gingen mit dem Gedanken um, uns zu erhängen. Wir verloren unser sämtliches Eigentum und 365 Dollars in bar, die dem Mob in die Hände gefallen sein müssen.

Zum Glück befanden sich unsere Ersparnisse in den Händen chinesischer Bankiers in San Franzisko. Ich zog 500 Dollars und wandte mich dem Osten zu, nach Chicago, wo ich 3 Jahre lang eine Wäscherei hatte, die mich in den Stand setzte mein Kapital bis zu 2500 Dollars zu vermehren. Hernach lebte ich 4 Jahre in Detroit. Im Jahre 1897 kehrte ich nach China zurück, aber nur für kurze Zeit, denn schon das folgende Jahr sah mich in Buffallo, wo ich wieder eine Wäscherei anfing. Das Geschäft ist aber nicht mehr, was es vor 10 Jahren war. Billiger Arbeitslohn in den Wäschereien, die mit Dampf betrieben werden, hat uns das Geschäft verdorben. So entschloß ich mich, Kaufmann zu werden und reiste mit dieser Idee nach New-York, eröffnete im Chinesenviertel einen Laden und fing an mit Seide, Tee, Porzellan, Kleidern, Schuhen, Hüten und chinesischen Lebensmitteln, wie Haifischflossen, Schwalbennestern, Lilienknollen, Lotoswurzeln und andern chinesischen Leckerbissen Handel zu treiben. Einen in China sehr beliebten Handelsartikel, Ratten, konnte ich leider nicht auf Lager halten, da die Einfuhr von Ratten zu kostspielig ist. Die Ratte, die von den Chinesen gegessen wird, ist ein Feldtier, das von Reis, Korn und Zuckerrohr lebt und ist eine Delikatesse ersten Ranges. Viele Amerikaner, die Haifischflossen und Schwalbennester und Tigerlilienblumen versucht haben, sind geschworene Freunde der chinesischen Küche. Wenn sie nur eine von unseren feinen Ratten zu genießen bekämen, sie würden augenblicklich nach China reisen, um dort zu leben, damit sie sich diesen Genuß beständig verschaffen könnten! Amerikaner essen Meerschweinchen, die den chinesischen Ratten an Geschmack gleich kommen; und essen sie nicht eine Menge Sachen, die unser eines nicht anrühren würde? Wer bei uns zu Tische gesessen hat, weiß es zur Genüge daß wir Feinschmecker sind.

Auch sonst weiß der Chinese sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Es wird hier viel gespielt und Opium geraucht, aber bei weitem nicht so viel, wie die Amerikaner meinen. Nur wenige von den New Yorker Chinesen rauchen Opium. Das Laster ist sehr allgemein in China, besonders unter den Reichen und Mandarinen, weniger unter den Armen. Ich halte es für weniger schädlich als den Schnaps, den die Amerikaner trinken. Es gibt nichts scheußlicheres als einen betrunkenen Menschen. Opium macht doch die Leute wenigstens nicht verrückt.

Mit Vorliebe spielen die Chinesen Fan-Tan; es wird aber auch sehr viel Hazard gespielt. Dieses haben die Chinesen von den Amerikanern gelernt, und spielen nicht schlecht. Domino und Würfelspiel sind ebenfalls gang und gäbe. Die Kämpfe unter den Chinesen und die Taten der Revolverhelden kommen alle vom Spielen her. Zeitungen berichten oft von Kämpfen zwischen den sechs Gesellschaften, aber das ist ein Irrtum. Die sechs Gesellschaften sind Wohltätigkeitsgesellschaften, die sich der Chinesen annehmen, wenn sie wildfremd hier landen. Sie repräsentieren die sechs südlichen Provinzen Chinas, von wo unsre meisten Leute kommen, ähnlich den deutschen, schwedischen, englischen, indischen und italienischen Gesellschaften, die den Auswanderern beistehen. Wenn sich die Chinesen von den Spiel- und Opiumhöllen fern halten, so laufen sie keinerlei Gefahr, den Revolverhelden und Gaunern in die Hände zu geraten.

Von den New Yorker Chinesen sind etwa 500 Christen, die andern sind Buddhisten, Taoisten, alles durcheinander. Diese feiern natürlich keinen Sonntag, pflegen aber am ersten und fünfzehnten Tag jedes Monats nach dem Tempel in der Mottstraße zu gehen, um zu beten. Natürlich feiern sie den Neujahrstag in gewohnter Weise.

In ganz New York gibt es nur 34 chinesische Frauen, und es ist unmöglich eine Chinesenfrau hierher zu bringen, es sei denn, man reist nach China, heiratet sie dort und versieht sich vorsorglich mit einer Reihe von eidlich erhärteten Aussagen, daß sie auch wirklich seine Ehefrau ist. Kaufleute betreten zuweilen diesen Weg. Für einen Wäscher existiert gar keine Möglichkeit, seine Frau nach Amerika zu bringen, und selbst die Damen von der chinesischen Gesandschaft hatten Schwierigkeit, Einlaß zu bekommen.

Ist es unter diesen Umständen ein Wunder oder ein Beweis

für die Demoralisation unsres Volkes, wenn es in der Chinesenstadt einige weiße, nicht im besten Rufe stehende Frauenzimmer gibt? Gibt es wohl eine andre Gruppe von Menschen, die so isoliert und so von einer fremden und argwöhnischen Bevölkerung umgeben ist, die sich aber moralischer aufführte? Männer können nun einmal, wo immer sie sich auch befinden mögen, ohne Frauen nicht leben und unter den weißen Frauen der Chinesenstadt gibt es nicht wenige ausgezeichnete Frauen und Mütter. In jüngster Zeit hat sich unter uns der orientalische Klub gebildet, der sich aus den Einflußreichsten und Intelligentesten unsres Volkes zusammensetzt. Wir erhoffen von ihm tiefgreifende Reformen in sozialer Hinsicht, da in seinem Kreise Dinge zur Sprache kommen, die uns nahe angehen, und da er uns mit den Amerikanern in engere Fühlung bringen und gleichsam unsere offizielle Vertretung vor dem Forum der Öffentlichkeit sein wird.

Man hat uns zum Vorwurf gemacht, daß wir so zäh an unsern Sitten und Gebräuchen hängen, besonders was die Kleidung anbetrifft. Wir haben aber guten Grund dafür, denn wir finden amerikanische Kleidungsstücke viel weniger komfortabel und minderwertiger als unsre, auch weniger wärmend. Der chinesische Rock ist viel dauerhafter, leicht und zugleich warm; wenn der Chinese zu arbeiten wünscht, ist der Rock im Nu ausgezogen, und ebenso schnell kann er wieder angezogen werden. Unsre Schuhe und Hüte sind ebenfalls besser für unsern Gebrauch als die amerikanischen. Die meisten von uns haben schon Versuche mit amerikanischen Kleidern gemacht, sie hinterlassen aber das Gefühl, als ob wir im Stock gesessen hätten.

Während meines Weilens in diesem Lande ist mir klar geworden, daß sehr viele Vorurteile der Chinesen gegen die Amerikaner unbegründet sind, und ich habe längst aufgehört, den tollen Geschichten zu glauben, die man sich in unserm Dorfe erzählt, obgleich es Chinesen gibt, gescheite Leute, die 20 Jahre und länger hier gelebt haben und doch fest bei dem Glauben verharren, daß das Institut der Ehe in diesem Lande unbekannt sei, und daß das Land von Dämonen wimmele, und daß das ganze Volk der Gottlosigkeit ergeben sei.

Ich weiß es besser. Die Amerikaner sind nicht alle schlecht, nicht alle gottlose Zauberkünstler. Dennoch haben sie ihre Fehler, und die Art und Weise, wie sie uns behandeln, ist einfach himmelschreiend.

Der Grund, warum sich so viele Chinesen dem Wäscherberuf zuwenden, ist, weil wenig Kapital hierzu erforderlich ist, und weil dieser Beruf einer der wenigen ist, die den Chinesen hier offen stehen. Andere Nationalitäten, die neidisch auf die Chinesen geworden sind, weil sie treuere Arbeiter sind als andere, haben gegen die chinesische billige Arbeit ein solches Geschrei erhoben, daß sie von anderen Berufsarten wie Landwirtschaft, Eisenbahnbau, Straßen- und Kanalbauten usw. einfach ausgeschlossen sind. Ein Handwerk auszuüben ist ihm ebenfalls untersagt, und seine Gelegenheit, Handel zu treiben, ist auf seine eigenen Landsleute beschränkt. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als eine Wäscherei anzufangen, wenn er den Dienst im Hause als Boy usw. aufgegeben hat.

Die Behandlung der Chinesen in diesem Lande ist ganz verkehrt und gemein. Man läßt keine Änderung eintreten, nur weil China sich alles gefallen lassen muß. Die Amerikaner würden es nicht wagen Deutsche, Engländer, Italiener oder selbst Japaner so zu behandeln, weil diese Nationen sich zu wehren wissen.

Es ist gar nicht einzusehen, warum man gerade gegen die Chinesen so voller Vorurteile ist. Der Lärm um billige Arbeit war ja stets eine Lüge. Die Arbeit der Chinesen war nie billig, und ist auch jetzt nicht billig. Was aber unsern Gegnern ein Dorn im Auge ist, ist der Umstand, daß wir vorzügliche und zuverlässige Arbeiter sind, sodaß Arbeitgeber keine anderen haben wollen, als Chinesen, wenn sie die Wahl haben. Wenn sie Leuten zusehen, die an der Straße arbeiten, so finden sie in der Regel einen Aufseher für 4 oder 5 von ihnen. Eine derartige Beaufsichtigung ist bei Chinesen nicht nötig. Sie arbeiten unbeaufsichtigt eben so treu, als wenn man stets ein Auge auf sie haben würde.

Die Eifersucht der Arbeiter anderer Nationalitäten, besonders der Iren, haben diesen Aufschrei gegen die Chinesen veranlaßt. Es wird ja niemand einfallen, einen Irländer oder Deutschen oder Engländer oder Italiener zu dingen, wenn er einen Chinesen haben kann, denn meine Landsleute sind ehrlich, ausdauernd, fleißig, mäßig und unverdrossen. Man hat die Chinesen verfolgt nicht wegen ihrer Laster, sondern wegen ihrer Tugenden.

Und die Verfolgung nimmt noch immer kein Ende, weil die Amerikaner ein Gewerbe aus ihrer vielgerühmten Gerechtigkeitsliebe machen. Bei ihnen dreht sich eben alles ums Geld, und da geht

Macht vor Recht. So lange es einem gut geht, behandeln sie einen ganz freundlich, passiert einem aber ein Unglück, da ist man für sie einfach nicht da. Es ist nichts solides in ihrer Freundschaft.

Wu-Ting-Fang hat den Amerikanern ganz deutlich die Wahrheit über ihre schlechte Behandlung der Chinesen gesagt, es hat aber nichts genützt.

Wir setzten unsere Hoffnung auf Roosevelt, hielten ihn für einen mutigen und rechtlichen Mann, aber er läßt es geschehen, daß die Ausschließung unserer Landsleute bestehen bleibt, obgleich Einwanderer von allen Himmelsgegenden sich über das Land ergießen dürfen — Irländer, Italiener, Juden, Polen, Griechen, Ungarn usw. Mc. Kinley hätte uns das nicht angetan, wenn er am Leben geblieben wäre.

Irländer füllen die Armenhäuser und Gefängnisse und Waisenanstalten. Italiener sind die gefährlichsten Leute, die man sich denken kann, und die Juden sind schmutzig und unwissend. Und doch läßt man sie alle herein, während die Chinesen, die nüchtern, sauber und fleißig, dazu den Gesetzen untertan sind, ausgeschlossen bleiben. In den Gefängnissen wird man wenig Chinesen finden und in den Armenhäusern keine. Chinesische Vagabunden und Trunkenbolde gibt es überhaupt nicht. Viele Chinesen sind hier aufrichtige Christen geworden, obgleich sie deswegen von ihren heidnischen Landsleuten verfolgt worden sind. Mehr als die Hälfte der in Amerika ansässigen Chinesen würden sich hier ganz und gar einbürgern, wenn es ihnen gestattet würde, und das Land hätte gewiß keinen Schaden davon. Aber so wie die Sachen liegen, ist es ja ganz ausgeschlossen, daß sie dieses Land zu ihrer Heimat machten! Es ist ihnen nicht gestattet, ihre Frauen ins Land zu bringen, und wenn sie amerikanische Frauen heiraten, dann erhebt sich gleich ein Schrei der Entrüstung im Lande.

Alle Abgeordneten im Kongreß geben die Ungerechtigkeit, die man uns widerfahren läßt, zu und doch bleibt alles beim Alten. Sie haben eben kein Rückgrat. Wie kann ich unter solchen Umständen dieses Land meine Heimat nennen? Und wer will es mir verargen, daß ich meine Ersparnisse zusammenraffe und wieder in mein Dorf am Si-kiang zurückkehre?

Missions-Rundschau.

Indien II.

Von Julius Richter.

Von den Missionen in Bengalen und Assam nimmt weitaus das meiste Interesse die Goßnersche Kolsmission in Anspruch; sie hat im letzten halben Jahrzehnt einen Aufschwung erlebt, wie nur noch zwei andre Missionen in Indien, und dem Anschein nach auf soliderer Basis als beide. Der Gemeindebestand war

	Getaufte.	Katechumenen.	Summa.
Ende 1900	46 571	17 087	53 658
Ende 1901	50 850	25 592	76 442
Ende 1902	56 389	26 201	82 590

Der große Aufschwung hat nur zum Teil seinen Grund darin, daß in dem Bereiche der alten Stationen, besonders Rantschi, Govindpur und Takarma, sich neue, größere Scharen hinzugedrängt haben. Ein hoffnungsvolles Gebiet hat sich unter den von den Jesuiten angeregten, in Massen Getauften und dann vernachlässigten Scharen im hochgelegenen Westen von Tschota Nagpur, im Bereich der Stationen Gumla und Chainpur (3499 und 2100 Christen) aufgetan. Noch wichtiger war es, dem Strome der Kols-Auswanderung nach dem Süden und Südwesten, in die Bezirke und Schutzstaaten Biru, Gangpur und noch weiter im Süden nach Bannai zu folgen. Diese aus der alten Heimat und von ihren Geisterhainen losgelösten Scharen erwiesen sich als besonders zugänglich. Die in diesem Gebiete begründeten Stationen Khutitoli 1895 (6 388 Getaufte und 7 969 Katechumenen, Summa 14 357), Kinkel 1898 (2 796 Getaufte und 4 462 Katechumenen, Summa 7 258), Radschgangpur-Kumarkela 1900 (881 Getaufte und 8 311 Katechumenen, Summa 9 192) und Karimatti 1901 (1 588 Getaufte und 767 Katechumenen, Summa 2 355) haben sich über alle Erwartung günstig entwickelt; sie enthalten mit 21 409 von im Ganzen 26 201 Katechumenen auch weitaus die größte Aussicht auf ein weiteres schnelles Wachstum in der nächsten Zukunft. Die Unterweisung so großer Katechumenen-Scharen erforderte außerordentliche Anstrengungen; alle verfügbaren Missionare und irgendwie abkömmlichen Katechisten sind zeitweise nach Biru entsandt, um bei dieser Arbeit zu helfen. Das größte Stationsgebiet Khutitoli (mit 14 357 Christen, von denen die Mehrzahl erst Katechumenen sind) wird durch Anlegung einer neuen Station Plathpur (ungefähr gleich weit von Khutitoli, Kinkel und Radschgangpur entfernt) entlastet werden. Der Fürst von Gangpur hat, angestachelt von den Hofbrahmanen, dem Eindringen des Christentums Schwierigkeiten bereitet und den in Kumarkela bereits bauenden Bruder nebst allen Katechisten des Landes verwiesen; indessen ist mit Hilfe der englischen Oberregierung die Wiederaufnahme und Fortsetzung der Missionsarbeit durchgesetzt, trotzdem der Fürst alle Mittel der Bedrückung und Verfolgung anwandte, um die Christen abzuschrecken. Weit bedenklicher als diese Intriguen ist der Aufschwung der jesuitischen Mission sowohl im Gebiete der neuen westlichen wie der südlichen Stationen; sie haben bei Gumla

1902 eine stattliche Station erbaut und wollen südlich davon eine zweite errichten; sie sind in Gangpur von Biru her mit gefüllten Geldbeuteln eingefallen und haben mit List und Gewalt viele junge Christen abwendig gemacht, sie haben der Goßnerschen Mission im Ganzen im Jahre 1902 nicht weniger als 2375 Seelen abgenommen; sie sind also für dieselbe wieder zu einer akuten Gefahr geworden.[1]) Hoffentlich geht auch dieser Sturm vorüber wie andere, gefährlicher erscheinende. Der Sardarismus (die Umtriebe der sozialpolitischen Intriguanten) war im Jahre 1899 neu aufgelebt in dem falschen Propheten und Rebellen David Birsa, der besonders um Weihnachten 1899 das mittlere Gebiet von Tschota-Nagpur (das Stationsgebiet von Burdschu und Takarma) mit Schrecken und Blutvergießen erfüllte. Es gelang den Engländern schnell des Aufstandes Herr zu werden; Birsa ist am 9. Juni 1900 in Rantschi im Gefängnis an der Cholera gestorben.[2]) Einen schweren Verlust erlitt die Goßnersche Mission in dem Tode des mehr als 70jährigen Missionars Heinrich Uffmann, der am 11. August 1901 auf Urlaub in Bielefeld starb; dieser bescheidene und demütige Mann hat in der selbstverleugnenden Pflege der Aussätzigen hervorragendes geleistet und bei seiner Station Purulia das größte und besteingerichtete Asyl für sie erbaut. Der bekannte Missionar Ferd. Hahn (bisher in Lohardagga) und sein Sohn, ein auch zum Missionsarzt ausgebildeter Missionar, haben es übernommen, sein Erbe weiter zu pflegen.[3]) Eine weitere Station ist noch halbwegs zwischen Purulia und Rantschi in Tamar angelegt (1901) und zählt auch bereits 2355 Christen.

Einen neuen Trieb hat die Goßnersche Mission (1901) mit der Ausdehnung ihrer Arbeit nach Oberassam angesetzt. Mit der sehr starken, von rücksichtslosen Kuliagenten mit Hochdruck betriebenen Auswanderung der Kols in die Theeplantagen von Assam (man zählt dort 188000 Angehörige der Kols- und der verwandten Stämme) wurden auch zahlreiche Christen und Katechumenen der Goßnerschen Mission dorthin verschlagen. Die dort arbeitende S.P.G. erschwerte ihnen den kirchlichen Anschluß durch ihre Forderung der bischöflichen Konfirmation, die amerikanischen Baptisten durch die ebenso unbillige Forderung der Wiedertaufe. Zudem waren beide Missionen so schwach im Lande vertreten, daß sie nur einen kleinen Teil der weit zerstreuten und oft schwer auffindbaren Goßnerschen Christen in Pflege nehmen konnten. Deshalb begründete die Goßnersche Mission für ihre mehr als 4000 Anhänger 1901 die Station Dschorhat, südlich vom Mittellaufe des Brahmaputra. Obgleich die Missionare durch das ungünstige Klima, die Weglosigkeit der Theedistrikte, die Abhängigkeit der Kuli von den Besitzern und Verwaltern der Plantagen u. a. vielfach behindert waren, haben sie bereits 1400 fast aus-

1) In Biru haben sie 3 neue Stationen gegründet, Rengarich, Samtolli und Kurdega; doch zählen sie in Biru und Gangpur erst 7500 Christen.

2) Über diesen Aufstand vergl. Evang. Miss. 1900, 193 ff.

3) Im Jahre 1900 war Uffmanns Sohn Karl als Missionsarzt in Purulia eingetreten, verließ aber die Station bald, um in den Dienst der staatsschottischen Mission in Kikuju (Britisch-Ost-Afrika) zu treten. Mithin ist Hahn jun. der einzige Missionsarzt im Dienst der Goßnerschen Mission.

nahmslos schon in Tschota-Nagpur mit der Mission in Berührung gestandene Christen gesammelt. Die Anlage einer zweiten Station ist beschlossen.

Für weitaus die meisten Missionen in Bengalen und Assam ist das letzte halbe Jahrzehnt eine Zeit langsamen Wachstums gewesen. Daß die Mission auch in diesem Teile des Landes eine Macht ist, hat der frühere Gouverneur der Provinz Sir Charles Elliott an einem interessanten Rechenexempel bewiesen. Trotzdem die Bengalen einer der intellektuell begabtesten indischen Volksstämme sind, Hochschulen und Kolleges aller Art zu höheren Studien einladen und den Graduierten glänzende Lebensstellungen und Gehälter in Aussicht stehen, gab es nach dem Zensus von 1901 in Bengalen nur 150 000 Eingeborene, die Englisch verstanden. Und trotzdem der Übertritt zur christlichen Kirche den Ausschluß aus der Kaste, Verfolgungen und Zurücksetzungen aller Art im Gefolge hat, gab es dort gleichzeitig 168000 Christen (Proc. 1901, 203 f.)

Die Mission der schottischen Staatskirche in Kalimpreg hat sich unter dem tatkräftigen Missionar Graham seit 1900 in größerem Umfang der arg vernachlässigten Halbinder (Eurasier) angenommen. Bisher kümmerten sich um sie außer den Römischen, zu denen die Mehrzahl derselben — die Goanesen — gehören, nur die anglikanische Staatskirche (hauptsächlich durch allerlei kleine Pöstchen und Unterstützungen) und die auf diesem schwierigen Gebiete sehr tätigen und erfolgreichen amerikanisch-bischöflichen Methodisten (besonders durch höheres Schulwesen). Missionar Graham hat die englischen und schottischen Presbyterianer Kreise um sich gesammelt und auf den schönen Bergen um Kalimpong im englischen Bhutan eine schnell wachsende Zahl von Colonial Homes gegründet, in welchen Knaben und Mädchen eine praktische, auf Stählung der Energie dieses verweichlichten und charakterlosen Geschlechts gerichtete Erziehung zu teil wird. — Die in Ghum bei Dardjiling ansässige skandinavische Allianzmission verlor 1900 ihren Führer Fredericksen, einen sprachbegabten Mann, der sich eine tüchtige Fertigkeit im Umgangs-Tibetisch angeeignet hatte und auch von der britischen Bibelgesellschaft zur Revision der Jäschkeschen Bibelübersetzung herangezogen war. In Assam hat der Baptisten-Missionar Gurney nach fast dreißigjähriger Arbeit (seit 1874) eine sorgfältige Übersetzung des ganzen Alten Testaments aus dem Hebräischen in gutes Assamesisch vollendet und sorgfältig revidiert, sodaß nun mit Hinzunahme der älteren Brownschen Übersetzung des Neuen Testaments auch in dieser Sprache die ganze Bibel revidiert vorliegt. — Die auf den südlichen Waldgebirgen Assams unter den Khassia und Djaintia-Stämmen mit großem Erfolg arbeitenden Walesschen Methodisten sind durch eine hochherzige Gabe von 3 Millionen Mark (von dem Groß-Industriellen Robert Davies aus Menai Bridge) zu einer beträchtlichen Ausdehnung ihrer Arbeit instand gesetzt. — Die C. M. S. hat an der Stelle, wo die Bahn von Kalkutta nach Dardjiling den Unterlauf des Ganges kreuzt, bei Kuschtia eine neue Missionsstation eröffnet, von wo besonders unter der verwahrlosten mohammedanischen bäuerlichen Bevölkerung dieser Gegend gearbeitet wird. — Die englischen Baptisten haben von ihren zahlreichen Missionsposten im östlichen Bengalen aus ihr Stationen-Netz über Tschittagong

(Islamabad) hinaus nach dem Süd Luschai Distrikt ausgedehnt und dort in Fort Lungleigh einen neuen Posten in wildem Dschangelgebiet gegründet. Von ihrer Orissa Mission berichten sie, daß von dem landeinwärts vorgeschobenen Posten Sambalpur aus sich unter der kastenlosen Weberbevölkerung eine hoffnungsreiche Bewegung anspinne. — In Kalkutta starb am 31. Juli 1903 nach 41jährigem Missionsdienst der freischottische Missionar D. Dr. K. S. Macdonald, einer der wissenschaftlich tüchtigsten nordindischen Missionare und langjähriger Herausgeber der tüchtig redigierten (wenn auch leider auf einen sehr kleinen Abonnentenkreis beschränkten) Indian evangel. Review.

Die früheren Nordwestprovinzen sind offiziell in die „Vereinigten Provinzen von Agra und Audh" umgenannt worden (1901) und gehen seitdem auch in der einschlägigen Missionsliteratur lediglich unter diesen Namen. (Irrtümlich ist sowohl Gundert in der neuen Auflage wie von Grundemanns Atlas noch die alte Bezeichnung beibehalten.) Weitaus die interessanteste, freilich auch umstrittenste Arbeit ist die der amerikanisch-bischöflichen Methodisten (M. S.). Zu ihr gehören in Audh von 6676 Christen 4637, also mehr als 2/3; im Westen der Vereinigten Provinzen von 94752 Christen sogar 89699, also 94 %. Dabei hatte in dem letzteren Distrikte diese Mission 1861 erst 157, 1871: 1453, 1881: 4812, 1890: 17982 Christen; die Zahl derselben hat sich im Jahrzehnt 1881—1890 vervierfacht, in dem Jahrzehnt 1890—1900 verfünffacht. Wir befinden uns hier im Bereich der umfassendsten Massenbewegung zum Christentum, welche in diesem weiten und dichtbevölkerten Gebiete bisher vorgekommen ist. Diese Rundschau ist nicht der Ort, weder die Geschichte der Bewegung zu erzählen, noch ihren missiononischen Charakter abzuwägen. Sie wird außerordentlich verschieden beurteilt, und trotzdem ich an Ort und Stelle von den verschiedensten Augenzeugen Nachrichten einzog und auf einer ganzen Reihe ihrer Stationen selbst Beobachtungen machte, wage ich ein abschließendes Urteil nicht abzugeben. Während die einen sie als den größten missionarischen Humbug unsrer Zeit verdammen, sehen andre in ihr ein neues Pfingsten, einen Geistesfrühling für Nordindien. Jedenfalls übersieht auch die in dieser Zeitschrift 1899, 223 ff. gegebene Charakteristik der Bewegung wesentliche Momente derselben. Wie in allen derartigen Bewegungen handelt es sich zwar nicht ausschließlich, aber ganz vorwiegend um Angehörige der niedersten Kasten, und zwar in verschiedenen Landstrichen andrer, der Mehtar (Feger, Sweeper), der Tschamar (Sakkili, Chuckler), der Lal Begi und zum Teil der Sikh.[1]) Nun ist den Missionsfreunden bekannt, daß auch in andern Missionen und andern Teilen Nord-Indiens diese Kasten für das Christentum sich als relativ zugänglich erwiesen haben; S. P. G., englische Baptisten und amerikanische Presbyterianer haben in und um Delhi Erfolge unter den Tschamar erzielt; die C. M. S. und die amerikanischen Presbyterianer haben in der Gegend von Mirat und Dehra Eingang unter den Lal

---

1) Eine versprengte Gruppe aus dem Pandschab eingewanderter Mazhabi Sikhs war der erste Volksstamm, unter dem in dieser Gegend (Rohilkand) eine Bewegung zum Christentum entstand. Sie sind fast ganz christianisiert.

Begi gefunden, unter denen auch der Islam eine bedenkliche Propaganda betreibt.

Die bischöflichen Methodisten haben versucht, diese unter den niedersten Kasten weithin vorhandene Geneigtheit zum Religionswechsel sich ausgibig zu nutze zu machen. Nun haben sie zweifellos eine selbst von linksstehenden Missionaren abfällig beurteilte, in ungenügenden dogmatischen Anschauungen wurzelnde Taufpraxis; sie sind stets bereit, zu taufen, wo sich nur erst eine Bereitwilligkeit zum Anschluß an die christliche Kirche zeigt, teils ohne vorangegangenen, teils nach durchaus ungenügendem Taufunterricht; sie stellen in der Hauptsache die Taufe an den Anfang, nicht wie alle übrigen Missionen an den Schluß des Katechumenats. Sie bekommen dadurch schnell große Massen unter ihren Einfluß und legen nun den Schwerpunkt in eine möglichst intensive Beeinflussung dieser Namenchristen, wobei zwar die fast grenzenlose Zerstreuung der Christenhäuflein ein schwer überwindliches Hindernis, aber die straffe Organisation und der ebenso vielseitige wie gut beaufsichtigte Helferstab ein großer Vorteil sind. Z. B. im Bareilli-Distrikt leben 6199 Christen in 576 Dörfern zerstreut; das Bestreben der Mission ist es, in jedem dieser Dörfer die Angehörigen der vereinzelten Christenfamilien durch möglichst baldige Taufe so weit an sich zu ziehen, daß das Dorfviertel der betreffenden Kastengruppe möglichst christanisiert, dann zuvächst erst einmal der grobe Götzendienst durch Gemeindebeschluß beseitigt und die armselige Lehmhütte mit den Götzenbildern vernichtet werde. Selbst wo sie dieses Ziel erreicht, hat sie aber keineswegs geschlossene christliche Dörfer, sondern es hat sich ihr nur überall ein relativ kleines, in sich abgeschlossenes, von den ansehnlicheren Dorfbewohnern durch die Schranke der Kaste getrenntes Dorfviertel der Tagelöhner und Bettler angeschlossen, von dem eine missionierende Wirkung auf die übrigen Dorfbewohner nur in seltenen Fällen ausgeht. Das religiös-sittliche Niveau dieser Christenhäuflein ist begreiflicher Weise sehr niedrig; ihnen auch nur die zehn Gebote und das Vaterunser einzuprägen, macht große Schwierigkeiten; nicht einmal die elementarsten Dorfschulen lassen sich überall aufrecht erhalten, weil den Eltern jedes Verständnis für den Wert der Bildung fehlt; die Einführung christlicher Eheschließungen und Begräbnisse erfordert beständige Aufsicht und Vermahnung. Rückfälle in Götzendienst und Abfälle vom Christentum sind bedauerlich häufig. Es ist ein Elementarchristentum so niederer Art, daß selbst viele Missionare zweifelhaft sind, ob es überhaupt von irgendwelchem Wert sei. Dabei ist ein Fortschreiten an innerem Gehalt auch bei den nur ein Jahrzehnt alten Gemeinden, noch mehr bei denen der zweiten Generation unverkennbar, und die Mission pflegt das mittlere und höhere Schulwesen, sowie die Schulung und Pflege eines Lehrstandes niedern und höhern Grades mit einem hoch anzuerkennenden Eifer. Ihr Reid College für Schüler und das Women's College für Schülerinnen, beide in Lakhnau, gehören zu den besten Schulinstituten von Audh, und der Leiter des Theologischen Seminars in Bareilli Dr. Scott genießt in Indien wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines reifen Urteils hohes Ansehen. An dem erwähnten Women's College ist es verfehlt, daß die von dieser Mission mit Eifer gepflegte Arbeit an den Eurasiern mit der an den indischen Christinnen so verbunden ist, daß die Mäd-

chen beiderlei Herkunft in den Klassen und in den Kosthäusern durcheinander wohnen und sitzen. Die begabte Gründerin und langjährige Leiterin dieser höchsten christlichen Mädchenanstalt in Nordindien, Miß Isabella Thoburn, ist leider am 1. September 1901 von der Cholera weggerafft. Sie war die Schwester des bekannten Bischofs Thoburn, des Leiters und spiritus rector der bischöflich-methodistischen Mission in Indien. Dieser war der Vorkämpfer für die von seiner Mission geübte laxe Taufpraxis. Er hatte sich wegen seiner erschütterten Gesundheit und wegen der fortgesetzten heftigen Angriffe auf seine Missionspraxis im Jahre 1900 nach Nordamerika zurückgezogen, und an seine Stelle waren in Indien zwei neue Bischöfe, Frank Warne und Parker, erwählt. Während der erste, bislang Pastor einer vorwiegend eurasischen Gemeinde in Kalkutta, in der Mission homo novus war, setzte man auf Parker, einen alten und erfahrenen Missionar, große Hoffnungen. Allein er erkrankte bald nach seiner Konsekration und starb schon 1901. In Folge dessen hat sich Thoburn doch wieder entschlossen, wenigstens zeitweilig nach Indien zurückzukehren, wo er 1902 und 1903 wieder sehr zahlreiche Taufen vollzogen hat.

Von den andern Missionen auf diesem Gebiete nur einige Notizen! Das St. John's College der C.M.S in Agra, eine der führenden Hochschulen im Bereich der Allababad Universität, ist durch Angliederung einer Handelsschule erweitert. — Der bekannte Missionsarzt Dr. Valentine, der Leiter des missionsärztlichen Instituts in Agra, hat sich wegen seines hohen Alters (1902) nach Edinburg zurückgezogen, sein Nachfolger ist der Missionar und Arzt Dr. Huntley. — In Allahabad hat die C.M.S. in Verbindung mit dem staatlichen Muir College ein großes Kosthaus (Hostel) eingerichtet, um auf die Studentenwelt Einfluß zu gewinnen. Die Regierung hat dazu einen Grant von 30000 Rup. gewährt. — Am 15. Dezember 1902 starb in Itawah Schwester Christine Belz, die, von dem Morgenländischen Frauenverein ausgesandt, 31 Jahre im Dienste der Amer. Presb. Mission treu gearbeitet hat und in ihrer Mission in hohem Ansehen stand. — In Allahabad haben die Am. Presb. ihre high school zu einem vollen College ausgebaut, welches an die Universität der gleichen Stadt affiliiert ist. — In Benares hat die bekannte Mrs. A. Besant mit ihrem Schildknappen Dr. Richardson der ohnehin dort so schwierigen Mission einen neuen Stein des Anstoßes in den Weg gelegt durch die Gründung eines Hindu Theosophischen College 1901, des sog. „Central Hindu College", in dem die Bhagavatgita die Stelle der Bibel vertritt, der indische Pantheismus verherrlicht und der vulgäre indische Götzendienst idealisiert und verteidigt wird. — Um die soziale Stellung der Christen zu heben, fand 1898 in Kahnpur eine erste, im Februar 1902 in Lakhnau eine zweite christliche Industrie-Ausstellung statt (vgl. darüber A. M. Z. 1903, 49; eine dritte fand im Dezember 1902 in Madras statt).

Im Nordwesten Indiens ist vom Pandschab eine neue Provinz unter dem Namen „Trans Indus"-Provinz abgezweigt, hauptsächlich die Gebiete von Dera Ismael Khan im Süden bis Tschitral im Norden mit dem Vororte Peschawar (Proc. 1901, 271; weitere militärische und administrative Änderungen Intell. 1903, 680). Die Mission im Pandschab hat schwere Verluste erlitten durch den Heimgang des hervorragenden Pioniers Dr. Rob. Clark

am 16. Mai 1900, der fast 50 Jahre lang (seit August 1852) die Säule der C.M.S. Pandschab-Mission gewesen (ein schöner Nachruf für ihn steht A.M.Z. 1903, 91), und des bekannten Imadudbin am 28. August 1900 (sein Lebensbild A.M.Z. 1903, 10 ff.). Obgleich das Pandschab sowohl von den beiden Hungersnöten als auch von der Pest schwer und dauernd heimgesucht ist, geht es mit der Mission langsam, aber sicher voran, und zwar ist dies das Hoffnungsvolle, daß fast alle Gesellschaften an dem Wachstum gleichmäßig beteiligt sind: weitaus die wichtigsten sind die C.M.S., die Am. Presbyt., und die beiden Schulter an Schulter arbeitenden: die Am. unirten Presb. und die schottische Staatskirche. Der Zuwachs erfolgt auch hier fast ausschließlich aus den niederen Volksklassen, den Mehtar, den Tschamar und den Tschuhra. Infolgedessen werden von dem religiös-sittlichen Niveau zumal der Landgemeinden vielfach sehr trübe Bilder gezeichnet. — Um dem sozialen Elend der durch verschuldete und unverschuldete Not verarmenden Landbevölkerung zu steuern, hat die Regierung eine „Landbill" erlassen, welche den Kleinbauern ihren Landbesitz erhalten und die Verschleuderung desselben an Wucherer und Großgrundbesitzer verhindern soll (Proc. 1901, 271). Noch wichtiger ist die Bemühung der Regierung, die ungeheuren Wassermassen des Fünfstrom-Landes durch ausgedehnte Kanalnetze zur Urbarmachung der in dieser Provinz besonders ausgedehnten Öbländereien zu verwerten. Im Oktober 1901 wurde der Djilam-Kanal eröffnet, der von Pind Dadan Khan abwärts das Doab (Zwischenstromland) zwischen Djilam und Tschinab, ca. 3542 qkm bewässert. Im Laufe des Jahres 1902 ist das noch größere Kanalsystem von Dschang Bar, dem Doab zwischen Tschinab und Ravi, fertig geworden, das jetzt bereits 1 353 000 acres Wüste in Reisland verwandelt. Allein dies letztere Kanalsystem umfaßt 858 km Haupt- und Neben- und 3844 km Zweigkanäle, abgesehen von den zahllosen Gräben, welche sich die Anwohner angelegt haben (Intell. 1902, 596 f.; Proc. 1901, 290). Diese riesigen Meliorationsanlagen haben auch für die Mission Bedeutung; nicht nur daß auch zahlreiche Christen in die neu erschlossenen Distrikte strömen, um sich dort anzusiedeln; die Regierung hat auch direkt den Missionen, bes. der C.M,S. größere Landstriche zu dem Zwecke angeboten, sie mit zuverlässigen christlichen Kleinbauern zu kolonisieren. So sind die Christendörfer Mongomerywala und Isapur entstanden. Auch sonst wird an der sozialen und wirtschaftlichen Hebung der Pandschab-Christen fleißig gearbeitet. Der vornehmste Christ der Provinz und überhaupt von Indien, der Radscha von Kaparthala Sir Harnam Singh, der in den letzten Jahren mehrfach hervorgetreten und auch von der englischen Regierung ausgezeichnet ist, hat den Christen des Pandschab 50 000 Rupies geschenkt als einen Fonds zur Beförderung von Handwerken und industriellen Betrieben. In dieser Provinz haben auch die neuerdings hervortretenden industriellen Bestrebungen der Mission ihren Anfang genommen. Das geistige Leben der nichtchristlichen Bevölkerung ist von eigentümlichen Gegensätzen durchzogen: hier ist der Hauptsitz des Arya Samasch und die Heimat des wunderlichen Mirza Ghulam von Qadian, an der Grenze der Provinz liegt die Madrasa i ilm arabi in Deoband, die orthodoxe Hochschule der altgläubigen mohammedanischen Partei. Eine merkwürdig neuere Sekte ist die des Tschet Ram; er steht so stark unter christli-

chen Einflüssen, daß er Jesum Christum als den Sohn Gottes und den Heiland der Welt verkündigt und seinen Anhängern den Besitz des Neuen Testaments obligatorisch macht; sein Glaubensbekenntnis lautet: „Ich glaube an Jesus Christus, den Sohn der Maria, und an den heiligen Geist und an Gott, zu dem man beten soll, und an das Lesen der Bibel und das Evangelium, um Heil zu erlangen." Aber von Taufe und Anschluß an die christliche Kirche will er nichts wissen und meint, man könne göttliche Offenbarung zur Predigt nur durch den reichlichen Genuß geistiger Getränke erlangen. Proc. 1901, 291 f.

Von der Erkenntnis ausgehend, daß der gemeinsame Besuch männlicher und weiblicher Schüler an ärztlichen Hochschulen für die Studentinnen, (die vorläufig in Indien noch fast ausschließlich Christinnen sind, während unter den Studenten die Hindu und Mohammedaner überwiegen) seelengefährlich und sittenverderblich sei, ist in Ludhiana eine eigene christliche Frauenärzte-Hochschule gegründet, welche unter einem besonderen Komitee steht. Jedoch sträubt sich die Universität Lahore noch, dieses gut geleitete Institut als vollakademisch anzuerkennen und seine Zöglinge zu den höheren akademischen Graden (eines BA und MA) zuzulassen.[1])

Für die Himalaya-Mission der Brüdergemeine war bedeutungsvoll die Visitationsreise, die Missionsdirektor Latrobe im Jahre 1901 ausgeführt hat, die erste seit dem Beginn dieser Mission. In Simla ist eine neue Station als Stützpunkt für die schwerereichbaren Stationen in den abgelegenen Bergtälern gegründet. Im Übrigen hat die Brüdergemeine trotz mancher sich bietenden günstigen Gelegenheiten von einer Ausdehnung dieser Mission in Anbetracht ihrer derzeitigen Unfruchtbarkeit und ihrer bedrängten Finanzlage abgesehen.

In Dschodhpur, der Hauptstadt von Merwar, einem der vielen kleinen Radschupten-Staaten am Rande der Tharr-Wüste, haben die vorwiegend mohammedanischen Bewohner 40 000 Mk. zum Bau eines Missionshospitals für die vereinigte schottische Freikirche aufgebracht; der Radscha selbst spendete 16 851 Rup. Die langjährige treue Arbeit des schottischen Missionsarztes Dr. Somerville hatte diesen schönen Erfolg zu Wege gebracht.

Chronik.

Ein Brief des Vizekönigs Ts'en an die evangelischen Missionare. Gelegentlich seiner Versetzung in die Provinz Kanton hatten die evangelischen Missionare der Provinz Sitschuen mit einem Exemplare der Bibel für seine freundliche Haltung den Christen gegenüber und überhaupt für seine gerechte

1) In Katscha Kuh bei Multan starb am 27. Februar 1901 ein eigentümlicher Freimissionar, der Generalmajor Montague Millett. Er hatte 1887 seinen Abschied genommen und sich seitdem in die heißen Dschungel des Multan-Gebietes zurückgezogen, um nur noch der Mission zu dienen. Leider schloß er sich keiner Missions-Gesellschaft an, sondern begann eine unabhängige Arbeit, die schwerlich über seinen Tod hinaus Bestand haben wird. (Intell. 1902, 41.)

Verwaltung ein Dankschreiben an den Vizekönig dieser Provinz, Tſ'en, gerichtet, auf welches derselbe u. a. folgendes antwortete: „Die Beamten Chinas eignen sich nach und nach eine Kenntnis der großen Prinzipien der Religionen Europas und Amerikas an, und auch die Kirchen arbeiten Tag und Nacht daran, dem Publikum ihre Ziele in der Ausbreitung der Religion bekannt zu machen. Die Folge ist, daß die Chinesen und die Fremden in immer herzlichere Beziehungen zu einander treten und das Land sich eines dauernden Friedens erfreut. Aber die ganze Provinz Sitschuen liegt außerhalb des Verkehrs und das unwissende Volk ist sehr zahlreich. Meine Hoffnung ist, daß die Lehrer beider Länder das Evangelium immer weiter ausbreiten, daß der Haß vertilgt, jedes Mißverständnis beseitigt und durch den Einfluß des Evangeliums das Glück meines Volkes in China vermehrt werde. Und werde ich der einzige bleiben, der Ihnen für die Initiative in diesem guten Werke dankt?" (Chinas Millions 1903, 154.)

* * *

Um das Andenken an die Schar von evang. Märtyrern sowohl aus dem fremdländischen Missionspersonale (vor 1899 20, seit 1899 192) wie aus der chinesischen Heidenchristenheit (ca. 4000) dauernd lebendig zu erhalten, haben Vertreter aller evangelischen Missionsgesellschaften beschlossen, an der wichtigsten Eingangspforte Chinas, in Schanghai, eine **Märtyrer-Gedächtnis-Halle** für China zu erbauen, die nach Art der Exeter-Hall in London nicht blos einen großen Versammlungssaal, sondern auch sonstige Räume allerlei Art zum Gebrauch für die verschiedensten in China tätigen Missions-Hilfsgesellschaften enthalten soll. Das Gebäude soll als eine Zentral-Arbeitsstätte für alle auf ganz China sich ausdehnenden christlichen Bestrebungen zugleich die Einheit aller evangelischen Kirchengemeinschaften sichtbar zum Ausdruck bringen. Bei den teuren Bauverhältnissen Schanghais und bei der Größe des Unternehmens sind als Baukosten eine Million Mark in Aussicht genommen. Der Generalsekretär des Komitees, Rev. Mac. Gillivray bereist bereits England und Amerika, um Gaben zu sammeln. Vielleicht finden sich auch in Deutschland reiche Missionsfreunde, welche für dieses großartige Unternehmen beizusteuern bereit sind. Zum Empfang und zur Beförderung von Gaben ist der Herausgeber dieser Zeitschrift gern bereit.

* * *

Auf der zentral-chinesischen Erholungsstation Kuling hat eine 19 verschiedene Missionsgesellschaften vertretende Anzahl von 200 Missionaren unter der Führung des wesleyanischen Rev. Warren und des alten Dr. Griffith John von der Londoner Mission beschlossen, eine sogenannte **Drei-Jahres-Unternehmung** für China ins Werk zu setzen, um bis 1907, wo man den hundertjährigen Gedächtnistag der Aussendung Robert Morrisons, des ersten evangelischen Missionars für China, zu begehen gedenkt, eine Verdoppelung der Zahl der chinesischen Missionare zu erzielen. Ein betreffender womöglich von allen in China tätigen Missionsgesellschaften unterzeichneter Aufruf soll demnächst an die alte Christenheit erlassen werden. Gewiß ist angesichts der augenblicklichen günstigen Aussichten für die Mission in China eine Vermehrung des dortigen Missionspersonals höchst wünschenswert, aber für 3 Jahre eine Ver-

doppelung zu verlangen, erscheint mir doch bedenklich. Ich werde später auf die Sache zurückkommen; unterdes verweise ich auf meine Bemerkungen A. M. Z. 1903, 406 f.

* * *

In **Japan** ist einer der angesehensten Christen, der jetzige Präsident der Doschischa, **Kataoka**, am 31. Oktober des vorigen Jahres gestorben. Er war Mitglied des ersten Parlaments in Japan und in den späteren Missionen Präses desselben. Als man, um ihn mit dieser Würde zu bekleiden, ihm nahe legte, sein Amt als Presbyter niederzulegen, erklärte er, daß er dann sein kirchliches Amt des Parlaments-Präsidium vorziehen würde.

* * *

Daß in **Indien** noch immer **Kinderopfer** vorkommen, berichtet der freischottische Missionsarzt Dr. Macnicol aus Kalna (etwa 50 km nordöstlich von Kalkutta) unter dem 15. Juli 1903: „Dieses Jahr opferte eine Mutter ihr siebentes Kind der Göttin. Haufen von Menschen waren gegenwärtig, denen sie, wie es schien, ihre Absicht mitgeteilt hatte. Als einige ihr Vorhaben ihr auszureden suchten, bestand sie darauf, da sie ein Gelübde getan habe, das sie halten müsse. Sie hätte nämlich gelobt, wenn die Göttin sie mit sieben Kindern segnen würde, wollte sie ihr eins opfern. Die sieben Kinder hatte sie bekommen und aus Furcht, daß die erzürnte Göttin ihr alle Kinder nehmen würde, wenn sie das gelobte Opfer nicht brächte, warf sie das jüngste, etwa ein Jahr alte, in den rauschenden Strom. Die Zuschauer, unter denen sich auch Diener der Obrigkeit befanden, fanden die Tat durch das Gelübde entschuldigt und ließen nach der ersten schwachen Widerrede die Frau ihren Weg gehen. (Unit. Free Ch. Miss. Rec. 1903, 453.)

* * *

Furchtbar sind die Verheerungen, welche die geheimnisvolle **Schlafkrankheit** in Uganda und den angrenzenden Reichen angerichtet hat und noch immer anrichtet. Nach einer Mitteilung des mit der Erforschung der Ursache dieser (auch am Kongo grassierenden) Krankheit beschäftigten Arztes Dr. Cook beläuft sich die Zahl der Todesfälle allein in Uganda und Busoga auf 68000, auf 10000 innerhalb der letzten 4 Monate. (Int. 1903, 917).

* * *

Die sich von Jahr zu Jahr ausdehnende **Ugandamission** hat jetzt die mysteriöse **Zwergbevölkerung** westlich vom **Ruwenzori**-Gebirge erreicht und nachdem sie schon mit einigen verwandten Stämmen Beziehungen angeknüpft, eine erste Station unter ihnen angelegt. Diese „Zwerge“ gehören zu den auf tiefster Zivilisationsstufe stehenden afrikanischen Völkern; trotzdem ist es gelungen, Erstlinge aus ihnen zu gewinnen. (Int. 1903, 678.)

In der **freischottischen Njassa**-Mission zieht jetzt Hand in Hand mit einer machtvollen geistlichen Erweckung unter den getauften Christen namentlich auf der und um die Hauptstation Bandawe eine neue energische Bewegung zur Ausbreitung des Christentums, die wesentlich von den Eingeborenen getragen wird. Auch wird als ein besonders bemerkenswertes Ereignis berichtet, daß nach sorgfältiger Ausbildung und Prüfung der **erste** eingeborene Theologe, ein Schüler und dann ein Lehrer der Livingstonia-Anstalt, zum Pastor **ordiniert** worden ist. (Unit. Free Ch. Rec. 1903, 409. 457).

Am 1. Oktober 1903 ist der erste **Eisenbahnzug** in **Kumase** eingetroffen. Welch eine Wandlung, seitdem die beiden Missionare Ramseyer und Kühn 4 Jahre als Gefangene hier weilten und welch eine freundliche Fügung Gottes, daß der jetzt greise Ramseyer, der Pionier der Asante-Mission, sie noch erlebt hat. An der 270 km langen Bahn ist mit Unterbrechungen von durchschnittlich 18000 Arbeitern seit 1898 gearbeitet worden. Ihre Kosten belaufen sich auf ca. 32 Millionen Mk. (Ev. Miss.-Mag. 1904, 47.)

* * *

Im Hinterlande von **Kamerun**, in der weit abgelegenen Landschaft Garua, beabsichtigen 2 deutsche Freimissionare auf eigne Hand eine Mission zu beginnen. Wir hätten gewünscht, daß die wenig erfahrenen und verbandlosen Männer sich lieber an die Basler Mission angeschlossen hätten. Schmerzliches Lehrgeld wird nicht ausbleiben. Die Fülle von Missionsorganen, die wir jetzt auch in Deutschland haben, sollte uns vor dem independenten, romantischen und nach dem Zeugnis der Erfahrung wenig fruchtbaren Freimissionartum bewahren. (Ev. Missionen 1903, 287).

* * *

Der Direktor der Vaterlandsstiftung in Stockholm, **Kolmodin**, ist zum außerordentlichen Professor in Upsala berufen worden, verbleibt aber — wenigstens zunächst — noch in Verbindung mit der Gesellschaft. Sein Nachfolger als Direktor des Missionsinstituts in Johannalund ist der bisherige Lehrer an demselben, Pastor Lindgren, geworden.

* * *

In der Norwegischen Missions-Gesellschaft, deren Direktor Dahle von seiner Visitationsreise in Madagaskar jüngst zurückgekehrt ist, geht zur Zeit eine Bewegung vor sich zugunsten der Frauen, die der Gesellschaft angehören und mit ihren ca. 3000 Vereinen einen sehr erheblichen Teil der Arbeit leisten, daß sie auch bei der Verwaltung beteiligt werden sollen, indem sie Stimmrecht erhalten und in die Vorstände der Vereine und Vereinsorganisationen oder zu Deputierten zu Kreis- und Generalversammlungen gewählt werden können. Die Kreisversammlungen dieses Jahres haben die Frage bereits behandelt. Im nächsten Jahre wird die Sache auf Grund dieser Verhandlungen der Generalversammlung vorgelegt werden, deren Beschluß entscheidet. In diese Sache spielen ja die norwegischen demokratischen Anschauungen stark mit hinein. Nach Abhaltung der Generalversammlung werden wir eingehend über den Gegenstand berichten. (Privatmitteilung). Warneck.

Literatur-Bericht.

Stosch: „Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen." Gütersloh. 1903. 2,40 geb. 3 Mk. Dieses 155 S. starke Schriftchen ist die Überarbeitung einer Vorlesung die P. Stosch an der Berliner Universität, an der er als Privatdozent speziell für Missionswissenschaft sich habilitiert hat, gehalten. In einem Einleitungskapitel wird zunächst die Aufgabe bestimmt und begrenzt, die er sich gestellt hat, nämlich nicht eine ethnographisch gehaltene Beschreibung der Volksreligionen und

religiösen Volkssitten zu geben, sondern das Heidentum nach seinem Wesen und seiner Entstehung darzustellen und die Religionen nach inneren Gründen und allgemeinen Maßstäben zu kritisieren, ausgehend von der Voraussetzung der Absolutheit der aus der alttestamentlichen erwachsenen christlichen Religion als der einzigen Offenbarungsreligion. In dieser Begrenzung der Aufgabe liegt, um das hier sofort zu bemerken, eine gewisse Schwäche oder richtiger ein Mangel in der Behandlung des Gegenstandes. Über der ja durchaus berechtigten prinzipiellen Auffassung der Aufgabe tritt die geschichtliche und die empirische Seite doch in einer Weise zurück, die der prinzipiellen viel von ihrer Beweiskraft raubt. Wuchtiger als die oft geistreichen Reflexionen, Abstraktionen und Generalisationen würden religionsgeschichtliche concreta gewirkt haben, ohne welche, wie die Dinge heute liegen, auch die scharfsinnigsten prinzipiellen Argumentationen nicht recht durchschlagen. Der prinzipiellen Beweisführung selbst stimme ich in ihren wesentlichen Grundzügen bei, vergl. meine Evang. Missionslehre Kap. 29: Religiöse Beschaffenheit des Missionsgebiets, speziell den ausführlichen Passus: „die große religionswissenschaftliche Prinzipienfrage über Ursprung und Entwickelung der Religion, Schriftlehre und Vergleichung derselben mit der Religionsgeschichte und den religionswissenschaftlichen Theorien" — nur gegen die Begrenzung der Aufgabe ausschließlich auf die prinzipielle Seite geht meine Beanstandung. Dagegen bin ich sehr einverstanden mit der Begrenzung auf die lebenden Religionen, welche zur Zeit Objekt der Mission sind und ebenso damit, daß diese Religionen für die missionswissenschaftliche Betrachtung wesentlich in ihrer gegenwärtigen Gestalt in Betracht kommen.

Der eigentliche Inhalt der Schrift bilden 4 verschieden lange Hauptabschnitte: 1. der biblisch-theologische Begriff des Heidenentums (S. 7—15): „das Heidentum ist eine gegen alle Stufen der Offenbarung gegensätzliche Erscheinung, zugleich aber in wachsendem Maße ein Objekt umgestaltender göttlicher Kräfte". 2. Wesen und Entstehung des Heidentums (S. 16—107). Die Unterabteilungen lassen die Antwort des Verf. klar erkennen: Das Wesen der wahren Religion; die Naturoffenbarung; der Abfall von der Gottesoffenbarung in der Natur; die Uroffenbarung; der Abfall von der Uroffenbarung; der Monotheismus am Anfange der völkermäßigen Entwicklung; das religiöse Gewissen ein Reflex der Uroffenbarung; das Sinken der Religionen. 3. Der gegenwärtige Bestand des Heidentums (S. 108—128) behandelt viel zu kurz und allgemein das indische Heidentum, das noch den weitesten Raum einnimmt, das Heidentum in China, das japanische Heidentum, das Heidentum der kulturlosen Völker. 4) Die Probleme, die der Mission aus dem religiösen Stande der Heidenwelt sich ergeben und ihre Macht, sie zu lösen (S. 129—155). Wo in den beiden ersten von den sieben Unterabteilungen dieses Abschnitts (Offenbarung und Wahrheit und: die Wahrheit und das Gewissen) der Verfasser ins Konkrete geht, da sagt er viel Treffendes, namentlich bezüglich der Verbindung der evangelischen Heilsverkündigung mit der Anknüpfung und Appellation ans Gewissen, aber auch bezüglich der Hauptstücke dieser Verkündigung und der Macht des menschlichen Jesusbildes. Auch betreffs der speziellen Probleme in Indien, China, Japan und unter den Natur-

völkern findet sich manche feine Bemerkung; nur ist in diesen Kapiteln der Inhalt zu summarisch und daher vieles wieder zu generell, auch die Angabe der Probleme selbst keineswegs erschöpfend. Voll Glaubenszuversicht zur Macht der evangelischen Wahrheit als der Siegesmacht unter den Völkern ist das bei aller Kürze inhaltreiche und feine Schlußkapitel.

Rinck: „Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei." Sechste vermehrte und verbesserte Auflage (26.—35. Tausend). Mit über 400 Illustrationen und 3 Karten. Eleganter Prachtband. Mk. 10. Leipzig, Verlag des deutschen Kinderfreundes. 1903. Vor ca. 20 Jahren erschien dieses Buch in erster Auflage und jetzt tritt es seinen sechsten Gang an — das ist für ein Reisewerk eine beredte Empfehlung, die hier um so mehr ins Gewicht fällt, als unterdes die Palästina-Literatur sich sehr vermehrt hat. Aber es ist auch ein köstliches Buch. Der leider schon 1887 heimgegangene werte Verfasser war ein Meister im Erzählen; er verstand nicht blos anschaulich darzustellen, sondern er legte auch sein warmes Herz in die Erzählung und in die Schilderung. Unter seiner Feder lebte alles und trat dem Leser alles nah. Und da er die Leser an die heiligsten Stätten der Christenheit führte und die mit diesen Stätten verwachsene Geschichte vor ihnen in einer Weise aufleben ließ, wie wenige unter den Palästina-Schriftstellern es vermochten, so gab auch der behandelte Gegenstand dem Buche die bis heute unveränderte große Anziehungskraft. 4 Auflagen sind nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne veranstaltet worden, unter ihnen am meisten verbessert und vermehrt die vorliegende sechste. Namentlich sind die Mitteilungen über die Arbeiten und Anstalten der evangelischen Kirche, speziell der Deutschlands, und über die Mission im heiligen Lande bis in die Gegenwart fortgeführt, sodaß dem Buche auch in der Missionsliteratur ein Platz gebührt. Unter den sehr zahlreichen Illustrationen sind nur wenige minderwertig, viele künstlerisch schön, besonders aus der Reihe der neu hinzugekommenen. Von den 3 Karten ist die von Palästina und das Panorama von Jerusalem eine wertvolle Beigabe. Bei der prachtvollen Ausstattung ist der Preis für das 416 Seiten in Großquart umfassende Buch sehr billig.

„Afrika in Wort und Bild mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit". Calw. 1904. Geb. 7 Mk. Altes und Neues aus dem Schatze des rührigen Calwer Verlagsvereins. Manches ist den bekannten „Missionsbildern" entnommen, verbessert und ergänzt, anderes völlig neu. Für Gelehrte ist das ansehnliche Buch nicht bestimmt, wie das Vorwort sagt, und auf Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit macht es keinen Anspruch. Aber als eine Auswahl aus dem über Afrika Wissenswerten ist es als Volksbuch empfehlenswert. Der erste Teil (S. 7—166) behandelt Land und Leute, der zweite umfangreichere (S. 167—414) die evangelische Mission in Afrika — beide Teile mit reichlichen Zitaten, die die Schilderung und Erzählung beleben. Was die 215 Abbildungen betrifft, so befinden sich unter ihnen viele neue und schöne, aber unter den alten hätte noch etwas mehr aufgeräumt werden können. Die Völkerkarte ist eine willkommene Beigabe.

Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei. Kassel.

Die Bibel, das Buch der Menschheit.

Von D. M. Kähler.

(Schluß).

Trotzdem bleibt diese Vorstellung leicht ein leeres Gespenst. Nicht bloß wissen muß die Menschheit um sich, um ihr einheitliches Werden und Geschick. Der Mensch in seiner Menschheit oder seinem Menschentum und die Fülle der Menschen in ihrer Zusammengehörigkeit müssen sich in diesem Bilde wiederfinden, um sich von der Verläßlichkeit jener großen Umrisse, ihrer Beleuchtungen und Verheißungen überführen zu lassen. Auch an diesem Anschauungsunterricht fehlt es nicht.

Dieses Buch besteht aus vielen Büchern; und diese Bücher sind zum Teil aus andern zusammengefügt. Ihre Abfassungszeit erstreckt sich nach kritischem Urteile von 1250 vor bis etwa 100 nach Christus; berücksichtigt man die neuen Entdeckungen alter asiatischen Kulturen, so mögen leichtlich noch Jahrhunderte hinzutreten. Jedenfalls ist das ein Zeitraum, wie der seit der Völkerwanderung verstrichene. Sein Inhalt hat sich in dieser Literatur abgeprägt; ihre Erinnerungen aber greifen darüber hinauf in das Gebiet der Sage; alle Anfänge menschlicher Geschichte tauchen ja dort hinab. Der Inhalt dieses langen Zeitraumes prägt sich vielfach mit voller Frische des Erlebens in diesen Schriftstücken ab. Erwägen wir zunächst den Weg von dem Nomadenleben Abrahams inmitten der großen Kulturvölker, durch die Knechtschaft in Ägypten, durch die Einwanderung ins gelobte Land, die Königreiche, das babylonische Elend, die Zeiten des Ringens Judas mit den Seleukiden bis zu dem vernichtenden Zusammenstoße mit dem weltherrschenden römischen Kaisertume — welch ein Gang der Kulturentwickelung vor den Augen des aufmerksamen Lesers und welch ein Reichtum von Zuständen und Umständen des Lebens wie von wirtschaftlichen und geschichtlichen Wandlungen! In den Umfang dieses Geschehens treten die großen Kulturmächte der einheitlichen antiken Geschichte hinein, eine nach der andern, und bis zu dem Titlos am Kreuze Jesu legt sich die lebendigste Wechselwirkung zwischen dem im Mittelpunkte stehenden Volke Israel und den

andern geschichtlichen Größen dar. Hier fehlt keine Erscheinung; aus den Felsengräbern und dem Wüstensande ist noch keine Kultur aufgestanden, die ihre Spuren nicht in die Bibel eingezeichnet hätte. Die großen vorsemitischen und semitischen Landmächte Vorderasiens, das uralte Nilreich, die phönikischen Weltkolonisatoren und die Lichtgestalt des Indogermanen Koresch, die makedonischen Diadochen und die römischen Imperatoren, alle sind im Gesichtskreise. Wer das überlegt, wird wohl eingestehen, daß der Versuch vergeblich bleiben müsse, aus andern erhaltenen Quellen einen gleich einheitlichen und vielseitigen Auszug aus den Denkmälern des Werdens der Menschheit bis zum vollen Aufbrechen des Menschheitsbewußtseins in der christlichen Ära zusammenzubringen. Und dieser Auszug ist nicht absichtvoll unter diesem Gesichtspunkt zurecht gemacht, sondern von selbst gewachsen.

Wollte aber einer sagen: Das ist für uns nur die Abmalung einer Leiche; wie soll uns diese vergangene Geschichte unsre moderne Menschheit kennen und verstehen lehren! Hat doch der Romanschreiber in die Gewänder von Persern, Ägyptern und Römern moderne Herzen und Seelen stecken müssen, um uns zu fesseln und zugleich zu täuschen. Dann übersieht man den entscheidenden Vorteil dieser Sachlage. Bei dem uns Naheliegenden sind wir beteiligt mit unsern Leidenschaften, Neigungen, Vorurteilen. In der Bibel liegt eine abgeschlossene Geschichte vor uns, fremd genug für uns, um ruhige Betrachtung zu gestatten; sie fordert ein unparteiisches Urteil wie von selbst ein. Und das ist nicht ein beliebiger Ausschnitt aus den Geschicken eines Menschheitteiles; nein es ist die Einleitung zu der einheitlichen Entwickelung während unsrer Zeitrechnung. Welches Volk auch, und zu welcher Zeit es in die einheitliche Entwickelung hineingezogen wird, hier muß es die Wurzel des Wachstums suchen, dem es sich einfügt. Wie den Romanen und Deutschen wird auch ihm dieser Prolog der Menschheitsgeschichte unabweislich an Stelle seiner einsamen Anfänge zur Geistesheimat.

Malt sich so der geschichtliche Aufstieg des Menschenlebens mit seinen uns, den späten Nachkommen, unvorstellbaren und unbeurteilbaren Ursprüngen auf diesen Blättern ab, so faltet sich zugleich das Menschenleben nach allen Richtungen vor dem Betrachter auseinander. Ein Volksleben in seinen Fortschritten durch Jahrhunderte und in seinen Wechselwirkungen mit seinen Nachbarn

umspannt gewiß am ehesten die Fülle menschlicher Lebensformen und Beziehungen. Mag eine schematische Übersicht von Sammelnamen noch das eine oder andre zur Vervollständigung herzubringen; dafür fehlt ihr die Anschaulichkeit des Lebens. Und hier liegt nicht eine beschreibende Archäologie vor uns, sondern der eigentümlich geartete und wahrlich nicht spärliche Rest einer ganzen Volksliteratur, und in ihr hat sich das Volksleben selbst in aller Unbefangenheit abgezeichnet. Der Bibelleser *lebt* das Handeln und die Geschicke dieses Teiles der Menschheit mit durch, und diese sich selbst abmalende Menschengruppe darf zu ihm sprechen: ich achte nichts Menschliches mir fremd.

Allerdings ist es eine *religiöse* Schriftensammlung. Jedoch sie unterscheidet sich bemerkenswert von den andern uns bekannten. Solche enthalten Kultusordnungen, kultische Gesänge oder Reden, in diesen daneben mythische Einzelberichte, auch wohl Beschreibungen der Gottheit in bildlicher Rede verkündet. Die kultischen Ordnungen schließen dann Sittliches oder Volkstümliches und Staatliches mit ein. Es fehlt in unsrer Bibel an etwa Entsprechendem nicht. Das sind ja auch durchaus zum Menschenwesen gehörende Dinge. Indes kein christlicher Bibelleser hat den Eindruck, daß das die *Hauptsachen* in seiner Bibel und für sie selbst seien. Er hat den Inhalt zuerst als biblische Geschichte und als Katechismus kennen gelernt. Er findet nachher die Bibel viel reicher, indes er findet jene Auswahl durchaus kennzeichnend. Das große Stück des alttestamentlichen Grundbuches voll gottesdienstlicher und die Sitten bestimmender Satzungen heißt in der Bibel selbst veraltet und ersetzt durch das Evangelium vom Reiche Gottes (Hebr. 8, 13). Und hier sind alle Satzungen beseitigt. Man hat Mühe, aus den neutestamentlichen Zeugnissen sich ein Bild des urchristlichen Kultus zu machen, so sehr tritt das zurück. Und eben durch diese Verknüpfung der zwei so verschiedenen Stufen des religiösen Lebens heben sich in dem vorderen umfänglicheren Teile der Sammlung für den gelehrigen Leser drei eigenartige Erscheinungen heraus: die zusammenhängende Geschichte des Volkes unter der Erziehung seines Gottes; die eigenartigen Gestalten der Propheten, deren Reden alles unter den sittlichen Maßstab und in das Licht einer zuversichtlichen Hoffnung auf die menschheitliche Zukunftsgeschichte stellen; und der reiche individuelle Ausdruck eines auf Gott unter diesen bestimmenden Gesichtspunkten bezogenen

Sinnens, Strebens und Ringens. Um diese großen Grundzüge reihen sich die mannigfaltigsten Bilder unsres Lebens. In voller Frische der Wirklichkeit sind die Vorgänge in den engsten Kreisen mit denen von umfassendster Wirkung verschlungen. Hier die Familie; man denke an P. Gerhards Ehestandslied, um einen Überblick zu gewinnen. Ihre letzte Wurzel in „den Liedern der Liebe, den ältesten und schönsten aus dem Morgenlande" nach Herder; die Entwickelung der Monogamie aus der Polygamie; die Erhebung des Weibes, bis Christus sie in das volle Gleichrecht einsetzt: die Entartungen und ihre Schäden; wer gedächte nicht des Weibes des Urias; aber auch das unsterbliche Wort der Ruth und das Lob des tugendsamen Weibes im Spruchbuche sei so wenig vergessen, wie die Witwen mit ihrem Leid und ihrem Opfersinn oder die Mütter in ihren opferfreudigen Mühen, Versuchungen und Verlusten bis hin zu der Maria unter dem Kreuze. Hier die nie verklungene Klage Davids um seinen treuen Freund und das Selbstzeugnis des Jüngers, der in Jesu Schoße lag mitten in dem Kreise derer, die der Menschenfreund seine Freunde genannt hat. Dort wiederum die weltgeschichtlichen Wetter, deren Nahen in den Prophetenworten grollt und deren Entladungen in ihnen nachhallen. Volkshelden, von Simson, dem sagenumwobenen Nasiräer bis zu den tatkräftigen und klugen Heerführern, die sich mit den geschulten Truppen der Weltmächte messen. Strahlende Gestalten des Volksbegründers und Gesetzgebers, neben dessen Nachwirkung Solon und Lykurg verbleichen, des siegreichen Kriegesfürsten und des an Bildung und Verkehrsschätzen reichen Friedensfürsten. Dann wieder Elend der Zerrissenheit und des Niederganges unter ihren Nachfolgern. Eine Fülle hervorragender Männer, aber auch Weiber — und diese viel zahlreicher und wirksamer als sonst im Altertume — mit ihren Taten und Geschicken; daneben die breiten Massen mit ihren Trieben und kaum bewußten Bewegungen. Endlich, was etwas ganz besondres bedünkt, eine nicht geringe Anzahl für andre und das Ganze ersichtlich kaum etwas bedeutender Menschen; aber die Erlebnisse und der Ausdruck des inneren Lebens dieser „Namenlosen" oder doch „Unbedeutenden" spiegelt das Dasein der sogenannten „Zähler" im Ganzen ihrer Lebenskreise deutlich ab. Namentlich um die herrschende Gestalt dieses Buches, um den Heiland, sammeln sich diese Augenblicksbilder. Es ist ein tiefer Blick in diesen Zug, wenn ein Jesusliebender Künstler den Schächer, die Syrerin, den Zöllner von Jericho

und die große Sünderin als die evangelischen Heiligen gemalt hat. Der Menschensohn, dieser Liebhaber der Menschheit, erhellt mit seinem Ewigkeitslichte in seinem unermüdlichen Verkehr und in seiner gleichnisreichen Rede verheißend die Breiten und die Niederungen des Menschenlebens.

Das sind nur herausgegriffene Proben. Im erbaulichen Bibellesen ist man in Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen zu übersehen, über der fleißigen Anwendung der biblischen Geschichten den Blick für das umfassende und bis in das Kleinste hinein reiche lebendige Menschheitbild zu verlieren. Indes dieses Bild wirkt, ohne daß es mit Bewußtsein als solches erfaßt würde. Wenn man beobachtet hat, daß sonst ungeschulte eifrige Bibelleser ein auffallend reifes Urteil aussprechen, wenn Bauerngemeinden sich an Davids Geschichte in Zeiten politischer Umwälzung zurechtfanden, so sind das Belege dafür, in welchem Maße die Bibel eben die Menschheit und ihr Leben kennen lehrt. Wohl am meisten könnten davon die Missionare Zeugnis ablegen, zumal die ältesten, weil ihnen keine Sammlung von den Erfahrungen ihrer Vorgänger den Weg unter überraschenden neuen Verhältnissen im voraus zeigen konnten. Im Umgange mit diesem reichen Bilde der Menschheit hat es ihnen nicht an den Mitteln gefehlt, um sich in ihren Verlegenheiten zurecht zu finden.

Ehe wir nun denjenigen besondern Zug an der biblischen Schilderung der Menschheit herausheben, der sie unvergleichlich und zur verläßlichen Führerin macht, nämlich ihr unbestechliches Urteil, muß ihr Reichtum noch in einer andern Richtung herausgehoben werden. Man hat Luthers Übersetzung auch darum bewundert, weil er imstande war, so sehr verschiedene Ausdrucksweisen entsprechend wiederzugeben. Diese Aufgabe hat ihm doch der Reichtum an Ausdrucksweisen sowohl verschiedener Schriftgattungen als verschiedener Zeitstimmungen gestellt. Da wird unbefangen ausmalend berichtet, was von den Vätern her erzählt war; da wird aus vorliegenden Urkunden oder Tagebüchern unter bestimmtem Gesichtspunkte Auswahl getroffen; da werden in notdürftiger Zusammenfügung Urkunden zusammengestellt. Neben der trockenen Ausführlichkeit von Rechtssatzungen steht die stark und tief erregte, in der vollen Bilderpracht des Morgenlandes erglänzende Rede des Propheten. Spruchdichtung und Spruchweisheit breitet sich aus, bis sie

ihre höchste Vollendung zugleich mit der prophetischen Rede im Munde des Meisters aus Nazaret findet. Das Lied durchläuft alle Töne des menschlichen Herzens von dem unmittelbarsten Erguß über die verborgensten Erlebnisse der Seele bis zum Chorgesang der Gemeinde, zu dem Mitfühlen der Volkserlebnisse und der anbetenden Betrachtung von Natur und Geschichte. Der leuchtende Morgen und Mittag der Prophetie wirft im Buche Daniel und den Johanneischen Gesichten den Abendschein einer Geschichtsphilosophie, die sich in bedeutsame Bilder kleidet. Man hat daran erinnert, daß auch eine Fabel nicht fehlt, und darüber gestritten, ob man in der tiefsinnigen und prächtigen Dichtung von Hiob ein Drama zu sehen habe; ein geistreicher Philosoph hat sie mit der göttlichen Komödie und dem Faust aus dem Schema der Dichtungs-Gattungen herausgestellt und inkommensurabel genannt. Wichtiger ist es, auf die eigentümliche Ausbildung hinzuweisen, welche das Charakterbild in den Evangelien und der Brief in den Zuschriften der neutestamentlichen Gemeinde- und Seelenhirten findet. Hat Herder Stimmen der Völker gesammelt; hier hört man die Stimmen der Menschheit in einer schier unendlichen Abwandlung durcheinanderklingen. Wer es sich zur Aufgabe macht, sie vor den Ohren später Geschlechter wieder vernehmlich zu machen, wird nicht der Gefahr erliegen, eintönig zu werden.

* * *

Freilich, was frommte ein Bild, wenn es sich in einem verzerrenden Glase spiegelt? Und ist das hier nicht der Fall? Wir sehen ja hier mit semitischen Augen. Die Sage, und der fromme, dogmatisierende Wahn soll ja selbst das Bild der eigentlichen Hauptgestalt mitten in einer geschichtlichen hell beleuchteten Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit gewandelt haben. Wir dürfen diese peinlichen Untersuchungen hier beiseite schieben. Es handelt sich im Augenblick nicht um die geschichtliche Verläßlichkeit der einzelnen Berichte, sondern nur um ein treues Bild unsres Lebens, wie es sich zum Leben der Menschheit entfaltet. Da hat nun kein geringerer als der Geschichtsphilosoph Th. Carlyle auf die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Bibel unter dem sittlichen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht. Sie mißt nicht bloß quantitativ; darum steigert sie die Unsittlichkeit nie ins Titanische, auch in einem Ischariot nicht. Sie verhüllt nicht und erspart keiner ihrer Gestalten das Selbstgericht.

Mit herbem Spotte haben Schriftsteller die großen Gestalten der Patriarchen und Davids übergossen, weil eine irrende Pietät sie unbedingt zu Mustern stempeln wollte; die Bibel ist an beiden Mißgriffen so wenig schuld wie an der Heiligsprechung eines Petrus und seiner Genossen. Sie hat der Gelegenheiten genug, um dem einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft die ganze Stufenleiter und Verzweigung der Unsittlichkeit vor den Blick zu stellen. Soll uns das einzige ihrer Bilder, weil es keinen Flecken zeigt, weil es ungleichartig „aus dem Schwarm ragt", an dem hier waltenden Urteil und seiner Unbestechlichkeit irre machen? Das ist jenem englischen Propheten der in der Geschichte waltenden Gerechtigkeit nicht widerfahren. Was mehr sagen will: das ist nun fünfzig Geschlechtern der Menschheit, so weit sie mit diesem Bilde in Berührung kamen, nicht widerfahren. Stünde nicht dieser Einzige mit seiner Unanfechtbarkeit an dem beherrschenden Platze dieses Menschheitsgemäldes, man würde, von den Weltpropheten einer echt-menschlichen oder übermenschlichen Sittlichkeit unterrichtet, das sittliche Urteil der Bibel, wie aufrichtig es abgegeben werde, nicht für maßgebend und nicht für anwendbar achten. Nur von der lebensvollen Wirklichkeit dieses unsündlichen Bildes überführt beugt man sich unter den herben Ernst des kategorischen Imperatives, wie er sich in steigender Klarheit auf diesen Blättern geltend macht und wie ihm das Gewissen der Heiden, die Gottes offenbartes Gesetz nicht kennen, Zeugnis gibt.

Und was ists im Tiefsten, weshalb jegliches Gewissen der Menschen eigentlich so urteilen muß? Hier „rumort kein idealistischer Pessimismus mit seinen moralischen Maximen in der Weltgeschichte umher" und kappt ihre Mohnköpfe. Das herbe Urteil der Gerechtigkeit wird getragen — und dafür hatte leider Carlyle keinen Sinn — von einer Zuversicht zum Menschen und zur Menschheit; und diese bedarf keiner Verblendung über unsre Wirklichkeit, denn sie fließt aus dem Glauben an die Menschenfreundlichkeit Gottes unsres Heilandes.

Schon in die Verbannung der ersten Eltern flicht sich ein Lichtstrahl und die Bibelleser haben ihn nie übersehen. Die Verheißung ist älter als das Gesetz; das wird Paulus nicht müde an Abraham aufzuzeigen. Die Fülle eines uns Menschenkindern durch unsre Sünde nicht entfremdeten Herzens befaßt die Selbstverkündigung Gottes

an Mose (1. Mose 34, 6 f.). Welche bewegenden Töne schlagen die Propheten bei diesem Thema an! Wie rechten und ringen die Beter, zumal die singenden, ebenso sehnlich wie getrost mit diesem ihm bekannten Gottesherzen! Bis dann endlich vorgemalt und angepriesen wird: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab; in ihm hat er die Menschheit und ihre Welt mit sich versöhnt, denn dieser lebendige Gekreuzigte ist die Versöhnung für aller Welt Sünden. (1. Joh. 2, 2). — Hier ist nichts von idealistischer Einseitigkeit, kein Menschheitshaß gegen cette maudite race, keine Menschenverachtung. Hier macht sich der Unsündliche zu der Zöllner und Huren Gesellen und ihm ist der verlogene Verräter noch den freundlichen, mahnenden Gruß wert.

Das erschöpfende Bild der Menschheit ist auch ein wahres und wahrhaftiges, ein gerechtes Bild. Es lehrt die wirkliche Menschheit in den Grundzügen wie in dem Reichtum ihres Wesens kennen und schätzen.

Von einem Bilde reden wir. Man sieht die Dinge nicht ohne das Licht; es macht sie zugleich sichtbar und zeigt dem auffassenden Auge ihre Gestalt durch den Unterschied von Licht und Schatten; es läßt die vor uns liegende Landschaft durch die wechselnde Beleuchtung das Herz bewegen. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" (Goethe). So entsteht auch in der Bibel das Bild der Menschheit durch die Beleuchtung. Diese Beleuchtung besteht in der Selbstoffenbarung Gottes, unter deren eindringendes Verständnis und unabwendliches Urteil alles gestellt wird. Man sagt gemeinhin: es dreht sich hier alles um das religiöse Leben. Allerdings. Doch von Eintönigkeit und Einfarbigkeit ist keine Rede. Man braucht ja nicht das junge Volk Israel die Stufen der religiösen Bildungen vom Fetisch und Tabu bis zum Glauben an den Dreifaltigen durchlaufen zu lassen. Man kann gegen diese Entdeckungen seine Zweifel behaupten und wird doch sagen dürfen und müssen, daß sich an dem hier sich abprägenden Gange die verschiedensten Arten des Götzendienstes in reicher Abfolge darstellen, von Malsteinen und Ascheren bis zu dem auch innerhalb des neuen Testamentes noch zu bekämpfenden Götzendienste, dem gegen den Mammon. Die mehr oder minder harmlosen Irrgänge der Frömmigkeit, ihre groben Entartungen, ihre feinsten giftigen Verkehrungen, Prophetenmund hat sie aufgedeckt und verurteilt von

der Zerstörung des Stierbildes in der Wüste bis zu dem großen Wehe Jesu vor seiner Abschiedsweissagung und bis zu dem Ausblick seiner Apostel auf die, so die Jünger abwendig machen hinter ihnen her (Apostelg. 20, 30). Die kindliche Gottesverehrung der Erzväter; der prächtig sich entfaltende Sühnkultus der beiden Tempel; die Verödung in einem Fanatismus, dem das religiöse Vorrecht des Volkes dazu gereicht, daß es Gott selbst aus Sinn und Rede verliert (Esther); ein mit der Weltbildung liebäugelndes politisches Priestertum (Kaiphas und die Sadduzäer) und eine in ihrer Absonderung ebenso einflußreiche als sich hoffärtig verstockende religiöse Partei (Pharisäer); der asketische Prophet und der in das Verkehrsleben hineintretende Volkslehrer, der freie Verein der Christusanrufer mit seiner Sparsamkeit an zusammenfassenden Bräuchen und in seiner alle Welt mit seinem Blick umspannenden Werbekraft, das alles greift man hier mit Händen. Und unter diesen wechselnden Erscheinungen setzt sich der Zweck Gottes durch, immer im vorausgreifenden Bewußtsein der Zeugen noch festgehalten, bis er in seinem scheinbaren Scheitern sich vor den gehaltenen Augen verwirklicht, um die neue eine Menschheit inmitten der zerrissenen alten als Menschheit von Gottesmenschen zu begründen.

Es bedarf kaum mehr der Erinnerung, daß das sich nicht hinter Tempelmauern oder in Schulen und Klöstern vollzieht. Nein, in voller Wechselwirkung mit den Religionen, den Kulturen, den politischen Unternehmungen jenes Jahrtausends. Die Offenbarungsreligion setzt sich unaufhörlich mit diesen Kräften und Bildungen auseinander, und man wird jeden ihrer Grundzüge und jede ihrer Grundgestalten von den Zeugen Gottes oder durch die geschichtlichen Fügungen in dem hellen Lichte der Erkenntnis Gottes scharf gekennzeichnet und beurteilt finden. Worauf man heute wieder einmal den Finger legt, um den bloß menschlichen Ursprung des Christentumes zu beweisen, das ist vielmehr ein neuer Beleg ihrer Menschheitlichkeit. Die hier sich abprägende Entwickelung hat freilich von allen Seiten tiefe Einwirkungen empfangen, hemmende und fördernde; nur wenige große Errungenschaften haben sie unberührt gelassen. Was sie aber aufnimmt, setzt sie in ihr Eigentum um; alles muß ihr dienen, ihr Eigenstes zur vollen Ausgestaltung zu bringen. Und dieses Eigenste ist die Vertretung des Einheitlich-Menschlichen. Hat ein Renan an Jesu von Nazareth den Mangel gerügt, daß

ihm der Sinn für die Erzeugnisse und Genüsse der hellenisch-römischen Kultur abgegangen sei, — gibt es ein klareres Urteil über die Bildungswelt in den Tagen der Julier als den Gang dieses Menschenfreundes, wenn er sich begnügt ihre Opfer erbarmend an sich zu ziehen, um an dem Versagen ihrer stolzen Rechtspflege seinen Untergang zu finden! So vielgestaltig tritt alles Menschenleben in diesen scharf religiös beleuchteten Kreis hinein, daß man wahrlich nicht selten in der Christenheit der Versuchung erlegen ist, in der Bibel statt der anschaulichen Kritik der Erscheinungen vielmehr die Muster für die Gestaltung der Verhältnisse zu suchen und, um mit Luther zu reden, „der Juden Sachsenspiegel" zum anwendbaren Urbilde des gesellschaftlichen Lebens zu machen. Solchen Mißgriff veranlaßt unsre eingewurzelte Neigung, immer nur auf uns und unser Treiben zu schauen, deshalb auch eifriger nach der Religion zu forschen, als nach dem, den sie allein meint, und nach seiner Offenbarung. Dieser Hintergrund aber ist es doch, auf dem sich die Erkenntnis von der Einheit der Menschheit erhebt; die Ewigkeitsbeziehung gibt mit dem bleibenden Inhalte den Jahrtausende durchdauernden Zusammenhang. Am Lichte der Selbstoffenbarung Gottes entzündet sich das Menschheitsbewußtsein und in ihrer Beleuchtung die glaubensvolle Erkenntnis einer Weltgeschichte. Nur hierher stammt der Tiefblick, der L. Ranke seine Weltgeschichte mit dem Kapitel beginnen läßt: Amon-Ro, Baal und Jehovah.

Man denkt hierbei leicht vornehmlich an die Formen, in die sich das religiöse Leben gefaßt hat. Indes der Fortschritt einer positiven Religion vom nationalen Partikularismus mit fernschimmerndem universalem Horizont zu der an keine geschichtliche Form gebundenen, geistlichen Missionsreligion ist nicht das Ganze. Zugleich folgt man der Geschichte des Glaubens. Er hat sich durch die Aufgaben und die rauhen Tatsachen der Geschichte hindurch zu behaupten; er ringt aber auch mit der sinnenden Beobachtung und dem forschenden Gedanken, mit dem das innerste Leben erschütternden Zweifel. „Gottes Furcht der Weisheit Anfang", dabei bescheidet sich verzichtend ein prüfendes Nachdenken, dem alles eitel geworden ist. Um die Zuversicht zu einem gerechten Gott ringen die tiefsinnigen Dichter. Und der unlösbar geschürzte Knoten in dem Verhältnisse zwischen Verheißung und Erfüllung, Patikularismus und Universalismus, sich kreuzend in dem Tode des Messias Israels durch

die Verstockung seines Volkes, ruft die kühnsten Gedankengänge des Heidenapostels hervor, die ihm in aller ihrer Bruchstück-Art doch zu triumphierendem Lobpsalm führen. Soll hier noch einmal an den Reichtum der Entfaltung des betenden Glaubens in den Reden der Propheten und in den Psalmen wie des bekennenden, werbenden, zurechtweisenden, Licht spendenden Glaubens in den Episteln erinnert werden? Daneben hat dieser Glaube es doch auch auf den verschiedenen Stufen aufsteigender Entwickelung verstanden, sich in dieser Welt zurechtzufinden, sei es mit dem niedereren Gesichtskreise der „Weisheit auf der Gasse", sei es mit dem Scharfblick des Sehers wenn er für die Heiden und ihr Unvermögen dazu, Natürliches und Persönliches recht zu teilen, in den Haustafeln die ersten Grundlinien zu einer christlichen Gesellschaftslehre zieht. Die Kehrseite der Geschichte des Glaubens — es kann nicht anders sein — ist die Geschichte des Unglaubens, die Geschichte der Sünde; denn ihre Wurzeln sind Betrug oder Lüge und Zweifel an der Wahrheit; das sind die Ketten, von denen allein der Sohn frei macht. Auf die zwei Worte: Ungehorsam und Gehorsam bringt der Apostel des Glaubens das ganze Rätsel der Menschheitsgeschichte zurück. Umsonst ringt der Idealismus mit der Obmacht des Bösen, wo den Menschen nicht die Vollmacht geschenkt wird, „sich tot für die Sünde zu achten, und lebendig für Gott" (Röm. 6, 11). Gottlosigkeit die fruchtbare Wurzel der Sünde in ihrer unendlichen Abgestaltung des Selbstischen, das stellt dieses Buch Blatt für Blatt unerbittlich dar. Heute beginnt man wohl wieder zu verstehen, warum ein Paulus die Gottlosigkeit an der Selbstentwürdigung jener Laster aufzeigt, in denen beide Geschlechter „wider den eigenen Leib sündigen" (Röm. 1, 25f. 1. Kor. 6, 18).

Sünde und Tod im Ungehorsam selbstischen, irdischen Sinnes, Gerechtigkeit und Leben im Glauben aus der Gnade des lebendigen Gottes, das ist das tiefste Thema der Menschheits- oder Weltgeschichte. Das kann und soll jeder aus der Bibel lernen. Sie spricht das in voller Bestimmtheit und Nacktheit des Urteiles aus. Allein dieses Verdikt prangt weder als Titel, noch als Schlußwort; es will gefunden sein. Der Leser soll es als Lösung der ihn beunruhigenden Rätsel finden, nachdem er dafür vorbereitet ist durch die Anschauung des Menschheitbildes in der klaren Beleuchtung des göttlichen Urteiles unter Vergleichung

mit allem, wes er unter solcher Beschäftigung im eignen Herzen gedenken muß oder was er auch erst dabei in ihm entdeckt. Denn jenes Thema spricht ihn an aus den großen Zügen eines in sich geschlossenen Vorganges von da ab, als der irdische Mensch eine lebendige Seele ward, bis der himmlische Mensch sich lebendig erwies, um verkündigt zu werden und den Glauben zu erwecken; es spricht ihn an in tausend einzelnen Erlebnissen verschiedenster Kreise und Menschen von den Schilderungen des Paradieses bis zu den Gesichten von dem zur Erde niedersteigenden Jerusalem. Was jene vielartigen und bruchstückweisen Berichte auch im Sinn ihrer Aufzeichner zunächst bezweckt haben mögen — wie sie uns vorliegen, fügen sie sich zusammen wie die Variationen einer Symphonie; sie scheinen dem Ungeübten ein willkürliches Spiel, dort von bestrickender Anmut, hier befremdend oder abstoßend; wer es versteht, das Thema durch die ganze Komposition hindurch zu verfolgen, dem entfaltet es sich in seinem eigentümlichen Leben und in seiner Ergiebigkeit. Und in der Bibel werden die Akkorde des Thema oft und stark genug angeschlagen, um nicht leicht überhört zu werden. Immer nur wenigen unter uns ist es gegeben, die Lebensregungen in allgemeine Formeln zu fassen und in diesen entfärbten Begriffen zugleich von diesem Leben noch das Wesentliche anzuschauen; den meisten sind jene abgezogenen Gedanken erst zugänglich, wenn sie als Beleuchtung die wirklichen Dinge in ihrer Eigentümlichkeit und ihrem Werte für uns erscheinen lassen. So „deutet die Muse aus, was da lebet im Ringe“. Mit sicherem Griffe sind die menschlichen Dinge in diesem Buche der Bücher so behandelt. Das eben ist es, was man inne ward und ihm einen Ausdruck gab, wenn man den heiligen Geist seinen ersten und eigentlichen Urheber nannte. Man braucht den Ausdruck, ja den — immer abstrakten — Begriff der Menschheit nicht zu kennen und lernt doch die so benannte Tatsache kennen, sobald man lernt, das Bild Gottes in jedem Erdgeborenen zu achten, den Menschensohn zu lieben, „jedes Menschenherz als eine Festung anzusehen, die man für ihn erobern müsse“ und dafür zu brennen, daß das Geheimnis: „der Messias unter den Heiden, die Hoffnung der Herrlichkeit“ durch den Dienst der Heidenboten offenbar werde „bis an die Enden der Erde“.

* * *

So lehrt die Bibel die Menschen und in ihnen die Menschheit sich selbst erkennen. Sich selbst erkennen lehren, das heißt:

dahin führen, daß man seine Fähigkeiten nnd seine Bestimmung, seinen Selbstwert und seine Bedingtheit durch und für das Gemeinschaftsleben erkenne. Sich selbst erkennen lehren, nicht bloß und nicht zuerst mit Vorschriften allgemeiner Währung, sondern durch lebendiges Vorbild und Übung von Fall zu Fall, das heißt erziehen. So ist die Bibel das zweckmäßigste Erziehungsbuch zur Menschheit, d. h. zum wahren Menschsein und zum Sinne für den Dienst an der Einheit aller Menschen und ihrer Geschichte.

Dazu gehört nun freilich, daß man lerne, neben der Wirklichkeit des Menschen und der Menschheit auch noch die Wahrheit der Menschheit zu erfassen. Daß die Bibel eben dieses leiste, ist freilich schon unter der Hand zur Darstellung gebracht. Indes es muß auch sonderlich herausgehoben werden. Es hat alle Zeit Leute gegeben, und heute sind sie wieder besonders eifrig an der Arbeit, die es nicht ertragen können, daß irgendwo die Wahrheit aufhören könne, der Menschen Strebeziel oder Ideal zu sein, daß sie irgendwo auch wirklich geworden sei. Mit der verschiebbaren Steigerung des gemein Wirklichen im Superlativ sind sie überaus freigebig im Kultus des Genius oder des Heros; aber den einfachen Positiv des wirklichen Guten im Gegensatz zu der allgemeinen Wirklichkeit des Bösen gelten zu lassen, gewinnen sie nicht über sich. Vor dieses Entweder-Oder führt aber die Bibel unweigerlich. Ihre letzte Hälfte ist ja das Zeugnis von dem Wirklichgewordensein des wahren Menschen, um die wirklichen Menschen auch wirklich zu wahren Menschen zu machen. „Ich bin die Wahrheit“, die Wahrheit Gottes und die Wahrheit des und der Menschen. Die Antwort lautet immer wieder: „Was machst du aus dir selbst!“ Er hat dafür sterben müssen und soll dafür immer wieder als Tyrann der Geister vom Thron der Weltgeschichte gestoßen werden. Aber er ist wirklich und bleibt der Herr der Geister. Nicht der Übermensch, der öde Superlativ selbstischen Wesens, sondern der Menschensohn, der zu nichts anderm gekommen ist, als um zu dienen, zeigt in dem wahren Menschen zugleich die ganze Menschheit, weil ihm weder der Säugling an der Mutterbrust, ob er auch alsbald dahinwelken sollte, noch der Krüppel und der unheilbar Kranke, der doch nur eine Last der Gesellschaft ist, noch der Entartete in seiner Sterbestunde ferner steht als „die Gesunden“, sintemal jedes von ihnen, und, wer sonst noch, „auch Abrahams Kind“ ist, denn „wer Christi ist, ist auch Abrahams

Same." Wahres Wesen des Menschen und Wesenseinheit aller Menschen, Menschheit als Wesensbestimmung und als Sammelname, beides in seinen uns so oft stoßenden scheinbaren Widersprüchen stellen uns die kurzen Jahre vom Jordan bis auf Golgatha und den Ölberg dar. Ein grausames Buch wäre diese Bibel mit ihrem unerbittlichen Gericht über die Sünde und ihrem schwermütigen Gemälde davon, daß alles Fleisch wie Heu und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume ist, wenn sie ohne ihr Schlußstück bliebe oder wenn es gewissen Gelehrten gelänge, für enge oder weite Kreise dieses Schlußstück in ein wirres Traumbild einer schwärmerischen Sekte zu wandeln. Vielmehr ist diese Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt die Predigt: „Herr Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da bewahret Gnade in tausend Glieder und vergibt Missetat, Sünde und Übertretung und vor welchem niemand unschuldig ist; der da die Missetat der Väter heimsuchet auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied." Die Bibel ist die Predigt von dieser ernsten, züchtigenden Gnade, weil sie ihr Schlußstück hat; denn aus der Zusage dieser Gnade ist eben in ihm atmende, wirkende, unwiderstehlich die Herzen erobernde Wirklichkeit inmitten der Menschheit geworden. Da liest, da schaut man es: das Wort, das bei Gott war, ist Fleisch, ist Mensch geworden, um uns von der Menschheit abgefallene Menschenkinder dadurch zu uns selbst zu bringen, daß es uns zu Gott hinführt und uns den Zugang zum Vater eröffnet, selbst der lebendige Weg zu ihm. Nichts als Menschensohn und doch der einzige dieses Namens Würdige; geboren und geworden in der Menschheit wie wir alle und doch der „neue Mensch"; der Ausgestoßene — aber in der Zugehörigkeit zu ihm nehmen wir alle die neue Art eines Gottesmenschen an, die alle natürlichen und geschichtlichen Unterschiede zu dienenden Mitteln herabsetzt, damit das Haupt aus den Millionen einen gegliederten Leib gegenseitigen Dienstes herausbilde, die Menschheit Gottes, jene Stadt, darinnen Gott und das Lamm Tempel, Sonne und Mond sind.

Von dem Sündenfall ab bis an den Sinai; von den zehn Worten auf den steinernen Tafeln weiter durch die Propheten in ihren Reden und ihrer im Glauben beurteilenden Berichterstattung bis zum Täufer erzieht die Bibel sich ihre Leser, damit ihr inneres Auge fähig werde, die Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitze Christi, die reine,

im Gehorsam sich vollendende Menschheit in seinem Leben zu erkennen und demgegenüber die Stimme des Gewissens lauter, stetig und durchschlagend zu machen. Wird uns sein Bild dann im Glauben gewiß und durch den Geist von Tage zu Tage durchsichtiger und strahlender, während wir durch das Hineinschauen in dieses Bild von Tage zu Tage von einer Klarheit zur andern geführt werden (Joh. 16, 14. 14, 9. 2. Kor. 4, 4. 6. 3, 17. 18) dann fällt sein Licht zurück auf den langen und breiten Prolog seines Lebens im alten Testamente, bestätigend, verständigend und sichtend.

Nicht die Bibel und das allzustarke Vertrauen auf ihren Wert ist daran schuld, wenn man starke und gefährliche Irrtümer aus ihr stärkte und beschönigte. Die das getan, wußten eben noch nicht, wes Geistes Kinder sie sein sollten und sein konnten (Luk. 9, 53). Wenn man immer ernstlich und geduldig zuerst bei dem in die Schule gegangen wäre, in dem Gott zuletzt in dieser Zeit gesprochen hat, und sich an seine Verklärung durch den Tröster hingegeben hätte, dann hätte man auch nicht einen Fetzen von dem ungenähten Rock zerrissen, der um die Gestalt des treuen Zeugen wallt. Wenn wir aus der Wahrheit sind und soweit es uns gelingt, wider unsern alten Adam aus der Wahrheit zu sein, hören wir *seine* Stimme, sonst immer noch den alten Eigensinn. Das Buch von der Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes ist nicht der Quell von Hader, Gesetzesjoch, Haß und Mord. Werden auch alle diese Stimmen in ihm laut — es ist ja das Buch von der Wirklichkeit der Menschheit; doch über sie alle hin tönt die Stimme der Seligpreisungen, und die Wahrheit ist dieses Buch eben nur so, wie es das Buch für den und von dem ist, der diese Seligpreisungen gesprochen, sie bis in Tod und Auferstehung betätigt und ihnen die Macht über Millionen von Herzen gegeben hat. Ist er uns zum Herrn geworden, so können und sollen wir eben lernen, **seine** *Bibel zu lesen, wie er sie gelesen und gebraucht hat bis an das Kreuz.*

So dürfen wir denn das alte Testament ein Vermächtnis von ihm an die Christenheit nennen; das neue Testament aber ist der einzige unveränderliche Abdruck seines geschichtlichen Vermächtnisses. So nahe man an den, von dem der Tröster alles nimmt, herankommen kann, kommt man an ihn heran in seiner Bibel. So hat es sein sollen für alle einzelnen, für alle Völker, für alle Zeiten. Sie brauchen sich nicht zu begnügen mit einem konfessionellen, mit

einem nationalen, mit einem antiken oder einem modernen Christus. Sie können zunächst durch den Dienst der Glieder seines Leibes und ohne ihn kaum, aber sie können, nachdem sie diesen Dienst erfahren haben, an das Haupt und seine belebende, ordnende, reinigende Kraft heran. Sie spüren das, und wenn sie ihrer selbst mächtig werden fordern sie das auch. Wenn man den Menschensohn in seiner Einzigkeit und seine herrschende Stellung in seinem Buche nicht erfaßt, dann mag man, auf der Suche nach einem deutschen oder chinesischen Gott sich durch die Bibel gehemmt und beengt fühlen. Diese Unbehaglichkeit wird bei mangelnder Reife durch das an sich berechtigte Bemühen gemehrt, die Einzelnheiten der Bibel „zeitgeschichtlich" zu verstehen. Das ist lediglich Sache geschichtlichen Forschertriebes und wird nur denen dienlich, die gewohnt sind, alle Vermittelungen wissenschaftlicher Auffassung zu durchlaufen und dann für das Ergebnis wieder zu beseitigen. Es gibt ein unvermitteltes geistliches Verständnis, dem der geschichtlich lebensvolle, bildliche Ausdruck manchmal deutlicher und ergreifender ist, als der seiner zeitlichen Darbietung entkleidete Gedanke. Der alttestamentliche Bilder-Vorrat steht den sogenannten Wilden oft näher als unsre Katechismen und Dogmatiken. Ein Negerweib fand bei seinem Sinnen über Jesaja 11, das dunkle Wort vom Pardel und Lamm mahne sie selbst daran, wie sie einst mit ihrem Manne wie eine wilde Bestie gelebt, nun aber zu Menschen geworden seien. Es ist der durch alle Menschenzungen redende Gott, dessen Ernst und Barmherzigkeit von dem Menschenherzen immer herausgehört wird. Die Bibel ist Gotteswort durch Menschen an den Menschen und darum an und für die Menschheit.

* * *

Endlich wagen wir zu behaupten, die Bibel sei das in der Christenheit fortdauernde Pfingstwunder. Die Apostelgeschichte berichtet nicht von einer neuen einheitlichen Sprache, sondern von vielen Zungen und gleichem Verständnisse der Zuhörer. Zuerst sind das Hebräische und das Hellenistische durch die geistliche Arbeit der berufenen Zeugen zum durchsichtigen Gefäße für das geworden, „was kein Auge geschaut, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist." Der Vorgang wiederholt sich unaufhörlich. Die Bibel kommt zu allen Völkern in ihrer Sprache als ein Geschenk christlicher Liebe und dergestalt als ein Geschenk dessen, von dem sie stammt. Danach will dieses fremdartige Buch von dem Volke angeeignet sein,

bis es als nationale Bibel wie aus langer Arbeit neu geboren ist. Das ist Menschenleben: Gegebenes aneignen, um es dann zu eigen und als Schatz zu besitzen und zu nutzen. Über jener Arbeit der Umsetzung einer geschenkten, vorläufigen, in eine endgiltige, selbst erarbeitete Volksbibel geht eine mächtige Erziehung der Geister vor sich. Damit die Sprache des Bibelwortes mächtig werde, müssen die Geister seines Inhaltes, seiner Wahrheit mächtig geworden sein. Jedesmal lernt die Kirche Christi eine neue Sprache reden und schreiben, damit diese Muttersprache ihre Kinder christlich denken, glauben und beten lehre. Eine reiche Fülle neuer Anschauungen, eine entscheidende Grundanschauung und eine ihr entsprechende Anschauungsweise hat sich entwickeln müssen. Die nationale Bibel hat der Nation eine neue Anschauungssprache geschenkt. Die hat sie aber allen bisher geschenkt und schenkt sie immer weiter. So werden die — wie Homer sie nennt — „redenden Menschen" für das Evangelium erobert und gewinnt die wachsende eine Menschheit eine gemeinsame Anschauungssprache. Wenn du die Sprache der Fremde kaum stammelst und im Gespräche noch mit dem Verständnis ringst, gehe in die Kirche, und Predigt wie Gebet wird dir mühelos verständlich sein; du hörst ja den Mutterlaut der Bibel. Bibelfeste Christen haben sich verständigen können, indem sie einander Stellen in der Bibel je des andern aufschlugen, in denen der mitzuteilende Gedanke ausgesprochen ist; sie kamen nicht in Verlegenheit, so menschheitlich reich bis ins Kleinste ist dieses Buch. Das ist freilich nur ein sehr nebensächlicher Erfolg von dem gemeinsamen Besitze dieses Menschheitsgutes. Handelt es sich aber um die Verständigung über „der Menschheit höchste Gegenstände", so ist diese wichtigere Aufgabe für Bibelgläubige mit Zuversicht anzufassen. Gehen doch die Bilderbibeln unaufhaltsam von Volk zu Volk, und erst wenn man sie ausgerottet hätte, wäre auch diese wirksame Anschauungssprache vernichtet; denn Bild und Anschauungssprache sind Geschwister, wenn doch das Bild in der Wirklichkeit auch die Wahrheit abzubilden vermag. Die Kunst hat ein verständnisvolles Gefühl für den Menschheitscharakter der biblischen Geschichten bewiesen, sowohl wenn sie in Zeiten, da man nichts kannte als die eigne Gegenwart, ihre Gestalten in das Gewand der eignen Zeit kleidete, als wenn sie nach dem Schwinden dieser Unbefangenheit ihre Gegenstände ohne archaistische Pedanterie oder Affektation in Lebensformen einer idealisierten

Anfangszeit darstellte. In diesem Hinweise auf die Kunst wird zugleich klar, daß diese Anschauungssprache eben eine Lebenssprache ist; sie redet durch geschilderte Personen und Tatsachen. Auf ihrem Gipfel steht der Bildnismeister; seine Gleichnisreden gehen in nicht abgebrauchter Frische durch die Jahrtausende. Von ihrer schlichten Kraft der Verdeutlichung und Einprägung gewinnt unsere durch die Gewöhnung von Kind an abgestumpfte Empfänglichkeit einen überwältigenden Eindruck, wenn uns die schlichte, ergreifende Handlung seiner bildlichen Erzählungen von einem verständnisvollen Künstler gemalt werden. Da tritt der Mensch aller Zeiten und also auch unserer Zeit vor das Auge der Seele; wir spüren es, daß wir mit Dem verkehren, der in dem verborgenen Buche unsers eignen Herzens blättert. Und deshalb ist und bleibt diese Anschauungssprache das nicht versagende Verständnismittel über die Grenzen der Zeiten und des Völkertumes hin. Hier ist das Element, in dem unser Sinn sich gebildet, sich selbst und alles um ihn messen gelernt hat. Hier sind wir zu Hause; umsonst versucht man es künstlich, mit gelehrten Entdeckungen über Wotan und Herta einen überspannten Volksstolz zu entflammen — die christianisierten Völker haben ihre Geistesheimat da, wo die Bibel jene Anschauungssprache erzeugt hat; der schon gefundene wie der zu suchende Wortausdruck hat seine Fundstätte unausbleiblich in der Bibel.

Barbaren sind die Völker einander um des im Volksbewußtsein entwickelten Stolzes und seiner Selbstsucht willen; die unverständlichen Sprachen sind die äußeren Zeichen dieser Geschiedenheit und die schwer niederzulegenden Schranken. Der Weltsinn im Dienste des Verkehrs fordert für die Bewältigung der Natur eine Weltsprache; sie ist nur denkbar mittels Vergewaltigung aller Sprachen durch eine, wie zu Roms Zeiten, oder durch einen ausgeklügelten Ersatz, der vielleicht dem Verstande zum Austausche genügt, aber dem Gemüte für den lebendigen Ausdruck versagen muß. Denn Sprache ist Schöpfergabe, Naturgewächs und nicht Kulturerzeugnis. Der Kulturgebrauch läßt die Sprachen verarmen und entarten, bis zu armseligem Stammeln wie in der Lingua Franca. Diese Schwierigkeiten und Übelstände hat der Dienst am Wort in der Ausführung der Marschordre seines Herrn längst zum großen Teil überwunden und ist mit Erfolg weiter an der Lösung der Aufgabe. Er hat den Völkern die einheitliche Anschauungssprache der Menschheit ge-

schenkt und schenkt sie ihnen weiter. Sie vergewaltigt die Volkstümer nicht; denn sie gehören zur Schöpfung Gottes. Im Gegenteil, sie erhält sie dadurch, daß sie zur vollen Menschheit erhoben werden; aus der vollendeten Volksbibel geht aber die Volkssprache verjüngt hervor. Und wo die Erneuerung eines Volkes nicht mehr gelingt, da legt die Bibel, vielleicht das einzige oder einzig überlebende Buch in seiner Sprache, das Gedächtnis an seine Art und seinen Geistesausdruck in dem großen geschichtlichen Archiv der Menschheit, in der Weltliteratur und in der Kirchengeschichte nieder. Was wir an diesem Gut haben, das mögen wir da spüren, wo es uns aus den Händen zu entgleiten droht. Die Völker Europas zittern, weil sie Rebecka gleichen, in deren Schoße sich zwei Völker stießen. Überall stoßen zwei Gruppen aufeinander, weil ihre Angehörigen sich über die einfachsten und höchsten Grundlagen und Aufgaben des Menschenlebens nicht mehr verstehen. Die gleichsprachigen Glieder desselben Volkes sind einander abgesagte Feinde und merken es, daß friedliche Verständigung kaum denkbar ist; sie halten einander die Berufung auf die Gewalt entgegen, welcher Mittel sie sich auch bedienen, der blinden Mehrheit und der zerstörenden Macht. Dagegen die Bekenner des biblischen Evangeliums sind Brüder; sie verstehen oder verständigen sich, wie einst Paulus und Petrus in Antiochien, denn sie glauben, denken und reden die Anschauungssprache ihrer Heimat, die der Bibel. In ihr klingt der Friedenston der Hoffnung und sie verspricht aus dem nicht trügenden Munde: „Ein Hirt und eine Herde.“

Diese Hoffnung stützen wir zuletzt nicht auf das Sichtbare und Aufweisbare. Die übersetzten Bibeln von den ältesten, von der griechischen Septuaginta und der syrischen oder lateinischen Vulgata an, sind größtenteils nicht unanfechtbare Musterleistungen; aber solche mangelhaften Arbeiten haben unberechenbar gewirkt. Durchmustert man die Bewegungen in der Geschichte der Christenheit, so wird man nicht selten auf die Spuren stoßen, daß die Bibel nicht zum Bande des Friedens, vielmehr zum Anlaß des Haders geworden ist. Diese Gottesgabe ist eben kein Zaubermittel, nicht für das Kleinste, nicht im Umfassenden. Der Gott, dessen Weihnachtsgabe ein hilfloses Menschenkind, dessen Rettungsmittel der duldende Gottesknecht am Kreuz, der geschichtlich von der Menschheit ausgestoßene und nur für den Glauben dieser Menschheit in seiner Auferstehung wiedergeschenkte ist, — dieser Gott gibt nicht unfehlbare Mittel um die sittliche und ge-

schichtliche Arbeit zu ersparen. Und darum ist auch seine Bibel dergleichen nicht. Gott zwingt nicht zum Kindesstand und in die Menschheit Gottes hinein, sondern er ruft. Äußerlich geschätzt treten seine Mittel in den Wettkampf menschlicher Kampfesarbeit gleichartig hinein; sie können abgelehnt, sie können mißbraucht werden. Doch in stiller Überwindermacht durchdringen sie in Sauerteigsarbeit die Menschenleben und das Menschheitsleben, und die großgemessenen Züge dieser Gottesarbeit sind für geistlich erleuchtete Augen erkennbar in allem, was hinter uns liegt. Ein hervorragender unter diesen Zügen ist es, wenn die Bibel, die ja nach Inhalt und Beschaffenheit das Buch der Menschheit ist, eben das auch in ihrer Verbreitung vor unsern Augen wird, unaufhaltsam und unvergleichlich.

Und von diesem Vorgange darf die britische Gesellschaft demütig und dankbar an diesem Zeitabschnitt sagen: cujus et ego non minima pars fui.[1]) Wir sollen ihr dankbar dafür sein, daß sie zur Teilnahme an ihrer Dankfeier auffordert. Unter dem starken Eindrucke der Versuche, das Ansehen der Bibel bei den Christen zu erschüttern, ist man unter uns geneigt, nur danach zu fragen, aus welchen menschlichen Quellen ihre Stoffe und ihre Stücke stammen, und dann schaut man in allerlei Unsicherheiten hinein. Da frommt es, den Blick von der strittigen Ursprungsgeschichte auf die klar vorliegende Geschichte des Ganzen der Bibel zu lenken. An den Geist Gottes glaubt man nicht nach genauer Prüfung der Akten über den äußeren Vorgang am ersten christlichen Pfingsten, sondern der glaubt an ihn, der Luthers „was ist das?“ zum dritten Artikel bekennen kann. Die neue Menschheit wird an dem Offenbarungsansehen ihres Buches der Bücher nicht irre werden, so lange sie mit ihm in dankbar empfangender Wechselwirkung steht. Dazu aber gehört für jeden von uns, treu zu sein im Umgange mit der Bibel zu eigner Förderung und dann auch in dem Dienste daran, daß sie immer völliger werde, was sie ist, das Buch der Menschheit. Ihr Recht darauf hat uns ein Einblick in sie, ihre Macht dazu ein Rückblick auf ihre Geschichte gezeigt; ein kundiger Umblick und ein wohlbegründeter Ausblick kann und soll zu solchem Dienst an ihr den Mut wecken und bis an das Ziel erhalten.

1) Dazu habe auch ich erklecklich beigetragen.

Das Werk der Pariser Mission in Madagaskar.[1])

Von Direktor Boegner in Paris.

Nicht ohne Zögern habe ich mich entschlossen, die Aufgabe: Ihnen einen Einblick in das Werk der Pariser Missions-Gesellschaft auf Madagaskar zu geben, anzunehmen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist es für einen Franzosen nicht leicht, sich über so verwickelte Verhältnisse wie diejenigen, unter welchen unser Eintreten in Madagaskar stattgefunden hat, in einem fremden Lande auszusprechen. Und zweitens ist es für einen vielbeschäftigten Missionsdiener eine Gewissensfrage, ob er in der Zeit, in welcher unser jährlicher Kampf um den Abschluß der Rechnung ohne ein Defizit auf dem Höhepunkte steht, seinen gewöhnlichen Posten auch nur momentan verlassen darf? Nur eines erlaubt ihm einen solchen Ausflug: das Interesse der Sache selbst, um die es sich handelt. So lassen Sie mich hoffen, daß mein Kommen nicht nur die Sache der Missionskenntnis, sondern auch diejenige der Missionstat fördern und meine Gegenwart Früchte der Fürbitte und der teilnehmenden Liebe tragen wird. Was die erste Schwierigkeit betrifft, die mir im Wege stand, so kann ich sie kurz damit überwinden, daß ich mich über alle nationalen Schranken auf den Standpunkt des Reiches Gottes erhebe. Was einst in der Geschichte jedes Reiches als Tatsache feststehen wird, das möchte ich, so gut ich es selbst ersehe, in aller Einfalt sagen. Gott gebe mir dazu Weisheit und Kraft.

Für die Disposition meines Vortrags bin ich Professor Warneck teilweise verpflichtet. Er schlug mir vor, folgende Fragen zu beantworten: 1. Was nötigte die Pariser evangelische Missions-Gesellschaft, in Madagaskar einzutreten? 2. Worin bestand ihre Aufgabe? 3. Was hat ihr Eintreten in Madagaskar erreicht? und 4. welche Anforderungen hat die Arbeit in Madagaskar an die französischen Protestanten gestellt? —

Tatsächlich und im Ausarbeiten hat sich die Sache etwas anders gestaltet. Es war mir unmöglich, bei dem Ursprung des Werkes nicht etwas länger zu verweilen, und so den Geist des ganzen Unternehmens zu charakterisieren. Und dann war es mir praktisch un-

---

1) Vortrag auf der Missionskonferenz in Halle am 9. Februar 1904.

möglich, Ausgabe und Erfolg auseinander zu halten. So entstand eine etwas andere Einteilung der ganzen Sache. Kurz gefaßt würde sich dieselbe etwa so bezeichnen lassen: Unser Werk in Madagaskar, beleuchtet

I. nach Ursache,
II. nach Ursprung und Geist,
III. nach seinem Bestand,
IV. nach seiner inneren Rückwirkung auf die Heimat.

Selbstverständlich muß das eigentliche Erzählen unter einer solchen pragmatischen Gruppierung der Gegenstände zu kurz kommen. Ich werde es dennoch nicht unterlassen können, wenigstens hier und da den persönlichen und historischen Faktoren einen Platz zu geben.

I.

Was nötigte die Pariser Missions-Gesellschaft, in Madagaskar einzutreten?

Die Antwort auf diese Frage ist eine äußerst einfache, und ist einem jeden unter Ihnen wohl bekannt. Es sind die politischen Verhältnisse, es ist die Eroberung Madagaskars durch Frankreich gewesen, welche uns genötigt hat, in Madagaskar einzutreten.

Über die Eroberung Madagaskars selbst will ich kein Wort verlieren. Die Kolonialpolitik ist überall eine und dieselbe, und ich vermag keinen Unterschied zwischen den vielfachen derartigen Besitznahmen zu finden, seien sie durch Franzosen, durch Deutsche oder Engländer geschehen. Von etwaigen Rechten kann nur in relativem Sinne die Rede sein. Absolut genommen müssen alle solchen Rechte irgend einer Macht über fremde Gebiete geradezu verneint werden. Was man in der kolonialpolitischen Sprache Recht nennt, ist eigentlich nur der Anspruch, den die eine oder die andere Großmacht auf dieses oder jenes Gebiet erhebt. Das Alter jenes Ausspruches, die mehr oder weniger häufigen Versuche, diese Ansprüche durch tatsächliche Besitznahme zu beweisen, der etwaige Verkehr oder die Verträge mit dem betreffenden Lande oder auch mit anderen Mächten hinsichtlich dieses Landes — das ist es, was in diplomatischem Sinne das Recht über ein fremdes Stück Land bildet, sei es eine Insel oder eine Provinz. In diesem Sinne hatte Frankreich allerdings gerade so viel und vielleicht mehr Rechte auf Madagaskar, als irgend eine

andere Nation. Und selbst Engländer hatten den Eindruck, daß dieser so alte und so zähe Anspruch dennoch am Ende sich zu behaupten wissen würde.

Madagaskars Eroberung durch Frankreich hätte aber nicht notwendigerweise unser Eintreten auf der Insel zur Folge gehabt, hätte sich nicht ein römischer Feldzug der militärischen Okkupation von vornherein zugesellt. Auch hier darf ich die Tatsachen, der Hauptsache nach, als bekannt voraussetzen. Daß schon 1648 eine Lazaristen-Mission, gleichzeitig mit der ersten französischen Ansiedelung in Fort Dauphin, stattgefunden hat — allerdings nur um bereits anno 1674 wieder aufgegeben zu werden, — daß seit 1818 die evangelische Wahrheit durch die Londoner Missionare in Madagaskar eingeführt worden ist, um bald in den Herzen der Madagassen tiefe Wurzeln zu schlagen; daß trotz der langen blutigen Verfolgung unter Ranavalona I. die Anzahl der Bibelleser sich vermehrte, und nach Herstellung der religiösen Freiheit das Werk sich in wunderbarer Weise ausdehnte; daß endlich die ganze Bevölkerung des Hova-Staates, dem Beispiel der Ranavalona II folgend, das Christentum anno 1869 offiziell annahm, das ist Ihnen allen längst bekannt. Aber auch über die katholische Gegenmission sind Sie informiert und wissen, daß das Eintreten Frankreichs in Madagaskar als identisch mit einem Siege Roms und einer Herrschaft der katholischen Kirche angesehen wurde.

Dies geschah im Jahre 1894. Noch tönt es uns in den Ohren aus den kriegerischen bischöflichen Briefen, in denen sich eine solche zuversichtliche Einsetzung Frankreichs und der römischen Kirche ausspricht. Wie sodann unter der Voraussetzung gehandelt wurde, französisch und katholisch sei identisch, welche Ungerechtigkeiten und Gewalttaten im Namen dieser lügnerischen Identifizierung begangen wurden, — das gehört der Geschichte an. Was mich aber bewegt, das sind die heutigen, so verhängnisvollen Folgen der damaligen Politik der römischen Mission. Die jetzige Lage in Frankreich wird geradezu durch den Gegensatz zu jener Politik beherrscht. Das heutige Frankreich — wenigstens in den leitenden Kreisen seiner gebildeten Bevölkerung — sagt sich los von Rom, leider bis jetzt nicht, um sich dem Evangelium zu nähern. Wie weit diese Lossagung von Rom bereits in Sachen der Kolonial-Politik geraten ist, wird sich weiter zeigen. Damals aber fühlte sich die jesuitische Mission in

einer günstigen Lage. Schrecklich war die Gefahr, welche die protestantischen Gemeinden und die gesamten evangelischen Missionen bedrohte: ist doch der Charakter der Hova, mit seiner asiatischen, durch den langen despotischen Druck einer absoluten Monarchie noch gesteigerten Biegsamkeit, zum feigen Nachgeben mehr als zum männlichen Widerstand geneigt, und hat die offizielle Christianisierung, welche 1869 eingetreten ist, der Menge die Anfechtung nahegelegt, ihre Haltung mit derjenigen des Fanjakana, d. h. der Regierung in Übereinstimmung zu bringen. Der Religion des Fanjakana anzugehören, das ist für viele ein Ideal; und wäre es ausreichend bewiesen, daß der Fanjakana eigentlich keine Religion hat, und daß mit dem Besuch der offiziellen Schule, mit dem Bezahlen der Steuern und mit dem Nachahmen der französischen Mode und Sitte die Behörde zufrieden ist, so würden sich viele, besonders in Zeiten der Gefahr, klüglich mit diesem Minimum begnügen.

In den ersten Zeiten nach dem Krieg, und besonders nach der religiösen Unterdrückung des Fahavalischen Aufstands, war aber jede Idee einer Neutralität der Regierung dem Geiste der besiegten Bevölkerung noch völlig fremd; und obwohl die Häupter der Kolonie, General Deschamps, H. Laroche und General Gallieni, einer nach dem andern die feste Absicht Frankreichs, jede Konfession und jede Mission unparteiisch und sogar wohlwollend zu behandeln, mit aller Energie betont hatten, so hütete sich die katholische Mission, welche während jener ersten, schweren Zeit fast allein das Wort führen konnte, das alte Mißverhältnis Franzose-Katholik, Protestant-Engländer zu beseitigen. Im Gegenteil suchte sie es nach Kräften zu verbreiten. Und leider fehlten dazu die Gelegenheiten nicht; an manchen Punkten war jene Mission zugleich Auge und Mund für die Repräsentanten der französischen Okkupation. Sie war es, welche den Behörden die offiziellen Dolmetscher verschaffte; sie war es auch, in deren Häuser die Offiziere sich einquartierten. Welche Irrtümer, welche Mißbräuche, welche Gebrechen dadurch veranlaßt wurden, ist bekannt. Daß mehr als einmal Protestanten, ja Evangelisten, als Fahavalos angezeigt und auch hingerichtet wurden, daß häufig die Jesuiten sich erlaubten, im Namen der Kolonialregierung zu befehlen und zu drohen, daß einer einmal sogar so frech war, eine Kriegssteuer von mehreren tausend Franken von einer Anzahl Dörfer zu erheben, das gehört der Geschichte an. Und auch das ganze jesuitische System der Ver-

leumdung, der Einschüchterung, der Gewalttaten, dieses völlige Gegenstück der evangelischen Methode, ist genügend beleuchtet worden.

Aber nicht nur die eingeborenen Kirchen waren in Gefahr, diesem Angriff zu unterliegen: auch für die evangelischen Missionen, vor allem die Londoner, deren Wirksamkeit mit der ganzen Geschichte Madagaskars so eng verflochten ist, war die Lage eine äußerst verhängnisvolle. Daß Mission und Politik zu einander gehören, und daß im Grunde ein jeder englische Missionar ein Vorläufer und ein Vertreter der britischen Interessen sei, das bezweifelten eigentlich in früherer Zeit kaum einige erleuchtetere Geister. Dazu kam, daß, wie schon gesagt, die protestantischen Missionen, vor allem die Londoner, eine wichtige Rolle in der Geschichte Madagaskars gespielt hatten. So wurde der alte Grundsatz: in eine französische Kolonie gehören nur französische Missionare, durchschnittlich angenommen. Merkwürdigerweise nicht in den höheren Regierungskreisen. Gemäß dem Vertrage, der im September 1890 durch Waddington und Lord Salisbury unterzeichnet wurde, war die Losung vom ersten Tage an, die fremden Missionare hätten jedes Recht, ihr Werk friedlich fortzuführen, und General Deschamps, als er die Delegierten der verschiedenen Missionen empfing, hatte äußerst wohlwollend und ermunternd zu ihnen gesprochen. Gouverneur H. Laroche, der bald nachher als erster General-Resident eintrat, ist ein Mann der liberalsten und weitesten Ansichten. — Mit General Gallieni trat allerdings in der ersten Zeit ein andrer Geist in den Vordergrund: es galt vor allem den Aufstand zu unterdrücken, und unverkennbar gehörte die Beseitigung des vermeintlichen Einflusses der fremden Missionare, besonders der englischen, zu seinen Instruktionen. So erklärt sich die Art und Weise, wie gleich in den ersten Wochen der Anwesenheit des neuen Befehlshabers mehrere Gebäude der englischen Missionen der Regierung gegen Entschädigung oder Verkauf abgeliefert werden mußten, und daß auch mehreren Missionaren der Boden sehr heiß gemacht wurde. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß es zu keiner Ausweisung kam, und daß nach und nach eine ganz andere Denk- und Handlungsweise die Oberhand gewann; — in der ersten Zeit waren aber die Verhältnisse sehr schwer und es ist nicht zu verwundern, daß gerade die Londoner Missionen selbst, trotz ihrer Anhänglichkeit an Madagaskar, im Anfang sich nach einem andren Wirkungskreise sehnten, da ihnen doch auf allerlei Weise klar gemacht wurde, *ihre Entfernung* sei erwünscht.

II.
Wie und in welchem Geist trat die Pariser Mission in Madagaskar ein.

Allerdings die ganze Größe der Gefahr konnte man im Anfang nur erst ahnen, lag doch in dem Verhalten und in dem Charakter des ersten Befehlshaber eine entschiedene Garantie der Neutralität und sogar der freundlichsten Handlungsweise. Aber daß dennoch in Madagaskar evangelische Kirche und Mission bedroht lagen, das fühlte ein jeder; und als anfangs Oktober 1895 die Einnahme von Antananarivo in Paris bekannt wurde, war einem jeden unter uns die Sache klar: der französische Protestantismus kann sich der Pflicht nicht entziehen, etwas für Madagaskar zu tun.

„Ein jeglicher sei seiner Überzeugung gewiß", diese Regel des Apostels findet nirgends so häufige und so wichtige Anwendung als in der Mission. Da gilt es nichts ohne jene Fülle der Überzeugung, jene Plerophorie des Glaubens zu unternehmen. Da gilt es auf die Wolkensäule die Augen zu richten, und je nachdem sie sich erhebt oder stehen bleibt, bereit zu sein selbst weiter zu ziehn oder stehen zu bleiben. Schon länger hieß es in verschiedenen Kreisen: „ihr solltet etwas in Madagaskar anfangen;" und auch offiziellerseits ist uns einige Jahre früher eine Einladung zugekommen, der Regierung Pastoren zur Verfügung zu stellen, welche gleichzeitig mit der Besitznahme auf der Insel installiert werden sollten. Wie Sie wissen, fehlte uns aber alle innere Freiheit, dieser Einladung zu folgen; und unsere Weigerung war ein nicht geringer Anlaß zu Angriffen und zur Unpopularität. Sie erinnern sich wohl der Anklagen eines de Mahy, der uns jahrelang als Fremdlinge und Verräter im eigenen Lande, sowohl im Parlament als in der Presse und in häufigen Vorträgen verleumdete. Unter dem Drucke jener Angriffe dünkte es wohl auch manchem unter uns, daß vielleicht doch etwas angefangen werden sollte; aber die Leiter unserer Gesellschaft blieben fest: die Wolke hatte sich nicht geregt, so wollten sie, gleichwie die Kinder Israel, still warten auf die Hut des Herrn, und sie zogen nicht.

Aber als durch die Besitznahme Antananarivos die Lage gründlich geändert war, verschwand jeder Zweifel. Einstimmig richteten die evangelischen Missionare, vor allem die Londoner, aber auch die Quäker und die Norweger, einen Ruf an den französischen Protestantismus, er möchte doch eintreten und den bedrohten Kirchen

Hilfe leisten. Und noch ehe dieser Ruf an uns kam, war schon unser Entschluß gefaßt. Am 30. September war der Vertrag zwischen Ranavalo und dem General Deschamps unterzeichnet worden; am 10. oder 11. Oktober war die Nachricht davon in Paris angelangt und schon am 21. Oktober hatte der Executiv-Ausschuß unseres Komitees das erste entscheidende Wort gesagt: „Dieser Vertrag," so steht es in dem Protokolle jener Sitzung, „setzt Madagaskar in ein neues Verhältnis zu Frankreich, und die Gegenwart eines französischen protestantischen Elements, in Antananarivo, scheint jetzt sehr wünschenswert." Und in der nächsten Sitzung des Komitees selbst, am 4. November, ward folgender Beschluß feierlich angenommen:

Das Komitee, seine Abstimmung vom 1. Juli bestätigend und in dem Geiste beharrend, in welchem es diese Abstimmung vollzogen hat, namentlich was die Aufrechthaltung seiner andern Arbeitsfelder betrifft, beschließt die Sendung eines Delegierten, mit dem Auftrage, über die Lage in Madagaskar eine Untersuchung anzustellen.

Wie Sie sehen, war also schon früher in dem Komitee die Frage nach unseren etwaigen Pflichten in Madagaskar behandelt worden. Namentlich in einer Sitzung des Ausschusses am 18. Juni 1895 und in einer Sitzung des Komitees am 1. Juli war die Sache gründlich besprochen worden. Die Grundsätze unseres etwaigen Eintretens waren beleuchtet worden; und jene Grundsätze, so wie sie in einem mehrfach nachher bestätigten Texte fixiert worden sind, lauten wie folgt:

„1. Die Analogie der Lage in Madagaskar mit derjenigen in Tahiti und den Loyalty Island; unsere Bekanntschaft mit den Eingebornen-Kirchen; das Vertrauen der Missionsgesellschaften, mit welchen man zu verhandeln haben wird, alles zeigt, daß es die Pariser Missionsgesellschaft ist, welche die schwere Pflicht auf sich nehmen soll, bei dieser Gelegenheit den französischen Protestantismus zu repräsentieren.

2. Indem sie sich entschließt, in Madagaskar einzutreten, gibt die P.M.-Gesellschaft der Notwendigkeit nach, den conservativen und defensiven Zweig ihres Werkes zu erweitern. Sie tut es aber mit dem festen Willen, nicht im geringsten den erobernden Zweig desselben Werkes, d. i. ihr eigentliches Missionswerk, zu vermindern; da dieses Werk ihre Hauptpflicht und eigentliche Grund und Ursache ihres Bestehens ist. Die für das neue Werk nötigen Mittel, sowohl was das Personal als was das Geld betrifft, wird sie also von einer neuen Kraftanstrengung der Kirchen erwarten und nicht im geringsten von einer Einschränkung der alten Missionen; sie wird diese alten Werke nur in dem Maße reduzieren, wie bis jetzt geschehen ist, als es ihre Mündigkeit und ihre wechselnde Selbständigkeit erlauben wird.

3. Indem die Missionsgesellschaft sich entschließt, in Madagaskar ein-

zutreten, tut sie es mit dem festen Entschluß, ohne Verschweigen die Sache der religiösen Freiheit sowohl als die Rechte und die Interessen der Eingebornen-Kirchen zu verteidigen; sie darf sich dabei auf schwere Kämpfe, auf Angriffe und auf Enttäuschungen gefaßt machen; aber wenn sie getreu ist in der Erfüllung dieser neuen Pflicht ohne die alten zu vernachlässigen, kann sie getrost erwarten, daß Gottes Hilfe ihr nicht fehlen wird."

Wegen dieses längern Zitats wird mich niemand tadeln: es ist die Urkunde des Entstehens unseres Werkes in Madagaskar; der Geist, in welchem das ganze Unternehmen von vornherein angesehen worden ist, leuchtet daraus klar hervor.

Was aber aus diesen Zeilen nicht hervorgeht, das ist die Schwachheit derjenigen, welche diese Sprache führten. Erinnern Sie sich, daß die 600000 französischen Protestanten kaum $^{2}/_{100}$, das heißt, kaum den fünfzigsten Teil der französischen Bevölkerung bilden und daß für jenes Unternehmen in Madagaskar wenig Sympathien der übrigen französisch sprechenden Protestanten, Elsaß ausgenommen, zu erwarten war. Ehrlich und menschlich gesprochen war uns bange zumute. Ich wenigstens hatte — darf ich es gestehen? —, wie eine Todesahnung, Madagaskar gegenüber, und auch für unsere Gesellschaft nur eine schwere Krisis zu erwarten, das fühlte ein jeder; vor allen aber unser Komitee selbst. Und dennoch wurde rasch zur Tat geschritten: am 9. Dezember wurde der erste Delegierte, Pastor H. Lauga, in der Sitzung vom 23. Dezember der zweite Delegierte, Prof. F. H. Krüger, gewählt; und schon am 10. Januar schifften sich die beiden Freunde ein, obwohl diese Jahreszeit eine für die Madagaskarreise äußerst ungünstige ist. Und, Gott sei Dank, obwohl nicht ohne Mühe und Unwohlsein des zweiten unserer Abgeordneten, kamen doch die beiden Freunde unversehrt in der Hauptstadt Madagaskars an, woselbst sie sich sogleich an ihr Werk machten.

Ehe wir aber weiter gehen, sei es mir erlaubt, noch zu bemerken, wie Gott sich auch in der Wahl dieser beiden Männer hilfreich erwiesen hatte. Ich scheue mich um so weniger von den beiden Freunden offen zu reden, als leider beide jetzt Den schauen, dem sie auf Erden gedient haben. Es sind heute noch nicht drei Wochen, daß Lauga nach einer kurzen Krankheit in Reims, wo er Pfarrer war, entschlafen ist Es ist ergreifend zu sehen, wie wunderbar das Freundespaar geeignet war, das äußerst schwere Werk in Madagaskar auszurichten. Lauga hatte das Besondere an sich, daß er den vollen authentischen Geist der Mission mit dem vollen authentischen Geist der französischen Hugenotten-Kirche in sich vereinigte. Er ist in Süd-Afrika geboren; sein Vater war ein Gehilfe unsrer ersten Missionare in Bassutoland. Der Abkunft nach gehörte er zu jener pyrenäischen Provinz, dem ehemaligen Königreich Bearn,

woher auch Eugen Casalis stammte, dessen Tochter Lauga heiratete. Von Haus aus Missionar hatte doch Lauga tiefe Wurzeln in den protestantischen Boden geschlagen; als Pastor einer der größten Kirchen Frankreichs und als Mitglied der beratenden Körper der reformierten Kirche übte er in weiten Kreisen einen tiefen Einfluß. Aber was sind alle diese äußeren Verhältnisse und Verbindungen im Vergleich mit der Persönlichkeit? Auch hierin war Lauga äußerst günstig begabt: eine offene gewinnende Art, ein ritterlicher Mut, welcher sich mit einem taktvollen Scharfsinn paarte; und vor allem eine feurige christliche Liebe für alles, was den Namen Jesu trägt, dies alles befähigte ihn in außerordentlicher Weise für sein Werk. — Völlig verschieden von ihm war F. H. **Krüger**, den mehrere unter Ihnen durch seine Schriften, manche auch persönlich kennen gelernt haben. Krüger verbarg unter einer ruhigen, beinahe kalten Weise eine große Festigkeit des Willens, eine merkwürdige Klarheit der Ansichten und eine staunenerregende Kenntnis der Missionswelt. Nur in einem waren beide Freunde gleich: in demselben Glauben, derselben Liebe zum Heiland, und demselben brüderlichen Sinn allen denjenigen gegenüber, die Jesum Christum aufrichtig lieb haben.

In solcher Weise ausgerüstet trafen die beiden Brüder in Antananarivo ein und fingen das Werk an, das wir jetzt noch fortführen.

III.

Worin bestand das Werk der Pariser Mission in Madagaskar?

1. Selbstverständlich vor allem in einem **Werke der Verteidigung und der Befestigung** des madagassischen Protestantismus. Und das war auch die Aufgabe, der alle unsere verschiedenen Repräsentanten sich während der zwei oder sogar drei ersten Jahre mit aller Kraft widmeten.

Allerdings erschien die Aufgabe zuerst eine leichte. Wie Krüger noch vom Schiff meldete, waren die Instruktionen der höheren Beamten, mit denen unsere Freunde reisten, vortrefflich; und es wurde auch danach gehandelt. Es galt hauptsächlich, der evangelischen Kirche in Madagaskar den Beweis zu liefern, daß die neue politische Ordnung in keinem Widerspruch mit dem evangelischen Bekenntnis stehe. Diesen Beweis brachten unsere Gesandten in ihrer Person; waren sie nicht die lebendige Veranschaulichung, daß man Protestant und Franzose zugleich sein kann? Auch wurden sie überall mit Begeisterung und Dankbarkeit aufgenommen. — Lauga durchreiste nicht nur die Provinzen Imerinas, sondern auch das fernere Betsileo; überall empfanden Eingeborene sowohl als Missionare den Zauber seiner teilnehmenden Persönlichkeit. Krüger blieb mehr in der Haupt-

stadt, obgleich auch er vieles von den Kirchen des Landes zu sehen bekam; er studierte eifrig und suchte die schwere Frage unseres ferneren Eingreifens ins Klare zu bringen.

Aber ganz anders gestaltete sich die Aufgabe der Befestigung und der Verteidigung, als während dem sahavalischen Aufstand und dessen Unterdrückung eine Schreckenszeit begann. Krüger war bereits fortgereist und zog über Südafrika nach Frankreich zurück. Lauga erlebte nun schwere Tage. Von allen Seiten kam die Nachricht über gewalttätige Besitznahme von Kirchen, von Einschüchterungen, von Massenübergängen zum Katholizismus. Es mußte gekämpft, protestiert, reklamiert und plaidiert werden; und so kam in den letzten Monaten das so zuversichtlich begonnene Jahr zu einem trüben Ende. Gern wäre Lauga länger geblieben; unter den veränderten Verhältnissen hatte sich die Notwendigkeit seines Daseins und seines Wirkens hundertfach gesteigert; er mußte aber fort; seine Familien- und Amtspflichten riefen ihn zurück. — Konnte sein Platz leer bleiben? Gewiß nicht. Aber wer sollte ihn ersetzen?

Gerade damals war von unserer Station am Senegal, Saint Louis, der einzige Missionar jenes kleinsten unserer Arbeitsfelder nach 5jähriger ununterbrochener Wirksamkeit auf Urlaub heimgekommen. Er hatte gerade eine Erholungszeit in Aernen im Wallis mit Frau und Kindern angetreten, als der Gedanke sich uns aufdrängte, er sei der einzige, der an Laugas Stelle eintreten könnte. Der Ruf kam zu ihm — und am selbigen Tage, am 20. Juli 1896, flog die telegraphische Antwort nach Paris zurück: „Ich stelle mich völlig zur Verfügung des Komitees". Und schon nach einem Monat waren die Reisevorbereitungen fertig. Ich hatte die zugleich süße und ernste Pflicht, dem teuren Freunde seine Instruktionen in Aernen selbst zu bringen. Hier fand ich ihn im schönen Familienkreise. Ich sagte ihm „Lebewohl; auf Wiedersehn". Leider soll das Wiedersehn erst jenseits stattfinden.

Es wird einem recht unheimlich zu Mute, wenn man bedenkt, in welcher schweren niederdrückenden Lage sich Benjamin Escande befand, als er nach der Abfahrt Lauga's, ein junger Mann von 32 Jahren, allein die ganze Last der Vertretung des Protestantismus und der religiösen Freiheit zu tragen hatte. Eine ungeheure Elastizität des Temperaments, eine rüstige, zähe, französisch-optimistische Soldatennatur, eine echte hugenottisch-biblische Kultur, wie sie sich in

gewissen Familien Südfrankreichs bis jetzt erhalten hat, das alles befähigte ihn zu dem vielseitigen, ungemein schwierigen Werke, das ihm sogleich auferlegt wurde. Seine Zeit verteilte er zwischen dem französischen Unterricht, den er in den Hauptschulen der englischen und norwegischen Mission erteilte, und den vielen offiziellen Besuchen und Reisen, die ihm die Sache der protestantischen Kirche auferlegte. Hören Sie, wie Pastor Minault sich über diese Wirksamkeit Escandes aussprach:

„Unsre Gesellschaft und unsre Kirchen wüßten kaum, wie sie dankbar genug sein können gegen diesen tapferen Mann, welcher hier so lange ganz allein das Gewicht einer Situation getragen hat, deren erdrückende Schwere niemand in Frankreich ermessen kann. Ich habe einen Einblick gewinnen können in das, was seit 6 Monaten die Aufgabe von Escande bedeutet hat, — und ich bin sowohl erschrocken gewesen als auch verwundert, daß er sich hat halten können. Ich glaube, daß ich unter einer solchen Last erlegen sein würde. — Vom Morgen bis zum Abend nur Klagen anhören gegen die beständigen Ungerechtigkeiten der Jesuiten, der Dorf-Häuptlinge und der Offiziere, die Leute in weißen Lambas im Hofe sich häufen sehen, die darauf warten, daß sie an die Reihe kommen; sich heraus finden aus endlosen, verworrenen Klagen, die man kaum versteht; — beständig ins Hauptquartier laufen, — nach allen Seiten schreiben, — Grobheiten ertragen; auf die Verteidigungen oder Veranstaltungen der Jesuiten antworten, — hunderte von Schullehrern anstellen, überwachen und bezahlen, dabei jederzeit Botschaften erhalten, bei denen man den Kopf verliert, die Züge der Lastträger für eine solche Karawane, wie unsre war, ordnen, mit soviel Ärger und soviel Mißgeschick, daß es einen Engel zur Verzweiflung treiben könnte: das war das Leben, welches Escande übernommen und durchgeführt hat, ohne einen Augenblick auch nur seine Haltung und seine Heiterkeit zu verlieren. Welch ein tapfrer Mann! Mit solchen Menschen kann eine Gesellschaft eine ernste Arbeit leisten!“[1])

Kurz: Arbeit und Kampf, das war sein Los während dieser neun verhängnisvollen Monate, die er in Madagaskar zubrachte. Meines Erachtens hat keiner unter uns, die kurz oder lang auf der Insel gewirkt haben, auch Lauga und Krüger nicht, eine so schwere Last wie Escande getragen. „Er hat gekämpft wie ein Löwe“, sagte zu mir der alte Londoner Missionar Matthews. Ja: gekämpft, aber auch gelitten. Er, der allzeit rüstige, heitere, hoffnungsvolle Streiter Christi, er fühlte sich manchmal niedergedrückt, aber in seinen Briefen tönt einem neben einem hier und da ernsten fast melancholischen, doch auch zuversichtlicher Ton entgegen:

---

1) Journal des miss. évang. 1897, 441.

„Bis in diese letzten Zeiten habe ich nicht gerade viel an die Wiederkunft Jesu gedacht. Der Anblick der zahllosen Feindseligkeiten, deren Zeuge ich seit meiner Ankunft hier gewesen bin, hat meinen Blick ganz von selbst auf diese herrliche Aussicht gelenkt, und diese macht mich auch mitten in meiner Entmutigung fröhlich. Als die schlechten Nachrichten von Tag zu Tag wie Keulenschläge über mich kamen, richtete ich meine Gedanken auf das Künftige und ich schrie aus der Tiefe meiner Seele: „Ach komm, Herr Jesu! und laß endlich den neuen Himmel und die neue Erde sehen, in welchen Gerechtigkeit wohnt!“ Was für ein schöner Tag wird es sein, wenn einmal der gefesselte Teufel den Heiligen nicht mehr schaden kann!“[1])

Die schlimmste Zeit war vorüber, als im April endlich die Hilfstruppen, die zur ständigen Arbeit in Madagaskar bestimmten Lehrer und Missionare ankamen. Unter ihnen nenne ich nur einen, Paul Minault, den talentvollen Prediger, der den schwierigsten Gemeinden in Frankreich gewachsen gewesen wäre, sich aber, einem unwiderstehlichen Rufe folgend, auf den Altar für Madagaskar geopfert hatte. Merkwürdigerweise war er, schon vor der Abfahrt, der Todesahnungen voll. Aber dennoch ging er, und in der Abschiedsrede fühlte er sich gedrungen, die Missionsgemeinde im Voraus zu trösten, falls sie bald eine Todesbotschaft erhalten würde. Ein kurzer Auszug aus dem letzten durch Minault geschriebenen Briefe möge hier seinen Platz finden:

„Ach! wenn es mir doch gegönnt wäre, den Heimatort wieder zu sehen. . . . Aber ich soll mein Leben auf den Altar legen und dem Herrn sagen: Nimm es, es ist dein! Wenn du meinen Tod brauchst, um dein Werk in Madagaskar zu befruchten, so tue, Herr, mit mir, was du tun mußt. Nichts soll verloren gehen. Christus ist mein Leben, und mein Tod wird ein Gewinn sein für mich selbst und für Christi Reich! . . .“

Und in einem andern Brief: „Ich fühle, daß mich alles einer verhängnis- und gefahrvollen Zukunft entgegenführt, aber Gott ist immer da. Und weil er es ist, der mich an seiner Hand führt, so sage ich mir stets, daß alles gut gehn wird. . . . Ich habe auch Augenblicke, wo ich jene Freude am Opfer fühle, die so viele Christen und Apostel erfahren haben und die der Heiland so völlig gekannt hat. . . .“[2])

Als diese Zeilen in der Heimat gelesen wurden, hatte ihr Verfasser schon mit Escande den Märtyrertod erlitten. Am 8. Juli 1897 wurden sie in der Gebirgseinsamkeit von Ambatondradama im Ankaratra ermordet. Das Werk, das Minault im Betsileo anfangen wollte, nahmen andre auf und dieses Werk war allererst, wie das-

1) Ebd. 1897, 508.
2) Ebd. 1897, 446.

jenige in Imerina, ein Werk der Verteidigung und der Befestigung; richtiger gesagt der Wiedereroberung der protestantischen Kirchen. Betsileo ist nämlich eine Schanze der katholischen Mission, und hier war der Druck und die Einschüchterung seitens der Jesuiten stärker als irgendwo anders. In der einen Provinz Ambositra hatten die Jesuiten nicht weniger als 61 Kirchengebäude genommen. Und lange noch dauerte es, bis die Rückwirkungen jener Schreckenszeit beseitigt werden konnten. Ja, noch ein Jahr später, im Laufe von 1898, als ich und mein Kollege, Missionar Germond, als Gesandte unserer Gesellschaft Madagaskar besuchten, kamen noch öfters Leute aus den fernen Landgemeinden zu uns und sagten: „Kommt zu uns und ermutigt uns.“

Wie jene Ermutigung und Befestigung nach und nach bewirkt ward, wäre eine lange und interessante Geschichte; kurz gefaßt kann man sie eine vielfältige, immer neu beginnende Wiederholung der Wirksamkeit Benjamin Escande's, wie sie Minault so ergreifend beschrieben hat, nennen. Ein jeder der Missionare jener ersten Zeit wüßte ein gutes Teil davon zu erzählen. Der größte Teil ihrer Zeit verlief in raschen Rundreisen von Norden bis Süden und von Osten bis Westen ihrer ungeheuren Distrikte, oder auch in erschöpfenden, nie endenden Besuchen der Behörden, welche unsere Missionare mehr als einmal als ziemlich lästige Leute ansehen mußten.

Eine sehr kühne, aber durch Gottes Hand wirksame Maßregel war der plötzliche Entschluß unserer Gesellschaft, sämtliche Elementarschulen der Londoner Gesellschaft in unsern Wirkungskreis aufzunehmen. Es war Lauga, der kurz nach seiner Rückkehr den entschiedenen Rat gab, diesen Entschluß zu fassen und es auch in seiner etwas stürmischen Art durchsetzte, daß derselbe sogleich befolgt wurde. Ein Kablegramm vom 15. Januar 1897 brachte die Nachricht nach Antananarivo, und sogleich wurden über der Tür aller Schulgebäude Blechplatten befestigt mit den drei magischen Worten ‚École Protestante française‘. Das wirkte, und half die Sintflut der römischen Gegenmission zum Stillstand zu bringen.

Aber auch um die Kirchengebäude selbst wurde energisch und fast überall siegreich gekämpft und zwar für die Schulen, sowohl in Paris als auf dem Missionsfelde. Ein Beschluß des Ministers A. Lebon, vom 31. März 1897, untersagte jede neue Bestimmungsän-

derung religiöser Gebäude, und auf Grund dieses Beschlusses war es unsren Missionaren möglich, viele Kirchen wieder zurückzugewinnen.

Als ich im September 1898 in Ambositra ankam, bemerkte ich, kurz vor Eintritt in die Stadt, eine Gruppe von Männern und Frauen, welche in sonntäglichen Kleidern den Weg nach einer ferneren Ortschaft einschlugen. Eine der Frauen trug eine große neue Bibel. Ich schlug sie auf und hatte die Erklärung jenes feierlichen und doch fröhlichen Zuges. Der Inschrift nach sollte diese Bibel die Erinnerung an die Wiederbesitznahme von einer der gestohlenen Kirchen auf der Kanzel derselben forterhalten. Und als ich die Station selbst betrat, war ich nicht wenig überrascht, das Haus des Missionars voller hölzerner Kreuze zu finden. Es waren das die Reste der momentanen Okkupation der Kirchen durch die Katholiken; ein solches Kreuz habe ich auch als Andenken an jene Zeit samt einer Blechplatte mit der Inschrift „école protestante française“ mit nach Haus gebracht.

Jetzt sind nur noch 13 jener Gebäude im ganzen Madagaskar in den Händen unserer Gegner. Auch sie wurden später mehrere Male reklamiert, die Sache wurde aber amtlicherseits als durch Verjährung erledigt angesehen, und dabei ist es bis jetzt geblieben.

Freilich die Frage nach den Gebäuden ist eine geringfügige im Vergleich zu der Frage nach den Leuten selbst. Hier sollte ich eigentlich zur Statistik greifen. Aber ehrlich gestanden, hat mir die Zeit zu einer solchen Arbeit gefehlt; es galt nämlich, die Ziffern nicht nur abzuschreiben, sondern auch, sie zu wählen. Allerdings würde eine solche sorgfältig aufgestellte Vergleichung zwischen dem Einst der nationalen Unabhängigkeit mit dem Jetzt der neuen Verhältnisse eine bedeutende Mehrung sowohl der zu den katholischen Kirchen als Schulen gehörigen Bevölkerung offenbaren. Jene zusammen und das verhältnismäßige Stillstehn der protestantischen Fortschritte erscheint aber in einem ganz anderen Lichte, wenn man die Lage sogleich nach dem Kriege und vor unserem Eingreifen mit der heutigen vergleicht. Ein genaues Studium der Verhältnisse führt zu der Überzeugung, daß überall wo ernstlich gearbeitet und gekämpft worden ist, der Protestantismus seine alte Stellung nach und nach wieder erobert. Getrost kann man behaupten, daß keine Anstrengung, kein Opfer an Zeit, an Kraft, an Geld und an Leben verloren geht.

Hier sei es mir erlaubt, eine charakteristische Äußerung eines der Madagaskar-Jesuiten anzuführen:

Er schreibt in dem ersten Band eines Werkes über die französischen Kolonien:[1])

„Vor der Eroberung hatten die katholischen Missionare gleichzeitig für Frankreich und für ihren Glauben gearbeitet, die protestantischen Missionare aller Denominationen für England; — wer würde es wagen sie deshalb zu tadeln? Nach der Eroberung hatte sich die Lage geändert. Man hatte nicht nötig, jemand zu verfolgen, man konnte allen die Freiheit lassen, auch sogar den Engländern, nur unter der Bedingung, die endgiltig von Frankreich festgesetzte Autorität zu achten. Aber war es zuviel verlangt von der französischen Regierung, nach allen Diensten, die man geleistet hatte, nach einer zweimaligen Verbannung weil man Franzose war, während der beiden Feldzüge von 1883—1885 und von 1894—1895, nachdem man alles getan hatte, um ihr zu helfen zur Festsetzung, und um Madagaskar zu verhindern, englisch zu werden, — hieß es da, zu viel fordern, wenn man volle Freiheit und ein wenig Wohlwollen verlangte?

Wenn man diese Freiheit gewährt und das Wohlwollen gezeigt hätte, wenn man nicht den sehr großen politischen Fehler begangen hätte, französische protestantische Missionare nach Madagaskar gehen zu lassen, ihre englischen Religionsgenossen zu decken und die Lage auf seltsame Weise zu verwirren, würden die Madagassen nach und nach zu den katholischen Missionaren gegangen, würden zu uns gekommen sein; nach und nach würden die fremden Missionare fortgegangen sein, und in weniger als 20 Jahren, — ich behaupte das ohne Zögern, weil es die Wahrheit ist und niemand, der die frühere Lage gekannt hat, wird es mir bestreiten, — wäre die ganze Insel katholisch gewesen.

In Betsileo war die Situation für uns außerordentlich günstig; es hätte nur gegolten, die reife Frucht zu ernten und Betsilio wäre auf ganz natürliche Weise der ergebenste Genosse der französischen Allianz geworden."

Aber nicht nur die eingeborenen Kirchen bedurften der Befestigung, auch die evangelischen Missionen waren, besonders in der ersten Zeit, ziemlich erschüttert, insbesondere die Londoner hatten in diesen Zeiten einen schweren Stand. Wurde doch ihr Werk auf jede Weise gehemmt, und hatte sich ihr Abzug, wo nicht gewaltsam durchgeführt, dennoch als gewünscht erwiesen. Drei Faktoren waren es, welche auch hier die Sachlage nach und nach befestigten: erstens das brüderliche Verhalten unserer ersten Gesandten, welche im vollen Einklang mit unserer Leitung alles mögliche anwandten, um der madagassiischen Kirche die Dienste dieser Männer Gottes auch ferner zu sichern. Zweitens der kurze aber sehr inhaltreiche und fruchtbare Besuch des Rev. R. Wardlaw Thompson und das des Herrn

1) L'Empire Colonial de la France, Tome I. Madagascar et la Réunion par le Père Piolet. p. 93.

A. Spicer (in den letzten Monaten von 1897), deren mutiges und offenes Auftreten einen sehr günstigen Eindruck auf die Befehlshaber machte, und eine entschiedene Befestigung der Londoner Mission bewirkte; und drittens die Schuleinrichtungen, welche nach langen Unterredungen und Briefwechseln zwischen General Gallieni und dem Gesandten unserer Gesellschaft im Jahre 1899 durch ein Rundschreiben am 16. April eingeführt wurden. Das Wichtigste in diesem Rundschreiben und in dem amtlichen Beschluß, der ihm folgt[1]) ist die Stellung, welche hierin für die Missionsschulen und zwar ohne Unterschied der Konfessionen und der Nationalitäten anerkannt ist. Es wurde nämlich festgestellt, daß eine jede freie Schule ein Anrecht an die Unterstützungen der Regierung hat, sofern sie sich gewissen Bedingungen des Programms, der Diplome und der Inspektion unterwirft. Damit ward in indirekter aber offizieller Weise eine Art Bürgerrecht aller am Unterricht, unter den festgestellten Bedingungen sich beteiligenden Missionen anerkannt und jeder positive Grund, sich zurückzuziehen, abgeschnitten. Wie jubelte ich, als ich gegen Ende Dezember 1898 durch den Mund General Gallienis selbst die Versicherung bekommen hatte, daß diese Schulordnung, welche in der französischen Kolonie eine entschiedene Neuerung war, eingeführt werden sollte! Ein paar Tage früher hatte ich eine ganz andere Sprache gehört, hatte mich aber, kaum nach Hause zurückgekehrt, auf die Kniee geworfen und dem Herrn gesagt: „Du Herr bist der Stärkste, du führest alles, auch das kannst du durchführen; willst du es haben, so wird es geschehen!“ Und richtig, 14 Tage später ließ mich der Gouverneur zu sich rufen, um mir die frohe Nachricht mitzuteilen, er sei jetzt einverstanden. Ein paar Tage später erklärte er sogar den Repräsentanten der verschiedenen Missionen seine Absicht, jenen Weg einzuschlagen. Es war am Morgen des 2. Januar, als wir die seltene Freude hatten, dem Gouverneur einen gemeinsamen Besuch abzustatten. Ein ungewöhnlicher Anblick: der Reverend Kestell Cornisch, die hochkirchliche Mission vertretend, neben dem Londoner Lord, dem Quäker Wilson, dem Norweger Jakobsen und den Parisern Boegner und Germond, wenigstens ein Beispiel dafür, daß in wichtigen Dingen ein einheitliches Handeln der Protestanten möglich sei! Tatsache ist, daß von

1) Siehe: Rapport de la délégation à Madagascar de M. M. Boegner et Germond. 1898—1899. p. 62 et 81. p. 216—263.

jener Zeit an die schon verbesserte Lage der fremden Missionen eine noch günstigere wurde. Das zurückhaltende Verhalten der Obrigkeit, wenigstens in ihren höheren Vertretern, wurde nach und nach freier und freundlicher; und bei mehreren Gelegenheiten hat es auch General Gallieni den fremden Missionaren, und selbst den Londonern offen ausgesprochen: „Ihr seid willkommene Mitglieder der Kolonie, ihr seid meine Mitarbeiter am Wohle des Landes."

Zwar muß eingestanden werden, daß diese liberale Schulordnung, welche sich dem in der englischen Kolonie bestehenden System nähert, niemals ganz konsequent durchgeführt worden ist. General Gallienis wahrhaft große Einsicht hatte die Vorteile des Systems völlig eingesehen, es kam aber nie zur völligen Durchführung; einerseits machte es die katholische Konkurrenz der Verwaltung leicht, ihre Unterstützungen zu verringern; andrerseits nahm der offizielle Schulorganismus einen guten Teil der amtlichen Geldmittel in Anspruch, so daß es eigentlich nur, so zu sagen, zu Aufmunterungen, weniger zu eigentlichen Entschädigungen für unsere Schulausgaben, kam.

Das Hauptresultat aber, welches weit wichtiger als alle offiziellen Geldunterstützungen ist, wurde erreicht: die anderen Missionen sind im Lande geblieben, und die Schulen derjenigen Distrikte, welche ihnen gehörten, sind auch wieder in ihre Hände gekommen. Noch 1897, während des Besuches von W. Thompson und Spicer, wurde die Sache als unmöglich angesehen; 1898 und 1899 wurde sie zuerst angebahnt, dann durchgeführt, zuerst in Imerina, und später in Betsileo; eine höchst wichtige Tatsache, welche uns vor der ungeheuer schweren Aufgabe, auch die zweite Hälfte des Londoner Werkes auf uns zu nehmen, bewahrt und dem Lande die Wohltat seiner Mission auch ferner gesichert hat. Denn wäre die Gesamtzahl der Schulen in den Händen der Pariser Mission geblieben, so würden die Kirchen bald den Schulen nachgefolgt sein. In der Mission gehören einmal Kirche und Schule zusammen; und wer die zweite übernimmt, muß auch die Last der ersteren tragen.

Hoffentlich wird diese Sachlage die Schulordnung selbst überleben. Den letzten Nachrichten zufolge müssen wir nämlich erwarten, auf jede offizielle Unterstützung nicht nur in Madagaskar, sondern in allen unseren Kolonien, zu verzichten. Ihrer heutigen Politik gemäß hat sich die französische Regierung vorgenommen, auch in den Kolonien die vollständige Trennung von Staat und (Missions-)Schule

durchzuführen, und man hat uns angedeutet, daß wir uns auf das völlige Zurückziehen der staatlichen Beisteuer gefaßt machen müssen. Obwohl dieser Beschluß uns besonders in Madagaskar beeinträchtigt, so wird vielleicht der Schaden nicht so groß sein, als man im ersten Augenblick glauben könnte. Bekanntlich haben die offiziellen Beiträge immer und überall die Folge, daß die Kosten des Unterrichts und der ganzen Schuleinrichtung gesteigert werden; dazu kommt, wie schon bemerkt, daß in Madagaskar infolge der katholischen Konkurrenz und des Vorhandenseins eines offiziellen Schulsystems die den freien Schulen verliehene Hilfe immer doch kärglich und unzureichend geblieben ist.

Aber, wie gesagt: die große Wohltat dieses zeitweiligen Einverständnisses zwischen Missionsschule und Staat wird hoffentlich die Einrichtungen, die sein Vorhandensein bestätigen, überdauern. Die verschiedenen Missionen, welche in Madagaskar das Evangelium verkündigen, sind einmal geblieben und werden auch, so Gott will, ferner bleiben. Nicht nur die Regierung und dieser oder jener Befehlshaber, sondern auch die öffentliche Meinung, gewöhnen sich nach und nach an die fremden Missionen als an einen stehenden Zug in der Physiognomie der Kolonie. Und obwohl Rückgänge und mögliche Erneuerung der alten Verleumdungen und Angriffe immer zu befürchten sind, so haben doch die Vorgänge in Madagaskar, und ich darf hinzufügen auch das Verhalten unserer Mission, dazu beigetragen, etwas mehr Einheit, etwas mehr Wohlwollen in die Gemüter zu bringen und wenigstens etwas von Vorurteilen zu beseitigen, die so oft Völker und Menschen unnötigerweise von einander fern halten.

Länger als ich es wünschte, habe ich mich bei jener ersten Aufgabe unserer Mission der Verteidigung und Befestigung der madagassischen evangelischen Kirche aufgehalten. Wir befanden uns nämlich hier in der Entstehungsperiode und es war natürlich, daß dabei die Persönlichkeiten, besonders diejenigen der jetzt entschlafenen Diener des Herrn, sowie auch die Verhältnisse etwas eingehender beleuchtet wurden. Jetzt kann ich aber schnell an dem übrigen Teile meiner Aufgabe vorübereilen, um noch etwas von den Rückwirkungen des übernommenen Werkes auf unser heimatliches Missionsleben berichten zu können.

Japan im Jahre 1903[1]).

Von Rev. J. H. De Forest, D. D.
Missionar des American Board zu Sendai, Japan.

Im Blick sowohl auf seine innere als auch auf seine äußere Lage war 1903 ein schweres Jahr für Japan. In diesem abgeschlossenen kleinen Reiche war früher eine empfindliche Hungersnot nichts Seltenes, und es gab Zeiten, in welchen der Hungertod selbst in den Straßen von Tokio seine Opfer forderte. Heute jedoch, mit Häfen, die der Welt offen stehen, und bei der Leichtigkeit, mit welcher Lebensmittel von China und Amerika eingeführt werden können, hätte man es für unmöglich halten sollen, daß eine Mißernte wirklich die Gefahr des Verhungerns im Gefolge haben könnte. Und trotzdem zählte man bei Beginn des Jahres in drei nördlichen Provinzen 150 000 Menschen ohne jegliche Nahrungsmittel. Die Provinz Aomori allein büßte über 8 Millionen Mark ein infolge der geringen Reisernte und über 3 Millionen durch andere Mißernten.

Diese Unglücksbotschaft machte kaum irgend welchen Eindruck. Das humane Mitgefühl der Japaner ist nämlich gering, es sei denn, daß es einen Ansporn durch den allesvermögenden Patriotismus erhalte. Vor zwei Jahren kamen in derselben Provinz 200 Soldaten durch einen Blizzard um, und nur weil sie Soldaten von Dai Nippon waren, nahm die ganze Nation den größten Anteil an diesem Unglück. Die Geschichte, wie diese tapferen Leute ihrem Schicksal entgegengegangen waren, erzählte man sich in jeder Hütte, und damals wurde die große Summe von einer Million Mk. aufgebracht. Reich und Arm, Mann und Weib, Alt und Jung hatten zu dieser Summe, die den Hinterbliebenen der Verunglückten zugedacht war, beigetragen. Als dagegen 150 000 Bauern dem langsamen Hungertode entgegensahen, war die Gleichgiltigkeit des Volkes erschrecklich bis sich schließlich Ausländer in den offenen Häfen dazu bereit fanden, größere Gaben zur Linderung der Not aufzubringen. Darauf verstanden sich erst die Millionäre Japans und dann auch der Kaiser dazu, Beiträge von gleicher Höhe zu leisten. Nun wurden Veranstaltungen zur Linderung der Not getroffen und so konnte die große Mehrzahl dieser verhungernden Leute wenigstens ihr Dasein fristen. Die diesjährige Reisernte hat große Freude im Lande hervorgerufen, denn der Ertrag wirft für das Volk beinahe 30% mehr ab als die vorjährige und 18% mehr als eine Durchschnittsernte.

---

1) Bei dem Interesse, welches gegenwärtig Japan in Anspruch nimmt, ist vielleicht dieser im Indep. vom 21. Januar d. J. erschienene, am 23. Dezember v. J. von einem mit den japanischen Verhältnissen durch langen Aufenthalt im Lande vertrauten, angesehenen und mit den Japanern herzlich sympathisierenden Missionar verfaßten Artikel willkommen, obgleich manches in demselben durch die neusten Ereignisse überholt ist und anderes ein Fragezeichen verdient. D. H.

Es mag von geringer Bedeutung scheinen, daß japanische und ausländische Graduierte der Yale und Harvard-Universität ihre erste gemeinsame Versammlung im aristokratischen Klub in Tokio im vergangenen Frühjahr abhielten. Es ist jedoch unmöglich zu ermessen, welch bedeutenden und wohltuenden Einfluß diese beiden amerikanischen Universitäten auf das nationale Leben Japans ausgeübt haben. Der internationale Wert dessen, was solche Universitäten vermitteln, läßt sich nicht berechnen. Mit Leuten wie Baron Komura, Minister des Auswärtigen, Baron Kaneko ehemaligem Justizminister, Dr. Hatoyama, früher Präsident des Repräsentantenhauses, Vikomte Okabe, Professor Mitsukuri der Kaiserlichen Universität, und andern zusammen zu Tische zu sitzen und sie erzählen zu hören was Yale und Harvard für eine Bedeutung für ihr Leben gehabt hat, war nicht nur interessant, sondern es war auch eine Kundgebung der herzlichen Zuneigung, die diese Leute zu unserer Republick haben. Die Aufnahme, welche japanische Studenten an unsern Universitäten empfangen haben, hat reichen Gewinn für das japanische Reich im Gefolge gehabt und wird niemals von diesen dankbaren Graduierten vergessen werden.

Ein höchst bedauerlicher Gegensatz ist der Mangel an Bereitwilligkeit, Studenten aus China gleichermaßen bei uns in Amerika willkommen zu heißen. Bei den jungen Leuten Chinas stellt sich ein ernstes Verlangen nach modernem Wissen ein. Aber wenn sie ihren verlangenden Blick auf die Vereinigten Staaten richten, so sehen sie die Schranken, die unsere Regierung ihnen aufgerichtet hat und die vielen Vorurteile, die es ihnen unmöglich machen, bei uns dem Studium obzuliegen. Und das Ergebnis ist, daß sie sich Japan zuwenden. Wahrscheinlich die Mehrzahl der tausend chinesischen Studenten in Tokio wäre nach den Vereinigten Staaten gegangen; und nach 20 Jahren würden sie einen ungeheuren Einfluß ausüben, um dem chinesischen Haß gegen die ganze westliche Welt ein Ende zu bereiten, und es könnten dann auch in Peking ehemalige Studenten solche Zusammenkünfte abhalten, die Frieden und ein gegenseitiges freundliches Verhalten bedeuteten. Während uns diese goldene Gelegenheit entgeht, ist es allein Japan unter allen Mächten, welches sich das Vertrauen Chinas erwirbt und sein Lehrmeister in der Diplomatie, in der Kriegskunst und in den modernen Wissenschaften wird.

Dieses Jahr wird lange in der Erinnerung haften. Es brachte die Enthüllung eines Bestechungssystems, das sich unter denen ausgebildet hatte, die man als die besonderen Wächter der Volksmoral ansah, nämlich unter den Leuten, die mit dem Erziehungswesen beauftragt sind. Diese Affäre ist unter dem Namen „Der Lehrbuch-Skandal" bekannt. Lehrer, Schulinspektoren, Regierungsbeamte und sogar Mitglieder des Adels waren in sie verwickelt. Einige nahmen direkt Geschenke an, um gewisse Lehrbücher überall einzuführen, soweit ihr Einfluß reichte, andere erhielten indirekte Vergünstigungen, und dachten nie daran, daß dies je entdeckt würde. Aber einer nach dem andern wurde in den verschiedenen Provinzen ausgespürt und in Haft genommen. Der Leiter einer Schule mit 1200 Knaben, auf der anderen Seite der Straße mir gerade gegenüber, war einer von ihnen; ein anderer war der Hauptlehrer

von 500 Mädchen, am andern Ende der Stadt; dann wurde der Gouverneur selbst verhaftet, obschon man ihn nach wenigen Monaten wieder freiließ. Noch ehe die erste Hälfte des Jahres verflossen war, hatten sich Dutzende dieser hochangesehenen Leute zu verantworten. Die große Mehrzahl wurde zu Geldstrafen und Gefängnis verurteilt unter Konfiskation der angenommenen Geschenke.

Wäre nur in kaufmännischen Kreisen eine solche Bloßstellung erfolgt, so hätte niemand etwas darin gefunden, denn die Handelsmoral steht weit unter Pari. Aber daß Leute, denen in besonderer Weise die Jugenderziehung der Nation anvertraut war, vor Gericht gefordert, schuldig befunden und als Verbrecher verurteilt wurden, war ein empfindlicher Schlag für solche, die da meinten, daß Japans ethische Lehre von der Loyalität und der kindlichen Pflicht für die gegenwärtige Zeit ebenso ausreiche, wie für das alte Japan. Vor vier Jahren, gelegentlich einer Ansprache vor tausend Lehrern, wagte ich zu sagen, daß die Prinzipien der Loyalität und der kindlichen Pflicht, so gut sie für die Entwicklung eines halbzivilisierten Volkes unter Despotenherrschaft seien, nicht ausreichten, um den höheren Anforderungen, die eine konstitutionelle Regierungsform und internationaler Verkehr an die sittlichen Kräfte stellten, zu genügen. Diese Bemerkung gab ungefähr einem Drittel der Zuhörer Anlaß zu heftigen Zwischenrufen: „Nein, Nein“, und viele Zeitungen redeten nachher über mich als einen Zerstörer der Tugenden, die Japans Größe herbeigeführt hätten.

Wenn aber ein Volk, dessen Verfassung, Sitte, Moral und Religion nur durch den Staat festgesetzt wurde, plötzliche und tiefgehende Änderungen vornimmt, die Religion von der Regierung, die Moral vom Staatsgesetz trennt, — und Japan ist das einzige Land, das je ein solch ungeheures Experiment auf einen Schlag auszuführen gewagt hat — so ist es unausbleiblich, daß mit der Gleichheit des Rechts vor einem unparteischen Gesetz, und der Kraft beseitigter Kastenvorrechte eine Schwäche in der Moral zu Tage treten wird, welche jeden Rechtschaffenen beunruhigen muß. Einer der begabtesten Moralisten, der Nachfolger des großen Fukuzawa in der Präsidentschaft der Keio-Universität, schildert in einer öffentlichen Ansprache in Tokio den sittlichen Zustand in folgenden düsteren Worten: „Es hat den Anschein, als ob Korruption bei allen öffentlichen Arbeiten und im Erziehungswesen ihre Herrschaft ausübe, so daß Kinder auf ihrem Weg von Hause zur Schule auf Straßen gehen müssen, die durch Bestechung gebaut, Brücken passieren, die durch Bestechung hergestellt, Schulgebäude betreten, die durch Bestechung errichtet wurden, und während sie die vorgeschriebenen Lehrbücher benutzen, werden ihre Lehrer wegen Bestechung verhaftet!“

Wir müssen jedoch vor Augen halten, daß die religiösen und moralischen Systeme, die das sittliche Leben Alt-Japans genährt haben, keineswegs tot sind; und es auch heute noch solche Gerechtigkeitsliebe gibt, welche Opfer nicht scheut, um das Böse zu überwinden. Es ist zweifellos, daß man durch diese Aufdeckung von Korruption, wo man sie am wenigsten erwartete, ein Verständnis gewonnen hat für einen höheren und universaleren Moralstand-

punkt und das Bedürfnis nach einer Religion immer mehr empfindet, die das Verantwortlichkeitsgefühl des Individuums weckt. Drei bedeutende japanische Staatsmänner, die Grafen Okuma und Aoki, sowie der Baron Maejima haben dem Bedürfnis nach einer Religion öffentlich Ausdruck gegeben und sie verstehen unter ihr das Christentum.

Es mag hier angebracht sein, auf die Ursachen einzugehen, weshalb das geschäftliche Leben in Japan an einem so großen Mangel an Moralität leidet. Die Frage wurde mir oft gestellt, weshalb das Wort eines Chinesen so gut wie Gold, und dasjenige eines Japaners wertlos sei. Andere drückten sich präziser aus: „Warum sind in China die Kaufleute völlig zuverlässig und die Beamten korrupt, während in Japan die Beamten rechtschaffene Leute sind und die Kaufleute nicht vertrauenswürdig?“ Man gibt seiner Verwunderung oft darüber Ausdruck, daß diese beiden Völker in ihrem Geschäftsleben so verschieden sind. Der Grund ist jedoch völlig klar. Beide Nationen haben sich unter der Einwirkung der Moral des Konfuzius entwickelt. Im Zentrum seiner Lehre stehen die fünf Beziehungen der Menschen zueinander: der Eltern zu den Kindern, der Oberen zu den Untergebenen, des Ehemanns zur Ehefrau, der Brüder und der Schwestern, und der Freunde. China betonte vornehmlich die Beziehung der Eltern zu den Kindern mit ihrem Korrelat: der kindlichen Pflicht. Die Familie nimmt die erste Stelle ein, und alles, was dazu dient, ihr Dauer und Gedeihen zu verschaffen, ist ehrenhaft. Und weil der Handel das tut, so ist er ein ehrenhafter Beruf, dessen Ausübung auch ehrenhafte Grundsätze heischt. Darum kann man sich auf den Chinesen als Kaufmann verlassen. Die Erfahrung der Jahrhunderte hat den Chinesen zu einem ehrlichen Manne gemacht in einem Berufe, der selbst für ehrenhaft gilt.

Anders ist es in Japan. Als vor ungefähr tausend Jahren die Lehre des Konfuzius in diesem Lande Eingang fand, übte der kriegerische Geist schon einen bestimmenden Einfluß aus, und so kam es, daß die beiden Hauptbeziehungen der Menschen zueinander eine Umstellung erfuhren. Das Verhältnis des Herrn zum Abhängigen, mit seinem Korrelat der Loyalität, trat an die erste Stelle. Der Staat war alles, und diejenigen, deren Tapferkeit und Treue die Grundfesten des Staates stärkten, waren die geehrte Klasse. Loyalität und Bildung haben die zweischwertigen Samurai gemacht, und sie wiederum haben Japan gemacht. Die Tugenden des Kriegers bestehen in der Bereitwilligkeit, Familie, Leben, alles für den Fürsten zu opfern, in der Rechtschaffenheit, der Einfachheit des Lebens und in der Verachtung des Geldes mit seinen verderblichen und entnervenden Versuchungen. So kam es, daß der Kaufmann mit seinem weichlichen Leben auf die unterste Stufe der sozialen Rangklasse gestellt wurde. Er wurde verachtet als einer, der Geld über alles schätzt, und der selbst eine Lüge nicht scheut, wenn sie ihm nur Gewinn bringt. Jahrhunderte gesellschaftlicher Mißachtung haben den japanischen Kaufmann zu dem gemacht, was er ist. Und wenn es auch einige Handelshäuser gab, wie die Mitsuis, deren Wort so gut wie Gold war und noch ist, so sind das Ausnahmen. Das ist der Hauptfaktor, der die niedere Geschäftsmoral Japans verständlich macht. Aber jeder, der das Volk kennt, weiß, daß dieses Übel

verschwinden wird. Kaufmännische Bildung schließt jetzt eine moralische Erziehung auf allgemeiner Grundlage ein, und das Urteil der öffentlichen Meinung ist bereits nicht ohne bestimmenden Einfluß. Japans schlechter Ruf im kaufmännischen Verkehr wird vorübergehend sein. Eine Nation, die imstande ist, den Lastern des Westens und dem größten Übel des Ostens, dem Opium, zu widerstehen, und die es vermag, ganze Zweige von uns erprobter Verwaltungsformen auf dem Gebiete der Gesetzgebung und des Erziehungswesens zu übernehmen, wird nicht durch die verwerflichen kaufmännischen Usancen ihrer einst untersten Gesellschaftsklasse zu Grunde gehen.

Daß der Enthüllung so vieler Korruption in hochgestellten Kreisen und den bösen Gerüchten über innere Fäulnis in den verschiedenen Gesellschaftsklassen ernst warnende Stimmen gegenüber laut wurden, ist natürlich. Ebenso ist es nicht anders zu erwarten, daß die Aufdeckung derartiger Mißstände manche ernst gerichteten Leute pessimistisch machen und vielleicht ist das einer der Gründe für die Entmutigung und Verzweiflung mancher ernst denkenden Studenten, die zwar die alte Liebe zur Rechtlichkeit geerbt, aber die Hoffnung verloren haben, daß man mit ihr Erfolg hat. Jedenfalls war es ein Jahr, das denkwürdig ist, seiner traurigen Selbstmorde wegen unter begabten jungen Leuten, die zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß das Leben nicht wert sei gelebt zu werden. Der schöne Kegon-Wasserfall unmittelbar oberhalb Nikko ist der Ort, der sich infolge dieser wiederholten Selbstentleibungen einen Namen erworben hat. Als sich dort schließlich über ein Dutzend Studenten das Leben genommen hatten, wurde der Ort überwacht und die Priester brachten in der Nähe eine Bekanntmachung an, in der gesagt wurde, auf solche Weise sein kostbares Leben wegzuwerfen, verunreinige den heiligen Berg, sei unehrerbietig gegen die Götter, treulos gegen den Kaiser und ungehorsam gegen die Eltern. Dem hätte man von unserer Denkweise nur das hinzufügen sollen: „Selbstmord ist der gemeinste, erbärmlichste, albernste Ausweg, auf dem sich ein Mann seinen Schwierigkeiten entzieht."

Diese und andere schwere Probleme des verflossenen Jahres haben Japan ethischen Fragen gegenübergestellt, die baldige und ernste Beachtung verlangen. Die denkenden Führer des Volkes sprechen es ruhig aus, daß genau so wie die Nation vor der großen politischen und sozialen Umwälzung vor vierzig Jahren stand, man sich auf eine kommende geistige Umwälzung rüsten müsse, die dem Individuum sittliche Kraft bringe und das Gewissen wecke. Das Wort „Persönlichkeit", das man bisher in den Sprachen des pantheistischen Ostens nicht kannte, findet bereits reichlich Verwendung in öffentlichen Ansprachen, in Zeitschriften und in den pädagogischen Kreisen. Es ist das Schlagwort der zukünftigen Moral, sagte der Leiter einer großen Schule. Japan scheint am Vorabend einer so großen geistigen Erweckung zu stehen, wie sie England in den Tagen Wesleys erlebte; jedoch wird sie auf andere Weise geschehen. Dadurch, daß Japan viel von den christlichen Gedanken borgt und daß es den Inhalt seiner eignen überkommenen Ethik bereichert und vertieft, wird es aus der jetzigen moralischen Versumpfung mit

einem ebenso großen Gewinn hervorgehen, als ihm die Erneuerung vom Jahre 1868 politisch und materiell eingebracht hat.

Doch wie steht es um das Katsura Kabinet, um Marquis Ito und seine Partei, um die vielen Tagungen dieses Jahres und last not least um die russische Frage?

General Vikomte Katsura's Kabinet, das nach wochenlangen Verhandlungen unter Schwierigkeiten im Juni 1901 zustande kam, schien damals ein bloßer Notbehelf zu sein, und man wäre nicht überrascht gewesen, wenn es in einem Vierteljahr schon wieder aufgelöst worden wäre. Aber es hat sich gehalten, und es hat Aussicht auf eine längere Lebensdauer als irgend ein früheres Ministerium. Es hat in diesem Jahre zwei Reichstage heimgeschickt, und zwar den letzten, der erst vor wenigen Tagen einberufen worden war, unter außergewöhnlichen Umständen. Er tagte nur wenige Stunden, denn der neue Präsident, Herr Kato, hatte in seiner Erwiderung auf die herkömmliche Eröffnungsrede des Kaisers, an dem Ministerium scharfe Kritik geübt, und aus dem Grunde wurde das Haus sofort aufgelöst. Man hätte erwarten sollen, daß das Haus, angesichts der russischen Frage, maßvoll vorgegangen wäre. Aber sein früherer Präsident, Kataoka, der so lange das Vertrauen genoß, ist vor kurzem gestorben. Die große konstitutionelle Partei, an deren Spitze der Marquis Ito stand, erwies sich so untraktabel, selbst für den größten Staatsmann Japans, daß er die Leitung derselben im verflossenen Sommer niederlegte. Als daher das Haus zusammentrat, beherrschte dieser eine Gedanke die Majorität, das Katsura-Ministerium zum Rücktritt zu zwingen. Aber statt daß sie ihr Ziel erreichten, sandte man die Abgeordneten einfach nach Hause, mit dem unbehaglichen Gefühl, im kommenden März nicht wieder gewählt zu werden. Das ist schlimm für die repräsentativen Einrichtungen Japans und diese böse Politik wird man wahrscheinlich auch für die Zukunft beibehalten. Wann dieser Streit um Partei-Ministerien und die Obstruktion verschiedener Art von seiten des Hauses mit den wiederholten Auflösungen im Gefolge, aufhören wird, kann keiner sagen.

Was nun Rußland betrifft, so hat es seit jenen Tagen, als es Japan so liebenswürdig anriet, Port Arthur nicht zu halten, und dann diese Feste für sich selbst mit Beschlag belegte, Japan unaufhörlich gezwickt. Seine Diplomatie war zweideutig und falsch. Seine unerfüllt gebliebenen Versprechungen haben einen großen Teil der Welt überrascht. Dazu besitzt Rußland eine große Eisenbahnlinie durch die Mandschurei, und solche Eisenbahnen pflegen dem Volke, das sie baut, das Recht, weitgehendster Kontrolle einzubringen. „Eroberung durch Eisenbahnen“ anstatt durch Krieg ist eine neue und anerkannte Methode der internationalen Bewegungen.

Der auf Japan ausgeübte Druck ist ein intensiver gewesen, und es ist ein Wunder, daß sein Kabinet unter der Leitung eines der größten Generale Japans, seinen Kurs so gleichmäßig und ruhig fortgesetzt und sich keines übereilten oder unziemlichen Vorgehens schuldig gemacht, noch seine Diplomatie sich durch Täuschungen besudelt hat. Die häufigen Telegramme in den Zei-

tungen des Westens über friedliche Aussichten, waren irreführend. Es war ein Jahr beständig drohender Kriegsgefahr. Wenn aber das Katsura Kabinet die Frage auf friedliche Weise und mit Ehren lösen kann, so wird das ein Segen für den ganzen Osten, vielleicht für die ganze Welt sein.

Sendai, Japan, 23. Dezember 1903.

Missionsrundschau.

Indien III.[1])

Von Julius Richter.

Die Bombay Präsidentschaft ist am härtesten von der Pest und den beiden großen Hungersnöten betroffen; auch die Missionsarbeit ist dadurch vielfach schwer behindert. Dennoch weist Missionar Davis in einem instruktiven Artikel (The growth of missions in Western India, Intell. 1902, 8 ff.) nach, daß sich die Mission im ganzen im letzten Jahrzehnt gleichmäßig und ziemlich beträchtlich entwickelt habe. Charakteristisch sind für dieses Gebiet neben meist sehr kleinen und langsam wachsenden Gemeinden, welche die Regel bilden, einzelne Distrikte mit schnell sich entwickelnden Massengemeinden aus den niedersten Schichten der Kastenlosen, so die Ahmednagar-Mission des A.B. und der S.P.G. und die Aurangabad-Mission der C.M.S. Von dem groß-

1) Von Bengalen tragen wir nach, was kürzlich in 2 der einflußreichsten indischen Zeitungen, dem „Pioneer" und dem „Bombay Guardian" gestanden hat. Danach gibt es in Bengalen allein

Witwen unter 1 Jahr	433		Witwen von	4—5 Jahren	3861
„ von 1—2 Jahren	576		„ „	5—10 „	34701
„ „ 2—3 „	651		„ „	10—15 „	75590
„ „ 3—4 „	1756		„ „	15—20 „	142871

Man muß die Zahl der rechtsgiltigen Verlobungen — welche also im Todesfalle des Bräutigams die kleinen Mädchen lebenslang zu Witwen machen — auf etwa 30 bis 40 mal so hoch schätzen, kommt also zu erschrecklich hohen Zahlen von Eheschließungen in den ersten Lebensjahren. Und in Bengalen liegen diesbezüglich die Verhältnisse nicht schlechter als in den andern Provinzen; wie hoch mag da die Zahl der Eheschließungen und der Witwen unter 5 Jahren sein! — Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, wird sein hohes Amt noch ein zweites halbes Jahrzehnt verwalten; fast im ganzen vorigen Jahrhundert war es üblich, die Generalgouverneure und Vizekönige wenigstens alle fünf Jahre, die andern Oberbeamten sogar noch häufiger wechseln zu lassen, ein Verfahren, das natürlich niemand in seinem Amte warm werden ließ und die Kontinuität der Regierung auf das empfindlichste bedrohte. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn mit dieser verkehrten Praxis gebrochen würde.

artigen Hilfs- und Waisenwerke der Pandita Ramabai ist bereits an anderm Orte (A M. Z., 1901, 486) berichtet; leider befindet sich dasselbe neuerdings in großer finanzieller Schwierigkeit.

Die Madras Präsidentschaft bietet auch im letzten halben Jahrzehnt dem Missionsfreund viele teils erfreuliche, teils bedenkliche Züge von hoher Bedeutung. Beginnen wir im Westen mit der Basler Mission. Sie ist durch eine Krise hindurchgegangen betreffs ihrer industriellen Unternehmungen. Der allgemeine wirtschaftliche Druck, das Stocken von Handel und Wandel infolge der überhand nehmenden Pest machte sich empfindlich fühlbar; große Haufen von Vorräten waren unverkäuflich, die Produktion mußte stark eingeschränkt, zahlreiche Arbeiter teils entlassen, teils in der Arbeitszeit beschränkt werden. Das war um so schmerzlicher, als es sich dabei fast ausschließlich um Christen handelte, welche keinerlei andre Subsistenzmittel besaßen und also mit dem Versiechen dieser Einnahmequelle die Armenkassen der Gemeinden zu belasten drohten. Zudem schienen die ebenso im südlichen Malabar wie in Kanara aufstrebenden Konkurrenz-Ziegeleien selbst den Bestand der Basler Missionsziegeleien zu bedrohen. Es zeigte sich deutlich, wie gefahrvoll es ist, die Existenz der Christengemeinden auch auf noch so gut fundierte und geleitete Industrien zu gründen. Verfasser weilte gerade zur bedenklichsten Zeit an der Westküste und mußte sich überzeugen, wie durchaus unumgänglich nötig und im ganzen segensreich dieselben trotzdem sind. Die Krise ist gnädig vorübergegangen; die Arbeit hat fast im ganzen Umfang wieder aufgenommen werden können. Der Jahresbericht 1902 weist einen Reingewinn der Missionsindustrien von 239473 Fr. nach. Jedenfalls war die Notzeit eine ernste Mahnung, die Industrien nicht noch weiter auszudehnen, um nicht in noch höherem und bedenklicheren Maße von den wirtschaftlichen Konjunkturen abhängig zu werden.

Diese Mahnung war doppelt bedeutungsvoll in einer Zeit, wo zumal in Malabar Scharen von Heiden, zumal aus den niedern Schichten, verlangend an die Pforten der Mission klopften. Zumal im Bereich der Stationen Kodakal und Kalikut regte es sich mächtig. Allein im Bereich der Basler Mission hat sich weithin die Anschauung festgesetzt, daß sich Uebertretende in der alten Umgebung nicht behaupten können, sondern bei der Mission Arbeit und Verdienst finden. Da dieselbe neuerdings beim besten Willen nicht imstande ist, Scharen weiterer Arbeiter einzustellen, ist die Bewegung in Malabar in ein sehr langsames Tempo, teilweise ganz zum Stillstand, gekommen. Bei der Lage der Dinge bleibt der Basler Mission nichts andres übrig, als mit allem Nachdruck darauf zu dringen, daß die Konvertiten in ihrem alten Berufe bleiben, sich in ihrem Dorfe behaupten und sich selbst Arbeit suchen. Es wird einige Zeit dauern, bis die Malabaren das gelernt haben, und solange wird voraussichtlich die Basler Mission trotz aller treuen Arbeit still stehen. Die Mission hat einen Ausweg versucht, indem sie östlich von Tschombala in dem fieberreichen Hügellande am Fuße der Ghats, nahe dem Landgute Perambra des trefflichen, 1900 in Kalikut verstorbenen Christen Paul Karunagaram, ein ausgedehntes Latifundium kaufen wollte. Allein widrige Prozesse,

missionarische Schwierigkeiten, die Weglosigkeit des Landes und die Fiebergefahr haben vorläufig das verlockende Projekt zu nichte gemacht.

Von Koimbatur aus treibt an der Westküste eine ungesunde darbystische Richtung ihr Wesen, Unfrieden und Sektiererei in die Gemeinden der Basler und der C.M.S. tragend. Stütze derselben ist leider ein ausgetretener Basler Missionar Nagel. Die äußerst ungesunde und tief bedauerliche Bewegung hat in Kodakal, Kalikut und besonders in Kunnanur Eingang gefunden; an letzterem Ort trägt sie ein ausgetretener Basler Katechist Dewasahayam. Daneben macht sich in Mangalur in Kanara eine soziale Bewegung geltend, welche in unreifem Unabhängigkeitsstreben Mißtrauen gegen die Mission säet. (Basl. Jahresb. 1902, 20 f.; 1903, 16 f.)

Eine neue Station ist in Südkanara südöstlich von Mangalur in Puttur (1901) angelegt, hauptsächlich um von dort aus Reisepredigt zu treiben. Eine weitere Stationsanlage ist auf den Blauen Bergen in Aussicht. In Süd Mahratta ist in Bettigeri eine neue ärztliche Station unter Leitung des durch seine frühere Verbindung mit Pastor W. Faber bekannt gewordenen Dr. Zerweck eröffnet (1902).

Für die Leipziger Tamulen Mission ist das letzte halbe Jahrzehnt außerordentlich bewegt gewesen. Sie wies 1901: 1084, 1902: 3022 Heidentaufen auf; davon wurden 1901: etwa 600, 1902: etwa 1266 allein im Bereiche des Madras Landdistriktes und der Station Majaweram getauft. Die Leipziger Mission war mit in die große Paria-Bewegung hereingezogen, in welcher breite Schichten der Pantschama durch Anschluß an die Missionsgesellschaften ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern und auf der sozialen Stufenleiter aufzusteigen suchen. Hauptsächlich im Bereiche der beiden erwähnten Stationen macht sich die Bewegung stark bemerkbar; im Madras Landbezirk ist zu ihrer Pflege neu die Station Triwallur (1901) angelegt und die Gründung noch einer zweiten Station (wahrscheinlich in Pandur, n. w. Triwallur) in Aussicht. Besonders die Missionare Kabis (in Madras) und Zehme (in Majaweram) haben sich um die Pflege dieser Bewegung Verdienste erworben. Natürlich wird durch das starke Einströmen dieser Scharen von Kastenlosen das Zahlenverhältnis der Mission sehr zu Ungunsten der Sudra verschoben, die Mission wird in gewissem Sinne proletarisiert, und bei der Empfindlichkeit der Sudrakasten ist es nicht ausgeschlossen, daß durch das Ueberwiegen der Pariachristen die Sudra auf lange Zeit vom Übertritt abgeschreckt werden. Allein es ist ebenso einseitig wie kurzsichtig mit Rücksicht hierauf die Paria Bewegung zu verdammen; Gottes Winde wehen anders, als unser Kalkül wünscht, und wenn nicht alles täuscht, ist in Indien ein starkes Regen und Bewegen in den niederen Volksschichten im Anzuge. — Allerdings stellt dieser Zuzug aus den äußerst tief stehenden, jeder Schulbildung entbehrenden Paria-Schichten der Mission große und schwierige Aufgaben, zunächst in Bezug auf den Katechumenat; ich habe in Indien den Eindruck gewonnen, daß für Paria Katechumenen die Praxis der Leipziger besonders angemessen ist: sie sammeln dieselben für einige Monate auf den Stationen, um ihnen in dieser Zeit mit Nachdruck Unterricht zu erteilen. Müssen sie auch solange die Katechumenen unterhalten (sie zahlen

ihnen ein Batta-Kostgeld von 1 Anna (9 Pfg.) pro Tag), so haben sie doch die Möglichkeit, dieselben aus der dumpfen, finstern Atmosphäre ihrer elenden Tscheris herauszureißen und ihnen ein geistig bewegtes christliches Gemeindeleben anschaulich vor Augen zu stellen. — Noch schwieriger ist die soziale Frage. Diese Parias sind in Madras Landdistrikt meist kleine Erbpächter, und ihr Uebertritt hat für sie die schmerzliche Folge, daß ihnen diese Pacht gekündigt und sie damit existenzlos gemacht werden. Die Leipziger Mission hat versucht, die seit undenklichen Zeiten mit Ackerbau beschäftigten Konvertiten wirtschaftlich dadurch zu sichern, daß sie größere Landstrecken (in Kaiwandur, Pandur, Pattareiperumbudur, Kanachawallipuram und Kannenkarenei, alles im Madras Landbezirke) angekauft hat. Man hoffte, daß diese Ländereien eine mäßige Verzinsung (von wenigstens 3½%) abwerfen würden, sodaß die — sonst außerhalb des Pflichtenkreises einer Missionsgesellschaft liegenden und die Missionskasse empfindlich belastenden — Landankäufe als Kapital-Anlage anzusehen wären. Allein einmal sind die letzten dürren Jahre für die Landwirtschaft gerade in jenem Teile der Präsidentschaft äußerst ungünstig gewesen. Außerdem lasten die von der Regierung erhobenen, hohen Grundrenten so erdrückend auf dem Grundbesitze, daß der kleine Mann an diesen Steuern rettungslos zu Grunde geht. — Im letzten Jahre sind in Majaweram nur 5, im Madras Landbezirke 83 Heiden, in der ganzen Leipziger Tamulen Mission nur 302 Heiden getauft; in ihrem Bereiche scheint also die Paria Bewegung vorläufig zum Stillstand zu kommen.

Einen bedeutsamen Abschnitt in der Leipziger Tamulen-Mission bildet die Abzweigung der schwedischen Missionare und die Begründung einer relativ selbständigen „Schwedischen Diöcese der Leipziger Mission“ (1901), welche die Stationen Madura, Aneikadu und Pudukodei, also den Süden des Missionsfeldes umfaßt. Missionar Sandegren sen., bisher Direktor der Zentral-Schule in Schiali, ist zum Superintendenten derselben ernannt. Alle Schweden im Dienste der Leipziger Mission sind auf diese südlichen Stationen zusammengezogen; sie bauen bereits die Mittelschule in Pudukotei zu einer high school aus und gründen in Virudupatti (südlich von Madura) eine neue Station. Auch haben sie in Colombo auf Ceylon eine Missionsstation eröffnet, um die in die Theegärten der Insel ausgewanderten tamulischen Lutheraner kirchlich zu versorgen.

Leider ist die Leipziger Mission im letzten Jahre (1903) von einer schweren Krise heimgesucht. Missionar von Staden, der, ohne indische Erfahrung zu haben, sich zum Reorganisator für manche vielleicht auch der Veränderung bedürftige Dinge berufen fühlte und dann, als er auf Widerspruch stieß, leider den Weg der Unbotmäßigkeit betrat, mußte noch vor Ablauf seines 2. Amtsjahres entlassen werden. Es gelang ihm, Mißtrauen und Unzufriedenheit in den Reihen der Leipziger Missionare zu säen. Als auf der Synode in Trankebar (1903) eine vom Missionskirchenrat ausgearbeitete Vorlage betr. Verschiebung der Kompetenzen der Synode, des Kirchenrates und der heimischen Missionsleitung zur Verhandlung kam, wurde dieselbe so radikal umgestaltet, daß es auf eine Änderung der gesamten indischen Missionsverfassung

hinauslief, und es wurden auch sonst weitgehende Forderungen gestellt. Das Leipziger Kollegium ordnete alsbald sein Mitglied Pfarrer D. Hölscher zu einer kurzen Visitation des indischen Missionsfeldes ab. Dieser konnte leider den Riß nicht mehr aufhalten; noch drei weitere Missionare, Schad, Schöner und Klotsche traten aus. Auch die heimatliche Missionsgemeinde ist von diesen Wirren auf dem Missionsfelde tief erregt. Soweit wir sehen, handelt es sich in dem ganzen Streit weniger um prinzipielle Fragen, die nur künstlich hineingezogen sind, als um persönliche Differenzen, die nur geeignet sind, seine Bitterkeit zu verschärfen. Wir tragen Leid um diese schwere Heimsuchung der Leipziger Mission gerade in einer Zeit, wo die Paria-Bewegung sie vor große und schwierige Aufgaben stellt.

Erfreulich ist die Entwicklung der Frauen-Missionsarbeit der Leipziger; in Madras ist (Oktober 1900) ein freundliches, geräumiges Schwesternhaus eingeweiht; in Tritschinopoli ist als Gegenstück zu dem Paria-Mädchenwaisenhause in Majaweram ein solches für Sudra-Waisen in Verbindung mit einem Witwenheim und einer Industrieschule gegründet (1902).

Daß die Schanar-Missionen der C.M.S. und der S.P.G. in Tinnevely sich in einem Zustande des Stillstandes, wo nicht gar des Rückganges befinden, bemerkten wir schon. Weiter nördlich hat sich unter den Schanar des Salem- und Irod-Bezirkes (L.M.S.) eine Bewegung angesponnen, die aber noch keine Bedeutung gewonnen hat. Sehr merkwürdig waren im Juni und Juli 1899 die Kämpfe zwischen den Marawer und Schanar im nördlichen und südlichen Tinnevely (vgl. Schad, Die Marawer Aufstände in Madura und Tinnevely, Leipzig 1900). Die Schanar sind eine an Wohlstand und Bildung aufstrebende Kastengruppe, und diese aufsteigende Tendenz äußert sich in echt indischer Weise dadurch, daß sie mit einem Male behaupteten, von der arischen Kaste der Kschatriya abzustammen, Nachkömmlinge der alten Pandia-Könige von Madura zu sein, mithin die eigentliche Herrscherkaste des Landes darzustellen und zum Tragen der heiligen Brahmanenschnur berechtigt zu sein. Diese Ansprüche machten sich geltend, indem die Schanar Zutritt zu den den Pandschama verschlossenen Siva- und Vischnu-Tempeln verlangten und teilweise erzwangen. Da warfen sich die Marawer, eine alte Krieger- und Räuberkaste, zu Rächern des südindischen Kastenwesens auf und warfen die Schanar in einer Reihe blutiger Aufstände nieder, raubten und plünderten ihre Dörfer und Häuser aus und brachten ihnen, um sie zu ducken, einen gründlichen Aderlaß bei. Handelt es sich bei dieser Frage anscheinend nur um eine der zahlreichen Kastenstreitigkeiten und Eifersüchteleien, die in Indien nie ganz aufhören, so ist doch bedeutungsvoll einmal, daß die gewandtesten und eifrigsten Vertreter der höheren Ansprüche der Schanar Christen, zum Teil sogar Pastoren der C.M.S. waren; trotz aller Kastengegnerschaft der C.M.S. ist also das Kastenbewußtsein ihrer zu 99% aus den Schanar stammenden Christen noch so groß, daß sie sich um das Linsengericht der Kschatriya-Abstammung aufregen ließen und zu einem Prozeß wegen Zutritt der Schanar zu einem Siva-Tempel beträchtliche Summen aufbrachten. Andererseits lernen wir aus den traurigen Vorgängen, zu welchen rücksichtslosen Mitteln die eifer-

süchtigen heidnischen Kasten zu greifen entschlossen sind, um aufstrebende Kastenabteilungen niederzuhalten, — ein ernstes Memento für die Mission in ihren aufopfernden Bestrebungen zur Hebung der Kastenlosen.

In Madras ist am 1. Januar 1901 ein Denkmal für den hervorragenden freischottischen Schulmissionar Dr. Miller enthüllt, dessen Kosten fast ausschließlich von seinen dankbaren Schülern bestritten sind. Schon vorher war Dr. Miller zum Ehrendoktor der Theologie und Jura ernannt, mit dem hohen Orden des „Sterns von Indien“ dekoriert und 1896 zum Moderator der freischottischen Generalsynode erwählt. Der der C.M.S. angehörige Prof. Satthianadan ist seitens der Universität Cambridge zum Doktor der Rechte ernannt, der erste Indier, dem diese Ehre zu Teil geworden ist. Zwei für Madras wichtige Ereignisse waren die südindische Missionskonferenz im Januar 1900 (Basl. M.-Mag. 1900, 237 ff.) und die Zehnjahrs-Konferenz im Dezember 1902 (A.-M.-Z. 1903, 275 ff.) auf die wir hier nicht näher eingehen, um die Rundschau nicht ungebührlich auszudehnen.

Ueberaus bedauerlich sind die Wirren in der Radschamundry Mission der am. Lutheraner (Gen. Council). Da es mir trotz aller Nachforschungen nicht gelungen ist, ein klares Bild von den letzten Gründen der Wirren und dem Charakter der am meisten beteiligten Missionare zu gewinnen, begnüge ich mich mit einem kurzen Resumé der Vorgänge. Seit längeren Jahren bestand zwischen dem Missionar H. Schmidt, dem Senior der Mission einerseits und fast allen anderen Missionaren andererseits eine so starke Spannung, daß ein friedliches Neben- und Miteinander-Arbeiten fast unmöglich war. Bereits auf mehreren Synoden in den Vereinigten Staaten (in Reading und Chicago 1899) waren diese Wirren verhandelt, aber auch die von der Generalsynode in Chicago zur Prüfung der Angelegenheit eingesetzte Kommission stellte sich auf Schmidt's Seite gegen seine Ankläger. Inzwischen waren die Missionare Mc. Cready, Kuder und Müller ausgeschieden, Holler war im Begriff zu gehen, und auch Arps hatte bereits seine Entlassung eingereicht, die Mission drohte aus den Fugen zu gehen. Da beschäftigte sich die Generalsynode zu Lima am 14. Oktober 1901 wiederum eingehend mit der heiklen Angelegenheit und ernannte eine neue Kommission von 12 unparteiischen Synodalen, denen alle vorliegenden Akten und das persönliche Zeugnis der auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionare zugänglich gemacht wurde. Zwar erklärte der Missionssekretär Dr. A. Schaeffer ausdrücklich u. z. auch noch nach den Sitzungen der Untersuchungskommission, an denen er teil hatte: „es sei nie eine Klage gegen Schmidt vorgebracht; es sei alles Lüge und Verleumdung, was man gegen ihn sage.“ Trotzdem kam die Kommission zu dem überraschenden Ergebnis, der Generalsynode vorzuschlagen, daß 1) Missionar H. Schmidt abzuberufen sei, 2) von dem bisherigen Missionskomitee die Hälfte der Mitglieder auszuscheiden haben. Auf Grund welcher Akten dieser Beschluß gefaßt ist, läßt sich nicht nachprüfen, da sie offiziell verbrannt sind; man muß sich dabei beruhigen, daß der Beschluß einstimmig gewesen ist. Daß dem Dr. H. Schmidt zu einer persönlichen oder amtlichen Verteidigung keine Gelegenheit gegeben wurde, ist uns ebenso unbegreiflich, wie daß in die neue Missionsbe-

hörde doch wieder Schmidts unerschrockener Verteidiger, der Missionssekretär Dr. A. Schaeffer gewählt ist. Ich hatte bereits bei meinem Aufenthalt in Radschamundry Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß vieles im Argen lag und die Mission einer zielbewußten Leitung entbehrte. Allein diese Wendung der Dinge hätte ich nicht erwartet. Glücklicher Weise hatte die Missionsleitung den tüchtigen und erfahrenen Dr. Harpster von der benachbarten Gantur Mission (Gen. Syn.) gewonnen, vorläufig die Leitung in Radschamundry zu übernehmen und die verworrenen Verhältnisse (z. B. betr. Eintragung der bisher auf Schmidt's Namen stehenden Ländereien auf den Namen der Mission, Neuordnung des höheren Schulwesens, Gründung eines Katechisten Seminars u. dgl.) nach Möglichkeit zu ordnen.

Die Breklumer Mission, welche am 18. Juni 1902 ihr 25jähriges Jahresfest feierte, hat zumal in ihrem Oberlande, der Udija Mission im Jeypur Lande, eine überaus erfreuliche Entwicklung aufzuweisen. Am Ende des ersten Vierteljahrhunderts hatte diese Mission 2700 Getaufte und 3091 Taufbewerber; die im Jahre 1886 gegründete Station Kotapad zählt heute 2116 Getaufte und 1600 Taufbewerber, die Station Koraput, auf der die Erstlinge 1897 getauft wurden, hat jetzt bereits 1200 Christen. Besonders unter der niederen Kaste der Dombos, einem intelligenten, regsamen Stamme, ist eine Bewegung im Gange; 9/10 der Breklumer Christen gehören zu ihnen. Um der sozialen Lage der Christen aufzuhelfen, hatte zuerst der eifrige Missionar Schulze südlich von Salur einen größeren Landkomplex in dem zerrissenen Berglande angekauft (Tumarelli, Pniel); im Koraput-Bezirke hat die Missionsleitung durch die hochherzige Gabe eines Missionsfreundes dazu in stand gesetzt, ein großes Stück Land, auf dem 8 kleine Dörfchen liegen, in Pfandbesitz genommen (das Doliambo Land); nicht weit davon hat die Mission (1903) die kleine Landschaft Bodenga mit dem Hauptdorfe Simliguda für 5000 Rupie auf 25 Jahre gepachtet. Für die Weberchristen desselben Bezirks hat die Mission neue und bessere Webstühle eingeführt; für die Aussätzigen ist nahe bei der Stadt Jeypur auf einem von dem Maharadscha geschenkten Bauplatz ein Asyl errichtet. Bedeutungsvolle Schritte vorwärts hat die Breklumer Mission getan durch die Stationsanlage in Gunipur (nordöstlich von Parvatipur, ganz im Osten des Jeypurlandes, 1901) und die geplante Stationsgründung zu Bhavanipatna, der Hauptstadt des Reiches Kalahandy, wohin sie durch den verstorbenen Arzt Dr. Harrison gerufen wurde, und in Rayaguda halbwegs dorthin, welche beide Plätze ihnen aber von den kanadischen Baptisten streitig gemacht wurden.

In Barma haben sich die amerikanischen Baptisten wieder an der Peripherie ausgedehnt durch Gründung von 3 neuen Stationen, 2 davon — Soikaw (1899) und Kjentung (1901) — unter den südlichen Schan-Stämmen im Osten von Barma; die dritte, Haka (1899) unter den Tschin auf den Arakan-Yoma östlich landeinwärts von Tschittagong. Die Christengemeinden in Verbindung mit dieser Mission sind im ganzen gleichmäßig, wenn auch in ziemlich langsamem Tempo gewachsen; sie zählten 1861: 59 369; 1871: 62 319; 1881: 69 894; 1890: 81 805; 1900: ca. 100 000 Christen (vgl. A M.Z. 1903, 538).

Großer Nachdruck wird auf die Erziehung derselben zur Selbstunterhaltung gelegt, und werden die hier erreichten Resultate in den Missionsberichten oft den indischen Christengemeinden als Vorbild vorgehalten. Bedeutungsvoll sind auch die Fortschritte auf dem Gebiete des höheren Schulwesens: die hohe Schule in Rangun ist zu einem College ausgebaut, wobei indessen die College Klassen nur von 19 Schülern besucht werden. Für die Ausbildung eines Lehrstandes bestehen jetzt in Insein bei Rangun nebeneinander zwei (theologische) Seminare, das Karenische und das Barmanische. Für die Missionsdruckerei und den Verlag wird an Stelle der alten unzureichenden, durch einen Orkan schwer beschädigten Gebäude mit einem Kostenaufwande von 30 000 Dollar ein neues, stattliches Anwesen aufgebaut. Am 23. April 1900 starb der Senior der amerikanischen baptistischen Missionare, D. Brayton, der seit 1837, also 62 Jahre lang unten in Pwo Karen gewirkt und die ganze Bibel in die Sprache dieses Stammes übersetzt und veröffentlicht hat. Die augenblicklich interessanteste Bewegung knüpft sich an den Namen Ko-san-ye's, eines Karenen, der unter seinem Volke einen bemerkenswerten Einfluß erlangt hat. Dieser Mann, weithin als „Prophet" bekannt, gab sich nach dem Tode seines Weibes einem Leben der Meditation hin. Er gewann allmählich die Stellung eines guru, religiösen Führers, und sammelte einen großen Anhang. Im Jahre 1890 wurde er mit 140 Anhängern in Rangun getauft. Obgleich er nicht lesen kann, hat er sich eine tüchtige Kenntnis der biblischen Wahrheit angeeignet. Die Heiden halten ihn für übermenschlich, doch pflegt er solche extravaganten Anschauungen nicht, sondern sieht sich nur als „Bruder" an. Er hat von dem Volke beträchtliche Geldsummen aufgebracht, welche er dazu verwandt hat, ein Christendorf zu gründen, Kapellen und Rasthäuser für die Karenen zu bauen. Er wandert umher und redet von der Liebe Gottes und vermahnt das Volk, auf ihre christlichen Lehrer zu hören. Durch seinen Einfluß ist es möglich, Zugang zu vielen Heiden zu gewinnen. Die Missionare halten die bisher in gesunden Bahnen verlaufende Bewegung für äußerst bedeutungsoll.

Die von der Leipziger Mission bediente lutherische Tamulen-Gemeinde in Rangun, in der es durch manchen Unfrieden gegangen ist, hat 1903 ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Der Landprediger David steht ihr mit Hingebung vor.

Was endlich Ceylon betrifft, so möchten wir zu den wenig erfreulichen Bemerkungen (1903 S. 538 f.) betr. der Missionsstatistik noch ein Wort über die buddhistische Gegenmission hinzufügen. „Der ganze Charakter des Buddhismus hat sich in den letzten Jahren geändert. Während früher die Masse des Volkes von ihrer Religion nichts wußte und wenig mehr als öden Teufelsdienst trieb, ist der Buddhismus heute eine Volksmacht im Gegensatz zum Christentum. Er wird in Schulen gelehrt, die mit den unsern wetteifern und gleich ihnen durch Regierungsgewalt unterstützt werden. Er macht seine Anhänger mit den landläufigen Einwänden gegen das Christentum bekannt. Er prägt seinen Jüngern nachdrücklich eine höhere Sittlichkeit ein, sie sollen nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen, nicht unkeusch sein und keine berauschenden

Getränke genießen. Er pflegt Almosen und andere leichte religiöse Übungen als Mittel, Verdienst zu erwerben. Er appelliert an den Männerstolz, aus eigener Kraft, ohne göttliche Hilfe seine Seligkeit zu verdienen. Er wird schließlich gestützt durch die Tradition des Altertums und den starken Konservatismus und die Anhänglichkeit an die alten Sitten, von der die Singhalesen beseelt sind: es gilt neuerdings bei ihnen als patriotisch, im Gegensatz gegen die abendländischen Sitten auch in Kleidung und Lebensgewohnheiten zu den Bräuchen der Alten zurückzukehren." (Madr. Dez. Cons. Rep. 243). Kein Wunder, daß diese starke Strömung der protestantischen Mission das Wasser abgräbt und ihr die ohnehin so mühsame Arbeit beträchtlich erschwert. — Im Jahre 1903 starb in Kolombo der Missionsveteran Ireland Jones von der C.M.S.; er war um das Erziehungswesen und die Bibelrevision (in singhalesisch) verdient: er hatte die Insel 1890 mit erschütterter Gesundheit verlassen, kehrte aber, obgleich hochbetagt, im Jahre 1900 dorthin zurück, um in der Missionsarbeit zu sterben. — Zur Versorgung der zahlreichen, in die Theeplantagen von Ceylon ausgewanderten lutherischen Tamulenchristen haben die Leipziger in Kolombo eine Reisepredigt-Station eingerichtet (1903).

Eine römische Berichtigung betreffs der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Soeben fällt mir das Novemberheft 1903 der „Allgemeinen Missionszeitschrift" in die Hände, worin Herr R. Grundemann „das Goanische Schisma" beschreibt und darin erzählt, wie die Päpste bei dieser Gelegenheit „große Fehler" begangen haben, sich in ihren Beziehungen mit Portugal und bei dem Abschluß von Konkordaten mit dieser Macht gewaltig geirrt, und das erhoffte Ziel nicht erlangt haben.

Viele Katholiken, und wahrscheinlich die Päpste selbst werden Herrn Grundemann in dieser seiner Meinung beistimmen, obschon er meint, daß ein katholischer Schriftsteller den Papst „nie tadeln darf", und wenn Herr Grundemann nur das gesagt hätte, könnte man schweigen.

Der Verfasser des Artikels glaubt aber darin einen Beweis gegen die Unfehlbarkeit des Papstes gefunden zu haben und schließt mitleidig seinen Artikel wie folgt: „Wir bedauern den armen Mann (Leo XIII.), der sich für unfehlbar hält, obwohl, wie hier die Erfahrung zeigt, das Drohen einer irdischen Macht genügen kann, um ihn zur Zurückziehung eines amtlichen Erlasses zu bewegen."

Weiß denn Herr Grundemann nicht, daß noch niemand behauptet hat, daß der Papst in Verwaltungssachen unfehlbar ist und der Abschluß eines Konkordates mit Portugal nur eine Verwaltungssache ist, und nichts mehr; mit Unfehlbarkeit also nichts zu tun hat?

Das allgemeine Concilium vaticanum hat im Jahre 1870 die Päpste der katholischen Kirche als unfehlbar erklärt, wenn sie ex cathedra sprechen,

d. h. wenn sie als Stellvertreter Gottes und Lehrer der ganzen Kirche eine Lehre vortragen, welche den Glauben oder die Sitten betrifft. Der Abschluß eines Konkordates mit einer weltlichen Macht hat aber mit Glauben und Sitten, insofern es sich um eine Lehre handelt, nichts gemein.

Ich hoffe, daß Sie, im Interesse der Wahrheit, die Güte haben werden, Ihren Lesern diese Berichtigung mitzuteilen; es wird vielleicht manchen interessieren und auch belehren.

Hochachtungsvollst

Acker, Prov. der Väter vom hl. Geist.

Ich muß allerdings zugeben, daß ich den Abschluß von Konkordaten, bei welchen es sich, wie dort in Indien, um das Seelenheil vieler Tausende handelte, nicht für bloße Verwaltungssache gehalten habe. Ich rechnete sie zu der ex cathedra geübten Tätigkeit des Papstes. Indem ich von der Berichtigung Kenntnis nehme, kann ich mich jedoch nicht der Auffassung entschlagen, daß der zu bedauern ist, welcher neben dem Anspruch auf Unfehlbarkeit sich vor der Drohung eines kleinen irdischen Königs zurückziehen muß.

D. R. Grundemann.

Nachschrift des Herausgebers. Ich möchte mir die Frage erlauben: Gehörten die — noch dazu sich widersprechenden — Entscheidungen der Päpste in den bekannten Akkomodationsstreitigkeiten auch zu den bloßen Verwaltungssachen?

Literatur-Bericht.

Piolet, Père J.-B., S. G., La France au Dehors. Les Missions Catholiques Francaises au XIXe. Siècle, publiées sous la direction du — avec la collaboration de toutes les Sociétés de Missions. Bd. IV—VI, Imper. 8°, je 511 S.; Paris, Armand Colin, 1902—03. à 12 fr.

Die 3 letzten Bände[1]) des großartigen Prachtwerkes, das in seiner äußeren Erscheinung etwas Bestechendes hat, bestätigen bei näherer Betrachtung das Urteil, das wir (1903 S. 249 ff.) über die drei ersten abgegeben haben. Noch deutlicher tritt hier das Bestreben hervor, dem Werke den Anschein einer wissenschaftlichen Leistung ersten Ranges zu geben. Ja das Schlußwort spricht es unverhohlen aus: „Wenn diese Geschichte nicht ein Ruhmesdenkmal für den Katholizismus wäre, würde sie immer noch ein Beitrag von seltener Bedeutung zur Wissenschaft vom Menschen sein." Was die ethnographischen Darlegungen in den das Land und die Leute behandelnden Abschnitten betrifft, so kommen sie wenig über ganz allgemeine kompendiumartige Angaben hinaus. Es werden gelegentlich Autoritäten zitiert. Aber von selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit ist nichts zu spüren. Die von verschiedenen Verfassern bearbeiteten Abschnitte sind verschieden ausgefallen. Hier und da ist wohl der Anlauf genommen, den Gegenstand in eleganter Anschaulichkeit zu behandeln, und einzelne Partien eingehender vorzuführen. Aber es bleibt

1) IV Afrika, V Ozeanien mit Madagaskar, VI Amerika.

bei Bruchstücken. Nirgends findet man eine einheitliche, gründliche Durcharbeitung, welche dem Leser eine zutreffende Bekanntschaft mit der Sache — geschweige denn eine wissenschaftliche Kenntnis vermitteln könnte. Vor allem aber vermißt man die wissenschaftliche Behandlung in den Hauptabschnitten, in denen wir die katholische Mission in ihrer geschichtlichen Entwicklung kennen lernen und einen klaren Einblick in ihren jetzigen Zustand gewinnen sollten. Meist werden uns chronikartig die Arbeiten und Leiden einzelner Missionare vorgeführt. Gelegentlich sind die Erfolge statistisch dargestellt, doch keineswegs durchgehends gleichmäßig. Dabei aber bleiben uns die Motive und die Vorgänge, unter denen sich die Umwandlung wilder Heiden in gute Katholiken vollzog, ziemlich unklar, und über den heutigen Stand der Gemeinden bleibt unsrer Phantasie meist ein weiter Spielraum offen. Hier und da werden einzelne Züge mitgeteilt, welche die jungen Gemeinden in möglichst günstigem Lichte zeigen sollen. Recht sonderbar nimmt es sich aus, wenn (VI S. 157 f.) in diesem Sinne „die wahrhaft bewundernswerte Organisation" ausführlich beschrieben wird, welche Mgr. Durieu in Britisch-Kolumbien eingeführt hat. An der Spitze jedes Dorfes steht ein Häuptling, der die äußere Ordnung zu überwachen hat. In Abwesenheit des Priesters verwarnt oder nötigenfalls bestraft er die Schuldigen. Jeden Sonntag schärft er seinen Leuten die Instruktionen des Priesters ein. — — — Hat ein junger Mensch das Unglück, die Mäßigkeitsvorschriften zu überschreiten, so muß er demütig auf den Knien öffentlich vor dem Häuptling Abbitte tun, Besserung versprechen und die festgesetzte Strafe zahlen. Ebenso müssen es die Frauen tun, wenn sie den geringsten Anstoß gegeben haben. Dazu werden alle Gehilfen eingeladen und müssen der Sünderin ihre Übertretungen, die sie sonst vielleicht vergessen könnte, in Erinnerung bringen. — — — Der Häuptling aber würde nicht alles, was vorkommt, erfahren. Darum hat er seine watchmen — das sind seine Augen; er hat seine Arme und Beine, das sind die sogenannten Soldaten, welche die Übertreter aufsuchen und die Ausführung der aufgelegten Bußübungen überwachen, — — — so daß die widerspenstigen Elemente, die sich überall finden, stets das Bewußtsein haben, überwacht zu sein.

Da haben wir also ähnliche Zustände, wie einst in Paraguay.

Zumeist aber ist auf die Verhältnisse nicht näher eingegangen. Die Hauptsache ist immer die Darstellung der Entwicklung der römischen Hierarchie. Diese recht äußerliche Geschichtsschreibung, die überall sofort als durchaus tendenziös zu erkennen ist, kann auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen.

An einigen Stellen können die Berührungen der katholischen Mission mit der protestantischen nicht umgangen werden — so besonders im V. Bande. Hier wird die Darstellung ganz parteiisch. Es werden manche alte Verleumdungen aufgewärmt. Wie wenig man sich bemüht hat dem Gegner gerecht zu werden, zeigt die große Unkenntnis der protestantischen Mission. So z. B. werden die Arbeiter des Amerik. Board als Wesleyaner und wieder als Anglikaner bezeichnet, die der Londoner M. G. als Methodisten oder Agenten der Britischen Bibelgesellschaft. Das zeigt wie mangelhaft das Quellenstudium ist, welches dieser Geschichtsschreibung zu Grunde liegt.

Die Bilder sind, wie in den ersten Bänden, an sich ganz vorzüglich,

aber zum Texte passen ihrer viele nur wie die Faust aufs Auge. Die Geschichte der Mission in Arizona z. B. wird unterbrochen durch eine alte indianische Korbflechterin, die der Dominikaner in den Vereinigten Staaten durch ein schönes Bild des Niagara-Falls, der im Texte nicht mit der geringsten Andeutung erwähnt ist. Zur Geschichte der Hawaii-Mission ist eine Darstellung der Popoifabrikation gegeben. Unter 1000 Lesern dürfte kaum einer wissen, was Popoi ist? Aus dem Text erfährt man es nicht. Dergleichen Beispiele könnte man zu Dutzenden anführen. Für den Leser, der seine Gedanken auf den Text konzentriert hat, ist solche Unterbrechung sehr unangenehm. Wenn der Text langweilig und die Bilder gut sind, wird zu leicht aus dem Lesen ein bloßes Bilderbesehen. So wird diese Art der Illustrierung geradezu eine Herabwürdigung unserer Literatur.

Dem ganzen Werke ist ein Schlußwort beigefügt von Herrn F. Brunetière, Mitglied der französischen Akademie. Es läßt an prahlerischem Ruhm für Herrn Piolet und „seine gelehrten und frommen Mitarbeiter" nichts zu wünschen übrig. Die Ausführung dreht sich um das Stichwort: „Le catholicisme c'est la France, et la France c'est le catholicisme." Die Anmaßung französischer Katholiken, die in diesem Grundgedanken des ganzen Werkes liegt, ist bereits in der Besprechung der ersten Bände beleuchtet worden — ebenso das Unrecht gegen die französischen Protestanten, die in hochherziger Weise für die evangelische Mission in den französischen Kolonien große Opfer bringen, im Verhältnis viel, viel mehr, als ihre katholischen Landsleute für die katholische. Auch die deutschen Katholiken können unmöglich jenem Losungsworte zustimmen. Aber jede nähere Betrachtung der kirchlichen Zustände in Frankreich läßt schon dasselbe als ganz unzutreffend erscheinen. Die weit überwiegende Mehrheit der Gebildeten ist antiklerikal gesinnt; und wenn sie im Auslande und in den Kolonien den Klerikalen aus politischen Gründen freie Hand lassen und sie unterstützen, so ist das für die letzteren keineswegs ein angenehmer Zustand. Jenes Losungswort ist nichts anderes, als der Ausdruck des sehnlichen Wunsches der Klerikalen, dem die Wirklichkeit in weitem Maße schroff gegenübersteht. Das Prachtwerk selbst scheint ein Mittel zu sein, jenen Wunsch seiner Erfüllung näher zu bringen. Daher bringt das Schlußwort apologetische Auseinandersetzungen, durch welche auch den antiklerikalen Landsleuten die katholische Mission als ein nationales Werk und ein Werk der Kultur — in der die große Nation bekanntlich immer an der Spitze marschiert — mundrecht gemacht werden soll. Vielleicht sind die großartigen Anstrengungen, welche dies Werk erforderte, veranlaßt durch die Gefährdung des bisher dem Katholizismus gewährten französischen Schutzes.

Frankreich war ja bisher sprichwörtlich „der Soldat der Kirche". Neuere Ereignisse wecken wohl die Befürchtung, daß das Schwert Frankreichs den Diensten des römischen Stuhls entzogen werden könnte. Es liegt nahe, die Aufgabe des tendenziösen Prachtwerkes aus diesen Verhältnissen zu erklären. Der wahren Aufgabe der Mission, wie sie uns im Missionsbefehle gezeigt ist, liegen solche Bestrebungen sehr fern.

R. Grundemann.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Joh. 12, 24. Durch Sterben zum Wirken[1]).

Von Professor D. Lütgert.

Viele Frucht! Wer unter uns hätte nicht das Verlangen, viele Frucht zu bringen? Dieser Tatendrang darf uns niemals verlassen, denn ein Menschenleben ganz ohne Frucht ist ein verlorenes Leben. Ein Christ ohne Frucht und vollends ein Theologe ohne Frucht — das ist ein Widerspruch in sich, Salz das nicht salzt. Ein Christ, ein Theologe, ein Pastor, ist entweder der allerüberflüssigste oder der allerunentbehrlichste von allen Menschen. Und das entscheidet sich darnach, ob er Frucht bringt oder nicht.

Was ist denn das: Frucht? Unser Leben kann sehr geschäftig sein, wir mögen viel gemacht, eingerichtet, gestiftet, geredet, vielleicht auch geschrieben haben, das alles ist noch keine Frucht. Früchte sind nichts geringeres als Menschen, denen wir geholfen haben, etwas zu werden, die wir dankbar gemacht haben und zwar nicht nur uns dankbar, sondern Gott unserm Vater dankbar. Zu etwas Geringerem sind wir nicht da als dazu, Menschen dankbar zu machen. Jeder Mensch, der um unsertwillen unseren Vater im Himmel preist, ist eine Frucht.

Frucht bringt man nicht für sich selbst, sondern für Gott. Als unser Herr gestorben war, da hatte er nichts organisiert, nichts gestiftet, nichts geschrieben. Er hinterließ nichts als einige Menschen, deren Lebenslauf er nach oben gewendet hatte, aber darum stand er mit unaussprechlicher Dankbarkeit vor dem Vater, der ihm sein Werk hatte gelingen lassen und ihm Frucht gegeben hatte. Als der erste große Heidenmissionar starb, da hinterließ er nicht mehr als an vielen Orten Menschen, die den Namen des Herrn anriefen, deren Lebenslauf er aus der Finsternis in das wunderbare Licht gelenkt hatte, und das war reiche Frucht. Wenn Eltern nichts weiter hinterlassen als Kinder, die nicht nur nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, sondern die, was sie auch treiben, damit nicht sich selbst dienen, sondern Gott, so hat ihr Leben reiche Frucht gebracht.

1) Biblische Ansprache auf der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen, am 9. Februar 1904.

Wie kommt man zur Fruchtbarkeit? — das ist die Frage, die mancher in sich bewegt. Schöpferische Macht ist das Vorrecht der Majestät Gottes. Nur er hat sie und nur er kann sie geben. Sie ist ein Geheimnis. Er allein kann unser Wort zur Tat, zur Macht, zum Leben machen. Und wie er das macht, das sagen uns Jesu Worte.

Er verbindet mit einander Sterben und Wirken.

Das ist die Regel, die seinen Lebenslauf regiert. Und darum regiert sie auch unseren.

Als Jesus diese Worte sprach, da umrauschte ihn der Jubel seines Volkes und auch die Heiden drängten sich an ihn. Ein berauschender Erfolg. Welch ein Anblick, der das Herz schwellen macht! Die Juden und die Griechen! Weltmission! Wie nahe lag da der Gedanke: nun geht es vorwärts, jetzt sind wir am Ziel. Die große Frucht ist da, das Volk ist gewonnen. Die Begeisterung steckt an und reißt hin. Ein scharfblickender Denker hat einmal gesagt: wer jemals eine Volksmenge hat wütend heulen hören, der muß mit einem Fuße im Himmelreich stehen, wenn sein Herz nicht beben soll. Aber ebenso richtig ist es, daß der, der sich durch den Beifall der Menge, durch ihre Begeisterung nicht betören lassen will, mit beiden Füßen im Himmelreich stehen muß. Ein Kollege hat gesagt, man merke es der Erzählung der Evangelien an, daß Jesus sich in diesen Tagen auf die Begeisterung des Volkes stütze und daß er darum hoffnungsfreudig sei. Aber weil Jesus wohl vor Gott, aber nicht vor dem Volke gezittert hat, so hat er auch wohl über Gottes Liebe, aber nicht über die Begeisterung des Volkes gejubelt. Er macht sich keine Illusionen. Freilich weiß er mit dem Machtbewußtsein des Sohnes Gottes, daß alle Leute ihm gehören und daß einst die eine Herde zum einen Hirten kommen wird. Aber die Begeisterung, die er jetzt vor sich sieht, das ist nicht die viele Frucht, die ihm sein Vater verheißen hat. Das sind Blätter aber keine Früchte. Ehe er zu der Ernte kommt, wo die Fülle der Heiden eingeht und auch Israel zu ihm bekehrt, selig wird, muß er durch den Tod hindurch. Warum das? Wenn er für sich selbst gelebt, geworben und gewirkt hätte, dann hätte er an diesem Erfolg Freude haben können. Denn diese Begeisterung hat er für sich selbst erworben. Sie gilt dem großen Wundertäter, dem mächtigen Redner oder wenn ich es einmal modern ausdrücken soll, dem genialen Menschen. Aber die Leute,

die sich darum an ihn wenden, sind noch nicht zu Gott gebracht. Erst gilt es sterben. Erst die, die vor dem Gekreuzigten knieen, nicht in jubelnder Begeisterung, sondern mit dem Gebet: all' Sünd' hast Du getragen, sonst müßten wir verzagen — erst die sind nicht nur zu Jesus, sondern durch ihn zu Gott gekommen, erst die sind darum die reiche Frucht. Reich wird auch sie sein. Alle Zungen werden bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Aus allen Völkern kommen viel tausend mal tausend. Aber sie kommen nicht mit lärmendem Beifall, sondern mit Lob Gottes. Aus dem Beifall geht es nur durch den Ruf: ans Kreuz! zur Anbetung des Vaters, der seinen Sohn gegeben hat.

Durch Sterben zum Wirken — das ist darum auch die Regel, die die Kirche regiert. Sterben und Wirken schließen sich freilich scheinbar aus. Wenn das Sterben kommt, dann kommt die Nacht, wo niemand wirken kann. Aber ein solches Sterben muß unser Wirken durchmachen, ehe es fruchtbar wird. Von Natur gehen wir ins Leben, an die Arbeit, ins Amt, mit großen Plänen nnd Illusionen. Auch in der Kirche geht das so. Was für hochfliegende Pläne tauchen immer wieder in der Kirche auf. Die Massen für das Evangelium zu gewinnen, vielleicht die sozialdemokratischen Arbeitermassen, oder die Gebildeten zu gewinnen, womöglich durch eine neue Wissenschaft, oder eine neue Erweckung zu entzünden durch eine neue Methode der Bekehrung, oder Evangelisation der Welt in dieser Generation oder wie sonst alle die Pläne heißen, die aus dem stolzen Selbstbewußtsein, aus dem ungebrochenen Kraftgefühl unseres Herzens kommen. Dagegen protestiert nun freilich die nüchterne Wirklichkeit, an der alle solche Illusionen scheitern.

Aber nicht erst an der Welt und ihrer Härte und Kälte zerfließen sie, sondern an Jesu eigenem Wort. Denn dagegen erhebt sich Jesu Wort, der weder die Massen noch die Gebildeten gewonnnen hat, weder die Juden noch die Griechen: der Jünger bringts nicht weiter als sein Meister. Aber das lernt die Kirche nicht ein für alle Mal. Jede neue Generation und jeder neue Arbeiter in Gottes Werk muß das noch einmal für sich lernen. Dann kommen nach den Tagen hoher Pläne die Tage geringer Dinge, kleiner Arbeit, großer Enttäuschungen, bescheidener Erfolge, herber Ernüchterungen und Mißerfolge. Der junge Pastor hat sichs vielleicht ganz anders gedacht, als er in sein Dorf einzog. Und nun sind die Her-

zen so verschlossen und die Bauern vielleicht so stumpfsinnig. Man versteht ihn nicht. Ebenso geht es nach der Begeisterung des Anfangs dem Missionar vielleicht oft genug. Dann tritt eine Krisis ein. Entweder der Illusion folgt die Depression. Sie kleidet sich in mancherlei Gewänder. Es kommt das Verzagen an der Arbeit oder die Bescheidung mit der Erfolglosigkeit. Man ist zufrieden mit relativen Erfolgen, mit menschlichen Leistungen, die nichts von göttlicher Kraft an sich tragen. Oder an die Stelle des Wirkens tritt das Machen. Vielleicht das Machen in der sozialen Frage, das so vielen einen Lebenszweck geben muß, wenn der wahre Erfolg, für den sie allein da sind, ausbleibt. Oder es kommt das Warten auf eine neue Ausgießung des heiligen Geistes oder auf eine neue Wissenschaft oder auf eine neue Methode, zu bekehren oder was dergleichen ungläubige Gedanken mehr sind. Oder man läßt die Dinge laufen. Die Kraft ist gebrochen, die erste Liebe ist erloschen.

Was nun? Nun ist der Punkt gekommen, von dem der Herr spricht. Wo fehlt es? Das Sterben fehlt, von dem er redet. Das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen muß sterben. Auch dieses kann sich in die verschiedensten Formen verkleiden. Wir können uns verlassen auf unsere Begabung, das ist die gröbste Form des Selbstvertrauens, oder auf unsere Orthodoxie, auf unser Luthertum, oder auf unseren Pietismus, oder auf unsere moderne Theologie, oder auf unsere Bekehrungs- und Erweckungsmethode. Das ist alles dasselbe. Wir vertrauen auf uns selbst. Und so lange wir auf uns selbst vertrauen, predigen wir auch uns selbst. Wirken wir aus uns selbst, so wirken wir für uns selbst. Wir müssen aber lernen, auf Gott vertrauen, damit die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. Wenn wir schwach sind, dann ist Gott stark. Genialität ist nicht die Kraft Gottes, mit der man eine Kirche baut. In der Glut menschlicher Eitelkeit und unter dem kalten Licht menschlicher Weisheit wächst keine Frucht für Gott. Immer dann, wenn wir das begreifen und verzichten lernen auf uns selbst und wie der erste Heidenmissionar in unserer Schwäche Gottes Kraft sehen, dann haben wir jenes Sterben erlebt, von dem hier der Herr redet. Gott selbst sorgt dafür, daß das jeder erlebt, der in seinen Dienst tritt. In wie manchem Pfarrhaus oder Missionshaus wird die Arbeit unter Seufzen getan, vielleicht in vieler Sorge und Schwachheit und man täte sie doch so gerne in ungebrochener Kraft und Frische.

Aber das geht nach der Regel, die Paulus ausspricht: Das geschah aber, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst setzten, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt. Durch das alles führt der Herr seine Diener hindurch durch das Sterben, in dem alles dreiste Selbstvertrauen zu Grunde geht. Es geht eine wahrhaftige echte Frucht von der Arbeit aus, die unter Sorgen und vielleicht unter Verzagen getan wird. Denn das ist die Schwachheit, in der Gott mächtig ist. Darum kann jeder Druck, der sich auf das Herz und das Haus legt, wenn er zum Glauben führt, zu einer mächtigen Frucht werden. Wer die Sorge kennt, nur der kennt den Glauben. Wer die Anfechtung kennt, nur der versteht es zu trösten, „damit auch wir trösten können, die da sind in allerlei Trübsal." Wer die Angst der Welt kennt, der kennt den Frieden Gottes. Mit einem Worte: wer das Sterben kennt, der ist fruchtbar zu reicher Frucht. Nach dieser Regel geht es auch in der Mission. Freilich kann man ein ungebrochenes und dreistes Selbstvertrauen in das kleinste Dorf und einen stillen Hochmut auch mit in die Mission hinausnehmen. Aber das muß man doch sagen: noch steht es so in unserer Mission, daß dort nicht viel Ehre zu holen ist und auch nicht so viel Behaglichkeit und unangefochtene Ruhe wie daheim bei uns. Wenn der Missionar die alte Welt verläßt, dann stirbt er für sie, er schwindet aus ihrem Gesichtskreis und ein großes Stück von ihr stirbt auch für ihn. Und das ist eine mächtige Hilfe zu dem Sterben, von dem hier der Herr redet. So steht es überhaupt mit der Missionsarbeit der Kirche. Ehre ist nicht viel dabei zu holen. In den Augen der Welt ist die Arbeit, die für Gott geschieht und die kein anderes Ziel hat, als Menschen zu Gott zu bringen, ohne Wert, und wir wollen ihr auch damit keinen falschen Wert geben, daß wir uns als Träger der Kultur empfehlen. Die Arbeit der Mission ist äußerlich bescheiden, der Erfolg ist verborgen, die Frucht, die vor unsere Augen tritt, ist oft klein. Aber aus dem Sterben, von dem der Herr redet, folgt die Treue im Kleinen, die Zufriedenheit mit dem verborgenen Erfolg, mit der bescheidenen Arbeit, die sich nicht sehen läßt, die große Freude an den kleinen Menschen und an den kleinen Dingen, die jeder Christ lernen muß.

Und was folgt dann? Eine arme Ernte, ein kleines Häuflein, ein paar Seelen, die gewonnen werden? O nein! Es geht auch hier nach der Regel, die sich an Jesus erfüllt hat. Ihm werden

sich alle Kniee beugen. Er hat den großen Namen erhalten, der über alle Namen ist. Er erntet die hundertfältige Frucht. So macht auch Gott aus dem bescheidenen, stillen und verborgenen Dienst, der vor der Welt keine Ehre bringt, die reiche Frucht. Er schafft sich aus so viel unscheinbarer, zersplitterter Arbeit, aus so viel Stückwerk und Flickwerk die große Gemeinde, er macht für uns selbst oft unbemerkt unser Wort zur Kraft, zum Geist und zum Leben. So geschehen in den unscheinbarsten Verhältnissen auf dem kleinsten Dorf für die Leute und auch für die Täter selbst unbemerkt die großen Taten Gottes, die ewige Bedeutung haben und mit ewigem Danke belohnt werden. Amen!

Das Werk der Pariser Mission in Madagaskar.[1])

Von Direktor Boegner in Paris.

Daß es bei dem anfänglichen Eintreten für die aufgenommene evangelische Sache nicht auf die Dauer bleiben konnte, ist schon aus dem bereits Gesagten klar geworden. Habe ich doch von der Übernahme und Zurückgabe von Schulen seitens unserer Gesellschaft berichtet. Daß wir irgend etwas von der Last des Werkes selbst übernehmen sollten, war uns von der ersten Stunde an klar; was aber dieses Etwas sein sollte, wußten wir noch nicht. Zweierlei war es, was wir im voraus für wahrscheinlich ansahen: erstens, daß wir einen Missionar oder Pastor als ständigen Vertreter der protestantischen Interessen in Madagaskar anstellen müßten, und zweitens, daß eine gut eingerichtete französische, evangelische Schule die eigentliche Befriedigung des durch die Eroberung entstandenen Bedürfnisses bilden sollte. Noch nach Ostern 1896 erhielten wir einen Brief von Krüger, der dieses Programm festhielt, obwohl damals schon ein viel umfassenderes Werk vorausgesehen werden konnte.

Aber was damals nur als eine unklare Ahnung vor uns lag, gestaltete sich in die festen Züge einer gebieterischen Pflicht, als die trübe Zeit des fahavalischen Aufstandes und die Unterdrückung des-

---

[1]) Berichtigung: Es ist zu lesen S. 131 Z. 2 v. u. statt wechselnde: wachsende; S. 132 Z. 20 v. o. statt nur: war; S. 137 Z. 3 v. u. statt und zwar: ebenso wie. S. 139 Z. 12 v. u. ist 2) einzusetzen.

selben anbrach. Dadurch wurden die Verhältnisse ganz anders und Laugas Briefe drangen je länger je entschiedener auf rasche Sendung zahlreicher Lehrer, Missionare oder Pastoren. Und als Lauga zurückkam, war der erste Schritt, den er beantragte, jene kühne Übernahme der 1200 Primärschulen der Londoner M. S., vielleicht eine Unvorsichtigkeit; aber in Gottes Händen dennoch eine Rettungstat für die Schulen. Und ein ähnliches galt, in den Augen Laugas, für die Mission selbst. Lauga war kein kaltblütiger Wahrscheinlichkeitsrechner. Mit hinreißender Kraft plädierte er in ganz Frankreich für die Sache Madagaskars, durch das besonnenere aber dennoch überzeugende Wort Krügers unterstützt. Sein Hauptthema war: eines jeden französischen Pfarrers Pflicht ist es, sich selbst zu fragen, nicht: soll ich gehn? sondern: ist es mir durch meine Verhältnisse erlaubt oder befohlen, nicht zu gehen? So entstand in unserer Kirche diese noch durch Escandes und Minaults gewaltsamen Tod gesteigerte Bewegung, welche in dem einzigen Jahre 1896 den Erfolg hatte, fünf Aussendungen mit einer Gesamtzahl von 17 Missionaren und Lehrern, oder — die Familien eingerechnet — von 45 Personen möglich zu machen. Andere Sendungen folgten und werden weiter folgen. Bis jetzt hat unsere Gesellschaft, alles eingerechnet, 79 erwachsene Männer und Frauen nach Madagaskar gesandt; wovon 5 bereits gestorben sind, 19 den Dienst der Mission verlassen haben, 12 auf Urlaub oder auf Reisen sich befinden, und 43 im aktiven Dienst unserer Mission stehen!

Schon die Zahl dieses Personals bezeugt, daß man den ersten Plan einer nur sehr beschränkten Vertretung des Protestantismus aufgeben mußte. Auch hier lautete die Frage nach unserer Aufgabe ganz anders als in der ersten Zeit. Es kam ein Augenblick, wo es nicht mehr hieß: was soll von der Arbeit der Londoner auf uns übertragen werden? sondern: „was ist es, das wir nicht übernehmen sollen?" Von einer Station nach der andern sagte man: hier muß ein französischer Missionar eintreten. Und wie schon gesagt, es kam ein Augenblick, wo das völlige Zurücktreten der Londoner in fast sicherer Aussicht stand.

So enthüllte sich vor uns eine zweite schwierige Aufgabe, die endgiltige feste Begrenzung des eigenen Werkes in Madagaskar. Was die Missionsdistrikte betrifft, hat sich diese Begrenzung eigentlich von selbst gemacht: die jetzigen Landesteile, wo das Werk am meisten

infolge der Verhältnisse zu leiden gehabt hatte, und wo das Eintreten unserer Vertreter am häufigsten stattgefunden hatte, waren auch diejenigen, welche wie von selbst in unsere Hände kamen. Wahrscheinlich ist, daß das Werk schon früher in jenen Distrikten weniger Wurzel gefaßt hatte, als in den anderen Landstrichen, vielleicht weil hier in früheren Zeiten das häufigere Eingreifen der Hova „Palast"-Kirche die normale Entwickelung des neuen Lebens getrübt und gehemmt hatte. Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1897, im November, nach Minaults und Escandes Tode, daß sich die ständige Grenze der neuen Mission herausstellte, und als die Londoner Deputation noch im selbigen Jahre eintraf, konnte sie nur die vollendete Tatsache einregistrieren.

Wie schon bemerkt, dauerte es etwas länger; ebenso war es auch mit der endgiltigen Begrenzung des Schulwerkes der beiden Missionen. Die Londoner Deputation konnte nur von dem General-Gouverneur die offizielle Bestätigung erhalten, daß prinzipiell nichts die Londoner Mission hinderte, auch Elementarschulen zu besitzen; es kam aber damals zu keiner praktischen Folge. Wie schon gesagt war es die neue, anno 1898 vorbereitete und im April 1899 eingeführte Schulordnung, die es der Londoner Mission ermöglichte, ihre Schulen wieder unter ihre eigene Leitung zu bekommen. Dies geschah für Imerina im Laufe von 1900 und für Betsileo im Mai 1901. Nur einer, der persönlich die Lage beobachten konnte, wie sie vor dieser endgiltigen Abgrenzung tatsächlich war, kann sich eine Idee davon machen, wie peinlich dieses gegenseitige Eingreifen zweier doch befreundeter Missionen sich herausstellte: die Schule unter einer Leitung, die Gemeinde unter einer anderen, und da meistens die Schule im Kirchengebäude installiert war, so war diese eigentümliche Lage entstanden: der Missionar, welcher am Sonntag als Herr und Meister des Gebäudes handeln konnte, ward am Montag von demselben mehr oder weniger ausgeschlossen. Gewiß ist die endgiltige Abgrenzung der beiden Wirkungssphären auch hinsichtlich der Schulen ein wichtiges Faktum in der Geschichte der Mission in Madagaskar, und auch in ihr ist Gottes Hand unzweideutig zu erkennen.

3) Die dritte der Pariser Missionsgesellschaft in Madagaskar gestellte Aufgabe kann ich kaum andeuten; eigentlich würde dafür ein neuer Vortrag nötig sein, um den Gegenstand zu erledigen. Die Organisaton des eigenen Werkes in Madagaskar, so würde

etwa das Thema jenes neuen Vortrages lauten. Zeit und Kraft fehlen mir, diesen Gegenstand auch nur annähernd zu erläutern. Nur zwei oder drei Punkte möchte ich vorläufig berühren.

Schon 1898, als Ende Oktober die Generalkonferenz der französischen Mission in Antananarivo ihre erste Sitzung hielt, war es ihre Hauptaufgabe, sich selbst eine Verfassung zu geben, und das eigene Werk zu organisieren. Sowohl in Schulfragen, wie bezüglich der kirchlichen Arbeit wurden für dasselbe die Grundregeln festgestellt. Eine neue Mission, und besonders eine neue auf altem Boden, und unter so verwickelten Verhältnissen entstehende Mission, kann aber nicht in einer Konferenzsitzung und auch nicht in einem Jahre ihre definitive Organisation erhalten. So hat jedes Jahr etwas an der inneren Verfassung und an der äußeren Physiognomie unseres Werkes nachgetragen werden müssen und die Folgezeit wird wohl auch noch manches daran ändern.

Es ist mir aber ein Bedürfnis, hier den Namen eines Mannes zu nennen, der sich ganz besonders unermüdlich dieser Arbeit des Unterbaus und Neubaus der verschiedenen Betriebe unseres Werkes gewidmet hat; es ist der Name des Generalsekretärs unserer Gesellschaft, meines Kollegen und Freundes Pastor Jean Bianqui, dem es Gott vor drei Jahren an das Herz gelegt hat, sich mit seiner Frau dieser Sache zu widmen. Schon vor drei Jahren ließen es die Verhältnisse in Madagaskar klar erkennen, daß wieder ein Eingreifen von daheim wünschenswert sei. Und so kam es zu der vierten außerordentlichen Deputation, welche seit 1896 von Paris aus nach Madagaskar gesandt wurde. Sämtliche Kinder unter der Obhut einer Mutter und etlicher Freunde zurücklassend, schifften sich Mr. und Madame Bianqui am 25. August 1901 in Marseille ein. Madame Bianqui ist nach 20 Monaten wieder zurückgekommen; ihr Gatte aber verweilt immer noch in Madagaskar und wird wahrscheinlich erst Ende Mai zurückkehren, falls seine Gesundheit, welche jüngst die ersten Fieberanfälle erlitten hat, es ihm erlaubt, so lange zu bleiben.

Das Werk Bianquis läßt sich nicht leicht beschreiben, obwohl man von ihm sagen kann, daß er mehr gearbeitet hat, als irgend ein anderer. Der Hauptzweck seines Aufenthalts in Madagaskar war es, vor allem die Missionsordnung zu vervollständigen, in allen ihren Teilen durchzuführen und dem ganzen Werke einen normalen,

festen Gang zu schaffen. Die Zukunft wird zeigen, wie viel in dieser Hinsicht durch Bianquis treue, unermüdliche Arbeit ausgeführt worden ist.

Von der Organisation selbst ist es unmöglich, etwas bezeichnendes zu sagen, ohne in das Detail einzugehen. Besonders das Schulsystem muß ich, leider, dahingestellt sein lassen, um so mehr als es sich gerade in einem Stadium der Veränderung und Vereinfachung befindet. Die nahe bevorstehende Aufhebung aller offiziellen Unterstützung wird zur Folge haben, daß wir das Schulprogramm nunmehr einfach und allein den Bedürfnissen des Werkes anpassen können. Das schließt natürlich keine unsrer höheren Schulen aus; nach wie vor werden wir unser so viel als möglich vollständiges Schulsystem behalten, nur hie und da vereinfacht und ohne die früheren doppelten Anstalten, wie zum Beispiel in Tananarivo, wo wir bis jetzt infolge verschiedener Methoden zwei höhere Knabenschulen und zwei höhere Töchterschulen unterhalten mußten.

Was die Kirche betrifft, so begnüge ich mich mit zwei Bemerkungen: da wir einmal ein eigenes Missionswerk besitzen, so ist es natürlich, daß wir es auch einrichten, wie es uns am besten erscheint. Unser Bemühen ist es, den von uns anerkannten Gemeinden wie auf unsern anderen Arbeitsfeldern die Vorteile des presbyterianisch-synodalen Systems zu sichern und überhaupt so viel als möglich Festigkeit und Ordnung in das Leben der Kirche einzuführen. Aber bei aller Unabhängigkeit gegenüber den anderen Missionen ist es nicht unsere Absicht, eine neue, von den jetzt bestehenden independentischen Gemeinden verschiedene Kirche zu gründen. Unsere Gemeinden vereinigen sich mit denjenigen der Londoner und der Quäker in verschiedenen regelmäßigen Versammlungen, namentlich in den oft erwähnten Isan enim Tolnie- und Isan kerin taone-Versammlungen (wörtlich: alle sechs Monate, alle Jahre), wo sich die Einheit der madagassischen Christen bewährt und bejaht. Unsere Hoffnung ist, mit Gottes Hilfe nach Kräften die große eine madagassische Kirche aufzubauen, an der auch die Norweger und sogar die Hochkirchlichen, ohne es zu wollen, arbeiten.

IV.

Die Rückwirkungen des Werkes in Madagaskar auf das Missionsleben in der Heimat.

Eine Frage, welche eigentlich wieder einer längeren Erörterung

bedürfte, denn sie umfaßt die ganze Geschichte unseres inneren Missionslebens in Frankreich in der letzten Zeit. Nur Hauptsächliches kann ich andeuten.

Zunächst die Tatsachen und die Ziffern. In den Jahren 1889—93, also vor den Ereignissen in Madagaskar, erreichte die Einnahme unserer Gesellschaft einen Durchschnitt von 400000 Frcs. In den vier letzten Jahren (1899—1903) betrug dieser Durchschnitt etwa 1200000 Frcs. Also hat sich die Einnahme der Pariser Missionsgesellschaft in der Zeit, wo Madagaskar sich der Reihe ihrer Missionsfelder anschloß, verdreifacht. Ein gleiches gilt von dem Personal der Mission. Von 1892—1903 ist die Zahl der besoldeten Arbeiter der Mission von rund 40 bis zu 120 gestiegen. Also nicht eine vorübergehende Anstrengung, welche ein plötzliches, aber nur eintägiges Wachstum hervorgebracht hätte, sondern eine zwar rasch erreichte, aber stetige Höhe der Missionstätigkeit und der Missionsfreigebigkeit. Wie kam das zustande?

Normal wäre, daß jene ungemeine Zunahme nur eine Folge einer religiösen Bewegung gewesen wäre. Zuerst die Erweckung der Seelen, und sodann die Steigerung des Missionssinnes und der Missionstat: das wäre etwa die Regel. Tatsache aber ist, daß die Verhältnisse sich ganz anders gestalteten. Was voranging, war nicht der Missionstrieb, sondern die Missionspflicht; sagen wir lieber: der Missionszwang! Die dringende Gefahr des madagassischen Protestantismus, die unumgängliche Notwendigkeit, den bedrohten Kirchen eine rettende Hand entgegenzustrecken; die schon von D. Christ in seiner Broschüre „Madagaskar, ein bedrohtes evangelisches Missionsfeld", ausgesprochene Gewißheit, daß außer dem französischen Protestantismus niemand hilfreich eintreten konnte; — aus dem allen erwuchs gleichsam ein unwiderstehlicher Marschbefehl des Heerführers, und in allen Teilen des evangelischen Frankreich wurde das Eingreifen in Madagaskar wie eine heilige Pflicht empfunden. Die Aufrufe Laugas und Krügers wirkten wie zündendes Feuer; als Minault und Escande gefallen waren, steigerte sich noch der allgemeine Aufschwung; und es kam ein Augenblick, wo ein wahrer Enthusiasmus für Madagaskar die Gemüter ergriff. Was noch nie geschehen war: Pfarrer und Lehrer, in der vollen Kraft und in dem vollen Genusse heimischer Wirksamkeit, stellten sich dem Komitee zur Verfügung. Und auch finanziell wurde geholfen; ein einziger Christ verpflichtete

sich, während mehrerer Jahre das Gehalt für fünf Missionare zu verbürgen; und derselbe schenkte uns in einem jener Jahre, für die nötigen Bauten, auf einmal eine Summe von 100000 Frcs. Ein anderer, der jährlich 500 Frcs. beisteuerte, fing an, eine dreimal so hohe Summe für Madagaskar zu geben.

Schauen wir uns diese Tatsachen etwas näher an, so kann man, soviel ich ihn selbst verstehe, den ganzen Zuwachs, den unsere Mission durch Madagaskar erfahren hat, auf folgende Weise erklären. Zunächst durch ein Zusammenwirken alter und neuer Missionsmotive. Unter den neuen Motiven verstehe ich zwei Gefühle, welche die Gemüter zum Eingreifen in Madagaskar mächtig anspornten: das Nationalgefühl und das protestantische Gefühl. Beide wirkten mächtig, besonders in der ersten Zeit.

Daß durch die Eroberung Madagaskars eine Verantwortlichkeit auf alle Franzosen kam, ist außer Frage; und daß dieses Bewußtsein auch zu der raschen und energischen Tat unserer Kirchen mitwirkte, ist ganz natürlich. Daß daneben auch hie und da der Patriotismus auf eine etwas getrübtere Weise im Interesse für Madagaskar eine Rolle gespielt hat, wird keinen Sachkundigen überraschen; solches hat man auch in der deutschen Missions-Kolonial-Bewegung bemerken können. Tatsache ist, daß es für viele Leute eine Genugtuung war, daß unsere Gesellschaft ein Werk unternahm, das entschieden den kolonialen Charakter trug; und mancher wurde eigentlich mit ihr dadurch versöhnt.

Aber auch das eigentlich protestantische Gefühl hat dazu beigetragen, die Bewegung in Schwung zu bringen. Daß eine protestantische Kirche durch den römischen Angriff in Gefahr geraten war, das brachte manche Gemüter in Bewegung, welche für reine Missionsunternehmungen keinen Sinn hatten. Es wurde an die alte Hugenottensache erinnert; für diesen und jenen wirkte auch der Gedanke, durch Eingreifen in Madagaskar die Sache einer oder der anderen unserer protestantischen Konfessionen zu fördern. Alles dies erklärt den Anteil, welchen die Pfarrer und die Kirchenräte und Synoden an der Sache nahmen. Der Protestantismus in Madagaskar steht in Gefahr! Das wirkte auch da, wo alle Not der Heiden und selbst der Missionsbefehl des Herrn wenig Anklang gefunden hatte. Und so erklärt sich, daß auch in denjenigen Kreisen Interesse für Madagaskar geweckt wurde, wo bis jetzt sogar prinzipiell keine Berührung

mit der tätigen Missionsgemeinde bestand: ich meine in den Reihen der liberalen, resp. modernen Protestanten, welche jetzt aus ihrer zurückhaltenden Stellung heraustraten und auch beisteuern wollten.

Also ist es unverkennbar, daß für das Unternehmen in Madagaskar Hilfskräfte mobil wurden, welche früher wenig teilgenommen hatten an dem Missionswerke. Aber freilich würde ihr Eingreifen völlig unzureichend gewesen sein, um die Sache in den Gang zu bringen, geschweige denn, um sie zu erhalten; weder das nationale noch das protestantische Gefühl vermochten die ganze Sache zu tragen. Denn die Hilfe, welche uns aus jenen Quellen zufloß, war zwar eine wichtige, aber im Vergleich mit der erforderlichen Leistung doch ungenügend. Und besonders was das nationale Gefühl betrifft, so erwies es sich nur zu bald, daß das weniger lautere, welches daran seinen Anteil hatte, nicht eine Kraft, sondern eine Schwäche mit sich brachte. Ist doch der Nationalismus von Haus aus bei uns von katholischen Vorurteilen unzertrennlich; und haben wir es erfahren müssen, daß sogar Protestanten, welche zuerst für Madagaskar halfen, solange sie etwas anti-englisches in dem Unternehmen sahen, sich zurückzogen, als herauskam, daß unsere Gegner nicht die fremden Missionen, sondern unsere Landsleute, die Jesuiten, waren.

So war es äußerst glücklich, ja entscheidend für das neue Werk, daß sich die alten Missionsfreunde rückhaltlos an der Sache beteiligten. Ohne sie wäre das ganze so schwierige Unternehmen rein unmöglich gewesen; und je länger je mehr stellte es sich heraus, daß neben den neuen Freunden, die Madagaskar uns zugeführt hat, und deren Hilfe nicht hoch genug zu schätzen ist, dennoch die alte Missionsgemeinde die eigentliche Trägerin der Sache bleiben wird.

Soll ich meine volle Überzeugung aussprechen, so kann ich nicht umhin, zu sagen, daß es dennoch der Glaube jener alten erprobten Missionsfreunde und deren Wortführer und Leiter in unserem Komitee ist, welcher den Schlüssel für das Problem unseres neueren Wachstums liefert, welches unserem Eintreten in Madagaskar folgte.

Sie haben den Beschluß gehört, in dem sich der Geist offenbart, in welchem das ganze Unternehmen aus Gottes Hand empfangen wurde. Da zeigt sich der feste Wille, nichts von dem eigentlichen Missionswerk dem neuen Verteidigungswerke zu opfern, und die Zuversicht, Gott sei reich genug, für beides zugleich zu sorgen. Um die Tragweite dieses Entschlusses zu berechnen, muß man sich er-

innern, daß gerade in den letzten Jahren die Gesellschaft durch Gottes Hand auf zwei neue Arbeitsfelder geführt worden war: einmal am Sambesi, wo Coillard seit 1884 an der Gründung unserer Barotse-Mission arbeitete, und dann in dem französischen Kongostaat, wo sich ebenfalls eine Mission in der Gründungsperiode befand. Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen unserer Gesellschaft öfters und mit Nachdruck der Rat gegeben wurde, die nichtkolonialen Missionsfelder aufzugeben und einer anderen, z. B. einer englischen Gesellschaft abzutreten. Solche Ratschläge der Rechnungspolitik waren uns schon lange gegeben worden; nicht zu verwundern ist, daß sie der madagassischen Sache gegenüber mit doppeltem Nachdruck erteilt wurden. Ich sehe es aber als eine göttliche Gnade an, daß es unseren Leitern gegeben ward, nicht auf solche Ratschläge einzugehen, sondern der Rechnungspolitik die Glaubenspolitik entschieden vorzuziehen, welche es als Grundsatz ansieht, nur dann einzugreifen, wenn man sich des göttlichen Willens so viel als möglich vergewissert hat, aber dann auch rüstig einzutreten und nichts fahren lassen in der festen Zuversicht, daß wenn Gott einem ein Werk auflegt, er auch die nötigen Mittel dafür verschaffen wird.

Ich weiß nicht, ob Ihnen dies etwas schwärmerisch erscheinen wird? Ich halte es für elementare Wahrheit in der Missionsarbeit, die sowohl schriftgemäß als geschichtlich begründet ist, auch in der Sache Madagaskars durch Tatsachen belegt werden kann. Unzweifelhaft ist es mir, daß nichts von dem Aufschwung, von dem wir Zeuge waren, stattgefunden hätte, wenn wir die nötigen Mittel zum Eingreifen in Madagaskar von einem einfachen Versetzen unserer Kräfte erwartet hätten, wie zum Beispiel durch das so oft geratene Abtreten der Basutomission an eine englische Gesellschaft, und das Versetzen unserer Basutolandmissionare nach Madagaskar. Abgesehen davon, daß ein derartiges freiwilliges Preisgeben eines aus den Tiefen der heiligsten Liebe geborenen Missionskindes eine moralische Unmöglichkeit ist, so würden eigentlich keine der erhofften Vorteile daraus entsprungen sein. Anstatt der gewaltigen Waffenergreifung, welche stattgefunden hat, hätten unsere Kirchen ruhig dem vermeintlichen Austausch beigewohnt, ohne eine Ahnung davon, daß der Sache eigentlich durch eine Aufopferung des eigenen Fleisches und Blutes gehörig gedient werden konnte. Aber noch mehr: wäre der *erste* Schritt unseres Unternehmens in Madagaskar eine Lossagung

von unseren gesegneten Werken in Basutoland und am Sambesi gewesen, so hätten wir augenblicklich die so herzliche Hilfe derjenigen Missionsfreunde verloren, die zwar dem französisch sprechenden Protestantismus angehören, aber nicht zu Frankreich selbst; ich meine besonders die Schweizer und die Waldenser. Gottes Gnade schenkte es uns damals, dasjenige Verhalten zu bewahren, welches alle die alten Kräfte eng um uns geschart zusammenhalten konnte, und dennoch den neuen Hilfstruppen das nötige Vertrauen einflößen sollte. Und so kommt im letzten Grunde Gott allein die Ehre im ganzen Wachstum unseres Werkes zu, da doch der Glaube ein Eingehen in Gottes Handeln ist und die größten göttlichen Arbeiter am Werke des Herrn sich durch jene „wunderbare Passivität“ auszeichnen, die Kramer als einen charakteristischen Zug in August Hermann Franckes Leben hervorhebt.

Wenn ich zum Schluß dieses Berichtes noch einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es dieser, daß Sie den Herrn bitten möchten, er wolle uns auf diesem Grunde des Vertrauens und des Gehorsams immer mehr feststehen lassen. Unter dieser Bedingung, und allein unter dieser Bedingung, wird unsere Gesellschaft die Krisis siegreich durchmachen, die mit der Aufnahme Madagaskars in ihrem Wirkungskreise eingetreten ist. Denn das hat man meinen Ausführungen wohl entnehmen können, daß wir seit einigen Jahren eine Krisis durchmachen. Noch ist, was die äußere Orientierung betrifft, der Gegensatz zwischen kolonialen und nichtkolonialen Missionsfeldern nicht völlig überwunden, und daß daraus eine Spannung und eine Schwäche entsteht, ist leicht zu begreifen. Was die Missionsgemeinde betrifft, so sind die neueren Missionsfreunde, von denen mancher noch jüngst sich als Gegner der Sache zeigte, noch immer nicht alle assimiliert, und das Verhältnis zu diesen kritischen Mitarbeitern hat oft etwas lähmendes. Was die Geldmittel angeht, so hat doch der jährliche Kampf darum, das Defizit zu vermeiden, etwas abnormes. Bis jetzt sind wir jährlich nur dank eines wahren Wunders gerettet worden; und hätten nicht Freunde von außen und von innen gewaltig eingegriffen, so würde die endgiltige Errettung nicht stattgefunden haben. Es ist noch eine ganz vereinzelte Tatsache, daß ein Freund vor einigen Tagen an mich schrieb:

„Ich erbitte mir den Scheck von 700 Frcs., den ich gestern schickte, zurück; Sie werden sofort einen anderen von 3000 Frcs. bekommen. Ich habe mich

nämlich entschlossen, sogleich die Summe als gewöhnlichen Beitrag hinzuzufügen, die ich in früheren Jahren im letzten Augenblick als außergewöhnliche Gabe schickte."

Diese Überzeugung, daß jetzt aus dem Außerordentlichen das Gewöhnliche, das Ständige werden muß, ist noch sehr vereinzelt, und auch heute, trotz aller Mühe, um die Missionsangelegenheiten zu regeln, sehen wir uns kaum 7 Wochen vor dem Jahresschluß in der Lage, daß uns noch beinahe 700000 Frcs., das heißt fast $^3/_4$ unserer Einnahmen fehlen! Selbst die innere Verfassung unseres Organismus befindet sich in einem Stadium des Werdens und der nicht immer gleichen Umgestaltung. Das Verlangen nach Berührung mit den Missionsfreunden hat die Einrichtung zu einer zweijährigen Zentral-Konferenz der Missionshilfsvereine hervorgerufen, welche, wie alles Neue, auch Schwierigkeiten mit sich bringt, und auch die Erweiterung des leitenden Personals hat in mancher Hinsicht Fragen aufgestellt, zumal da wir uns infolge der Verhältnisse schon Jahre lang mit provisorischen Einrichtungen begnügen müssen.

Aber alle jene Schwierigkeiten, welche mittelbar oder unmittelbar aus der Madagaskar-Frage entstanden sind, drängen uns immer wieder, uns zuerst an Gott, sodann aber auch an sein Volk zu wenden, um von Gott durch sein Volk die Lösung zu erhalten. Die einzige Lösung für das immer wieder auftauchende Problem unserer Fortdauer und Fortentwickelung scheint uns je länger umso mehr die völlige Hingabe des Volkes Gottes an den Dienst seiner Sache, sowohl in der äußeren als in der inneren Mission. Unser Streben geht jetzt dahin, einerseits die einfachsten Leute durch ein neues Missionsblatt zu erreichen[1]) und die Missionsfreunde in kleine Gemeinschaften zu gruppieren, anderseits die schon Interessierten durch Erweckung und Konsekration gleichsam von neuem zu gewinnen.[2])

Und so wirkt die Mission zur Belebung der Kirche, und auch zur Befähigung dieser Kirche für die große Pflicht, die sie in der Heimat auszuführen hat. Wie die Verhältnisse für die Erfüllung dieser Pflicht sich heute gestalten, wissen Sie. Nie hat das Evangelium seit Jahrhunderten in Frankreich einen so freien Lauf gehabt;

1) Ist seit 1904 erschienen: L'ami des missions. Im Auslande für 2 Frcs. zu beziehen. D. H.

2) Cf. das sehr empfehlenswerte Schriftchen des Verfassers: Missions et Consécration Paris. 1903. D. H.

nie hat die Stimme des Protestantismus seit den Tagen der Revolution sich so laut erheben können; nie ist in der römischen Kirche so viel von einer möglichen Lockerung der Bande und von einer Aufstellung von Lebensfragen zu bemerken gewesen.

Möge Gott es zulassen, daß unsere durch ihren Dienst in der Mission und auch in Madagaskar gestärkte evangelische Kirche sowohl für die heidnische Welt als für das katholische und wieder entchristlichte Frankreich ein gesegnetes Gnadenwerkzeug werde!

Eine Erweckung auf Madagaskar.

Von Pastor Kopp in Kuhsdorf.

Unter den verschiedenen Arbeitsfeldern der norwegischen Missionsgesellschaft ist das Inland von Madagaskar bei weitem das bedeutendste. Abgesehen von der Hauptstadt Antananarivo, wo von ihr eigentliche Missionsarbeit nicht getrieben wird, und drei Stationen im Baralande gilt die Arbeit der Norweger dem Stamm der Betsileo, deren Land jetzt in drei nach ihren Hauptstädten benannte Provinzen Betafo (Norden), Ambositra (Mitte), Fianarantsoa (Süden) zerfällt. Die Betsileo werden von den Howa mit einer gewissen Geringschätzung angesehen, es mangelt ihnen auch nach dem Urteil eines französischen Missionars[1]) an Entschlossenheit und geistiger Regsamkeit, man merkt ihnen die lange Zeit der Knechtschaft an; aber er fügt als Meinung erfahrener Kenner des Volkes an, daß der Betsileo, der von Gottes Gnade erfaßt und Christ geworden ist, eine Festigkeit zeigt, wie man sie im selben Grade bei den andern Stämmen nicht findet. Nach andern (Sibree) sind sie zwar unaufrichtig und streitsüchtig, stehen aber doch moralisch höher als die Howa, und es kennzeichnet sie starker Gemeinsinn, lebhaftes Familiengefühl und große Gastfreiheit.

Die Norweger gründeten dort 1867 ihre erste Station in Betafo, und das Werk dehnte sich bald mächtig aus. Der Übertritt der Königin Ranavalona II. zum Christentum 1868 blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Bald entstand eine dichte Kette von Stationen in Nordbetsileo, aber auch über Süd- und Mittelbetsileo dehnten sich die Norweger (hier als Nachbarn der Londoner) aus und haben jetzt

1) Journ. d. Miss. 1903. I. 292.

14 Stationen, an die sich nicht weniger als 790 Einzelgemeinden angliedern mit 56 473 Christen.[1]) Von Anfang an waren die Gemeinden der Norweger fester gefügt und besser geordnet als die mit der Howa-Staatskirche verbundenen Massengemeinden der Londoner. Ganz anders als dort behielten hier die Missionare die Oberleitung in der Hand; vor allem ließen sie sich die Bildung eines tüchtigen eingeborenen Pastorenstandes angelegen sein, was die Londoner auf dem platten Lande nur allzusehr versäumten. Nicht verhindern konnten sie freilich, daß auch bei ihnen viel Namenchristentum herrschte, dem die Missionare durch Einrichtung von Wochengottesdiensten, Sonntagsschulen, Gründung von Vereinen u. s. w. nach Kräften entgegenzuwirken suchten. Das Howareich endete ruhmlos im Kriege gegen Frankreich. Der Sturz des evangelischen Königtums verursachte den Norwegern nur wenig Schaden. Doch der in den unruhigen Zeiten ausbrechende Fahavalo-Aufstand, eine Reaktion des sich mächtig regenden madagassischen Heidentums gegen alle Europäer und das Christentum richtete arge Verwüstungen an. Mit tiefem Schmerze sahen die Missionare ganze Gemeinden abfallen. So manche ihrer „Christen" beteiligten sich an der schrecklichen Belagerung, die die Station Sirabe 1897 auszuhalten hatte, bei der das mit der Station verbundene Aussätzigendorf zerstört wurde. So manche Kirche in Nordbetsileo ging in Flammen auf. Eine verhängnisvolle Folge des Aufstandes war die Ersetzung des protestantischen Generalgouverneurs Laroche durch den Katholiken Gallieni, der freilich durch sein tatkräftiges Eingreifen den Aufstand bald erstickte, aber den Jesuiten in ihrer Protestantenverfolgung damals freie Hand ließ. Die Londoner Mission erlitt hierdurch bekanntlich die schlimmsten Verluste, doch auch bei den Norwegern sah es traurig genug aus. Das äußerste wurde hauptsächlich durch das tatkräftige und aufopfernde Eingreifen der französischen Protestanten abgewandt. Nach und nach füllten sich die Lücken wieder, die Verluste der Norweger wurden bald wieder eingebracht, der Jahresbericht von 1898 zählt schon wieder 46 230 als Gesamtbestand des Inlandes; aber mit Schrecken sahen die norwegischen Missionare, wie wenig gefestigt gegen solche Stürme doch noch die Mehrzahl ihrer Christen war, und ersehnten und erflehten eine innere Belebung und Erneuerung ihrer Gemeinden.

Da begann im Jahre 1900 eine Erweckungsbewegung um sich

---

1) Siehe Jahresbericht 1902.

zu greifen, die sich schon längere Zeit vorbereitet hatte, nun aber aus ihrer Verborgenheit hervortrat und bald die Blicke aller Beteiligten mit Freude, aber auch mit einiger Besorgnis auf sich zog.

Ambatoreny (Stein der Mutter), ein Dörfchen in Südbetsileo, zur Station Soatanana gehörig, ist der Herd der Bewegung. Hier hatte sich als eine Frucht langer Bemühungen des Missionars Meeg ein Häuflein treuer Beter und Bibelleser gebildet, dessen Mittelpunkt ein alter Bauer namens Rainisoalambo war. Über seine Persönlichkeit und äußeren Lebensschicksale wissen die Berichte wenig zu sagen. Er hatte — nichts seltenes bei den madagassischen Christen — Gesichte und Träume; bald erschien ihm der Erzengel Gabriel, bald die vier Evangelisten, auf deren Aufforderung er „sein Haus zum Bethause machte und es auf den Felsen baute.“ Die ihm zuteil gewordenen „Offenbarungen“ hielten sich übrigens streng an die heilige Schrift Neuen Testaments. Mit seinem Gebetseifer und innigen Glauben gewann der Greis bald die erst widerstrebenden Nachbarn, die von ihm mit heiliger Begeisterung erfüllt wurden. Selbst Evangelisten und Pastoren saßen zu seinen Füßen. Gewisse Herrenworte waren es, die für diese Erweckten in den Vordergrund traten, ihre Gedanken beherrschten und der Bewegung ihren Stempel aufdrückten,[1]) die Worte vom Kommen Jesu zum Gericht, das neue Gebot der Liebe (Joh. 13, 34 f.), die Gebetsverheißungen (Joh. 15, 7 und 16, 23) und die den Aposteln gegebene Zusage wunderbarer Heilungen (Mark. 16, 17 f.). Sie nannten sich Mpianatry ny Tompo „Jünger des Herrn.“ Rainisoalambo selbst blieb in der Stille, für Fernerstehende trat seine Persönlichkeit so sehr zurück, daß ein in Stavanger gehaltener Vortrag des Missionarssekretärs Dahle im Dezember 1900[2]) nicht ihn, sondern Rainitiaray als die Seele der Bewegung nennt. Dieser, übrigens auch ein einfacher Laie, war es nämlich, der die Bewegung weitertrug, der erste der „Apostel“, wie sich nun diejenigen nannten, die sich unter Gebet und Handauflegung von Rainisoalambo hinaussenden ließen.

Zunächst verbreitete sich die Erweckung über die Gemeinden in Südbetsileo. Rainitiarays schlichte, aus dem Herzen kommende Worte fanden überall Eingang, um so mehr als er eben kein Missionar oder Pastor war. Was aber besonders die allgemeine Auf-

1) Norsk Miss. Tidende 1900 S. 417 f., 1901 S. 9 ff.
2) A. a O. 1900. S. 442 ff.

merksamkeit erregte und überall begeisterte Anhänger der „Apostel" schuf, war die Kunde von wunderbaren Heilungen. Im Vertrauen auf Jesu Wort Mark. 16, 18 habe man, so heißt es, zuerst gewagt, auf einen Aussätzigen die Hände zu legen, und er sei genesen; bald seien auch Taube und Stumme durch Handauflegung geheilt worden. Um die Mitte des Jahres 1900 ließ ein eingeborener Pastor im Bezirk der Station Soavina in Nordbetsileo Rainisoalambo bitten,[1]) zu ihm zu kommen und die Hand auf ihn zu legen, daß er gesund würde. Da machte sich Rainitiaray mit zwei andern Aposteln, Radaniela und Rapetera, alle drei von ihren Frauen begleitet, auf den Weg. Unterwegs redeten sie zu den Leuten, die in Mengen zusammenströmten. Sie waren noch nicht bis Soavina gekommen, als der Beamte von Sirabe sie gefangen nehmen ließ, weil er eine Beunruhigung der Bevölkerung fürchtete. Dies Märtyrertum war natürlich nur geeignet, den Ruhm der „Apostel", die sich geduldig abführen ließen, zu erhöhen. Von Sirabe nach der Provinzialhauptstadt Betaso gebracht, wurden sie, weil sie keinen Paß hatten, zu einer Geldstrafe von 5 Frcs. verurteilt und aus Nordbetsileo verwiesen. Von Tausenden umgeben, kehrten sie zurück, um in Talavia an der Grenze von Mittelbetsileo (Ambositra) Halt zu machen. Jener kranke Pastor, der sie hatte rufen lassen, ließ sich trotz seiner großen Schwäche zu ihnen tragen und ward gesund. Drei Wochen blieben sie hier, selbst aus Imerina strömten die Leute herbei. Jeden Tag fanden mehrere Versammlungen statt, das Haus faßte die Menge nicht. Von mannigfachen Heilungen wird hier berichtet. Ein eingeborener Arzt, Dr. Salomon, der, obwohl getauft, dem Christentum kühl gegenüberstand, ward selbst ein begeisterter „Jünger des Herrn." In einem Briefe[2]) verbürgt er sich für drei Fälle von Heilungen, einer unterleibskranken Frau, eines Mannes mit einer Lähmung im linken Arm und eines andern mit tuberkulösem Aussatz, bei dem sich nach der Handauflegung auf dem ganzen Körper Knoten bildeten, die nach Absonderung von blutigem Eiter vertrockneten. Bei den sonst berichteten Heilungen vermißt man die Augenzeugenschaft eines Missionars, manche Heilungen werden auch als nur vorübergehend erwähnt. Starke seelische Erregung hat gewiß viel zu manchen „Heilungen" beigetragen. Wieweit die hoch=

1) A. a. O. 1901. S. 11 f.
2) A. a. O. 1901. S. 182.

gespannten Erwartungen gingen, ersieht man daraus, daß einer der „Apostel" in einem Briefe ausdrücklich erwähnt, daß Tote bisher nicht auferweckt seien.

Ganz allgemein wird den Erweckungspredigern das Zeugnis ausgestellt, daß ihre Predigten einfältig, herzlich und ergreifend waren. Gern legten sie ihren Ansprachen das Wort Eph, 4, 25 „Leget die Lügen ab", zugrunde; unter „Lügen" verstanden sie dabei nicht bloß die madagassische Lieblingssünde, die Unwahrheit zu sagen, sondern allen Trug des Bösen, alles ungöttliche Wesen, allen Götzendienst und Aberglauben.

Als auch hier schließlich die Obrigkeit ihr Bleiben nicht länger duldete, kehrten sie in ihre Heimat zurück; vorher aber richteten sie an die Erweckten einen Brief, der die herrschenden Grundgedanken der Erweckungsbewegung hervortreten läßt.

In Jesu Namen. Amen.

Rainitiaray und Radaniela und Rapetera grüßen die Jünger des Herrn in Betafo und in den dazu gehörigen Gemeinden.

Freunde Christi! Obwohl wir viele sind, sind wir doch eins im Herrn, denn ein Geist arbeitet in uns und entzündet das Feuer der Liebe, auf daß wir das höchste Gebot der Liebe erfüllen, von dem der Herr gesagt hat, daß man daran seine Jünger erkennen soll. Darum bitten wir Euch, festzuhalten und von ganzem Herzen zu suchen die kostbare Perle, die Jesus Christus seinen Jüngern gab, um sich damit in dieser Welt zu schmücken, die Liebe. Wollt Ihr wissen, wie sie aussieht, so sehet auf unsern Herrn Jesum Christum. Nachgiebig, geduldig sein, sich selbst erniedrigen, nicht neidisch sein, nicht großsprechen, nicht gleich beleidigt sein, nicht schwatzen, nicht lügen, nicht betrügen, keinen Gefallen am Bösen haben. Dies und was sonst derart ist, fand man an unserem Herrn Jesu Christo, der die vollkommene Liebe hatte.

So wir also seine Jünger sind, so müssen wir tun lernen, wie er tat. Zu dem, was nicht mit seinem Tun übereinstimmt, müßt Ihr Nein sagen; denn das ist des Teufels Lehre.

Im übrigen müßt Ihr wissen, daß der Herr nahe ist. Laßt darum Euren Sinn nicht hangen an der leiblichen Krankheit, sondern denkt wohl darüber nach, wie die Krankheit der Seele geheilt werde, damit Sein Tag nicht überraschend über uns komme. Wisset auch, daß Sein Königreich schon unter uns gegründet ist, unsere Augen haben es gesehen, unsere Ohren haben es gehört, unsere Hände haben es gefühlt!

Brüder und Schwestern! Um Euretwillen haben wir Tag und Nacht keine Müdigkeit kennen wollen, haben Afterreden, Scheltworte und Verfolgungen erduldet, sind als gefährliche Menschen vertrieben worden. Alles das haben wir vergebens erlitten, wenn das Wort, das wir Euch verkündigt haben, keine Frucht für den Herrn trägt und nicht einen neuen Sinn, ein neues Leben, einen neuen Wandel hervorbringt.

Unseres Herrn Jesu Christi Gnade und Friede sei mit Euch. Amen.

Für Geförderte hatten Rainitiaray und seine Begleiter besondere Unterweisungen abgehalten, in denen die Schriftstellen von der Bruderliebe, der rechten Bekehrung, der Teufelaustreibung, Gebetsheilung und von baldiger Wiederkunft Jesu behandelt wurden. Diejenigen, die geeignet und bereit erfunden wurden, ihre bisherige Lebensstellung aufzugeben und überallhin zu gehen, wohin sie gerufen würden, hießen Apostel; diejenigen, die in ihrem Wohnort bleiben und die Erweckten pflegen sollten, wurden als Hirten eingesetzt.

Bis nach der Landeshauptstadt Antananarivo drang die Bewegung. Der Lehrer Ramarjauna, ein ernstgesinnter und hervorragend tüchtiger Mann, vernahm von der Bewegung, hielt in der kleinen Gemeinde der Norweger Gebetsversammlungen und bat im Anfang des Jahres 1901[1]) Rainitiaray zu kommen. Aber die fünf Apostel, die daraufhin sich aufmachten, wurden bereits südlich von der Hauptstadt gefangen genommen, weil sie „Aufläufe veranstalteten", d. h. sie hatten in einem Hause eine Betstunde abgehalten und sich dann zur Ruhe begeben; aber trotz der verschlossenen Türen und Fenster sammelte sich eine große Menschenmenge vor dem Hause an. Für dies Vergehen wurden sie jeder zu 100 Frcs. Geldbuße verurteilt. Drei von ihnen wurden sofort von Verwandten ausgelöst — für die beiden andern waren auch bald die 200 Frcs. aufgebracht — und hielten dann in der den Norwegern gehörigen Schule Versammlungen, deren Verlauf eine eingeborene Lehrerin mit Begeisterung schildert. Auch von andern Gemeinden der Hauptstadt waren viele herbeigekommen. Einige brachten Kranke in der Hoffnung, daß die Apostel sie heilen würden; aber sie taten es nicht, da die Obrigkeit ihnen gedroht hatte, sie nach Bourbon zu verbannen, wenn sie öffentlich predigen oder heilen würden. Eine Menge Menschen hatte sich vor dem Hause angesammelt, um die wunderbaren Männer zu sehen. Sie warteten von 4 Uhr nachmittags bis Mitternacht; aber die „Apostel" flüchteten auf den Hausboden. Die Schreiberin (der Brief ist an Dr. Borchgrevink, den Vorsteher der Inlandsmission und seine Frau gerichtet) ist selbst ganz ergriffen:

„Es ist erfreulich, diese Bewegung des Geistes um uns zu sehen. Eine kleine Erstlingsfrucht beginnt sich schon hier in der Stadt in unserer Gemeinde in Ambatovinaky zu zeigen. Es ist ein „Verein der jungen Christen" gebildet.

1) a. a. O. 1901. S. 156. 187 f.

Wir sind nun 67 an der Zahl; wir wollen uns einander ermuntern, uns dem Herrn zu seinem Dienst zu geben, und miteinander beten. Nun ist die Zeit der Heimsuchung für unser Volk. Viele sind hier, die lebendig geworden sind; wir danken Gott in unserm innersten Herzen, daß wir durch seine Gnade diesen großen Gnadentag erlebt haben. Das Wort, das uns vornehmlich in dieser Zeit verkündet wird, ist dasselbe Wort, das Du uns jeden Tag ans Herz legtest, liebe Mama, das Wort von der Liebe. Es ist, als ob die, die sich jetzt dem Herrn übergeben haben, nur danach dürsten, Jesu Gebot der Liebe zu erfüllen."

Etwa um dieselbe Zeit hielt der englische Arzt Dr. Peake in einem Dorf bei Fianarantsoa (Südbetsileo) Erbauungsversammlungen, zu denen er die „Jünger des Herrn" eingeladen hatte[1]). Das Gerücht von ihren Reden und Heilungen erweckte in der Stadt den Wunsch, sie auch dort zu hören. Die Kirche war gedrängt voll, ergriffen lauschte das Volk den Erweckungspredigern, obwohl es gerade Markttag war, wo sonst kein Mensch Zeit hatte, in die Kirche zu gehen. Die Obrigkeit fürchtete auch hier Unruhen und wies die Fremden aus der Stadt. Gehorsam gingen sie, in Trupps aufgelöst, singend und betend. Selbst durch die Nacht hörte man den stillen Gesang. Auch Rainisoalambo war unter ihnen.

So hatte in weniger denn Jahresfrist die Bewegung das ganze Betsileoland und selbst einen Teil des Howalandes, Imerina, ergriffen, auch die Gemeinden der Londoner und Pariser, ja sogar Katholiken wurden mit hineingezogen. Wunderbar, wie trotzdem Rainisoalambo das Haupt blieb, wie in seiner Hand sich alle Fäden vereinten. Die „Apostel" sandten schriftliche Berichte an ihn und den Missionar Meeg, der mit Rat soviel wie möglich eingriff. Einen solchen Brief enthält das Februarheft der Norsk. Miss. Tid. 1902, datiert aus Molaho, 13. November 1901.

An Rainisoalambo und Meeg, Soatanana;

Wir schreiben Euch von hier. Als wir Soavina verließen, gingen wir nach Ambohimasina (der nördlichsten der norwegischen Stationen). Am 7. November kam der Europäer, der den Distrikt leitet, und fragte: „Wo ist der Apostel?" Und Rainitiaray antwortete: „Hier bin ich." „Wo sind die anderen", fragte er, „ich habe gehört, daß es 10 wären?" „Es sind keine anderen da als ich", antwortete Rainitiaray. Da sagte er: „Komm mit, denn ihr sollt ins Gefängnis!" Wir folgten ihm, und wir waren 8 Männer und 3 Weiber. Und als wir nach Imanakavaly kamen, wo viele Aussätzige waren, sagte er: „Heilt diese augenblicklich! Wenn ihr sie nicht heilt, so geht ihr mit Lügen um und kein Gott ist bei euch." Rainitiaray antwortete: „Wir

1) a. a. O. 1901. S. 189 ff.

zwingen Gott nicht; tu mit mir, was du willst." Da begann er uns zu verfluchen und zu verhöhnen. Als er es eine Weile so getrieben hatte, sagte er: „Euer Gott scheut die Sonne, wo ist euer Karatra (Ausweispapier)?" Nachdem er es untersucht hatte, sagte er: „Geht nach Hause nach Betsileo und tut hier keine Wunder bei uns! Ich höre, daß ihr törichte Leute weise macht und Lahme aufrichtet, aber ihr seht mir nach nichts anderem aus, als einfache Maurer und Wegearbeiter, und ihr wollt Wunder tun? Packt euch heim nach Betsileo, zu den dummen Leuten da!"

Endlich gingen wir weg. Wir beide wandten uns zurück und kamen hierher nach Imalaho und wissen nicht, wie lange wir hier bleiben oder wohin er uns führen wird. Petera und, die mit ihm sind, sind in Bonizongo (Landschaft westlich von Antananarivo). Josefa und Rainivela in Imauzorano. M. Delord (von der Pariser M.-G.) in Ambatomanga (in der Nähe von Antananarivo) hat uns gebeten zu kommen, und John und Ramajaon sind dorthin gegangen. Joela verließ uns, als wir in Fisakana (Nordbetsileo) waren, und wir haben ihn seitdem nicht gesehen. Betet für uns!

Der Herr zeigte eines Tages seine Herrlichkeit. Ein Blinder erhielt sein Gesicht, und Lahme wurden aufgerichtet. Betet für uns!

Das Volk hier dürstet nach Gottes Wort, aber wir sind so wenig. M. Paul in Anasibe schickte nach uns, aber wir haben keinen zu senden, und wir selbst können nicht dorthin gehen.

Vom Zustand der Jünger hier wollen wir etwas schreiben; denn der Herr hat uns nicht verlassen. Das Volk in Ambohimalaza (östlich von Antananarivo) hatte auf uns gewartet und als wir kamen, begleiteten uns viele zur Stadt. Und wir waren einige Tage bei ihnen. und als wir nach Soavina gingen, folgten sie uns, ebenso wie nach Ambohimasina und nach allen Orten. Und nicht bloß diese, sondern viele längs des Weges gingen mit und wollten sich nicht von uns trennen. Einige wollen uns so weit wie nach Soatanana folgen, ehe sie zurückkehrten. Sie waren auch willig, mit uns ins Gefängnis zu gehen.

Betet für uns, daß wir mögen bewahrt bleiben in Demut! Lebt wohl! Das sagen Rainitiaraly und Jeremiasy.

Von der Art, wie Rainisoalambo mit seinen Schülern umging, gibt Missionar Rustad in Sirabe ein anschauliches Bild[1]). Ein Mann, der über einen Monat in Soatanana gewesen war, erzählte:

„Wir waren ungefähr 150 Schüler. Als wir eines Morgens versammelt waren, kam Rainisoalambo mit seiner Bibel. Die Stelle, die er uns an dem Tage auslegen wollte, war Joh. 13, 34. 35. Er las die Verse uns einigemale vor und sagte dann: Nun könnt ihr gehen; kommt in 3 Tagen wieder. In diesen Tagen gab er genau acht auf unser Benehmen; als wir zur festgesetzten Zeit wieder versammelt waren, trat er zu mehreren von meinen Genossen und sagte: Ihr könnt wieder nach Hause gehen; denn ihr habt durch euer liebloses Betragen in diesen drei Tagen gezeigt, daß ihr das Wort nicht

1) a. a. O. 1901. S. 415.

verstanden habt, welches ich euch vorlas. Ihr könnt meine Schüler nicht sein. — Die Stelle, die er an dem Tage vorlas, war Offenb. 3, 10 (Dieweil du hast bewahret das Wort meiner Geduld . . .). Darauf konnten wir wieder gehen. Am ersten Tage gab er uns ein wenig zu essen, am folgenden schickte er uns aufs Feld, um mit unsern Spaten zu arbeiten, und diejenigen unter uns, die sich damit entschuldigten, daß sie an solche Arbeit nicht gewöhnt oder daß sie krank wären, schickte er nach Hause mit dem Bescheid, daß sie seine Schüler nicht sein könnten."

Aus dem bisherigen erhellt, daß es eine reine Laienbewegung war, wenn auch eine größere Zahl der eingeborenen Pastoren in enge Beziehung zu ihr, zum Teil selbst tätig in die Bewegung eintraten. Missionar Meeg in Soatanana war keineswegs der Leiter, sondern höchstens ein Berater des Leiters ohne entscheidenden Einfluß. Die norwegischen Missionare waren besonnen genug, sich durch diese Vernachlässigung ihres Amtes nicht von vornherein gegen die Bewegung einnehmen zu lassen, sondern gedachten daran, daß die für das christliche Leben Norwegens so segensreiche Erweckungsbewegung des Niels Hauge († 1824) ebenfalls eine Laienbewegung gewesen war. In diesem Hervortreten des Laienelements lag gerade ein gut Teil der Stärke der Bewegung, denn gerade der Umstand, daß es ungelehrte Leute und Laien waren, die die von den Trägern des Amts, Missionaren und Pastoren, vorgetragenen Heilstatsachen als persönliches Erlebnis vertraten, machte den tiefsten Eindruck, und es schien, als wenn nun erst das den Madagassen gebrachte Christentum wirklich angeeignetes Besitztum der Gemeinden geworden sei. Rainitiaray, der hervorragendste der „Apostel", war keineswegs ein hervorragender, sondern ein „ziemlich dürftiger" Redner — gleich Niels Hauge! — er war ein durchaus schlichter Mann ohne die bei den Madagassen so beliebten hochtönenden Phrasen, aber seine Überzeugungstreue, seine Opferwilligkeit, mit der er alles dahintengelassen hatte um des Herrn willen, und nicht zum wenigsten die ihm widerfahrenen Verfolgungen gewannen ihm die Herzen; und von den andern Aposteln galt, wenn auch vielleicht in geringerem Maße, dasselbe.

Was aber die Stärke der Bewegung auf der einen Seite ausmachte, bedingte auf der andern auch ihre Schwäche. Von Laien darf man keine Kenntnis der biblischen neutestamentlichen Theologie und der Kirchengeschichte erwarten. Für sie war Madagaskar die Welt, und die 18 Jahrhunderte der christlichen Kirche waren für sie nicht vorhanden. Sie knüpften unmittelbar an Himmelfahrt und

Pfingsten an und wandten kritiklos einzelne Herrenworte auf die Gegenwart an. Die Betonung des „neuen Gebots der Liebe" (und das dadurch bedingte Vorherrschen der echtchristlichen Ethik) war doch gewissermaßen nur ein glücklicher Griff oder vielmehr ein Zeichen der lauteren Gesinnung der Träger der Bewegung und die Gewähr für ihre Gesundheit; harmlos mochte immerhin noch der Apostelname sein, den übrigens einige auf Wunsch der Missionare in „Sendboten des Herrn" umwandelten; bedenklich aber waren die Gebetsheilungen verbunden mit Handauflegung und Teufelsaustreibung. Alles Böse kommt vom Teufel, so war etwa der Gedankengang, alle Sünde und alle Krankheit; Christus ist erschienen, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Wer also Christo angehört, dem darf der Teufel nichts mehr anhaben. Christi Jünger erhalten alles, um was sie bitten, durch Gebet und Handauflegung geht die Kraft des heiligen Geistes von einem auf den andern über, folglich können die „Jünger" den Teufel der Krankheit austreiben. Missionar Johnson in Betafo machte[1]) bei aller Anerkennung der erfreulichen Seite der Erweckungsbewegung, folgende Bedenken geltend:

1. Es scheint, als ob Handauflegung und Teufelsaustreibung das ist, was den Menschen zum Christen macht, anstelle der Taufe, der Buße und des Glaubens. Es ist zu befürchten, daß manche sich dadurch von der Pflicht befreit erachten, sich zu bekehren und dem Teufel und allen seinen Werken zu entsagen, weil sie das den Teufelaustreibern überlassen. Es muß unchristliches Richten entstehen, wenn die einen die Handauflegung empfangen, die andern aber sie nicht zu bedürfen meinen. 2. Es ist zu befürchten, daß die Vermengung von Teufelsaustreibung und Heilung die Ehrlichsten zur Verzweiflung bringt, wenn sie trotzdem von ihrer Krankheit nicht befreit werden. 3. Es ist vorgekommen, daß Heiden oder Ausgeschlossene ohne weiteres der Vergebung versichert und Jünger des Herrn genannt wurden. 4. Rainisoalambo als Empfänger von Offenbarungen wird eine Art Mittler zwischen Gott und den Menschen, ein neuer Papst.

Mit dem schnellen Umsichgreifen geriet die Bewegung in der Tat in die Gefahr der Verflachung. Für die große Menge war doch das Gesundmachen die Hauptsache. „Die Gesundmacher kommen!" das war der Ruf, der den Aposteln voranging und die Neugierde aufs äußerste erregte. Arzenei zu nehmen, galt geradezu als ein Zeichen des Unglaubens. Ein „Hirte" brachte es sogar fertig, seiner kranken Kuh die Hände aufzulegen. Etliche der „Apostel", besonders jüngere, bewiesen große geistige Unreife. Die vorsichtige

1) a. a. O. 1901. S. 228 ff.

Stellung der Missionare war vielen recht unbequem, es fehlte nicht an Andeutungen, daß sie eben noch nicht die rechten „Jünger" seien, da sie sich weigerten, Handauflegung oder gar Teufelaustreibung mit sich vornehmen zu lassen. Es erregte auch ihr Mißfallen, daß die Missionare einen Heiden, der unter der Handauflegung „den heiligen Geist empfangen" habe, nicht ohne Taufunterricht zu taufen bereit waren.

Missionar Pedersen in Soavina[1]) schildert den Hergang einer Erweckungsversammlung:

Nach mehreren Liedern, Gebeten und Ansprachen erklärt der Leiter, daß, wer an Jesum glaubt, von allen bösen Geistern befreit werden soll. Indem er die verschiedenen Namen der Teufel aufzählt, befiehlt er ihnen, die Leute zu verlassen und in die wüsten Stätten zu fahren. Nach weiteren Liedern oder Ansprachen geht er zu jedem einzelnen und fragt, ob er die Handauflegung wünscht. Die meisten antworten Ja. (Die andern verlassen gewöhnlich vorher den Raum.) Auf die Frage, warum sie es wünschen, antworten sie: Kopfschmerzen, Leibschmerzen, einige auch Mangel an Glauben und Liebe. Darauf legt er die Hände mit schwerem Druck auf jeden einzelnen, indem er ihn auffordert, ihn fest anzusehen; und ruft: „Du Teufel! Ich befehle dir im Namen Jesu von Nazareth: Fahre aus von diesem Menschen und kehre nicht zurück! Hinaus! Hinaus! Hinaus!" Zittert der Mensch, so muß die Handauflegung wiederholt werden, es wird auch wohl ein Gefährte zu Hilfe gerufen, während die Versammlung singt. Niemand wagt in die offene Tür zu treten, damit nicht die ausgetriebenen Teufel in ihn fahren.

Olsen in Ambohimanga du Sud erzählt[2]) unter der Überschrift: „14 Tage mit Aposteln zusammen" von zwei hochmütigen und unreifen Menschen, die von Ort zu Ort zogen, Hände auflegten und Teufel austrieben. Bezeichnend ist bei ihren Reden die Schilderung der mancherlei Strafen, die die Ungläubigen treffen. Bei der Teufelaustreibung trugen sie ein langes weißes Gewand und ein rotes oder weißes Taschentuch um den Kopf geknüpft als Amtstracht. Die Belehrungen des Missionars hörten sie scheinbar ruhig mit an, beschuldigten ihn aber nachträglich, daß er ihnen hinter ihrem Rücken entgegenarbeite. Vielen Heiden hatten diese beiden Apostel die Hände aufgelegt. Als nun die verheißenen Wunder ausblieben und die Heuschrecken ebenso wie vorher ihre Reisfelder verwüsteten, gaben sie es auf, „Jünger des Herrn" sein zu wollen.

---

1) a. a. O. 1901. S. 399.
2) a. a. O. 1902. S. 450 ff.

Eine Zeitlang schien es, als wenn diese Erweckungsbewegung das Schicksal so mancher früheren teilen, in Schwärmerei ausarten und die besonneren Elemente abstoßen würde. Weihnachten 1900 fand bei Rainisoalambo in Ambatorenу eine große Versammlung der „Jünger" statt. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, große Dinge sollten kommen, chiliastische Schwärmerei verband sich bei vielen mit nationalem Fanatismus. Nach Neujahr sollte nur noch eine Sprache in der Welt sein, die alle können würden, ohne sie zu lernen (natürlich entweder Madagassisch oder Französisch). Auf dem Felde dort soll in den Tagen ein großes Feuer eine Woche lang gebrannt und einen Stein, so groß wie eine Kirche, verzehrt haben. „Als die Apostel nach Neujahr zurückkamen", erzählt Pedersen, „waren wir rein unmöglich. Jonasу sagte gerade heraus, daß alle Missionare, die nicht mitgehen wollten in dieser Bewegung und sich nicht die Hände auflegen lassen wollten, aus dem Lande verjagt werden würden, — doch nicht von Menschen, sondern von Gott. Nach diesem starken Satz sagte er: ‚Ich bin gewiß, daß der Tag kommen wird, da unsere Missionare vor uns niederknieen und um die Handauflegung bitten.' Das sagte er in der Stationskirche." Das war dem Missionar doch zu viel. In mehreren ausführlichen Besprechungen mit Pastoren und Lehrern und den „Aposteln" legte er seinen Standpunkt mit solchem Nachdruck dar, daß die Apostel bescheidener wurden, sogar schon Versammlungen ohne Handauflegung hielten.

Verschiedene Umstände wirkten zusammen, daß die Bewegung ihre Sturm- und Drangperiode überwand und gesunde Bahnen einschlug. Zunächst war es die aufrichtige Demut der Leiter, wodurch der ersten und hauptsächlichsten Gefahr jeder Erweckung: der Selbstgerechtigkeit, dem geistigen Hochmut, dem lieblosen Aburteilen über andere auch bei den Aposteln und Hirten und Jüngern am besten entgegengewirkt wurde. Sodann ernüchterten sich viele schwärmerische Gemüter, als die Prophezeiungen und Hoffnungen nicht eintrafen, als Kranke trotz der Handauflegung starben. Eine schwere Fieberepidemie kam hinzu, in der doch schließlich die meisten ihren „Glaubensstandpunkt" verließen und Chinin nahmen.

Ferner nötigte eine sonderbare heidnisch-christliche Nebenbewegung, so verworren sie an sich war, die Ernstgesinnten zu

vorsichtiger Prüfung und trug so zur Klärung bei. Missionar Vig[1]) berichtet darüber:

Ein Mann namens Rajonasy in Ambatonjirika in Mittelbetsileo trat auf mit der Behauptung, daß von ihm erst die rechte Erweckung ausgehen sollte. Durch wunderbare Gesichte, in denen ihm ein Mann in weißem Gewande auf goldenem Stuhl erschien, sei er hingewiesen auf die heilige Quelle mit Ranomazava (Lichtwasser), dadurch sei sein Bruder gesund geworden, seine Frau habe davon getrunken und ein Kind bekommen. Das sei das Wasser der Sündenvergebung. Auch er trieb Teufel aus und sandte Apostel aus; einen der Apostel Rainisoalambos zog er zu sich herüber und offenbarte ihm, daß sie alle eins sein würden. Dies Ranomazava ist nach Vigs Bericht nicht eine Erfindung Rajonasys, sondern aus dem madagassischen Heidentum herübergenommen. Es gibt in Betsileo eine ganze Anzahl heiliger Quellen, bei denen Zauberer und Zauberinnen ihr Unwesen treiben. Rainisoalambo verschmähte es durchaus, mit diesem Mann in Beziehung zu treten, der schließlich wegen allerhand Umtriebe gefangen genommen ward. Neuere Berichte erwähnen nichts mehr von dieser Bewegung.

Endlich ist es dem klugen Verhalten der norwegischen Missionare zu verdanken, daß die Erweckungsbewegung in gesunde Bahnen geleitet wurde. So bedenklich ihnen manches daran erscheinen, so sehr sie sich durch manchen Zug abgestoßen fühlen mußten, so erkannten sie rückhaltlos das Gute an und freuten sich des neuerwachten Lebens, wenn es auch nicht von ihnen unmittelbar ausgegangen war. Sie zogen die Apostel und sonstigen Träger der Bewegung soviel als möglich an sich heran. Dies mag ihnen dadurch erleichtert worden sein, daß sie in der Bewegung viel ihnen selbst verwandtes wiederfanden, die dem norwegischen Charakter eigentümliche Neigung zu religiöser Schwärmerei, die aber in einer gesunden Kirchlichkeit ihr Korrektiv findet. Denn wenn auch grundsätzlich die Erweckung keine Schranken der Konfession anerkennt, blieben die „Jünger Christi" in der Lehre von den Sakramenten so lutherisch, daß sie sich nicht zur Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformierten entschließen konnten, weil sie (nach Rainisoalambos eigenen Worten) das Abendmahl nicht nach der Einsetzung unseres Herrn Jesu Christi hielten. — Im ganzen und großen ließen doch die Apostel die Autorität der Missionare unangetastet, und diese benutzten jede Gelegenheit, ratend, zurechtweisend, belehrend einzugreifen. Dazu dienten die großen Versammlungen in Loharano in Nordbetsileo (31. Okt. und 1. Nov. 1900) und in Betafo am 6. und 7. März

---

1) a. a. O. 1901. S. 303 ff.

1901, zu denen Hunderte von Abgesandten der Einzelgemeinden kamen, ihre Erfahrungen austauschten und hörten, was die Missionare darüber zu sagen hatten. In öffentlichen Besprechungen und im Gespräch unter vier Augen, in Predigten und Aufsätzen in dem christlichen Gemeindeblatt, in kleineren und größeren Versammlungen machten die Missionare auf Irrtümer aufmerksam und halfen so gut es ging durch positive Belehrung der Bewegung über die unruhigen Zeiten hinweg, eine freilich oft mit Undank belohnte, aber doch schließlich höchst segensreiche Tätigkeit. Die Londoner Missionare verhielten sich dagegen dieser auch auf ihre Gemeinden, besonders in Nordbetsileo übergreifenden Erweckungsbewegung gegenüber wesentlich mißtrauischer. Auch die Pariser Missionare konnten sich nur schwer entschließen, gutes von der Bewegung zu erwarten. Missionar Gaignaire[1]) in Ambositra (Mittelbetsileo) spricht die Befürchtung aus, daß eines Tages diese schöne Bewegung auf Abwege geraten und scheitern wird, lobt aber den Eifer der davon Ergriffenen und erzählt selbst, daß er 50 Personen, die von der Erweckung erfaßt waren und um die Taufe baten, ohne Vorbereitung getauft habe, so unmittelbar sei ihm die Gewißheit geworden, daß sie der Hauch von oben berührt habe. Maroger[2]) in Tsiafahy (Imerina) berichtet von den Erweckungspredigern:

„Sie haben Imerina erreicht; es sind Männer des Volkes, einfach, ohne große Bildung, aber fest an der Bibel hängend, von erprobter Selbstlosigkeit." Im Anschluß daran bemerkt der Konferenzbericht der Pariser Missionare: „Man steht vor einer tatsächlichen Kundgebung des Geistes Gottes. Wohl mischen sich bizarre Elemente hinein, aber das ist oft geschehen, wenn der Geist Gottes wehte, besonders nach unruhigen Zeiten. Eine wahrhaft nationale Erweckung madagassischer Christen, eine religiöse Bewegung der Eingeborenen konnte keine andre Gestalt gewinnen, als den Enthusiasmus dieser einfachen Leute, die die Fülle der Geistesgaben mit einem Male ergreifen wollen. Pflicht der Missionare angesichts einer solchen Bewegung ist es, ihr mit Sorgfalt zu folgen, sie soviel als möglich zu leiten. . . . Die drei Distrikte Ostimerinas Tsiafahy, Ambatomanga und Anosibe haben den Vorzug gehabt, den Besuch der Apostel zu erhalten, und stehen gegenwärtig vor einer erfreulichen Bewegung."

Die katholischen Missionare verhielten sich natürlich dieser auf evangelischem Boden entstandenen, auf die Bibel allein begründeten Bewegung völlig ablehnend und gingen soweit, diejenigen aus

1) Journ. des Miss. 1901. I. 436.
2) a. a. O. 1902. I. 65.

ihren Gemeinden, die sich der Bewegung anschlossen, auszuschließen; zum Teil gingen diese nun ganz zu den Evangelischen über.

Von der französischen Obrigkeit ist eine gerechte Würdigung der Erweckungsbewegung nicht zu erwarten; sie befürchtete zunächst wohl eine nationale Bewegung und schritt gegen verschiedene ihrer Träger mit rücksichtsloser Härte ein; ließ sie aber dann gewähren.

Nicht unerwähnt darf schließlich der Faktor gelassen werden, der wesentlich zur Überwindung der Einseitigkeiten in der Erweckung beigetragen; es ist der Stand der eingeborenen Pastoren. Sie erfüllten ihre Aufgabe als Vermittler zwischen Missionaren und Gemeinden in schönster Weise, die Missionare sind ihres Lobes voll. Hätten sie gefehlt oder in diesem Falle versagt, so wäre die Verständigung nicht so schnell erreicht worden.

Durch alle diese Einflüsse einmal in gesunde Bahnen gelenkt, hat sich die Erweckung als ein Quell reichen Segens für die evangelische Kirche Madagaskars erwiesen. Die Auswüchse und Sonderbarkeiten hörten auf, Handauflegung und Teufelaustreibung traten zurück. Um so segensreicher offenbarte sich die Wirkung der Erweckung auf das äußere und innere Wachstum der Gemeinden. Durch die Berichte der Missionare im Betsileolande geht ein Ton dankbarer Freude (Jahrg. 1902 und 1903 der Norsk M. T.)

„Tief gefallene wurden erweckt und bekehrt," berichtet Mörland aus Fihasinana (Mittelbetsileo). „Überall neues Leben. Ein Evangelist bekennt: Früher machte es mir nichts aus, Leute „draußen" stehen zu sehen, jetzt tuts mir weh. Es ist kein leeres Wort, wenn sie sich „Jünger des Herrn" nennen, sie gehen bei dem in die Schule, der zu uns allen sagt: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Rainisoalambo kam her, 46 Heiden wollten Christi Jünger werden. Er übergab sie dem Pastor und sagte: Wir gehen bloß umher, um die Leute aufzuwecken. Nun ist es eure Sache, sie in Gottes Wort zu unterweisen und weiterzuführen." — Das Pfingstwehen des Geistes, das im Jahr zuvor (1901) begann, setzte sich weiter fort. Viele sammelten sich um Gottes Wort, nicht allein in den Kirchen, sondern auch in Privathäusern. Alle Monate sind große Versammlungen. Bei einer solchen trat ein ehemaliger Häuptling auf. Er war bei den Londonern getauft, dann aber abgefallen. Er erzählte seine Bekehrungsgeschichte und schloß mit der Mahnung, sich zum Herrn zu bekehren. — Bis spät in die Nacht und früh vor der Morgendämmerung hört man die Lieder der Christen. — Suchende Nathanaelsseelen kommen und finden und folgen dem Herrn nach in Sanftmut, Demut und Geduld. — In Jalama waren einige Christen übereingekommen, nach dem Gottesdienste in die Häuser zu gehen und vom Herrn zu reden. Die Frucht dieser Arbeit ist eine große Anzahl

Getaufter. — Der Pastor Eliasy kam eines Tages und sagte, er hätte gelobt, ein Monatsgehalt zu opfern, wenn die Erweckung in seine Parochie käme. Die 20 Franks wurden in die Gemeindekasse gelegt. Ein ehemaliger Lehrer, der vor mehreren Jahren ausgeschlossen und nun bekehrt war, gab als Dank für die ihm widerfahrene große Gnade ein Reisfeld, dessen Steuern er aber selbst weiterzahlen wollte. Ein armer Senftenträger gab ein Viertel seines Lohnes zurück für den Herrn.

Rustadt aus Fisakana (Nordbetsileo) kann von einem Zuströmen zum Taufunterricht berichten; aber auch von erfreulicher Opferwilligkeit. Bestimmte Opfertage sind eingerichtet. Eine Versammlung faßt einstimmig nach Gebet und Gesang den Beschluß, die Kirchenbauten selbst zu übernehmen. Es wird eine große Kirche im Wert von 3000 Frcs. erbaut. Jeder Christ, ob Mann oder Weib, arbeitet einen oder mehrere Tage als Tagelöhner auf dem Reisfelde und gibt den Tagelohn, 20 Cent. in die Kasse der Gemeinde. Ambohimanga (du Sud) hatte 1902 bei 272 erwachsenen Gemeindegliedern 1022 Kommunizierende und 102 Taufen. In Betafo wuchs die Zahl der Kommunizierenden in vier Jahren von 4000 auf 12000 an, in Sirabe wurden in einem Jahr fast 1000 getauft. Die Erweckten tragen ständig Bibel und Gesangbuch unter ihrer Lamba in einem Beutel.

Liebliche und erbauliche Züge werden erzählt von innigem Glaubens- und Gebetsleben, von neu erwachtem Eifer der Pastoren und Lehrer, von seligen Sterbebetten, wo des Todes Bitterkeit überwunden ist, von übervollen Kirchen, von Glaubenszeugnissen, lebhafter Teilnahme an der Liturgie und den Taufhandlungen. Besonders wertvoll ist die im Gefolge der Erweckung aufgetretene Anstrengung, mehr als bisher für die kirchlichen Bedürfnisse selbst zu sorgen. Die Gemeindebeiträge beliefen sich im ganzen im Jahre 1898 auf 5042 Frcs., 1900 auf 11865 Frcs., 1901 auf 15105 Frcs., 1902 auf 20965 Frcs., eine Steigerung, die um so anerkennenswerter ist, als Fieberepidemieen, Dürre, Heuschrecken und die hohen Abgaben an die Regierung drückend auf den Gemeinden lagen und die madagassische Christenheit erst in den ersten Anfängen der Selbständigkeit steht. Die Anforderungen, die an die Christen gestellt werden, werden in jeder Beziehung größer. Wenn Meeg gerade aus Soatanana, dem Herd der Bewegung, ein Zurückgehen des äußeren Wachstums der Gemeinde berichtet, so stellt er dies selbst als eine Wirkung innerer Konsolidation und größeren Ern-

stes hin. Bei der Schilderung der besonders schönen Weihnachtsfeier auf der Station denkt er dankbar an das Weihnachtsfest vor vier Jahren (1898), „wo die Bewegung im stillen begann, die seitdem so stark wuchs und immer noch sauerteigartig wachsend sogar Imerina durchdringt und von da gewiß wieder über das ganze Land ausströmen wird.“

„Als eine Begebenheit von großer Bedeutung,“ sagt Superintendent Dr. Borchgrevink im letzten Jahresbericht, „von der man segensreiche Folgen für die weitere Entwicklung in der Richtung der Selbsthilfe und Selbständigkeit erwartet, kann die Synodalversammlung in Fisakana vom 2. bis 5. September 1902 genannt werden, wo Abgesandte aus unsrer ganzen Inlandsmission zusammenkamen, um über die Organisation der Kirche zu verhandeln.“ Ein förmlicher ausführlicher Verfassungsentwurf wurde hier angenommen. — Die Gemeinden in Südbetsileo haben beschlossen, daß die Pastorengehälter teilweise von den Gemeinden bestritten werden.

Selbst eine eigene Mission wurde begonnen, Evangelisten und Lehrer zu den Bemahazembina und Betsiriry in den fieberreichen Niederungen des Maniaflusses westlich von Betsileo geschickt und Kollekten für das Werk gesammelt, das unter Leitung der Isantaona oder Jahresversammlung getrieben wurde. Missionar Smith in Ambohimasina (Nordbetsileo) übernahm es, die Gelder zu verwalten und die Arbeiter auszusenden. Er fand die Betsiriry, ehemalige Räuber, auf einer Untersuchungsreise willig, das Evangelium aufzunehmen.

Juni bis September 1903 weilte der Missionssekretär Dahle, ehemaliger Missionar in Antananarivo, im Inlande und besuchte alle Stationen. Sein Urteil ist gewiß von großer Bedeutung.

In seinem Bericht über die Erweckung[1]) stellt er mit Befriedigung fest, daß die Bewegung sich stetig ausgebreitet habe und mehr und mehr gesund geworden sei. Von dem alten Patriarchen Rainisoalambo und von Rainitiaray, die er persönlich begrüßt hat, hat er den günstigsten Eindruck bekommen. Sie sind keine geistig hervorragenden Menschen, „das große an ihnen ist ihre Einfalt, ihre Liebe zum Heiland und allen von ihm erlösten armen Sündern, und endlich ihre große Opferwilligkeit, ihre volle und ganze Hingabe an die Rettungsarbeit, in der sie ihre Aufgabe in der Welt sehen“. Er rühmt die selbstlose Tätigkeit der Apostel und ihre Geduld. „Obwohl sie in keinem direkten Verhältnis zur Missionsgesellschaft stehen, wollen sie freundschaftliche Stellung wahren. Während der Konferenz (der Missionare) sandten sie uns ein Verzeichnis ihrer Sendboten in den verschiedenen Distrikten (etwa 30) mit der Angabe, wo jeder einzelne wirken sollte.“ In Gesprächen mit einzelnen

1) a. a. O. 1903, S. 457 f.

von ihnen konnte er sie ermuntern, ihr Werk fortzusetzen, aber auch stetig auf der Hut zu sein vor des Feindes listigen Anschlägen und unerschütterlich festzuhalten an dem in der Heiligen Schrift offenbarten Willen Gottes. „Der Herr halte," so schließt er, „ferner seine Hand über diese lebenskräftige Bewegung, daß sie viel Frucht tragen möge für Gottes Reich in diesem Lande!"

Dahle nahm auch an der Synodalversammlung in Fianarantsoa und an der Jahresversammlung für Nordbetsileo in Ambohimasina teil, wo er zwar mit Freuden von den im Gefolge der Erweckung entstandenen Selbständigkeitsbestrebungen Kenntnis nahm, aber mit nüchternem Ernst die Gemeinden daraufhin verwies, daß diese Selbstständigkeit vor allem finanzielle Opfer zur Voraussetzung habe; ja solange sie nicht vermöchten, ihre eigenen Ausgaben für Kirche und Schule zu bestreiten, sei es ungereimt, daß sie ihr Geld zur Wirksamkeit unter den Betsiriry und Bemahazembina draußen verbrauchten. Diese Mission sollte vielmehr an die Missionsstationen Betafo und Soavina angegliedert und unter direkte Leitung der Missionare resp. der Missionsgesellschaft gestellt werden.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß nach dem Jahresbericht und den Berichten der norwegischen Kreisversammlungen die madagassische Erweckung auch auf die heimatliche Missionsgemeinde eingewirkt hat, hier das sinkende Interesse belebend, dort die der kirchlichen Mission gegenüber mißtrauischen Pietisten davon überzeugend, daß wirklich Geisteskräfte dort tätig seien (z. B. die sog. Lästadianer im Tromsökreis).

Angesichts des Segens, der auf der Inlandsmission auf Madagaskar infolge der Erweckung dort ruht, konnte die norwegische Mission ihr Arbeitsfeld mit um so freudigerer Zuversicht erweitern und im letzten Jahre die ersten Missionare nach China senden.

Der Aufstand der Herero und die Angriffe auf die Mission.

Daß der beklagenswerte Aufstand der Herero zu Beschuldigungen der Mission, und zwar zu fast fanatischeren als gelegentlich der Boxer-Unruhen in China, ausgebeutet werden konnte, das ist eine Erscheinung, die besonders darum überraschen muß, weil über die Hauptursachen des Aufstandes unter gerecht denkenden und objektiv

urteilenden Menschen eine Meinungsverschiedenheit schon heute nicht bestehen kann. Und es sind keineswegs die Missionare allein, die über diese Ursachen Aufklärung gegeben haben; neben andren Zeugnissen haben auch bereits offizielle Berichte die Aussagen der Missionare bestätigt. Das ist eine Sophisterei, daß die menschenfreundliche Behandlung der Herero seitens der Missionare, unter deren Banne auch die Kolonialregierung, namentlich der Gouverneur Leutwein gestanden habe, diese verwöhnt und zu einer Abschüttelung der schwächlichen deutschen Herrschaft ermutigt habe. Eine Wiederlegung dieser Verlegenheits-Sophisterei ist überflüssig, weil sie gegen den gesunden Menschenverstand geht; Menschenfreundlichkeit macht keine Rebellen. Aber das ist richtig, daß dem Übermenschentum, welches in einem gewissen Kreise unserer Kolonialpolitiker, besonders in der „Kolonialen Zeitschrift“[1]), das große Wort führt, die menschenfreundliche Behandlung der Eingebornen ein Greuel ist, den es als kolonialpolitische Sünde nicht schroff genug bekämpfen zu müssen meint. Diesem Übermenschentum ist nicht bloß die Mission, sonderlich die evangelische, verhaßt, es macht auch die schärfste Opposition gegen jede humane Kolonialregierung und speziell gegen den trefflichen Oberst Leutwein, weil er kein „harter“ Gouverneur, sondern auch ein gegen die Eingebornen wohlwollender und gerechter ist.

Die Politik dieses Übermenschentums ist diese: „Ist der Farbige nicht willig, so brauchen wir Weiße eben Gewalt. Er hat sich den modernen Anforderungen zu fügen oder von der Bildfläche dauernd zu verschwinden. Der Mittel, welche der Kongostaat bei seiner Neger-Erziehung zur Anwendung bringt, haben wir uns deshalb noch nicht zu bedienen. Aber eiserne Strenge als Charaktereigenschaft ist bei der Besetzung unserer Gouverneursposten die conditio sine qua non.“ (K. Ztschr. 04, 79.)

„Nicht für die Missionierung der Farbigen, nicht für ihr Wohlergehen in erster Linie haben wir die Kolonien erworben, sondern für uns Weiße. Wer uns in dieser Absicht entgegentritt, den müssen wir aus dem Wege räumen.“ (Ebd. 97.)

Hier liegt der Hauptgrund der Feindschaft dieses kolonialen Übermenschentums wider die Mission: ihm sind die Eingebornen Gegenstände der Ausbeutung, der Mission sind sie Gegenstände der Rettung.

Sehr unbequem ist den Beschuldigern der Mission die Tatsache, daß, soweit wir bis heute unterrichtet sind, von dem zahlreichen

---

[1]) Wohl zu unterscheiden von der „Deutschen Kolonialzeitung“.

rheinischen Missionspersonal niemand ermordet worden ist. Eigentumszerstörung hat die Mission freilich genug erfahren, aber an ihre Arbeiter ist keine Hand gelegt worden, obgleich dieselben sich mitten im wildesten Kriegstrubel befanden und wiederholt unbewaffnet in die tobenden, meist aus Heiden bestehenden Haufen hineingetreten sind, um sie zu beruhigen und Rettungsversuche zu machen. Aber was schreibt das „Berliner Tageblatt" (Nr. 131 vom 12. 3.)?

„In Missions-Zeitschriften wird mit Stolz darauf hingewiesen, daß die Herero keinem Missionar ein Haar gekrümmt hätten. Das ist ein recht kläglicher Stolz. Wie man in den Kreisen der deutschen Kulturpioniere[1]) über die Missionäre denkt, ergibt sich aus einem vom 19. Januar datierten Briefe aus Okahandja: . . Die Missionäre sitzen unversehrt in ihrem Hause und von der Kirche und dem Missionshause aus beschießen uns die Herero. Es herrscht allgemeine Wut auf die Missionäre."[2])

Nun, von einem angeblichen Stolz in den Missions-Zeitschriften ist mir nichts bekannt, aber wenn die Tatsache der Schonung des Lebens der Missionare von den Missionsorganen mit Freude registriert wird, warum soll das „kläglich" sein? Als 1900 in China so viele Missionare ermordet wurden, da wurde das als ein Beweis dafür registriert, daß die Mission die Schuld an den Wirren trage. Wenn nun im Herero-Aufstand alle Missionare geschont worden sind, auch von den Heiden, die doch die große Majorität der Aufständischen bilden — so muß das doch umgekehrt ein Beweis dafür sein, daß die Mission die Schuld an dem Aufstande nicht trägt. Oder wo bleibt sonst die Konsequenz? Aber ob die Missionare ermordet oder geschont werden — gehangen wird die Mission. Im Jahre 1900 ließ sich ein „vornehmes" Blatt aus Tientsin berichten, ohne ein Wort des Abscheus zu äußern: „Man freut sich fast, wenn die Missionare von den Chinesen ermordet werden." Beklagt man es etwa jetzt, daß sie nicht auch von den Herero ermordet worden sind? Ich will nicht zwischen den Zeilen lesen, sonst könnte man bei der „allgemeinen Wut auf die Missionäre" fast auf einen solchen Gedanken kommen. Ob in Okahandja von der Kirche aus auf die Deutschen geschossen worden ist, weiß ich nicht; wenn es aber geschehen ist, so kann man doch die Missionare nicht dafür verantwortlich machen. Gerade hier haben die Missionare unter eigner größter

1) Zu denen die Missionare natürlich nicht gehören.

2) Die Schreibweise Missionäre ist meist charakteristisch für die Stellung zur Mission.

Lebensgefahr getan, was menschenmöglich war, um die Herero zu beschwichtigen und ihre Landsleute zu retten. Vom Missionshause aus ist nicht, aber von der Festung aus, wo die Deutschen sich verschanzt hatten, ist auf das Missionshaus geschossen worden! Von wem? das wird wohl schwerlich je sicher festgestellt werden können.

Obenan unter den Anklagepunkten steht, wie als Echo der „Kol. Zeitschrift" das „Berl. Tageblatt", den „protestantischen Missionären" vorwirft, daß „sie sich im Gegensatz zu ihren britischen Amtsbrüdern immer mehr als Anwälte der schwarzen Eingebornen denn als Vertreter der berechtigten Interessen ihres eigenen Volkstums fühlen."

Auf Grund der religiös-sittlichen Aufgabe und der selbstlosen Motive der Mission die pflichtmäßige Stellung der Missionare zu den Eingebornen begreiflich zu machen, ist da aussichtslos, wo für beides völlig das Verständnis fehlt. Wir müssen uns also damit begnügen, zu konstatieren, daß nicht bloß im Herero-Land, sondern überall, wo die — manchmal sehr euphemistisch sogenannten — „berechtigten Interessen" weißer Kolonisten, Händler und Eroberer „das Wohlergehen" der Eingebornen in der rücksichtslosesten Weise gefährdeten, allerdings die Mission den **Beruf** hat, als der Anwalt derselben aufzutreten und daß sie im Gehorsam gegen diesen Beruf gewiß ist, in den Fußstapfen ihres Auftraggebers Jesu zu wandeln. Darin ist die gesamte evangelische Mission einig. Es ist ganz überraschend, wenn die „Kol. Zeitschr." (S. 96) schreibt:

„Die englische Mission ist trotz der vielfach ihr anhaftenden Mängel auch eine Wohltäterin ihres eigenen Vaterlandes neben ihren farbigen Schützlingen geworden. Die deutsche Mission hat unsre kolonialen Bestrebungen auf das schwerste geschädigt. Dem englischen Kaufmann geht der Missionar voran, er bleibt Brite. Er spricht nie von Britischers oder Englismen, sondern von we und us. Der deutsche Missionar dagegen redet in den Kolonien von den „Deutschen", er fühlt sich nicht als ein integrierender Bestandteil der weißen Rasse, sondern gibt sich als weißer Herero, dem Ansiedler und Händler in gleicher Weise ein Greuel sind. Er verabscheut diese als Eindringlinge in seine Domäne, die er mit gleicher Zähigkeit verteidigt, wie König Leopold le domaine prive."

Das ist ein ganzes Nest von Unrichtigkeiten, Übertreibungen und Gehässigkeiten. Ich erwidere nur kurz:

1) Die Zeit liegt nicht weit hinter uns, wo den englischen Missionaren von derselben Presse zum schlimmsten Verbrechen ge-

macht wurde, was sie an ihnen uns heute zum Vorbilde hinstellt.

2) Die englischen Missionare haben denselben Kampf gegen ihre Landsleute geführt, wenn diese die Eingebornen unmenschlich behandelten, beraubten und demoralisierten, wie die Deutschen leider ihn heute vielfach zu führen gezwungen sind. Ich müßte die halbe Missionsgeschichte ausschreiben, um das zu exemplifizieren. Es genügt, an die großen Kämpfe gegen die alte ostindische und die Hudsons-Bay-Kompanie, gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei in Westindien und Südafrika, gegen den Menschenhandel in der Südsee, gegen die Besitzenteignung in Neuseeland, gegen den Opium- und Branntweinhandel zu erinnern. Die Verteidigung der Eingebornen gegenüber ihren weißen Bedrückern und Ausbeutern ist so alt als die Mission ist und die Feindschaft derselben gegen die Mission ist ebenso alt.

3) Auch der deutsche Missionar identifiziert sich gern mit seinen deutschen Landsleuten, aber nicht mit denen, um deren willen der christliche und der deutsche Name unter den Heiden gleich sehr verunehrt wird.

4) Es ist nicht so, daß dem deutschen Missionar der Kolonist und der Händler als solcher ein Greuel ist; im Gegenteil: er freut sich, wenn er mit rechtschaffenen und humanen Ansiedlern Hand in Hand gehen kann. Die Sache liegt vielmehr umgekehrt so, daß vielen Kolonisten und Händlern die Missionare ein Greuel sind, daß sie „eine Wut" auf sie haben, weil sie in ihnen einer Macht sich gegenüber sehen, welche ihr Wandeln und Handeln unter sittliches Gericht stellt.

5) Die deutschen Missionare haben in allen seinen Kolonien ihrem Vaterlande große und gute Dienste geleistet, und wenn das die „Kol. Zeitschr." bestreitet, so steht dagegen das autoritative Zeugnis der deutschen Kolonialregierungen. Was speziell Deutsch-Südwestafrika betrifft, so bezeugt der frühere Oberleutnant von François in seinem Buche: „Nama und Damara, Deutsch-Südwest-Afrika":

„Ohne die Pionierarbeit der Missionare, die eine über das Durchschnittsmaß der Phrase weit hinausgehende Anerkennung und Bewunderung verdient, wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Pa-

pier gewesen. . Man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können."

Während die Missionare in der „Kol. Zeitschr." (Nr. 6) als die Schuldigen in einer Weise gebrandmarkt werden, die noch über die fanatische Missionarshetze in 1900 weit hinausgeht, werden die Händler von ihr als die unschuldigen Lämmer in Schutz genommen, die nur von den bösen Missionaren verleumdet sind. Es heißt:

„Die Mission ist neben unsrer Kolonialregierung durch die Aufstände in den Kolonien in eine derartig prekäre Lage geraten, daß beide alles mögliche aufbieten, um vor der Öffentlichkeit sich möglichst zu säubern. Zu diesem Zwecke werden nicht zu billigende Mittel in Anwendung gebracht. Eins davon besteht in der Herabsetzung des arbeitenden, erwerbstätigen Teiles der Weißen in den Kolonien, der schwerer als die gut bezahlten Beamten und die sorgenfreien Missionare mit der Ungunst der Verhältnisse zu ringen hat. Den durch nichts begründeten Anschuldigungen wollen wir wenigstens, wenn das sonst niemand tut, auf das energischste entgegentreten und dabei nicht zu bemerken unterlassen, daß die Mission bisher als ein großer Schädling für die deutschen Kolonien sich erwiesen hat" (S. 97).

Und S. 96:

„Durch die gesamte Missionsliteratur zieht sich wie ein roter Faden die Klage von der Habsucht der Händler, die schnell reich werden wollen, und dem aggressiven Vordringen der Ansiedler, die dem Eingebornen die Ländereien, deren er zu seinem Lebensunterhalt bedarf, rauben. Immer wieder werden diese Unwahrheiten in die Welt gesetzt, um durch die nach missionarischer Auffassungsweise berechtigte Behauptung von dem hohen Werte ihrer Art von Zivilisation sich dem zahlenden Publikum vor Augen zu halten. Dabei bringt die Mission aber nie den Beweis für ihre Beschuldigungen. Die Aufstände in den verschiedenen Schutzgebieten öffnen heute aber glücklicherweise den Leuten die Augen über den Unwert der rein missionarischen Bestrebungen und um dieser Tatsache möglichst vorzubeugen, scheut man sich nicht, die Kolonisten, die in der Heimat bisher selten oder nie einen Anwalt zur Verteidigung ihrer Interessen gefunden haben, ungerechterweise anzuklagen."

Über die niedrige Insinuation, daß die Mission, um ihren „Unwert" zu verschleiern und sich zu „säubern", die Kolonisten und Händler verleumde, verliere ich natürlich kein Wort. Merkwürdig aber ist, daß in dem Verhalten dieser angeblich durch die Mission verleumdeten Leute — neben den Barbareien eines Prinzen Arenberg, den Übeltaten an den Herero-Frauen und -Mädchen u. dergl. — fast die ganze öffentliche Meinung, die sich doch sonst nicht von der Mission beeinflussen läßt und selbst der deutsche Reichstag in seltener Einmütigkeit den Hauptgrund des traurigen Aufstandes erblickt. Die Dinge werden ja genau untersucht werden. Es hat ge-

richtliche Verhandlungen mit den Kolonisten und Händlern und Verurteilungen derselben genug gegeben und man wird wohl Einsicht nicht nur in die Akten derselben, sondern auch in andere nicht zu gerichtlicher Kenntnis gebrachter Vorfälle erhalten. Wenn missionarischerseits bisher von Veröffentlichung der einzelnen Fälle Abstand genommen worden ist, so liegt das nicht an mangelndem Beweismaterial — im Missionsarchiv ist es reichlich vorhanden — sondern in einer rücksichtsvollen Abneigung gegen die Publikation. Es ist den Missionaren, die sich andauernd die größte Mühe gegeben haben, ein leidliches Verhältnis zwischen den Ansiedlern und sich selbst einer- und den Eingebornen andrerseits herzustellen und aufrecht zu erhalten, schwer genug geworden, wenn sie durch Tatsachen durchaus dazu gezwungen worden sind, an maßgebender Stelle von denselben Mitteilung zu machen, denn es hat ihnen keine Annehmlichkeiten eingetragen.

Während die „Kol. Zeitschr." sich entrüstet über die angeblich unbewiesenen ungerechten Anklagen gegen die Händler und Kolonisten, leistet sie selbst in der Verdächtigung, Herabsetzung und Denunziation der Mission, namentlich in dem „Unsere Missionare" überschriebenen Artikel (Nr. 6), durch unbewiesene Behauptungen das Verletzendste. Ich habe in einem langen Leben viel böse Worte wider die Mission gelesen, aber was hier geboten wird, ist wohl das Gehässigste.

„Tausende und Millionen deutschen Geldes werden für die Missionierung Jahr für Jahr verschleudert;[1]) die Erfolge sind gleich Null. Teekränzchen, in denen empfindsame, einfältige Weiber Kleidchen und Socken für Niggerbälge anfertigen, tragen in breite Schichten des Volkes die Anschauung von der Erziehungsfähigkeit des Farbigen[2]) und halten damit die Kolonien in ihrer Entwicklung zurück. Die vornehmen Arbeiterinnen würden sich schön entsetzen, wenn sie müßten, was ihre kleinen, süßen Negerkindchen im Alter von 5—8 Jahren an Bestialitäten leisten" (S. 78f.).

„Man kann es ihr (der Mission) nachfühlen, wenn sie eine ihrer schwächsten Stellen, ihre Tasche heroisch verteidigt. Die Missionare wünschen sich als Zivilisatoren, als Friedensleute zu posieren, um ein behagliches Leben führen zu können. Trotz harter Anstrengungen arbeiten die verschiedenen Be-

1) Die Herren mögen sich beruhigen, von ihnen ist doch kein Pfennig dabei, und wir dürfen mit unserm Geld doch wohl noch machen, was wir wollen.

2) Es ist also schon ein Verbrechen, welches „die Kolonien in ihrer Entwicklung zurückhält", die „Erziehungsfähigkeit des Farbigen" als eine „Anschauung" zu haben!

rufsklassen dort mit Unterbilanzen, nur nicht der Missionar, dessen heimatliche Behörden stets auf wohlgefüllte Säckel hinweisen können, die ihnen ein falsch unterrichtetes, vertrauensseliges Publikum füllen hilft. Die Macht der Mission in unsern maßgebenden Kreisen ist so bedeutend, daß sich diese, wenn auch häufig widerwillig, ihrem Einflusse beugen müssen. Eine Ahnung davon dämmert der Presse auf, aber vorerst scheut diese noch davor zurück, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, da sie meist über die Sünder zu wenig unterrichtet ist. Die wenigsten Bearbeiter der kolonialen Angelegenheiten in der Presse kennen die Kolonien aus eigner Anschauung und daher wissen sie nicht, welche Schwierigkeiten gerade von missionarischer Seite den Weißen dort draußen in den Weg gelegt werden. Der Missionsneger, besonders der evangelische, ist das wertloseste Produkt Afrikas. Die Männer werden Halunken und die Weiber Dirnen. Der wilde Buschneger, der noch unter dem Einfluß seiner barbarischen Rechtsanschauungen steht, ist tausendmal wertvoller für die zivilisatorische Arbeit des Weißen, als der widerliche, prätensiöse Hosenneger, den die Mission heranzüchtet" (S. 96).

„Je länger der Aufstand anhält, desto weniger wird der heimische Missionssteuerzahler vom platten Lande geneigt sein, sein und seiner Kinder Spargroschen für die armen, unwissenden Heiden, an deren Missionierung nun seit 60 Jahren erfolglos gearbeitet worden ist, der Mission zu überantworten. Sie verzeichnet selbstgefällig in ihren Veröffentlichungen die gewaltigen Summen, die ihr von den Weißen in Deutschland alljährlich als Kriegsfonds gegen die Weißen in Afrika zur Verfügung gestellt werden und streut den ersteren daher Sand in die Augen über ihre sog. Erfolge" (S. 95).

An die Mission ist in erster Linie gedacht, wenn der Artikelschreiber schließt: „Wer uns in dieser Absicht — nämlich die Kolonien lediglich für die Weißen auszubeuten — entgegentritt, den müssen wir aus dem Wege räumen." Also: écrasez l'infame!

Über den „wohlgefüllten Säckel", mit dem die Mission renommiere, könnte man lachen, wenn man die böse Absicht nicht merkte. Von den finanziellen Nöten, durch die sie oft genug hindurch muß, scheint der Herr Verfasser ebensowenig etwas zu wissen, wie von dem entbehrungsreichen Leben der Missionare — oder will er beides nicht wissen? Aber viel boshafter ist es, wenn er die Inschutznahme der Eingebornen seitens der Missionare auf das Bedürfnis zurückführt, „ihre Tasche heroisch zu verteidigen". Daß es eine Selbstlosigkeit in der Welt der Christen gibt und daß dieselbe sich in reichlichem Maße in der Mission findet, davon hat der Artikelschreiber keine Ahnung. Aber vielleicht glaubt er Herrn von François, was er mir nicht glaubt. Derselbe schreibt a. a. O.:

„Und diese Arbeit — die Missionsarbeit, deren „positive Ergebnisse" er vorher herausgestrichen — will umsomehr bedeuten, als alle egoistischen

Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen. Es muß eine erhabene Triebfeder sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteskindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre, Ruhm .. alles preiszugeben. Und das alles um einen Jahressold von 2400 Mk. Das eigne Interesse wird zurückgestellt; der Missionar wird Nama- oder Hereromann, er muß unermüdlich bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister spielen, immer geben, niemals nehmen, kaum ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das Jahrzehntelang, dazu gehört in der Tat mehr als Menschenkraft; das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen; man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können."

Aber das Boshafteste ist doch, daß die Mission ihre Mittel „als Kriegsfonds gegen die Weißen in Afrika" verwendet. Soweit meine Belesenheit geht, ist dergleichen auch von dem fanatischsten Missionsfeinde noch nie gesagt worden. Die Absicht ist deutlich; einer Widerlegung ist eine solche Beschuldigung, für die mir der parlamentarische Ausdruck fehlt, nicht wert.

Die Erfolglosigkeit der Mission gehört zu den fixen Ideen, die da als Beweise dienen müssen, wo an die Stelle der Missionskenntnis und des Missionsverständnisses die zum Haß gesteigerte blinde Missionsfeindschaft tritt. Was ist Missionserfolg? In den Augen der Kolonialpolitiker doch wesentlich die zivilisatorische Hebung der Eingebornen. Ende 1902 oder Anfang 1903 schickte Missionar Irle, der seit 1868 im Herero-Land tätig ist, des Tages Last und Hitze dort mehr getragen hat als irgend einer unter den deutschen Ansiedlern, und der den gerechtesten Anspruch auf den jetzt so viel gemißbrauchten Namen eines „Kenners" von Land und Leuten hat — er schickte als Antwort auf ungerechte Angriffe in der „K. Z." seitens eines gewissen Herrn Gentz[1]), der etwa 1901 ins Herero-Land kam, und sich sofort als Kenner und Kritiker aufspielte — er ist, so viel ich weiß, längst nicht mehr da — an diese Zeitschrift einen ausführlichen tatsachenreichen Artikel, welchem dieselbe die Aufnahme versagte und den dann die „A. M.-Z." (1903, 122) unter der Überschrift veröffentlicht hat: „Die zivilisatorische Arbeit der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwest-Afrika". In dem die Rücksendung motivierenden, mir vorgelegenen Schreiben hieß es:

1) „K. Z." 1902, Nr. 15: „Arbeitszwang in Deutsch-Südwestafrika".

„Den Aufsatz des Herrn Irle haben wir mit großem Interesse gelesen und aus demselben ersehen, daß Ihre Mission Erfolge unter den Farbigen Ihres Wirkungskreises erzielt hat. Diese sind nun keineswegs, wie der Herr Einsender anzunehmen scheint, dem großen Publikum unbekannt. Es dürfte sich daher eine Veröffentlichung auch über die Art der Missionstätigkeit und deren Nutzen erübrigen."

Ich lasse jetzt diese Handlungsweise der Redaktion der „Kol. Ztschr." ganz unkritisiert und betone nur, daß die Antwort — ganz dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht — eine so allgemeine Bekanntschaft mit den Erfolgen der Rheinischen Mission im Herero-Land voraussetzt, daß sich eine Veröffentlichung derselben „erübrige." Also selbst die „K. Z." widerlegt die Behauptung des Schreibers des jetzt in ihr erschienenen Artikels, daß der Missionserfolg „gleich Null" sei. Sapienti sat!

Wenn aus Missionsnegern Männer zu „Halunken" und Weiber zu „Dirnen" werden, was ja vorkommt, so ist 1) die Generalisierung, daß sie alle es werden, eine der unwahrsten Übertreibungen, und 2) zu fragen: wer sie dazu gemacht hat? Ganz gewiß nicht die Missionare. Hier reden die gehäuftesten Tatsachen doch eine zu laute Sprache, daß solche Verderber unter andern Leuten zu suchen sind. — Hält aber der Schreiber des bezüglichen Artikels „die wilden Buschneger, die noch unter dem Einfluß ihrer barbarischen Rechtsanschauungen stehen, für tausendmal wertvoller als die widerlichen Hosenneger, welche die Mission heranzüchtet" — ei, so gibt es ja ein einfaches Mittel: dann mag die von ihm dirigierte Kolonisation doch dahin gehen, wo sich diese Wilden noch ganz unberührt von der „schädlichen" Mission befinden. Irle hat in seinem Aufsatz nachgewiesen, daß man merkwürdigerweise im Herero-Land die unter dem Einfluß der Mission stehenden Neger vorzieht.

Und zuletzt: es wird glücklicherweise nicht viel verfangen, daß die mit verächtlichen Seitenhieben bedachten Kreise, welche aus „Unwissenheit" bisher die Mission unterstützt haben, fernerhin ihre Taschen zuhalten, wie der Herr Artikelschreiber so gerne möchte. Aus Kreisen, welche seine Anschauungen vertreten, kommt ja ohnehin nichts; die Missionsfreunde aber besitzen eine bessere Missionskenntnis, als daß ein antimissionarischer furor, wie er aus dem besprochenen Artikel herausredet, einigen Eindruck auf sie zu machen vermöchte.

Die Klage desselben, daß die Presse nicht missionsgegnerisch genug sei, kann ich nicht zutreffend finden. In dem Preßfeldzuge

gegen die Mission im Jahre 1900 haben wir sie wahrlich nicht als eine Verteidigerin der Mission kennen gelernt. Aber wenn sich heute nur ein Bruchteil der Preßorgane zu Beschuldigern der Mission als der Urheberin des Herero-Aufstandes usw. hergibt, so liegt das doch wohl daran, daß die öffentliche Meinung sich diesmal dagegen wehrt und die wirklichen Ursachen ganz wo anders erblickt. Im übrigen stimme ich bei, daß die Missionskenntnis unserer Presse noch immer eine superlativisch dürftige ist. Wäre sie eine gründlichere, so würden gehässige Behauptungen und Beschuldigungen der Mission, wie wir sie eben vernommen haben, überhaupt nicht mehr in der Presse nachgedruckt werden.

Und nun genug. Ich hatte gehofft, daß ich in meinem Alter die Streitwaffen niederlegen und ungehindert Bauarbeit tun dürfte. Aber solchen Angriffen gegenüber, wie sie jetzt die „Kol. Zeitschr." sich erlaubt, wäre Schweigen Pflichtvergessenheit.

Mit dankbarer Freude registriere ich, daß unter den mir bekannten Tagesblättern besonders der „Reichsbote" mit unerschrockener Tapferkeit die Sache der Mission geführt hat, indem er nicht blos aus Missionskreisen einen vortrefflichen Überblick über die Geschichte der Herero-Mission (Nr. 24—29) und ausführliche Berichte der Missionare (Nr. 66, 67, 69, 73), sondern auch einen größeren selbständigen Artikel („Die Mission und die Ursachen des Herero-Aufstandes", von einem Juristen in Nr. 65), außer vielen redaktionellen Bemerkungen und Zurechtstellungen gebracht hat. Hier ist authentisches Detailmaterial die Fülle und wenn unsre Tagespresse von Gerechtigkeitsgefühl beseelt ist, so muß sie von ihm ausgedehnten Gebrauch machen.

Zum Schluß nur noch eine Bemerkung. Es haben mich, der ich mit der Geschichte der Herero einigermaßen bekannt zu sein glaube, zwei Dinge angesichts des jetzigen Aufstandes derselben überrascht: 1. ihr Zusammenschluß zu einem einheitlichen Handeln und 2. ihre nicht untapfere Gegenwehr gegenüber unsern Truppen. Sie befanden sich wohl in fortwährenden kleinen Kriegen und betrugen sich in denselben grausam genug, waren aber dabei doch feig und zu einer einheitlichen Aktion fast nie zusammengeschlossen, selbst kaum in dem gegen die Nama geführten sog. Befreiungskriege, sodaß man eine relativ schnelle Niederwerfung des Aufstandes hätte erwarten sollen. Daß uns jetzt ein zusammengeschlossenes und zähen Widerstand leisten-

des Volk entgegentritt, das erteilt uns eine wichtige Lehre. Nicht die, daß man es vollends vernichten soll, wenn es besiegt worden ist, wohl aber die, daß eine weise Kolonialregierung die Kraft eines Naturvolkes von vornherein nicht unterschätzen und durch eine ebenso gerechte wie menschenwürdige Behandlung alles vermeiden soll, was es zuletzt in Zorn setzt. Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, das gilt auch gegenüber den Naturkindern. In Kolonien, wie die unsern, in denen man auf die Eingebornen angewiesen ist, sind diese die Schätze der Kolonien; in dem Maße als wir ihre Interessen mit unsern Interessen und umgekehrt in Einklang bringen, binden wir sie an uns und machen wir unsre Kolonien wirtschaftlich fruchtbar. Ausgaben, wie teure Kolonialkriege sie verursachen, stehen zu dem Gewinn, den noch dazu an sich wenig einträgliche Kolonien abwerfen, im starken Mißverhältnis. Wie es scheint, gärt es unter den Eingebornen Süd-Afrikas und vielleicht auch West-Afrikas, darum: videant consules. Warneck.

Chronik.

Statistik des chinesischen Missionspersonals. Nach dem Chin. Recorder 1904, 48 befanden sich im Jahre 1903 in China 1233 männliche evangelische Missionare, 868 Missionarsfrauen und 849 unverheiratete Missionarinnen, welche 67 verschiedenen Missionsgesellschaften angehörten, während 32 völlig unabhängig von einer Missionsgesellschaft waren. Die größte Zahl: 622, mit Einschluß der sogenannten assoziierten 752 — Männer und Frauen unterschiedlos, wie hier immer gerechnet wird — Missionare standen in Verbindung mit der China-Inland-Mission. Seit den Boxerunruhen ist also trotz der großen Verluste während derselben das evangelische Missionspersonal um 134 Männer, 118 verheiratete und 136 unverheiratete Frauen vermehrt worden, ein Zeichen der mutvollen Energie, mit welcher nach der blutigen Katastrophe von 1900 die Arbeit wieder aufgenommen worden ist.

* * *

Während von fast allen Kirchen überaus ermutigende Nachrichten über den Aufschwung des Missionswerkes aus China kommen bezüglich der Öffnung immer neuer Türen, des Andrangs der Chinesen zu den christlichen Predigten, der Meldungen zur Taufe und der wachsenden Taufzahlen, des Verlangens nach Unterricht in abendländischen Wissensfächern u. s. w., sodaß „an vielen Orten die Schwierigkeit nicht darin besteht, Leute in die Kirche hinein zu bekommen, sondern sie von der Aufnahme in die Kirche fern zu halten,“ zieht — abgesehen von den Gefahren, mit welcher der Krieg zwischen

Japan und Rußland auch die Mission bedroht, die chinesische wie die japanische und die koreanische — eine **Wolke** am Horizonte herauf, welche eine verhängnisvollere Schädigung der Christianisierung Chinas in sich zu bergen scheint, als der Boxeraufstand im Jahre 1900. Es ist allerdings augenblicklich in China ein Hunger nach abendländischer Wissenschaft vorhanden und — wie es scheint, — eine große Reformbewegung des Bildungswesens im Gange, und die evangelische Mission rüstet sich mit aller Energie, diesem Hunger Brot darzureichen — aber je länger je mehr stellt sich heraus, daß die Reformer grundsätzlich darauf ausgehen, den christlichen Einfluß von den Schulen fern zu halten, ja geradezu auszuschließen, indem nicht nur wesentlich Japaner als Lehrer herangezogen werden und die auswärts Bildung suchenden Christen fast ausschließlich nach Japan gehen, sondern auch christlichen Schülern der Aufenthalt in den Reformschulen dadurch unmöglich gemacht wird, daß man die Verehrung des Konfuzius in ihnen obligatorisch macht. Man will abendländischer Wissenschaft in China die Tore öffnen, aber einer Wissenschaft ohne das Evangelium, vornehmlich solchen Fächern, welche die Chinesen in wirtschaftlicher und auch in militärischer Beziehung mit dem Abendlande konkurrenzfähig machen, im übrigen aber konfuzianisch bleiben. Und wenn dann angesichts des Ausschlusses christlicher Lehrer und Schüler von den modernisierten Bildungsanstalten die Mission eigne selbständige höhere Schulen begründet, so sollen dieselben dadurch unwirksam gemacht werden, daß ihren Zöglingen das Recht, an den Staatsexaminibus sich zu beteiligen, vorenthalten wird. Sollte also China, dem Beispiele Japans folgend, wirklich vor Beginn einer großen Reformära stehen, die allerdings schwerlich so stürmisch wie die japanische sich vollziehen wird, so hat die Mission allen Grund, sich vor sanguinischem Optimismus zu hüten und mit aller Nüchternheit den Gefahren ins Auge zu sehen, welche versuchend an ihren christlichen Charakter herantreten.

* * *

Eine ebenso gelehrte wie lehrreiche Abhandlung über die Bedeutung von **Schang ti** in der altchinesischen Literatur enthält der Chin. Rec. 1904, 5 ff. Bekanntlich hat die sogenannte Term question d. h. die Frage nach dem korrektesten chinesischen Ausdruck für Gott (und Geist) unter den zahlreichen Problemen des chinesischen Missionsbetriebs eine sehr hervorragende Rolle gespielt und bis heute ist es noch nicht zu einer einheitlichen Vereinbarung über dieselbe gekommen. Doch hat sich nach und nach der Gebrauch von Schang ti für Gott = die himmlische Macht als Persönlichkeit, so durchgesetzt, daß er in 91,38 Prozent aller Druckwerke protestantischer Missionsgesellschaften stehend geworden ist und auch durch die angeführte Abhandlung gerechtfertigt wird, während der Gebrauch von Schen oder Schin = Geist, von den Geistern gebraucht, sich nur in 5,44, Tien tschu = Herr des Himmels nur in 3,05 Prozent findet; der letztere ist der bei den Katholiken allgemein herrschende. Faber entschied sich seiner Zeit auf Grund seiner eminenten chinesischen Sprach- und Literaturkenntnis für Schang ti, erklärte aber, daß er eventuell, wenn dadurch ein einheitlicher Gebrauch unter Katholiken und Protestanten hergestellt werden könnte, auch Tien tschu acceptieren würde, Schin verwarf er unbedingt. Vgl. über die Term question A. M. Z. 1884, 106.

In Japan haben sich die independentischen, presbyterianischen, baptistischen und methodistischen, d. h. die große Majorität der dortigen Missionen vereinigt zur Herausgabe eines gemeinschaftlichen Gesangbuches, das von ca. 9/10 aller japanischen evangelischen Christen in Gebrauch genommen wird — auch wieder ein erfreuliches Zeichen für die wachsenden Einheitsbestrebungen innerhalb der evangelischen Sendungsorgane.

Literatur-Bericht.

Schneider: „Leben und Ende einiger junger Missionskaufleute." Missionsbuchhandlung Herrnhut. 1903. 1,20 Mk., geb. 1,50 Mk. Ein köstliches Buch, das ich namentlich in den Händen aller Mitglieder unsrer christlichen Vereine für junge Männer sehen möchte. Vier fromme, liebenswürdige junge Kaufleute gehen nach Suriname, um den dortigen Geschäften der brüderkirchlichen Mission ihre Dienste zu widmen; obgleich ihnen nur eine kurze Arbeitszeit vergönnt ist — die längste währte nur rund zwei Jahre — haben sie alle ein unvergeßliches Andenken hinterlassen und reden noch, obgleich sie gestorben sind. Alle vier wurden kurz nach einander von dem wahrscheinlich eingeschleppten gelben Fieber hingerafft, und bei allen vier ist das Ende ein seliger Heimgang. Die Briefauszüge, welche der Verfasser — in besonderer Fülle von R. Roy — mitteilt, sind ebenso erbaulich wie unterhaltend und für die Suriname'schen Verhältnisse charakteristisch. Dem Bilde der vier lieben jungen Männer schickt ihr Biograph eine lehrreiche Einleitung voraus, welche uns in Paramaribo, der Hauptstadt Suriname's, einheimisch und zugleich mit den für die Unterhaltung der Mission notwendigen ausgedehnten Geschäftsbetrieben der Brüdergemeine und dem Leben ihrer Angestellten in einer Weise bekannt macht, die auch für diese finanzielle Seite der Mission das lebhafteste Interesse der Leser erweckt.

„Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1904." Leipzig, Wallmann. 1,50 Mk. Aus dem Inhalt dieser bekannten Jahresschrift sei — abgesehen von den lesenswerten stehenden Nachrichten — nur auf folgende Artikel hingewiesen: „Das altchristliche Märtyrertum"; „die innerhalb des indischen Heidentums wirksamen göttlichen und widergöttlichen Kräfte im Lichte der Heiligen Schrift und der Missionserfahrung;" „Blicke in die Leipziger Tamulen-Mission" (zur Beleuchtung der gegenwärtigen Krise); „Lioba, ein hervorragendes Frauenbild (!) aus der Zeit des 8. Jahrhunderts" und „Zur Centenarfeier der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft."

„Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen." 1904. Mit einem provinziellen Anhang für jede derselben. Im Selbstverlag der Missionskonferenz Brandenburg. Außer einem allgemeinen Artikel: „Zur Theorie und Praxis der heimatlichen Missionsarbeit; die Missionsgemeinde einst und jetzt," einer „kurzen Übersicht über die deutsche Missionsliteratur von 1902/03" und allerlei „Statistischem" beschränkt sich der Inhalt dieses dem vorigen gegenüber nur halb so starken Jahrbuchs auf Stoffe

zu Missionsvorträgen aus dem Bereiche der Berliner Missionsgesellschaften I, II und III und auf Jahresberichte über dieselben; zu den letzteren bietet eine Ergänzung eine „Rundschau über die übrigen deutschen Missionsgesellschaften“.

Von den „Basler Missionsstudien“ sind 1903 und 1904 im Verlage der dortigen Missionsbuchhandlung wieder 4 Hefte (18 bis 21) erschienen, à Heft 40 Pfg.

Bechler: „Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika.“

Miescher: „Missionszeit, Missionsmethode, Missionsgeist.“

Riggenbach: „Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gemeinden nach den Korintherbriefen.“

Würz: „Die mohammedanische Gefahr in Westafrika.“

Grundemann: „Dornen und Ähren.“ Nr. 15 und 16. Berliner Missionsbuchhandlung. 1904. à 10 Pfg.

1) Bilder von den Karolinen: „Die Mertlock- und Rukinseln,“ und

2) „Lui-si-kong, chinesischer Bauer und Leutnant.“

„Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Halle. Waisenhausbuchhandlung. 1904. 25 Pfg. Enthaltend 1) ein Einleitungswort: „Unser täglich Brot gib uns heute;“ 2) „Ein einzigartiges Jubiläum,“ nämlich das der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, und 3) „Zwölf Jahre Pionierarbeit am Njassa; Saat und Ernte auf einem jungen Arbeitsfeld der Brüdergemeine.“

Bilder aus Deutsch-Südwestafrika. 1) Groß-Namaland. 2) Hereroland. 3) Ovamboland. 70 Bilder auf 16 Blatt. Format 34 cm breit, 25 cm hoch. 1 Mk., mit Porto 1,10 Mk. Bei dem gegenwärtig so lebhaften Interesse für unsre Kolonie Deutsch-Südwestafrika dürfte es manchem willkommen sein, an der Hand dieser Bilder einen Einblick zu tun in das, was einerseits die Rheinische Mission und andrerseits die deutsche Verwaltung dort geschaffen hat. Die Bilder sind vorzüglich wiedergegeben und ist die Sammlung trefflich geeignet, die Verhältnisse in der Kolonie zu veranschaulichen.

Paul: „Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern?“ Leipzig. Strauch. Ohne Jahreszahl. 1,20 Mk. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher gezeigt wird, wie aktuell seit der Errichtung des deutschen Reiches und speziell seit der Konstituierung des deutschen evangelischen Kirchenausschusses die Titelfrage geworden ist, behandelt die vorliegende Schrift ihren Gegenstand — man kann sagen: fast erschöpfend — in 4 Hauptkapiteln: 1) Die Verbreitung der Deutschen über die Erde; 2) die Notwendigkeit einer geordneten Diasporapflege; 3) wo schon deutsche Kirchengemeinden erstanden sind, und 4) welche Aufgabe jetzt vor der heimischen Kirche liegt. Den deutschen Kolonien und Schutzgebieten wird eine besonders eingehende Behandlung zu teil. Alles klar und überzeugend; möchte nun nur der Belehrung und Ermahnung die Tat folgen. — Die Bezeichnung Pauls auf dem Titelblatt als Verfasser von „die evangelischen Missionen in Indien“ beruht auf einem unbegreiflichen Versehen des Verlegers. Ein Buch wie das genannte existiert überhaupt nicht; Paul hatte seine „Mission in unsern Kolonien“ gemeint.

Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

ie gegenwärtige Ausbreitung der ärzt-lichen Mission.

Von Dr. med. Feldmann, Eckardtsheim, Bez. Minden.

Im Sommer des verflossenen Jahres beging die London Me-
al Missionary Association das Fest ihres 25jährigen Bestehens.
ses Ereignis bedeutet einen Markstein in der Geschichte der ärzt-
en Mission, deren gewaltige Fortschritte besonders in den letzten
—15 Jahren gezeigt haben, welch ein mächtiger Faktor sie in der
ssionsarbeit ist. Die Londoner ist die zweitälteste ärztliche M. G.
bietet ebenso wie ihre ältere Schwester, die Edinburger Medical
sionary Society, die seit 1841 besteht, einen schönen Beweis nicht
für die Möglichkeit, sondern auch für die Vorteilhaftigkeit des
sammenarbeitens von Mitgliedern verschiedener kirchlicher Gemein-
ften. Ebenso wie die Edinburger besitzt auch die Londoner ärzt-
e M. G. eine Ausbildungsanstalt für Mediziner aller Denomina-
nen, die sich dem ärztlichen Missionsdienst widmen wollen. Beide
sellschaften versuchen auch durch eine ausgedehnte schriftstellerische
tigkeit ihrer Sekretäre die Sache der ärztlichen Mission zu fördern.

Was sie für England getan haben und noch tun, das erstre-
in den Vereinigten Staaten drei ähnlich organisierte ärzt-
e Missionsgesellschaften. Die älteste derselben ist die 1881 von Dr.
wkontt ins Leben gerufene International Medical Missionary So-
y of New York. Es sind seit der Gründung dieser Gesellschaft
a 150 Missionsärzte, auch weibliche, die in einem besonderen
eig der Gesellschaft vereinigt sind, auf die Missionsfelder in Asien,
ika und den Neu-Hebriden hinausgesandt worden. Die zweite
tliche M. G. in den Vereinigten Staaten ist die Chicago Medical
sionary Association. Sie ist bedeutend jünger und übernimmt
ht die Kosten der ärztlichen Ausbildung der sich Meldenden, son-
n streckt sie ihnen unter besonderen Bedingungen nur vor. Die
te ist die 1893 gegründete International Medical Missionary and
nevolent Association. Obwohl den Adventisten des 7. Tages nahe-
end, wird die Arbeit doch in freier Weise getrieben ohne enge

Anlehnung an eine Sekte. Für ihre Aufgabe: ärztliche Mission sowohl in der Heimat wie unter den Heiden zu treiben, verwendet sie jährlich etwa 160000 Mark.

Wenn man nun fragt, was haben die missiontreibenden Länder des europäischen Festlandes, speziell Deutschland, diesem immerhin großen und leistungsfähigen Apparat entgegenzusetzen, so lautet die Antwort beschämend: eigentlich nichts in dieser Art. Doch haben wir in Deutschland einen Verein, der, obwohl jung, schon Tüchtiges für die Sache der ärztlichen Mission geleistet hat. Es ist dies der Verein für ärztliche Mission in Stuttgart, der 1899 ins Leben trat. Dieser Verein, durch eine Reihe von Zweigvereinen in dem übrigen südlichen und westlichen Deutschland vertreten, unterstützt mit seinen Gaben nur die ärztliche Missionsarbeit der Basler M. G.; er kann daher als ein allgemeiner Verein zur Förderung der ärztlichen Missionssache nicht angesehen werden. Einen derartigen Verein, vor allem eine gemeinsame Ausbildungsstätte für Missionsärzte aller solche aussendenden M. G. G. haben wir in Deutschland nicht. Der Stuttgarter Verein entspricht dem, was seit einigen Jahren die englische kirchliche M. G. und neuerdings auch die baptistische M. G. eingerichtet haben. Diese beiden M. G. G. haben nämlich ihr gesamtes ärztliches Missionswesen unter ein von der eigentlichen Missionsleitung getrenntes Komitee gestellt, das in größerer oder geringerer Selbständigkeit, aber stets in Verbindung mit der Gesamtleitung das ärztliche Missionswerk treibt.[1])

Neben diesen, den hauptsächlichsten Einrichtungen zur Förderung der ärztlichen Mission in Europa und den V. St. besteht noch in China ein 1886 gegründeter ärztlicher Missionsverein, der nur in China, Korea und Japan tätig ist. Auch in Indien scheinen

1) Die genannten ärztlichen M. G. G. stellen auch in England und den Vereinigten Staaten keineswegs das gesamte ärztliche Missionspersonal; ein nicht geringer Prozentsatz desselben empfängt seine Ausbildung auf demselben Wege wie die heimatlichen Ärzte. Die deutschen Missionsärzte sind — so viel ich weiß — sämtlich universitätlich ausgebildete Mediziner, die auch ihr medizinisches Staatsexamen gemacht haben; unter diesen Umständen sind besondere missionsärztliche Ausbildungsanstalten kein Bedürfnis.

Die deutsche Orientmission und den deutschen Hilfsbund für Armenien mit zusammen 4 Ärzten mitgerechnet, haben die deutschen Missionen zur Zeit 19 Missionsärzte, und zwar Brüdergemeine 3, Basel 5, Barmen 4, Berlin I 1, Allg. ev. prot. M.-V. 2. D. H.

sich die missionsärztlichen Bestrebungen zur Gründung eines eigenen Vereins zu verdichten, jedenfalls verbindet alle indischen Missionsärzte schon ein gemeinsames Organ, die Vierteljahrsschrift Medical Missions in India.

Doch wir wollen einen Rundgang durch die Gebiete der evangelischen Missionen, den Spuren der missionsärztlichen Wirksamkeit folgend, antreten und beginnen dabei mit

Afrika,

um dann über Palästina und Vorderasien, Indien, den Archipel, China, Korea und Japan zu besuchen, und endlich noch einem Überblick zu tun über das ärztliche Missionswerk auf den Inseln des stillen Ozeans und in Nord- und Südamerika.

Was die ärztlichen Verhältnisse der Völker Afrikas anlangt, so sind sie die denkbar einfachsten und unzulänglichsten. Das gilt nicht nur von den Negerstämmen des Westens, Ostens und Südens, sondern auch von den mohammedanischen Einwohnern des Nordens. Überall finden wir eine enge Verbundenheit von Aberglauben und Unwissenheit mit dem Bestreben gewissenloser schlauer Medizinmänner, ihre Klientel, der sie manchmal auch als Priester vorstehen, zu schädigen. Einen eigenen Ärztestand gibt es zur Zeit noch nicht, wenn auch in verschiedener Weise Ansätze dazu vorhanden sind, so einerseits vereinzelte mohammedanische Ärzte in den kultivierten Teilen des Nordens, und andererseits die auf den Missionsschulen ausgebildeten Ärzte aus den Heidenchristen, deren Tätigkeit allerdings noch keineswegs selbständig geworden ist, sondern der Leitung der Weißen bedarf. Doch sind hier die Anfänge eines christlichen Ärztestandes vorhanden, die sich unter vorsichtiger und nicht gedrängter Entwicklung erfreulich entfalten können.

Die erste Stelle, von der aus christlicher Einfluß durch ärztliche Tätigkeit in das Land ging, waren die beiden von den Kaiserswerther Diakonissen besetzten Krankenhäuser in Alexandrien und Kairo; ihre Tätigkeit ist allerdings nicht im strengsten Sinne eine missionsärztliche, doch dieser sehr nahe verwandt. In besonderer Weise hatten schon 30 Jahre vorher von 1827 an die Missionare der Brüdergemeine sich der Aussätzigen in der Kolonie Hemel en Aarde im Kapland angenommen, doch ohne irgend eine andere als pflegende Tätigkeit auszuüben. Der Aufschwung der missionsärztlichen Tätigkeit in Afrika datiert erst aus den 80er und 90er Jahren des vo-

rigen Jahrhunderts; in dem ersten Jahrzehnt wurden etwa 18 Plätze, in dem letzten dagegen gegen 68 Stationen mit missionsärztlichen Unternehmungen ausgerüstet. Und die Bewegung ist nicht stehen geblieben, sondern schreitet rüstig fort. Was die örtliche Anordnung der missionsärztlichen Stationen betrifft, so entspricht sie natürlich der bestehenden Besetzung mit Missionsplätzen. Verhältnismäßig spärlich ist die Nordküste besetzt; da finden wir in Ägypten einige Stationen der englischen kirchlichen M. G. und der vereinigten Presbyterianer Nordamerikas, die in ärztlicher Hinsicht Bedeutendes leisten. Die C. M. S. hat sich einen kräftigen Stützpunkt in Kairo und Omdurman geschaffen, von dem aus sie nach dem Süden vorzudringen sucht. An der westlichen Nordküste unter der noch sehr tief stehenden Bevölkerung von Tripolis, Algier und Marokko haben seit etwa 15 Jahren die Nordafrikanische Mission, die Zentral-Marokko-ärztliche Mission und die Süd-Marokko-Mission, sowie einzelne schwedische Missionsärzte in geduldiger Arbeit den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut und den Kranken viele Dienste erwiesen. Es arbeiten unter dem dortigen missionsärztlichen Personal eine ziemlich große Anzahl Damen. Der Boden erweist sich hier als ein ungemein harter und trotz der 4 Hospitäler und 12 Polikliniken, die in diesem nordwestafrikanischen Missionsfeld bestehen, in denen jährlich viele Hunderte von Patienten behandelt werden, ist der Missionserfolg gering.

Gehen wir weiter an der Westküste entlang, so kommen wir von Sierra Leone an auf eine immer dichter werdende Reihe von missionsärztlichen Unternehmungen. In Freetown, der Haupstadt von Sierra Leone, hat die C. M. S. ein ziemlich bedeutendes Hospital, das auch als Ausbildungsstätte für eingeborene Pflegerinnen eine schöne Aufgabe zu lösen versucht. In Liberia besteht in Mühlenberg, einer Station der nordamerikanischen lutherischen Generalsynode, ein missionsärztliches Zentrum, als Anfang weiterer Unternehmungen ins Innere hinein, und in Harper hat die protestantisch-bischöfliche Mission Nordamerikas ein beachtenswertes Missionshospital.

Der Küste entlang gehend kommen wir dann an die älteste eigentliche ärztliche Missionsstation in Afrika überhaupt; es ist dies Aburi an der Goldküste, 1885 von der Basler M. G. dazu ausgebaut und noch heute auf gesunder Höhe liegend ein geschätzter

Erholungsort für die Missionsgeschwister, zugleich Standquartier des Missionsarztes. Es darf uns Deutsche mit berechtigter Freude erfüllen, daß wir hier unter den ersten sind, die ärztliche Mission in systematischer Weise begonnen haben; in demselben Jahr nahmen noch zwei andere M. G. G. die missionsärztliche Tätigkeit auf, nämlich die amerikanischen Baptisten in Mukimvika im Kongogebiet und die früher vereinigte Presbyterianerkirche Schottlands in Altkalabar — jetzt vereinigte Freikirche Schottlands. Außer Aburi haben die Basler noch in Odumasi und Abokobi feste missionsärztliche Anstalten. Weiter östlich im Togoland treffen wir wieder deutsche missionsärztliche Arbeit insofern als die Missionsdiakonissen der norddeutschen M. G. seit 1896 soviel als möglich ärztliche Handreichung tun.

Wir kommen nun in das große Gebiet der C. M. S. im Jorubalande und am Niger, welche beide mit einer Reihe von missionsärztlichen Stationen besetzt sind, deren älteste Abeokuta 1890 gegründet wurde. Ein Hospital und vier Polikliniken bilden die Grundlage der Arbeit. Neuerdings ist ein nach vergeblichen Versuchen nun doch anscheinend erfolgreicher Vorstoß in die Haussastaaten in nördlicher und nordöstlicher Richtung gemacht worden. Der Missionsarzt Dr. Miller hat Kano und auch Sokoto mehrfach besucht und dort regelmäßig ärztliche Sprechstunden gehalten.

Die in Altkalabar gelegenen Stationen der vereinigten schottischen Freikirche haben 2 Hospitäler und 4 Polikliniken, ihr Wirkungskreis erstreckt sich hauptsächlich auf die Küstengebiete.

Unsere Kolonie Kamerun weist an zwei verschiedenen Punkten missionsärztliche Niederlassungen auf. Die ältere, südlichere liegt auf dem Gebiet, welches die amerikanischen Presbyterianer des Nordens besetzt halten. Aus 4 Polikliniken im Innern sammeln sich die Kranken in dem großen Missionskrankenhaus in Groß-Batanga, das 1895 gegründet, vielen Tausenden von Kranken jährlich zu einer Stätte der leiblichen Genesung und auch geistlichen Anregung wird. Neuerdings hat auch die Basler M. G. den Plan auszuführen begonnen, eine Station ihrer Kamerunmission mit einem Missionsarzt zu besetzen und ein Krankenhaus zu erbauen. In dem südlich an Kamerun anschließenden Gebiet französisch Kongo finden sich nur wenige von den nordamerikanischen Presbyterianern unterhaltene kleinere ärztliche Missionsstationen. Bedeutend zahlreicher sind die

Stationen, die von mehreren M. G. G. im Kongogebiet mit ärztlicher Mission ausgerüstet worden sind. Es sind hier besonders amerikanische Baptisten und schwedische Missionare eifrig und mit Erfolg tätig. Erstere haben schon seit 20 Jahren in Mukimvika an der Küste eine gut ausgerüstete ärztliche Missionsstation mit Hospital, Poliklinik und einem Sanatorium. Aber nicht nur an der Küste finden sich derartige Stationen, sondern dem Lauf des gewaltigen Stromes folgend sind eine Reihe von Hospitälern und Polikliniken angelegt worden, die zum größten Teil den amerikanischen Baptisten gehören. Auch ihre englischen Brüder haben einen regen Anteil an dem missionsärztlichen Werk am Kongo, und die südlichen Presbyterianer Nordamerikas haben in Luebo die am weitesten ins Innere vorgeschobene Station mit ärztlicher Mission.

In dem portugiesischen Angola in Bihé treffen wir den Bostoner Board auf einem ziemlich engbegrenzten Gebiet mit tüchtigen Kräften und vier Polikliniken an missionsärztlicher Arbeit, die 1888 begonnen, somit zu den älteren Unternehmungen dieser Art in Afrika gehört.

Südlich von diesem Gebiet werden Spuren missionsärztlicher Arbeit immer seltener und erst im Kapland finden wir einige Stationen wieder, auf denen dieser Missionszweig Verwendung findet; sie liegen alle im östlichen Teil desselben. Hier treffen wir auf die bedeutende Station der Schotten Lovedale, die allerdings erst seit einigen Jahren auch missionsärztlich besetzt ist, und in Natal auf Impolweni, das unter der Leitung eines Missionsarztes stehend in missionsärztlicher Beziehung einige Bedeutung hat. Eine Reihe größerer Stationen hat die S. P. G. im Pondoland, auf denen sich Hospitäler und Polikliniken befinden. Ein eigenartiges Werk treibt diese M. G. in Durban; hier wird seit 1884 eine energische ärztliche Missionsarbeit unter den eingewanderten Kulis getrieben, die schon sehr erfreuliche Früchte gezeitigt hat; besondere Verdienste um diese Arbeit hat sich der Missionsarzt Dr. Booth erworben. Jetzt stehen in dieser Arbeit drei Missionsärzte, darunter ein weiblicher.

Im Vorbeigehen sei noch der an Ausdehnung des missionsärztlichen Betriebes geringen Arbeit des Bostoner Board in Natal und Gazaland gedacht. In Transvaal finden sich nur einzelne missionsärztliche Stationen, erwähnt sei nur Elim, wo die Missionsärzte der Mission Romande seit 1899 eine ausgedehnte und segens-

reiche Tätigkeit ausüben. Auch in Matabeleland weiter nördlich haben nur die bischöflichen Methodisten und die Adventisten des 7. Tages einige missionsärztliche Stationen, deren Wirksamkeit jedoch nicht sehr groß ist.

Je weiter wir nun nach Norden kommen, desto zahlreicher und bedeutender werden wieder die missionsärztlichen Unternehmungen. Südlich vom Njassa hat die schottische Staatskirche auf ihrer bekannten Station Blantyre ein ausgedehntes, 1888 gegründetes ärztliches Missionswerk, dem heute 2 Missionsärzte vorstehen. Noch bedeutender und einflußreicher ist die Arbeit der vereinigten schottischen Freikirche am Westufer des Sees. Diese Arbeit ist vielleicht die bedeutendste in missionsärztlicher Hinsicht in ganz Afrika und hat jetzt in der Musterstation Livingstonia im Nordwesten des Sees ihren Stützpunkt. Es würde zu weit führen, alle Stationen der einzelnen Bezirke aufzuzählen. Jetzt haben die Schotten drei große wohl ausgerüstete Hospitäler und 6 Polikliniken. Die dortigen Missionsärzte, u. a. Dr. Elmslie und Dr. Laws haben sich durch ihre Tätigkeit das größte Verdienst um die missionsärztliche Beeinflussung der dortigen ehemals wilden Angoni erworben, und Tausende von Patienten finden alljährlich auf den schottischen Stationen Hilfe für ihre kranken Körper und treue Sorge auch für ihre Seele.

In die missionsärztliche Arbeit Deutsch-Ost-Afrikas teilen sich 4 M. G. G., die Londoner, die Universitätenmission, die C. M. S. und als einzige deutsche Berlin I; allerdings haben auch die Brüdergemeine am Njassa und Berlin III in Usambara Anfänge einer missionsärztlichen Wirksamkeit, erstere durch ärztlich vorgebildete Missionare, letztere durch Sammlung und Pflege von Aussätzigen in einem Asyl in Hohenfriedeberg. Die Londoner beschränken sich im englischen Gebiet am Südufer des Tanganika auf 3 Polikliniken und ein Aussätzigenasyl. Die missionsärztliche Tätigkeit der Universitätenmission hat ihren Hauptstützpunkt in Sansibar, dort besteht in dem Missionsquartier ein schönes geräumiges Krankenhaus. Die auf dem Festland liegenden Stationen sind räumlich sehr weit von einander entfernt und können auch nur in ziemlich beschränktem Umfang zum Mittelpunkt energischer missionsärztlicher Arbeit gemacht werden. Dazu im Gegensatz steht die Arbeit der C. M. S., die die systematische Leitung des missionsärztlichen Betriebes erkennen läßt. Ihre Stationen in Usagara haben seit 10 Jahren Anstalten für die Aufnahme und Pflege

von Kranken, jetzt sind es 1 Hospital in Mpwapwa und 2 Polikliniken; ein Missionsarzt leitet das Werk. Berlin I steht erst im Anfang missionsärztlicher Arbeit; es hat das Missionsgebiet nordöstlich vom Njassa als Feld für diese Tätigkeit gewählt, ist aber über eine poliklinische Behandlung der sich ziemlich zahlreich einfindenden Eingeborenen noch nicht hinausgekommen.

Auf unserem Rundgang durch Afrika kommen wir jetzt nach Britisch-Ost-Afrika, das in missionsärztlicher Hinsicht manches Bemerkenswerte bietet. Hier ist es wiederum die C. M. S., die unser Interesse in Anspruch nimmt. Drei Stationen an der Küste sind seit 17 Jahren mit zwei Hospitälern und drei Polikliniken versehen, die einen schönen Wirkungskreis haben. Es war selbstverständlich, daß das große und so überaus fruchtbare Uganda nicht ohne ärztliche Mission bleiben konnte. 1891 begann daher die C. M. S. in der Hauptstadt Mengo mit ärztlicher Mission, die sich nach und nach zu einem mächtigen Zweige der segensreichen Arbeit unter den Waganda entwickelt hat. Von hier aus dehnte sich das Werk weiterhin auch in die Nebenkönigreiche aus, und jetzt bestehen in diesem Gebiete zwei Krankenhäuser und drei Polikliniken. Es ist auch der Versuch gemacht worden, eingeborene Ärzte heranzubilden, die anfangen ihrem Volk wertvolle Dienste zu leisten. Wir haben hier ein Gegenstück zu der Arbeit der Schotten am Njassa, das dieser nicht viel an Bedeutung nachsteht. Die beiden Missionsärzte der C. M. S., zwei Brüder Cook sind voll Freudigkeit über das immer mehr heranblühende Werk, für das auch die Heidenchristen ein wachsendes Verständnis zeigen.

Es bleiben noch zwei kleine missionsärztliche Unternehmungen in diesem Teil Ostafrikas zu erwähnen, einmal die Arbeit der schottischen Staatskirche auf dem Kikujuhochland in Britisch-Ost-Afrika und dann noch die bescheidene und leider noch wenig erfolgreiche Arbeit schwedischer Missionsärzte in dem italienischen Erythräa. Damit haben wir die Übersicht über die wichtigsten missionsärztlichen Unternehmungen in Afrika beendet. Das Werk steht erst in den Anfängen und hat doch schon viel geleistet; besonders die Stationen an der Westküste und im Kongogebiet, die Arbeit der Schotten am Njassa und die der C. M. S. in Uganda, die nach Norden den entgegenarbeitenden Brüdern in Oberägypten in hoffentlich nicht allzu *ferner Zeit* die Hand reichen wird, bieten eine gute Gewähr für die *[se]gensreiche Fortentwickelung* des missionsärztlichen Werkes.

Im Anhang an die Darstellung der ärztlichen Mission in Afrika müssen wir der Arbeit in Madagaskar gedenken. Merkwürdigerweise ist das ärztliche Missionswerk auf dieser Insel älter als auf dem afrikanischen Festland, da schon 1864 die Quäker in der Hauptstadt Antananarivo eine Poliklinik einrichteten. Ihnen schlossen sich dann die Londoner und Norweger an; letztere begannen als die ersten, — einer ihrer bedeutendsten Missionare in Madagaskar war Arzt, der bekannte Superintendent Dr. Borchgrewink — sich der Aussätzigen anzunehmen und sammelten sie in der durch ihr schreckliches Schicksal bekannten Station Sirabe in der Provinz Betsileo. Das in schöner Eintracht von Missionsärzten der verschiedenen M. G. G. geleitete Werk, besonders in der Hauptstadt, versprach Glänzendes und auf dem Gebiet der Ausbildung eingeborener Ärzte und Hebammen hat die dortige Schule Großes geleistet. Leider hat die französische Herrschaft auch diesen Zweig des Missionswerkes in seiner Entwicklung gehemmt, sodaß die poliklinische Tätigkeit der Missionsärzte sich sehr eingeschränkt hat. Hoffentlich kann das Werk sich bald wieder ausdehnen, wofür sich einzelne Anzeichen finden. Es wirken jetzt drei europäische Missionsärzte auf der Insel, ihnen zur Seite eine Reihe eingeborener Ärzte und auch einige europäische Diakonissen, die den zahlreichen Aussätzigen in mehreren Asylen treu dienen.

Asien.

Wir gehen nun über zur Besprechung der missionsärztlichen Unternehmungen in Palästina, Syrien, Arabien, der asiatischen Türkei und Persien. Von diesen Gebieten ist Palästina weitaus am dichtesten mit derartigen Stationen besetzt, schon am Südende des Toten Meeres finden wir missionsärztliche Vorposten; nordwärts nehmen sie an Dichtigkeit und Bedeutung zu. Deutsche M. G. G. sind ja in eigentlicher Missionsarbeit im Heiligen Lande spärlich vertreten, und daher finden wir auch nur geringe missionsärztliche Arbeit, die sie tun; es ist dies die Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen nun schon seit über fünfzig Jahren in Jerusalem und die ebenfalls nur in weiterem Sinn missionsärztliche Tätigkeit der Brüdergemeine an den Insassen des Aussätzigenasyls Jesushilfe vor den Toren der Stadt. Englische und amerikanische M. G. G. haben den Hauptanteil an der ärztlichen Missionsarbeit in Palästina; von den ersteren hat die London Jews Society schon 1824 mit ihrer Arbeit eingesetzt,

die sich aber hauptsächlich auf Juden erstreckt, ohne jedoch Mohammedaner auszuschließen. Ferner hat die C. M. S. zur Zeit im Heiligen Lande vier Haupt- und zwei Nebenstationen missionsärztlich besetzt und einen Stab von 5 Ärzten. In ihren Hospitälern werden jährlich 1500—2000 Patienten behandelt, neben 60000 Konsultationen in den Polikliniken, ein Zeichen wie sehr sich die Missionsärzte in den 20 Jahren ihrer Wirksamkeit das Vertrauen der Bevölkerung erworben haben. Auch die Arbeit der anderen M. G. G. in Palästina, besonders die der vereinigten schottischen Freikirche steht derjenigen der C. M. S. kaum nach. Die Schotten haben in Tiberias ein äußerst reges ärztliches Missionszentrum, dessen Wirkungskreis sich weit in die Umgegend erstreckt. In Nazareth hat die Edinburger ärztliche M. G. eine blühende Arbeit, die wesentlich dazu beigetragen hat, die Vorurteile und die Feindschaft der türkischen Behörden, allerdings nach großen Schwierigkeiten und Enttäuschungen, zu überwinden.

In Palästina ist die Arbeit der amerikanischen M. G. G. auf ärztlichem Gebiet nicht so groß wie in Syrien. Hier bildet Beirut mit dem großen presbyterianischen College den Ausgangspunkt einer bedeutenden Arbeit. Wir finden hier die Ausbildungsstätte für die jungen christlichen Ärzte des Landes, die nach dem Verlassen der Hochschule sich als selbständige Ärzte niederlassen oder als Gehilfen europäischer Missionsärzte der Mission dienen. So ist ein tüchtiger einheimischer Ärztestand am Entstehen, der das Volk, das in Aberglauben und Schmutz versunken ist, von der ausbeutenden Gewalt herumziehender „Heiler" und Quacksalber befreit. Neben der mehr stationären Arbeit an den Missionshospitälern in Beirut — das größte ist das 1860 gegründete Johanniterhospital — finden wir hier noch ein seit 10 Jahren bestehendes eigenartiges ärztliches Missionsunternehmen, das eine Dame, Fräulein Dr. Mary Pierson Eddy, von den nordamerikanischen Presbyterianern leitet. Es ist dies nämlich eine ausgedehnte über viele Monate des Jahres sich erstreckende mediko-evangelistische Reisetätigkeit in den Tälern des Libanon und Antilibanon, die den Einwohnern mit ärztlicher Hilfe das Evangelium zu bringen sucht. Die Missionsärztin legt über 4000 Kilometer in einem Jahr auf solchen Wanderungen zurück, behandelt bei den kurzen Aufenthalten, 3—8 Tage, in den Dörfern viele Kranke und versucht solche Patienten, die eine Krankenhausbehandlung nötig ha-

ben, zu veranlassen, die Missionshospitäler aufzusuchen. Der Erfolg dieser Arbeit besteht besonders darin, daß die seßhaftere Bevölkerung in Berührung mit der Mission gebracht wird. Neben amerikanischen Presbyterianern des Nordens arbeitet noch in Damaskus die Edinburger M. G. seit 1884 in rühriger Weise und mit schönem Erfolg, der die Türken zur Nacheiferung angespornt hat, indem die Behörde in der Stadt ein öffentliches Krankenhaus eingerichtet hat, nachdem sie sah, welche Wohltat das Missionshospital der Edinburger für die Bevölkerung bedeutet. Außer diesen beiden bedeutendsten Gesellschaften beteiligen sich noch verschiedene andere englische und amerikanische M. G. G. an der missionsärztlichen Arbeit in Syrien, so die reformierten Presbyterianer Nordamerikas, die Quäker, die englischen Presbyterianer und die Londoner Juden-M. G. Besonders bemerkenswert ist die missionsärztliche Arbeit der evangelischen Kirche in Syrien noch dadurch, daß in Asfuriyeh bei Beirut von dem Quäkermissionar Theophilus Waldmeier vor 7 Jahren eine, die erste, europäisch eingerichtete und geleitete Irrenanstalt gegründet wurde. Die Irrenpflege ist in den Ländern des Orients ein unbekanntes Ding, die Behandlung der Geisteskranken eine unglaublich rohe und auch die griechischen Klöster, in denen die Unglücklichen untergebracht sind, zeichnen sich nur nach der negativen Seite vor der allgemeinen landesüblichen „Methode" der Irrenpflege aus.

Je mehr wir auf unserem Gang nach Kleinasien, Armenien und Persien vordringen, desto stärker wird der Anteil der beiden großen amerikanischen M. G. G., des Bostoner Board und der nördlichen Presbyterianer, an dem missionsärztlichen Werke. Cäsarea, Mardin und nördlich Marsovan haben alle drei ihre Krankenhäuser, von denen das in Mardin schon 30 Jahre in Betrieb ist. Im Zusammenhang hiermit darf der Einfluß nicht unerwähnt bleiben, der von dem amerikanischen College in Aintab auch in missionsärztlicher Beziehung ins Land geht. Die dort tüchtig vorgebildeten Ärzte tragen die Grundsätze christlicher Liebestätigkeit und Barmherzigkeit in die Bevölkerung, und die werbende Kraft ihrer Arbeit ist nicht gering zu veranschlagen. Auch die noch junge deutsche Orient-Mission ist bestrebt, sich die Vorteile einer ärztlichen Mission zu nutze zu machen, es sind in allerjüngster Zeit neben Diarbekir und Urfa Karput und Mosul besetzt worden.

Die rührige C. M. S. hat auch in diesem Gebiet, allerdings wei-

ter östlich in dem Tal des Tigris, ihre missionsärztlichen Anstalten in Mosul und Baghdad, wo eine fast schon 20 Jahre alte Wirksamkeit ein enges Band zwischen den Missionsärzten und der Bevölkerung geknüpft hat, das zu Zeiten großer, leider nicht seltener Seuchen, z. B. Cholera, stark gefestigt worden ist. Jede der obenerwähnten beiden Städte hat einen Missionsarzt der C. M. S. Anhangsweise sei erwähnt, daß diese M. G. in Smyrna eine Ausbildungsanstalt für weibliche Pflegekräfte hat.

In Persien hat die ärztliche Mission ebenfalls festen Fuß fassen können und sich das Wohlwollen nicht nur des Volkes, sondern auch hoher Würdenträger erworben. Hier haben die nördlichen amerikanischen Presbyterianer das Erbe des Board vergrößert und stehen mit ärztlichen Missionsunternehmungen in diesem Lande an der Spitze; ihre Stationen finden sich im westlichen Teil Persiens, während die C. M. S. im Zentrum, in der Stadt und Umgebung von Ispahan, ein beachtenswertes ärztliches Missionswerk besitzt, welches aber wesentlich jünger ist als das der Presbyterianer. Auf 4 Stationen haben diese ebensoviele Hospitäler und nicht weniger als 9 Polikliniken; aus diesen Angaben läßt sich erkennen, mit welcher Intensität die Missionsärzte arbeiten. Urmia bildet die stärkste missionsärztliche Station mit 2 Hospitälern und 3 Polikliniken; Frauen und Männer haben ihre eigenen Krankenhäuser. Die drei anderen Stationen Hamadan, Teheran und Täbris sind ziemlich gleich stark, letztere hat außerdem noch ein Aussätzigenasyl. Die C. M. S. ist mit 8 Missionsärzten, darunter 5 weiblichen vertreten, die auf 3 Haupt- und 2 Nebenstationen eine gesegnete Arbeit tun. Ihre stärkste Station ist das etwa 5 Kilometer von Ispahan gelegene Dschulfa. Kirman und Jeszo sind jüngere und kleinere Stationen. Es mögen wohl jährlich gegen 50000 Kranke durch die Tätigkeit der Ärzte mit der Mission in Berührung kommen, von denen über 1000 in den Hospitälern behandelt werden.

Ehe wir unsere Aufmerksamkeit dem großen und auch in missionsärztlicher Hinsicht wichtigen Missionsfeld Indien zuwenden, verdienen noch zwei kleine mit ärztlicher Mission verbundene Unternehmungen besonderer Erwähnung. Das älteste dieser beiden besteht seit 1887 in Scheik Othman in der Nähe von Aden an der Südspitze Arabiens. Es wurde von dem schottischen Edelmann Sir *Keith* Falconer begründet; er starb bald auf dem Missionsfelde, aber

sein Werk wird noch heute von der vereinigten schottischen Freikirche getrieben, und die ärztliche Arbeit hat sich als ein wertvolles Hilfsmittel, mehr im Innern lebende Araberstämme zu beeinflussen erwiesen, die ihre Kranken manchmal mehrere Tagereisen weit her in die Missionspoliklinik bringen. Es werden jährlich gegen 8000 Kranke behandelt; doch ist die Zahl der gewonnenen Christen gering.

Der zweite Ort in Arabien, an dem ärztliche Mission getrieben wird, sind die Bahrein Inseln. Hier haben die holländisch reformierten Missionare Nordamerikas mit der Arbeit begonnen und ihrer ärztlichen Mission in dem erst vor 2 Jahren eröffneten Hospital einen festen Stützpunkt gegeben. Zu diesem Unternehmen gehören auch die Versuche am Schatt el Arab eine missionsärztliche Station zu gründen. So ist in Basra seit einigen Jahren eine ziemlich ausgedehnte Poliklinik im Gang. Die holländisch reformierte Kirche hat außerdem noch auf der Insel Cypern in Larnaka eine kleine missionsärztliche Tätigkeit begonnen, allerdings nur in poliklinischer Weise.

Malariaverhütung.

Was können und sollen Missionare tun, um sich möglichst vor der Malaria zu schützen?

Von Missionar Bamler, Neuguinea.

Über die Malaria und ihre Behandlung ist in dieser Zeitschrift schon öfters geschrieben worden. Welches Missionsblatt sollte auch nicht Interesse daran haben, wie eines der größten Hindernisse der Mission erfolgreich aus dem Weg geschafft werden könnte! Wie viel teure Menschenleben und wie viel Geld hat diese Seuche den verschiedenen Missionsgesellschaften nicht schon gekostet! Es haben daher Missionsgesellschaften wie Missionare mit regstem Interesse den Gang der Malariaerforschung verfolgt und, wenn man auch keineswegs sagen kann, der Malaria sei ihre Macht genommen, so haben wir doch alle Ursache für das Erreichte dankbar zu sein, denn das bis jetzt sicher Feststehende gibt einem manche Winke an die Hand, wie man sich gegen diese „Pestilenz, die im Finstern schleicht" schützen kann. Nur gebe man sich nicht unberechtigten Illusionen hin, lasse sich nicht durch reklamhafte Zeitungsartikel zu falschen Hoffnungen verleiten. Es kommt leider nur zu oft vor, daß man aus

Neuentdeckungen auf medizinischem Gebiete Kapital zu schlagen versucht, oder daß man der Wissenschaft, die dem Tode die Sense entwunden habe, ein Kompliment machen möchte, beides zum Schaden der Wissenschaft und der betörten Menschheit. So triumphierte man auch, als Professor Koch von seiner Malariaerforschungsreise zurückgekehrt war, „es gibt keine Malaria mehr, sie ist durch Kochs Forschungen überwunden", und doch starben draußen in den Kolonien einer um den andern an der Malaria weiter.

Das, was die Forscher bisher über die Malaria entdeckt haben, daß der Erreger ein Parasit ist, der durch Fieberstechmücken (Moskito) übertragen wird, ist zweifellos richtig, aber damit ist nun nicht gesagt, daß schon alle Fragen gelöst sind. Vor allem über die Frage der Behandlung der Malaria wird noch vieles zu erforschen sein, da widersprechen sich die Ärzte noch oft. Richtig scheint die Verordnung zu sein „ordentlich Chinin nehmen, nicht einige Zehntel Gramm, sondern ganze Gramm." Aber über die Zeit, wann das Chinin zu nehmen sei, ist man nicht einig. Mein Gewährsmann (Stabsarzt Dr. Dempwolff) sagt, etwa 6 Stunden vor dem Anfall, ein anderer, mit dem Malariafieber sehr vertrauter Arzt (Missionsarzt Dr. Fisch von der Goldküste) sagt: mindestens 12 Stunden vor dem Anfall, wenn man nicht ein Schwarzwasserfieber riskieren wolle, noch besser sei das Chinin nach dem Anfall zu nehmen. Wer von den beiden Herren Recht hat, wage ich nicht zu entscheiden, doch möchte ich mit Dr. Fisch sagen, lieber einmal ein Fieber zum Ausbruch kommen lassen, als sich durch unzeitiges Chininnehmen in den Vormittagsstunden ein Schwarzwasserfieber zuziehen.

Über die Höhe der Chinindosis ist man sich auch nicht recht einig. Es gibt Ärzte die noch über 3 gr pro Tag verordnen (in Neu-Guinea stieg man vor Jahren sogar bis zu 5 gr), doch dürfte 1 gr, womöglich auf einmal genommen, in schweren Fällen 2 gr genug sein. Auch über die Chininprophylaxe herrscht noch manche Unklarheit, besonders bei den heimischen Ärzten. Einem jungen ausziehenden Missionar wurde z. B. geraten, ab Genua jeden Tag 1 gr Chinin prophylaktisch zu nehmen. Da das Chinin nach 12 Stunden aus dem Körper bereits wieder ausgeschieden ist und dann nichts mehr hilft, so hätte jener junge Bruder 6 Wochen lang ganz umsonst Chinin geschluckt. Es ist früh genug, wenn man mit dem Betreten eines Malariagebietes mit Chininprophylaxe anfängt und da

hat sich in Neu-Guinea als die beste Methode die herausgestellt, einmal am 4. und dann wieder am 5. Tage je ein Gramm zu nehmen u. s. f. Dasselbe sagt auch Dr. Fisch in einem Anhang seines Buches „Tropische Krankheiten", nur daß er statt eines ganzen Grammes, auch 0,8 gr als genügend gelten läßt.

Doch ich will nicht über Malariabehandlung schreiben, die Sache ist zu verantwortungsvoll, als daß ich das wagen dürfte. Ich wollte nur zeigen, was immer noch unsicher ist und deshalb der Lösung noch bedarf; aber man hat außer obigem eine Reihe ganz positiver Erfahrungen und auf Grund dieser Erfahrungen wollte ich über Malariaverhütung, so weit Missionare im stande sind sie durchzuführen, schreiben.

An Malariabekämpfung in dem Sinne, daß diese Krankheit ganz ausgerottet würde, können einzelne Missionare mit ihren geringen Kräften und beschränkten Hilfsmitteln nicht denken, zumal in Ländern wie Neu-Guinea oder Kamerun. Solche Bekämpfungen, sei es durch Austrocknung von Sümpfen (wie in Italien die Austrocknung der pontinischen Sümpfe) oder durch Chininbehandlung (wie in Deutschland in Wilhelmshafen) sind nur in Kulturstaaten, wo Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen, möglich. Es kann aber sehr wohl auch der einzelne sich schützen, wenn er die Vorsichtsmaßregeln, die die bisherigen Forschungen an die Hand gegeben haben, beobachtet.

Früher hielt man die Ausdünstung des feuchten Bodens mit dem faulenden Laub, vor allem der Sümpfe, für die Ursache der Malaria. Man hielt sich daher den Sümpfen möglichst fern. Es ist bei dieser Anschauung die Beobachtung richtig gewesen, daß es an sehr feuchten Orten, noch mehr an Sümpfen, viel Malaria gibt, aber die wahre Ursache hatte man nicht erkannt. Der Malaria-Erreger ist ein Parasit, der durch Stechmücken von malariakranken Menschen auf gesunde Menschen übertragen wird. Dieser Parasit kommt weder aus dem Boden (Ausdünstung des Bodens oder faulenden Laubes) noch aus dem Sumpfwasser, noch schwebt er in der Luft, sondern er existiert nur im Blute des Menschen und im Leibe der Stechmücke.

Wenn jemand die Erfahrung gemacht haben will, daß durch Ausroden von Wald oder frischem Umbrechen von Land das Fieber heftiger aufgetreten sei, daß die Malaria also doch auf Bodenausdünstungen zurückzuführen sei, so

halte ich es für möglich, daß wohl die Ausdünstungen sehr feuchter Plätze (Uferränder von Sümpfen) eine Schädigung der Gesundheit hervorrufen können, die sich in Form eines Malariafieberanfalles äußert, wie denn auch sonst Verfehlungen gegen die Gesundheit (Überanstrengungen, Ausschweifungen), Fieberanfälle hervorrufen, aber die Ausdünstungen selbst verursachen keine Malariafieber. Wir Dettelsauer Missionare haben in Neu-Guinea auch nie eine derartige Beobachtung gemacht, obwohl wir doch ziemlich viel Wald klären und roden.

Es sind also nicht die Sümpfe oder feuchte Wälder die direkte Gefahr für den Weißen, sondern die malariakranken Menschen, die in ihrem Blute Parasiten haben und die Fieberstechmücken, wenn diese sich am gleichen Orte befinden.

Keine Gefahr besteht, wenn nur eines von beiden vorhanden ist. Die Fieberstechmücke kann stechen, so viel sie will, es wird nichts schaden, wenn sie vorher nur kein parasitenhaltiges Blut von malariakranken Personen hat saugen können, sie verscheucht einem höchstens den Schlaf und verursacht dadurch Schwächung. Hinwiederum können malariakranke Menschen ohne Bedenken bei gesunden leben, wenn die Fieberstechmücken, die die Parasiten übertragen, fehlen.

Auf den Tami-Inseln z. B. sind Malariakranke keine Gefahr, weil die Fiebermücke fehlt. Die Männer holen sich bei ihren Reisen nach dem Festland oft genug Fieber, aber es verbreitet sich auf den Inseln nicht. Das sieht man schon an den Kindern, die alle sehr wohl genährt aussehen, während die Kinder auf dem Festland, die dem Einflusse des Fiebers ausgesetzt sind, oft in einem erbarmungswürdigen Zustand sich befinden.

Auf andern Inseln, z. B. Hermit-Inseln, gibt es wohl genug Fiebermücken, aber sie sind keine Gefahr, weil keine Malariakranken da sind. Selbstverständlich aber kann an solchen Orten, wo die Fiebermücken sind, die Malaria durch Kranke eingeschleppt werden, wie man denn auch auf der Matty-Insel diese traurige Erfahrung gemacht hat. Mitten im freien Ozean gelegen, weit ab von Neu-Guinea hatte dieses Inselchen eine starke Bevölkerung von ca. 3000 Seelen. Vor etwa 4 Jahren wurde durch malariakranke Arbeiter von Neu-Guinea die Seuche dort eingeschleppt und soll nun bereits ein Viertel der Bevölkerung daran gestorben sein.

Der Umstand, daß die Malaria sich verschleppen läßt, ist übrigens der klarste Beweis von der Richtigkeit der Theorie, daß die Malaria durch Parasiten, die von Stechmücken übertragen werden, hervorgerufen wird.

Gefährlich für den Weißen sind also die Orte, wo beides, Malariakranke und Fieberstechmücken sich befinden. Diese Orte hat der Missionar zu meiden. Das ist ja natürlich für den Missionar schwer, denn das, was er meiden soll, ist ja gerade der Ort, wo er seine Tätigkeit entfalten muß; er muß die Eingebornen aufsuchen, um ihnen durch Predigt und Schule Gottes Wort nahe zu bringen.

Um dieser Aufgabe so gut als möglich nachkommen zu können, hat man die Missionsstationen immer möglichst in die Nähe der Dörfer, womöglich gar ins Dorf selbst gelegt. Aber im Interesse der Gesundheit der Missionare muß man auf die Bequemlichkeit der Nähe verzichten und die Stationen mindestens einen Kilometer, noch besser zwei Kilometer weit entfernt von den Dörfern der Eingebornen anlegen.

Diese Forderung wird vielen nicht gefallen, denn sie hat viel Beschwer in der Ausübung des Amtes zur Folge, aber es ist die erste Verhütungsmaßregel. Wer sich direkt neben oder sogar in den Krankheitsherd hineinsetzt, darf nicht erwarten, daß er von der Krankheit verschont bleibe.

Wir Dettelsauer haben in Neu-Guinea um der frischen Luft willen und auch um unser Vieh vor den Hunden der Eingebornen in Sicherheit zu bringen, unsre Stationen alle in größerer Entfernung (10—20 Minuten) von den Dörfern, dazu womöglich immer auf Höhen angelegt. Unbewußt haben wir damit die gefährliche Nähe der Dörfer umgangen und dem dürfen wir wohl auch unsern verhältnismäßig guten Gesundheitszustand zuschreiben.

Es sind nicht alle Orte gleich gefährlich. Kleine, sandige Inseln sind in Neu-Guinea gewöhnlich gesund, weil es keine Fieberstechmücken dort gibt, aber auch auf dem Festlande sind nicht alle Orte gleich gefährlich. Der höhere oder niedere Grad der Gefährlichkeit einer Gegend hängt von der Zahl der vorhandenen Fiebermücken ab. Es ist ein ganz einfaches Rechenexempel, wo viele Vermittler einer Krankheit sind, da ist die Ansteckungsgefahr eine größere. Die Zahl der Fiebermücken aber hängt davon ab, ob die betreffende Gegend gute oder schlechte Brutplätze für die Fiebermücke hat. Die Larve der Fiebermücke (Anopheles) verlangt frisches, stehendes Wasser, in welchem sich etwas Pflanzenwuchs, sei es nun im Wasser selbst wachsendes Gras oder von den Rändern hereinhängendes Laub, befindet, während die Larve der gewöhnlichen Stechmücke (Culex) mit jedem Wasser, also auch trübem, stinkigem vorlieb nimmt.

Bäche mit gutem Gefäll, stark salzhaltiges Brackwasser wie in den Mangrovensümpfen an der Meeresküste, faulendes Wasser ohne Pflanzenwuchs bieten keine Gefahr, wohl aber Teiche, Lachen in ausgetrockneten Bächen, oder Wasserlöcher, die durch Quellen Zufluß und einen ruhigen Ablauf haben. In solch günstigen Brutplätzen entwickeln sich die Fiebermücken massenhaft und durch diese Menge von Verbreitern der Malariaparasiten wird die Gefahr so groß. Solche Plätze müssen ganz gemieden werden.

Hat eine Gegend dagegen für die Entwicklung der Fiebermücke ungünstige Brutplätze, so wird sich diese nur in wenigen Exemplaren vermehren und die Ansteckungsgefahr ist damit wesentlich verringert.

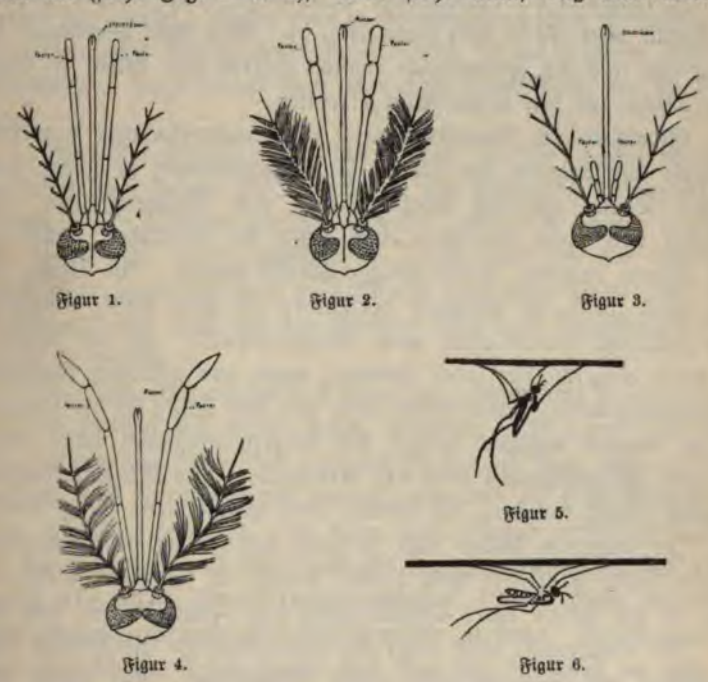
Es muß also die Gegend, resp. die Dörfer, in deren Nähe die anzulegende Station zu liegen käme, sorgfältig auf das Vorhandensein der Fiebermücke untersucht werden und zwar womöglich Ausgangs der Regenzeit. Noch besser nimmt man diese Untersuchungen zu 3—4 verschiedenen Zeiten des Jahres vor. Man verfährt dabei folgendermaßen: In den Häusern der Eingebornen hängt man ein (altes oder billiges malaiisches) Moskitonetz so auf, daß die Fiebermücken hineinkönnen und läßt als Köder für die Mücken jemand im Netz schlafen. Einem älteren Burschen, der bereits immun ist, schadet das gar nichts, in seinem Blute können sich die Parasiten nicht halten. Diese Fiebermücken fliegen nota bene fast nur des Nachts. Am nächsten Morgen hängen die Moskito dann an der Decke des Netzes und sind leicht zu fangen resp. zu zählen. Fängt man so an jedem Morgen mehr denn 10 Fiebermücken, dann muß die Gegend als stark verseucht gelten, dann ist infolge der Menge der vorhandenen Mücken die Fiebergefahr groß. Sind dagegen nur zu bestimmten regenreichen Monaten, oder nach oft wiederholtem Suchen nur vereinzelte Fiebermücken zu finden, dann kann man annehmen, daß wenig günstige Brutplätze für die Moskito vorhanden sind und der Platz also relativ gesund ist.

Diese Untersuchungen kann jeder Missionar ohne Mühe anstellen, es gehört dazu keine weitere Vorbildung. Stechmücken (Moskito) gibt es viele Arten, solche, die bloß bei Tag fliegen und solche, die bloß bei Nacht fliegen und auch solche, die bei Tag und Nacht fliegen. Hier kommen nur die Stechmücken in betracht, die bei Nacht fliegen und die bis jetzt allein als Malariavermittler bekannt sind. Diese Fiebermücken ziehen sich beim Hellwerden in dunkle Ecken, Decken und Gegenstände zurück, sodaß sie bei Tag einem kaum zu Gesicht kommen. Man kann sie daher nur nachts in oben angegebener Weise fangen. Sie haben zur Unterscheidung von der bezüglich der Malaria ganz ungefährlichen, gewöhnlichen Stechmücke mehrere in die Augen fallende Merkmale.

Das sicherste Merkmal, zu dessen Erkennung allerdings eine Lupe gehört, sind die Taster. Betrachtet man den Kopf einer Fiebermücke unter der Lupe, dann sieht man dicht neben dem Rüssel

zwei weitere Glieder, die gegliedert und genau so lang wie der Rüssel sind (siehe Fig. 1 u. 2). Die Taster dürfen nicht mit den Fühlhörnern verwechselt werden, die dicht bei den Augen stehen und befiedert sind (beim Weibchen (Fig. 1) schwach, beim Männchen (Fig. 2) stark).

Sieht man sich dagegen den Kopf einer gewöhnlichen Stechmücke an (siehe Fig. 3 u. 4), dann sieht man, daß das Weibchen



Figur 1. Figur 2. Figur 3.

Figur 4. Figur 5. Figur 6.

(Fig. 3), kenntlich an der schwachen Befiederung der Fühlhörner) neben dem Rüssel nur ganz kurze Taster von etwa ein Drittel Länge des Rüssels hat, während die Taster des Männchens (Fig. 4), (kenntlich an der starken Befiederung der Fühlhörner) wesentlich länger sind als der Rüssel.

Kurz wiederholt: hat man Taster in gleicher Länge mit dem Rüssel vor sich, so sind es die Taster der gefährlichen Fiebermücke, sind die Taster kürzer als der Rüssel oder länger, so hat man eine ungefährliche Stechmücke vor sich.[1])

1) Nebenbei bemerkt, stechen bei beiden Gattungen nur die Weibchen, sie brauchen das Blut zur Entwicklung der Eier.

Ein weiteres Kennzeichen für die Fiebermücken sind die gefleckten Flügel, die mit Hilfe einer Lupe deutlich erkennbar sind. Die Flügel der gewöhnlichen Stechmücke haben keine Flecken.

Das in die Augen fallendste Merkmal der Fiebermücke ist ihre Stellung beim Sitzen an der Decke oder Wand. Der Körper der Fiebermücke steht oder hängt von der Decke, an der sie sitzt, ab (siehe Fig. 5), während die gewöhnliche Stechmücke ihren Körper parallel zur Wand oder Decke hält (siehe Fig. 6). Wer diese Merkmale sich eingeprägt und die Fiebermücke kennen gelernt hat, wird sie später ohne Mühe auf den ersten Blick erkennen.

Gleichsam zur Korrektur dieser Mückenuntersuchung untersucht man die Eingebornen der für die Stationsgründung in Frage kommenden Dörfer auf das Vorhandensein von Milzgeschwulst. Die Malaria ruft beim Menschen, der gegen die Krankheit nichts tut (kein Chinin nimmt), starke Milzgeschwulst hervor. An Orten, wo man nicht weiß, ob Malaria vorhanden ist oder nicht, untersucht man sämtliche Altersklassen nach Milzgeschwulst. Ist die Malaria erst frisch eingeschleppt (oder kommen Leute aus gesunden Gegenden in Malariagebiete), dann findet man Alt und Jung damit behaftet, ist die Gegend dagegen bereits seit langem verseucht, dann findet man die Milzgeschwulst *nur bei Kindern*. Die Milzuntersuchung ist nicht schwer für den, der einmal eine geschwollene Milz befühlt hat. In leichteren Fällen ragt sie zwei, drei Finger breit unter den Rippen (linke Brustseite nach vorne) hervor, in schweren Fällen erreicht sie die Breite einer Manneshand und reicht bis an den Nabel. Die Geschwulst muß nicht bei allen Kindern gleich stark sein; es genügt das Vorhandensein einer Schwellung. Auf schwer verseuchten Plätzen (wo viele Fiebermücken sind) wird der Prozentsatz der mit Milzgeschwulst behafteten Kinder im Alter von 1—10 Jahren ein sehr hoher (70—100%) sein. Auf gesünderen Plätzen dagegen ist der Prozentsatz geringer und das Alter der mit Milzgeschwulst Behafteten schiebt sich bis auf 15—20 Jahre hinauf. Finden sich also die Milzschwellungen nur bei kleinen Kindern, so ist das kein gutes Zeichen für die Gegend.

Je verseuchter eine Gegend ist, desto rascher vollzieht sich die Immunisierung, bei den Kindern der Eingebornen gewöhnlich schon bis zum 10. Lebensjahr. Die Milzgeschwulst, die mit der Immunisierung zusammenhängt, verschwindet darauf von selbst und solche

Leute bekommen kein Fieber mehr. Ist aber die Gegend weniger verseucht, daß die Kinder vom Fieber weniger zu leiden haben, dann verzögert sich die Immunisierung und damit das Schwinden der Milzgeschwulst bis zum 20., ja unter Umständen bis zum 30. Lebensjahr. Trifft nun beides zusammen, finden sich an einem Ort viele Fiebermücken und viele Kinder mit Milzanschwellungen, dann meide man den Ort entweder ganz, oder ziehe die Station in sichere Entfernung zurück. Findet man in fiebermückenreichen Gegenden auch Erwachsene mit Milzanschwellungen, dann ist die Malaria dortselbst eingeschleppt, dann findet man aber auch Erwachsene, die an Fieber leiden.

Diese Voruntersuchungen des Platzes, die nur einigen Aufwand an Zeit kosten, sollten bei Neuanlagen von Stationen nie unterlassen werden. Alle anderen Schutzmaßregeln lassen sich schwer durchführen, wenn diese erste versäumt ist. Doch darf sich der Missionar damit nicht beruhigen, daß er möglichst weit vom Dorfe weg baut, es gilt vielmehr auch auf der Station selbst alle umfassenden Maßregeln zu treffen.

Die Fieberstechmücken sind zwar sog. „Haus- und Nachttierchen", d. h. sie bleiben bei ihrem Haus, wandern nicht gerne von einem zum andern und stechen fast nur des Nachts, es kann aber doch vorkommen, daß sie verschleppt werden, oder daß sie beim Suchen nach Blut den Platz wechseln. Es kann nicht absolut verhindert werden, daß sie nicht doch auf die Stationen kommen, daher soll der Weiße nachts *nie ohne Moskitonetz* schlafen. Diese Netze werden ja wohl überall gebraucht, sie sind aber oft zu klein. Des Nachts legt man den bloßen Arm, Hand oder Fuß an das Netz an und die Moskito kann den Schläfer durch das Netz mit Malariaparasiten impfen. Daher das Netz auf jeder Seite etwa 30 cm weit vom Bette abstehen lassen. Natürlich soll es auch auf dem Boden aufliegen.

Da der Missionar häufig die stillen Nachtstunden zu geistiger Arbeit braucht, so soll er sich auch am Schreibtisch durch ein über Tisch und Stuhl gespanntes Netz vor Moskitostichen schützen. Selbstverständlich soll er auch auf seinen Reisen in die Dörfer ein Netz bei sich haben.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß auf dem Stationsplatz schon Fiebermücken da waren, oder durch verschleppte alte Fieber-

mücken junge Brut ausgekommen ist. Diese sollen, resp. müssen verhindert werden, parasitenhaltiges Blut saugen zu können. Es ist daher eine weitere Malariaverhütungsmaßregel: auf die Bewohner der Station ein strenges Augenmerk zu richten. Die Hilfe der Eingeborenen kann man ja nicht entbehren, man hat Hausjungen, Kostschüler oder gar ganze Haushaltungen von Eingeborenen bei sich. Für einzelne könnte man ja auch Netze anschaffen, da man aber weiß, wie unzuverlässig die Eingeborenen sind, unterwerfe man jeden Malariakranken oder -Verdächtigen einer Chininkur.

In den Malariagegenden sind alle Erwachsenen vom etwa 12. Jahr an aufwärts immun, die kann man also unbedenklich ohne Schutzmittel auf der Station lassen, gefährlich sind dagegen kleine Kinder. Die lasse man erst (bevor sie auf die Station kommen) eine Chininkur durchmachen. Die beste Chininkur ist diese: Einen Monat lang jeden 5. Tag abends spät ein Gramm Chinin. Nach 4 Wochen setzt man für einen Monat aus und gibt dann nochmals 4 Wochen lang jeden 5. Tag Chinin.

Schließlich soll der Missionar aber auch versuchen, die etwa anwesenden Fiebermücken zu bekämpfen. Er kann das am besten erreichen, indem er ihnen die Brutplätze nimmt, d. h. in der Umgebung der Station alle Wasserlöcher verschüttet, Bäche und Gräben so reguliert, daß kein Wasser stehen bleiben kann. Doch ist das eine Arbeit, die ein einziger oder zwei Missionare mit einer Handvoll Eingeborenen nur auf engern Umkreis zustande bringen. Nötig wären diese Arbeiten im Umkreis von mindestens 1 Kilometer nach allen Seiten hin. Da das nur in den seltensten Fällen, etwa auf Stationen, wo viel Kultur getrieben wird, möglich sein wird, so dürfte der durchaus beachtenswerte Vorschlag eines Arztes auf Sumatra zu berücksichtigen sein: Man läßt der Fiebermücke einen Wasserplatz, bequem in der Nähe der Station, wo sie ihre Eier ablegen kann, hält aber dieses Wasser unter scharfer täglicher Kontrolle. Sobald sich Larven in demselben zeigen, tötet man sie, indem man etwas Petroleum auf das Wasser gießt. Hat man keine natürliche Wasserlache zu diesem Zweck, dann nimmt man eine große Muschel, Holz- oder Blechgefäß, das man an nicht zu schattigem, aber auch nicht zu sonnigen Platz so aufstellt, daß Gras oder etwas Laub ins Wasser hineinhängt. Das Wasser müßte, außer in der Regenzeit, öfters erneuert werden.

Man wird in diesem Wasserbecken natürlich auch die Larven der gewöhnlichen Stechmücken finden. Man kann beide aber leicht an der Stellung des Körpers erkennen, wenn sie an die Wasseroberfläche kommen, um Luft zu holen. Die Larven saugen die Luft vermittelst eines Röhrchens, das sich am Hinterleibe befindet, ein. Die Luftröhrchen der gewöhnlichen Stechmückenlarve nun sind lang, sodaß die Larve im Wasser stehend, resp. hängend Luft holen kann (siehe Zeichnung). Die Luftröhrchen der Fiebermückenlarve dagegen sind so kurz, daß die Larve nur dicht unter der Wasseroberfläche liegend Luft holen kann.

Man tötet natürlich beide Arten ab.

Mit zu den Verhütungsmaßregeln gehört auch, daß man im Hause Wände und Decken weiß hält. Die Fiebermücke sucht für die Tagesruhe dunkle Plätze auf. Nimmt man ihr diese, dann kann man ihr den Aufenthalt in den Zimmern verleiden. Auch dunkle Ecken sind zu vermeiden; Kleider hängt man besser in Schränken auf, denn das sind alles beliebte Schlupfwinkel.

Gut tut man endlich auch, wenn man darauf achtet, daß bei Anlegung von Stationen dieselben so gelegt werden, daß der Nachtwind die Fiebermücken nicht von den Dörfern auf die Station treiben kann. Wenn man die vorhandenen Bodenerhöhungen zur Anlage benutzt, wird man dieser Gefahr meist entgehen, denn die Eingebornen wohnen der Wärme wegen in den Niederungen an Fluß- und Seeufern und Nachts pflegt der Wind von den Bergen tal- und seewärts zu wehen.

Daß bei Befolgung dieser Vorsichtsmaßregeln das Fieber vollständig ausbleiben wird, wage ich nicht zu behaupten, denn gewöhnlich werden die Vorsichtsmaßregeln doch nie genau so beobachtet und außerdem genügt ein einziger Stich zur Hervorrufung eines Fieberanfalles. Aber das wage ich wohl zu behaupten, daß die Fiebergefahr bei Beobachtung des Ausgeführten um ein bedeutendes verringert wird. Wie die Natur dem Menschen bei allen Parasiten, Bazillen, Pilzen und Sporen Schutzhandhaben bietet, so auch hier; warum sollte man nicht auf sie achten. Es ist manches umständliche dabei, aber das wird dann reichlich aufgewogen durch einen bessern Gesundheitszustand und größere Arbeitskraft. Die andern Vorsichtsmaßregeln, die man bisher schon beobachtet hat, nur ganz gesunde Leute in die Malariagebiete hinauszuschicken und für eine gute Verpflegung derselben zu sorgen, müssen natürlich auch weiterhin eingehalten werden.

Zum Schlusse möchte ich noch auf ein vortreffliches Büchlein aufmerksam machen, das sich jeder, der in Malariagebieten leben muß, anschaffen sollte, das Buch „Tropische Krankheiten" von Missionsarzt Dr. Fisch. Man hat einen zuverlässigen Ratgeber in der Hand, denn es ist von einem erfahrenen gewissenhaften Manne geschrieben. Besonders freute es mich, als ich fand, daß auch Dr. Fisch, der in seinen ersten Auflagen des Buches noch die bisher landläufigen Ansichten vom Entstehen des Fiebers hatte, nun ganz auf Seite der neuen Forschungsergebnisse steht.

Die III. internat. Studenten-Missionskonferenz in Edinburg v. 2.—6. Januar 1904.

Von stud. theol. O. Schmitz.

Die erste dieser von der englischen „Student Volunteer Missionary Union" (S. V. M. U.) einberufenen Konferenzen fand 1896 in Liverpool statt (vgl. A. M. Z. 1896 122 ff.), Dort wurde von den deutschen Vertretern der „Freiwillige Studenten-Missionsbund" gegründet, der 2 Monate später in den jetzigen „Studentenbund für Mission" (S. f. M) umgeändert wurde[1]). Die 2. tagte 1900 in London. Diesmal hatte man die prächtig gelegene und zu diesem Zweck vorzüglich geeignete schottische Hauptstadt als Konferenzort gewählt. Der Hauptzweck der Tage war, „daß zu jeder vertretenen Hochschule eine Schar von jungen Männern oder Frauen zurückkehrten, um einen Krystalisationspunkt für Missionsinteresse zu bilden,

1) Die 1898 erschienene kurze Geschichte der englisch-amerikanischen Studentenmissionsbewegung von O. Quast, für 10 Pfg. zu beziehen von Wischan und Burkhardt, Halle a. S. Breitestr. 30, sei zur weiteren Orientierung empfohlen; dort finden sich auch genauere Literaturangaben. Von dem gleichen Verlage sind kostenfrei zu beziehen die „Mitteilungen" der „Deutschen Christlichen Studentenvereinigung" (D. C. S. V.) und des Studentenbundes für Mission; dieselben bringen von Zeit zu Zeit z. T. sehr instruktive Berichte über die verschiedenen nationalen Studentenbewegungen, die dem „Christlichen Studenten-Weltbund" angegliedert und auf's engste mit der internationalen Missionsbewegung unter den Studenten verwachsen sind, vgl. besonders Gunderts, des jetzigen Vorsitzenden des S. f. M., Artikel über Amerika, die nordischen Länder, Japan, Motts Brief über die sehr bemerkenswerte, von

ihre Hochschule womöglich zu einer aufrichtigen Verwirklichung der Pflicht der Kirche Christi gegenüber der unevangelisierten Welt zu veranlassen, und selber fortan für die Ausbreitung des Reiches Christi bis an die Enden der Erde zu leben."

1. Das Äußere.

Dem praktischen Sinn der Engländer entsprechend war die Vorbereitung und Handhabung der technischen Seite einer so großen Konferenz außerordentlich sorgfältig; die vielseitige Maschinerie funktionierte ohne Störung und Reibung. Ein billiger Extrazug von und nach London, ein orientierendes Handbuch mit Plan von Edinburg, ansteckbare „Visitenkarten", die den Verkehr sehr erleichterten, ausgezeichnete Freiquartiere, Schreib- und Leseräume, die Ausstellung einer interessanten Missionsbücherei, charakteristische Diagramme an den Wänden zur Bereicherung des Missionswissens und Schärfung des Missionsgewissens, ein ständiges Auskunftsbüreau, eine stille Kirche für privates Gebet und innere Sammlung — das alles wirkte zusammen, einen einheitlichen, durchschlagenden Eindruck von dem Geist der Konferenz zu ermöglichen. Nach der offiziellen Statistik waren von britischen Hochschulen 709 Delegierte erschienen, 424 Studenten (darunter 153 Theologen, 103 Mediziner), 285 Studentinnen (darunter 34 Medizinerinnen). 190 von diesen, und zwar 115 Studenten und 75 Studentinnen, gehörten zu den „Freiwilligen". Dazu kamen 94 Delegierte, (darunter 16 Damen) vom gesamten europäischen Kontinent, den Vereinigten Staaten, Kanada, Westafrika (3 Negerstudenten) Indien, China, Japan und Neuseeland. Wir Deutsche waren zusammen 17; 11 Studenten, 1 Abiturient, ein junger Pastor und 4 Damen. Alle Fakultäten waren vertreten. Halle, Marburg und Berlin stellten zusammen 8 Delegierte. Außer den eigentlichen Delegierten beteiligten sich noch eine große Zahl von

---

etwa 200 Delegierten besuchte erste christliche Studentenkonferenz Italiens, die vom 22.—24. Januar dieses Jahres in Rom tagte, endlich Dr. Heims und H. W. Oldhams Berichte über die englische Bewegung. Ferner sei hingewiesen auf die „Losen Hefte" des S. f. M., die kostenfrei zu beziehen sind durch cand. med. Th. Müller, Heidelberg Werderstr. 32, speziell auf die jüngst erschienene „Edinburger Konferenznummer", die Ausführlicheres bietet als dieser Bericht. Doch ist die dort versuchte Wiedergabe der Reden in Auszügen begreiflicherweise besonders im Detail nur mit Vorsicht als Beobachtungsmaterial zu verwerten. Der deutsche „Studentenbund für Mission" zählt gegenwärtig 63 Mitglieder.

Edinburger Studenten und nichtstudentischen Gästen an den Versammlungen. Diese wurden gehalten in der 2000 Personen fassenden, akustisch ausgezeichneten Assembly Hall der United Free Church of Scotland. Die ausländischen Delegierten erhielten die besten Plätze, gerade vor der Plattform angewiesen. Es war eine bunte Schar, die in diesen Räumen durcheinanderwogte, aber sie wurde zusammengehalten und von Tag zu Tag enger zusammengeschlossen durch ein großes, gemeinsames Ziel. Bald entwickelte sich ein unbefangener, internationaler Verkehr, der einen fruchtbaren Gedankenaustausch über die beste Art der Verwirklichung dieses Zieles ermöglichte. Daß ein Drittel der Versammlung aus Studentinnen bestand, war ja für deutsches Empfinden eine ungewohnte Sache. Aber mit der größeren Bewegungsfreiheit verband sich wohltuend ein unwillkürliches Taktgefühl. Nach meinem Eindruck hatte das gemeinsame Tagen nur einen günstigen Einfluß auf die geistige Atmosphäre der Konferenz. Miß Rousse, die in gewisser Weise „ein weiblicher Mott" genannt zu werden verdient, sagte in einer Versammlung der ausländischen Delegierten, als sie für Studentinnenbewegungen in andern Ländern Interesse wachzurufen versuchte: „Man kann ja über die Berechtigung des Frauenstudiums verschieden denken. Und ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Aber Tatsache ist nun einmal, daß die Studentinnen da sind; also muß auch etwas für sie getan werden." Und diese Logik ist nicht leicht anzufechten. Interessant ist auch folgende Beobachtung, die zwei deutsche Delegierte gemacht haben: „Namentlich an den männlichen Studenten fiel uns auf, wie viel freier sie sich bewegen als wir; sie haben eine fast knabenhafte Frische, sind frei von ödem Formwesen, lebendige, kraftsprudelnde Burschen, die sich noch für eine Idee begeistern können, und dabei doch mit mehr Höflichkeit ausgestattet, als nach dem Urteil eines französischen Studenten in Berlin die deutschen Burschen besitzen; denn deren Höflichkeit, meinte dieser, beschränke sich auf ewiges Pardon sagen." Pünktlich wurde begonnen und geschlossen, stehend gesungen. Lieder und Schrifttexte waren der geistlichen Situation der Konferenz jedesmal vortrefflich angepaßt. Heimatlich berührte es uns, als die gewaltigen Klänge von „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Nun danket alle Gott" durch die hohe Halle brausten. Vor den Hauptversammlungen fanden Gebetsgemeinschaften in Gruppen statt, zum Teil nach den Sprachen geordnet. Am Sonntag war

eine tiefernste Versammlung für „Beugung und Bekenntnis." In der Begrüßungsversammlung am Montagmorgen fanden die warmen Gefühle der englischen Studenten gegenüber ihren ausländischen Gästen durch Klatschen, Trampeln und ein wahres „Indianergebrüll" einen ebenso jugendlichen wie echt nationalen Ausdruck. Überhaupt war von angekränkeltem Wesen nicht die Spur zu bemerken. Begeistert wurde das hoffnungsvolle Wort eines der fünf italienischen Delegierten aufgenommen, der den berühmten Ausspruch Galileis „Und sie bewegt sich doch" auf sein scheinbar so wenig von den Kräften des Evangeliums in Bewegung versetztes Vaterland anwandte. Eigentümlich berührt einen jetzt die sehr ernst gemeinte, und bei dem internationalen Charakter der Versammlung durchaus angebrachte „Resolution", wenn ich so sagen soll, gegen den russisch-japanischen Krieg. Außer den Hauptversammlungen hatte man noch eine besondere Zusammenkunft für Pastoren angesetzt, in der Mott vor über 100 Erschienenen die wichtige Mitarbeit der Geistlichen an der möglichst schnellen Erreichung des Zieles der Weltevangelisation behandelte, ferner Gruppenversammlungen für Missionsstudium auf den Universitäten für Weckung lebendigeren Missionsinteresses in den englischen Kirchen durch Studenten besonders unter den Gymnasiasten, endlich für Besprechungen der Delegierten mit denen, die unmittelbar nach der Konferenz die Universitäten Großbritanniens besuchen sollten, um die Frucht der Tage zu sichern. Eine geschäftliche Sitzung ergab ca. 150000 Mark an gezeichneten Beiträgen. Charakteristisch und zum Teil ergreifend waren die kurzen Abschiedsworte solcher „Freiwilliger", die im Laufe des Jahres hinausgehen. Dann folgte die gewaltige Schlußversammlung, in der Mott über die Gefahren einer Konferenz sprach. Der Leiter der Versammlungen, ein Dr. med., der noch in diesem Jahr nach China geht, zeigte sich seiner schweren Aufgabe innerlich und äußerlich durchaus gewachsen. Überhaupt machten die meist noch verhältnismäßig jungen Führer der Bewegung einen ungemein reifen und gediegenen Eindruck. Mit dem Feuer und der vorwärts drängenden Begeisterung der Jugend verband sich die Ruhe und Erfahrung der älteren zum Teil schon im Missionsdienst erprobten Redner zu wirksamer Einheit. Die Themata, die sich mit Gegenständen wie: „Die Not der Welt", „Das durchschlagende Missionsmotiv", „Der Erfolg in der Mission", „Mission und Gebet", „Der heilige Geist", „Das Losungswort als geist-

liche Kraft", „Die Bibel und das Losungswort", mit Fragen wie: „Was für Leute sind draußen nötig?" und „Wie leitet Gott Menschen?" beschäftigten, wären in Deutschland gewiß gründlicher behandelt worden, aber ich fürchte, nicht so motivationskräftig und nicht so praktisch. Was der Engländer „missionary appeal" nennt, kommt bei uns leicht zu kurz. Die nackte Darlegung der Sache tuts doch nicht allein, wenigstens nicht bei den Durchschnittscharakteren. Und mit denen muß man doch vornehmlich rechnen. Da kommts darauf an, den Tatsachen das zu geben, was die Beleuchtung für eine Landschaft ist. Und zumal Studenten gegenüber, die von vornherein zum Theoretisieren allzu geneigt sind, ist eine kräftige Dosis Willensbewegung meist ein dringendes Bedürfnis und eine wahre Wohltat. Ausdrücklich möchte ich bemerken, daß von künstlicher Treiberei nichts zu beobachten war. Die anschaulichen, zum Teil geistvollen und immer wieder in das Zentrum der verborgenen Gemeinschaft mit Gott hineinführenden Ausführungen zeigten einen deutlichen inneren Fortschritt. Das Ganze wirkte wie eine sich auseinanderfaltende und wieder in sich zusammenschließende große Einheit. Auffallend war, wie oft bei zwei zusammengelegten Ansprachen Themata und Redner sich ergänzten. Unter anderen sprach auch Rev. G. Robson, D. D., derzeitiger Moderator der Vereinigten Schottischen Freikirche, Herausgeber der in 150000 Exemplaren erscheinenden Monatsschrift „The Missionary Record of the United Free Church of Scotland" und Übersetzer des Warneckschen „Abriß." Unerwähnt darf auch nicht bleiben, daß die Rednerinnen nach Form, Inhalt und ganzem Gehaben mit das Beste boten. Erfreulich war die ernsthafte Teilnahme der Kirchengemeinschaften Edinburgs an der Konferenz; in den Gottesdiensten wurde für sie gebetet, offizielle Vertreter hatten warme Begrüßungsworte. Auch eine Reihe englischer Missionsgesellschaften war vertreten. U. a. wurde auch an die Finanznot der Ch. M. S. erinnert. Der Sprecher der deutschen Delegierten überbrachte herzliche Grüße und Gebetswünsche von Professor D. Warneck, von Japan und China aus baten „Freiwillige" um Verstärkung ihrer Reihen, die Zeitungen hatten Berichterstatter entsandt. Kurz, schon das Äußere deutete auf eine Missionsbewegung in größerem Stil. Und doch war es alles andere als eine glänzende Demonstration.

2. Der Geist der Konferenz.

„Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen

Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth" (Sach. 4, 6). Dies Wort, das in farbigen Lettern den Rednern beim Aufschauen in die Augen fallen mußte, war in der Tat „mehr als eine bloße Dekoration." Im Organ der englischen Studentenbewegung findet sich folgende Charakterisierung der drei, für je eine Studentengeneration berechneten Konferenzen: Liverpool: impulsiv, London: instruktiv, Edinburg: intensiv. Man muß selbst unter der inneren Gewalt dieser Tage gestanden sein, um ihre Bedeutung voll zu würdigen. Vorbereitet durch viel innerliche Arbeit, begonnen mit aufrichtiger Beugung im Rückblick auf die Ärmlichkeit des Erreichten und die Versäumnisse der Vergangenheit, getragen von einem mächtigen Gebetsgeist, erfüllt mit einem überwältigenden Bewußtsein der Gegenwart des Vaters und des Sohnes und der dadurch hergestellten Einheit untereinander, entbanden sie einen geschlossenen, zielbewußten, alle Widerstände in sich verschlingenden Gesamtwillen, das ganze Leben rastlos einzusetzen für die Durchsetzung des Willens Jesu daheim oder draußen. Nicht die Fülle neuer Beleuchtungen bekannter Gedanken, sondern die Zielgewißheit und Geschlossenheit, die Wucht und Vollmacht, mit der die unerbittlichen Forderungen des Königs an ausnahmslosen, in der täglichen Kleinarbeit praktisch zu bewährenden Gehorsam in die Gewissen geworfen wurden, tat die durchschlagende Wirkung. Die Motive wurden gereinigt, mancher sah „Gesichte", Lebensentschlüsse reiften. Schläfrigkeit sollte Entschlossenheit werden und Lauheit sich in Glut wandeln. Es trat keine detaillierte Eschatologie hervor, um so mehr aber ein starkes vorwärts drängendes Zielbewußtsein: Ein heimlicher Jubel, aus der Ziellosigkeit und Trivialität des früheren Lebens herausgehoben zu sein, lag auf den Gesichtern, klang aus den Gebeten, bildete den Untergrund der Zeugnisse; und es war kein Rausch leicht angesteckter Jugendlichkeit, sondern das erhöhte, echt jugendliche Lebensgefühl wurde in Zucht gehalten durch ein intensives Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit von Christus gleich dem der Reben vom Weinstock. Das Bleiben in ihm war ein immer wieder durchklingender Grundton. Und dabei wurde der Blick weit für die ungeheure und dringliche Not der ganzen heilandlosen Welt, es floß etwas über von der Liebe Gottes, der es sich das Blut seines Sohnes kosten ließ, um all die Verkommenheit in Herrlichkeit umzusetzen. Die Interessen Gottes müssen in den Mittelpunkt treten, es gilt in den Linien des Vaterunsers beten zu

lernen. Dann wird einem das Christusbild immer umfassender wie dem Paulus. Daraus entsteht ein wirkliches Verantwortlichkeitsbewußtsein für die ganze große Familie der Menschheit. Ob wir bleiben oder gehen, es gilt das Äußerste daranzusetzen für das gewaltige Ziel der Evangelisation der Welt. Von ihm aus verwandelt sich unsere Stellung zu unserer Zeit, unserm Geld, unsern „Gelegenheiten", unserm Einfluß, unsern Lebensgewohnheiten, den Dingen dieser Welt; unser tägliches Leben in seiner bunten Konkretheit bekommt eine einheitliche, zielstrebige Richtung, wird zu einer einzigen praktischen Hingabe. Die Schwierigkeiten draußen sind größer, als wir zu Hause ahnen, der Erfolg langsam und oft unsichtbar, wir müssen warten können. „Sacht genommen ist sicher genommen." Es geht nicht ohne Leiden und Selbstverleugnung. Man muß den untersten Weg gehen wollen, nur so werden die traurigen Reibereien vermieden, es geht durch Sterben hindurch. Die Eroberung Chinas und der mohammedanischen Welt für den Gekreuzigten wird noch Märtyrerblut kosten. Wir brauchen Männer voll Heldengeist. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß so viele gehen, als daß solche gehen, die die Welt in Erschütterung bringen. Soll ich gehen? Warum soll ich nicht gehen? Gott hat für das Leben eines jeden einzelnen, nicht nur für die epochemachenden Geister, einen bestimmten Plan. Mannigfaltig sind die Weisen, auf die er seine Absichten enthüllt. Bei auserwählten Rüstzeugen ists oft ein unwillkommener, aber unabweisbarer, innerer Ruf, der visionsartig, wie eine Überraschung den Erkorenen überfällt, wenn die unwiderstehlichen Arme Gottes ihn mit Beschlag belegen. Wir müssen stille werden und fragen: „Herr, was willst du, das ich tun soll?" Leute aller Art sind draußen nötig, hochbegabte und minderbegabte. Theologische und medizinische, schriftstellerische und philosophische, sprachliche und staatsmännische Begabung findet reiche Gelegenheit zum Dienst. Wenn wir nur wirklich alles geben, was wir haben. Auf Grund eines ermutigenden Tatsachenmaterials wurden die unübersehbaren Möglichkeiten erwogen, die durch Entbindung der geistigen und geistlichen Energieen der christlichen Studentenwelt Wirklichkeiten werden können. Wenn sie nur endlich aufhört, „die Tatsachen und Notwendigkeiten vom wissenschaftlichen Standpunkt auf Armeslänge zu betrachten", sondern „sie anwendet aufs eigene Leben." Aber nicht durch Heer oder Macht, sondern durch mit Geist und Feuer Getaufte, die

zäh ausharren und das Äußerste wagen schlägt Gott seine Schlachten. Weg mit dem Blick auf die Gefahren, weg mit dem Blick auf die Erfolge, weg mit dem Blick auf andere, weg mit dem Blick auf uns selbst, Aug in Auge mit dem Feldherrn vorwärts!

3. Das Losungswort.

Absichtlich habe ich die innere Tendenz der Konferenz zu kennzeichnen versucht, ohne das vielumstrittene Motto: „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ zu erwähnen. Es prangte in großen Lettern an der einen Seite des Versammlungsraumes. Verschiedentlich wurde darauf hingewiesen, 2 Themata standen in deutlicher Beziehung zu ihm, man bekam einen lebendigen Eindruck davon, wie fest bei einem großen Teil der Konferenz die Aufforderung zur Maximalleistung mit der Annahme dieses Feldgeschreis verwachsen ist. Der Imperativ hat sich darin einen symbolischen Ausdruck geschaffen, gewissermaßen einen Leib angenommen, um das Ideal einer Massenbewegung in eine greifbarere Größe zu verwandeln.

Man wird ihm also durch eine rein theoretische Kritik von vorn herein nicht völlig gerecht. Wir Deutschen haben gar nicht ein solches Bedürfnis nach einem solchen Losungswort, es wäre auch psychologisch gar nicht wirkungskräftig. Das hängt u. a. auch damit zusammen, daß wir für religiöse Massenbewegungen weniger disponiert sind als die Engländer und Amerikaner. Aber ist eine religiöse Massenbewegung mit praktischer Missionstendenz an sich etwas ungesundes und von vornherein mit zurückhaltender Skepsis zu beobachtendes? Jedenfalls wäre es ganz verkehrt, natürlich auch aussichtslos, von der englisch-amerikanischen Studentenmissionsbewegung eine Zurücknahme des „Schlagwortes“ zu verlangen. Besonders aber sollte man in Deutschland endlich aufhören, der Losung Gedanken unterzulegen, die durch die autoritative Exegese Motts ausdrücklich abgewehrt werden. Unter „Evangelisation“ ist nach Motts für das Verständnis des Mottos unentbehrlicher Schrift „Die Evangelisation der Welt in dieser Generation“ (Verlag der deutschen Orient-Mission, Berlin W. 10, Lützowufer 5. Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50), die jetzt in einer Six-pence-Ausgabe in England und Amerika massenhafte Verbreitung findet, nicht „eine flüchtige, die Länder der Welt durcheilende Ausstreuung von Samenkörnern des Evangeliums“ gemeint, auch ist der Zusatz „in dieser Generation“ nicht als Prophetie zu verstehen. Auch hat das Losungswort nichts gegen Volks-

kirchen einzuwenden, vielmehr würde eine Weltevangelisation im Sinne der Losung notwendig zur Bildung völklicher Kirchenverbände führen; allerdings ist man aber in den Kreisen der Bewegung nicht der Meinung, daß die Wiederkunft nicht eher erfolgen könne, bis die ganze Erde mit einem solchen Netze von Volkskirchen überzogen sei. Erwähnt wurde schon, daß auch auf der Konferenz keine bestimmte eschatologische Theorie hervortrat. Das einzige, was mit Grund gegen das Losungswort geltend gemacht werden kann, ist 1. Daß die Exegese des Zusatzes „in dieser Generation" im Sinne der individuellen Lebenszeit jedes einzelnen bei einem Losungswort für eine Massenbewegung unklar ist; verständlich wird diese Exegese als Abwehrmittel gegen die prophetische Auffassung. 2. Daß die ganze Fragestellung, die in der Beziehung der Möglichkeit der Weltevangelisation in dieser Generation liegt, verfehlt ist. Von deutscher Seite wird diese Möglichkeit auf Grund des bisherigen Verlaufs der Kirchengeschichte energisch in Frage gestellt, Mott dagegen behauptet sie ebenso entschieden auf Grund seiner Beurteilung der Lage. Allerdings rechnet er dabei noch mit ganz außerordentlichen Erweisungen Gottes auf Grund einer gründlichen Besinnung der gläubigen Gemeinde auf ihre Missionspflicht. Auch ist nicht zu leugnen, daß zu hohe Bewertung der Zahlen und Verallgemeinerung einzelner Fakta eine für ihn naheliegende, allerdings auch von ihm selbst erkannte und mit Erfolg bekämpfte Gefahr ist. Aber ist nicht die ganze Fragestellung angreifbar, werden nicht in beiden Fällen aus Daten der bisherigen Empirie letzlich unkontrollierbare Wahrscheinlichkeitsschlüsse auf die Möglichkeiten der Zukunft gezogen? Missionar Kranz wirft in einem Briefe der deutschen Auffassung vor, daß sie im Widerspruch mit Joh. 4, 35—36 die „Himmelreichsgesetze statistisch schematisiere und mechanisiere"; Marc. 4, 25—30 beweise nichts für die Unwandelbarkeit der Reifegesetze, da dort auf der automatischen Art des Wachstums der Saat während der Abwesenheit Jesu der Ton liege. Dasselbe Argument läßt sich mit demselben Recht gegen die entgegengesetzte Auffassung ins Feld führen. Die Geschichte kann sowohl treibendes Rad, als lähmendes Kettengewicht sein.

Darum hat die Feststellung von Zukunftsmöglichkeiten aus Daten der Vergangenheit unvermeidlich ein subjektives Gepräge. Und die Werbungskraft des innersten Missionsmotivs ist auch völlig unabhängig von solchen Erwägungen. Das bewährte sich auch auf der

Konferenz. Man steifte sich durchaus nicht mit fanatischem Eifer auf das Losungswort als solches, Zweifel an der Möglichkeit konnten öffentlich ausgesprochen werden, ohne daß man fürchtete, der Geist könnte dadurch gedämpft werden. Es wurde auf die Versuchung, die in der Statistik liegt, aufmerksam gemacht. „Meine Brüder, wir müssen warten: wer glaubt, eilet nicht" (Jes. 28, 10) sagte eine der Rednerinnen, die ungefähr 2 Jahrzehnte auf einer einsamen indischen Station gearbeitet hat. Als innerstes Missionsmotiv wurde „die in unsere Herzen durch den heiligen Geist ausgegossene Liebe des tiefen und unendlichen Herzens Gottes" genannt, der beste Beweis, daß die treibenden Kräfte der Bewegung ablösbar sind von der Anerkennung des Wortlauts der Losung. Mott allerdings sieht das Ziel mit dem Prophetenblick eines Feldherrn in leuchtender Nähe!

„Wenn die Losung zur Erfüllung gebracht werden soll, müssen die Führer der Kirche Gottes diese Möglichkeit im Glauben ergreifen, es muß ein staatsmännischer Plan gemacht werden, den ein großes Heer fähiger Arbeiter strategisch zur Ausführung bringen muß." Daran herum zu kritisieren kommt mir ebenso vor wie das vielfach beliebte Verketzern der Parusieerwartung der Urchristenheit. Daß ungesunde Auswüchse wie die in Thessalonich nicht geduldet werden, dafür ist auch hier gesorgt. Die Frage ist allerdings die, ob eine gleiche Glut der Erwartung für uns, die wir mit 19 Jahrhunderten Kirchengeschichte gesegnet oder belastet sind, noch innerlich erschwinglich ist. Jedenfalls ist neben dem Geduld und Warten Lernen auch das Eilen und die Sehnsucht nach baldigem Abschluß dieser Weltperiode eine berechtigte, ja normale Begleiterscheinung großer Taten Gottes. Und vielleicht wäre gerade der deutschen Missionsgemeinde ein stärkerer Einschlag der eschatologischen Haltung sehr heilsam, zumal sich bei uns bedenkliche Karikaturen dieses an sich durchaus gesunden und tief begründeten Zuges herauszubilden scheinen. Es darf nicht zur frommen Phrase werden wenn wir singend beten:

„So gib dein Wort mit großen Scharen,
Die in der Kraft Evangelisten sein;
Laß *eilend* Hilf uns widerfahren
Und brich in Satans Reich mit Macht herein.
O breite Herr auf weitem Erdenkreis
Dein Reich *bald* aus zu deines Namens Preis."

Und auch die *weltumfassende* Stimmung in der studentischen Missionsbewegung ist ein wertvolles Moment, zumal wenn über dem

großen Gesichtspunkt so wenig die tägliche Kleinarbeit vergessen wird, wie diesmal in Edinburg. „Die Missionspraxis ist nicht so reizvoll, wie es manchem im ersten Augenblick des Enthusiasmus erscheinen möchte" sagte einer der Redner. Das führt zu den missionsmethodischen Konsequenzen der Losung. Auch in dieser Richtung liegen gegenwärtig nicht mehr die Gefahren vor, die Warneck in seinem Referat über „die moderne Weltevangelisationstheorie" auf der neunten kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen 1897 mit Recht so fürchtete. Schon damals sagte Pfarrer Julius Richter, der soeben von einer Missionsstudienreise nach England und Schottland zurückgekehrt war, wo er mit den Führern des Studenten-Missionsbundes persönlich Fühlung gewonnen hatte, in der Diskussion bei voller Zustimmung zu den missionsmethodischen Grundsätzen Warnecks: „Ich ging mit großem Mißtrauen gegen die Bewegung nach England; ich habe dort viel sympathischer urteilen gelernt."

Erfreulich ist weiter, daß sich die Studenten nicht in Gegensatz zu der soliden und bewährten Praxis der alten Missionsgesellschaften stellen, sondern nur darin ihre Aufgabe sehen, sich vollvorbereitet diesen zur Verfügung zu stellen." Überhaupt ist die Bewegung in den letzten Jahren in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen, ohne daß ihre Kraft abgenommen hat. D. Pierson, der der deutschen Nüchternheit und Gründlichkeit ein besonderer Stein des Anstoßes war, ist schon längere Zeit aus der Zahl der leitenden Persönlichkeiten ausgeschaltet. Besonders die englische christliche Studentenbewegung hat ihren ursprünglichen Charakter als einseitige Missionsbewegung längst verloren; zwischen 1897 und 1902 nahm die Zahl der neu hinzukommenden Volunteers sogar stetig ab. Dagegen stieg von Sommer 1902 bis Sommer 1903 die Zahl der neuen Freiwilligen wieder auf 180, während zugleich lebhaftes Interesse für die soziale Frage erwachte. Nach der Konferenz haben sich schon ungefähr 50 dem Bunde wieder angeschlossen, so daß die Gesamtzahl der englischen Freiwilligen beiderlei Geschlechts sich gegenwärtig auf rund 2200 belaufen wird, von denen über 850 schon hinausgegangen sind. Also die „plötzliche Vermehrung der Sendboten um Tausende" hat doch ihr rapides Tempo gemäßigt. Und wenn „ohne treiberische Agitation" ein rasches Wachstum der Sendbotenzahl aus den Reihen der Studenten stattfindet, wer will den Geist dämpfen? Dazu dürfen auch die finanziellen Schwierigkeiten, die daraus erwachsen können,

nicht verführen. Daß es mehr auf die Qualität als auf die Quantität ankommt, gehört jetzt mit zum eisernen Bestand der Mottschen Missionsgedanken, es wurde auch in Edinburg mehrfach stark betont. Überhaupt studiert Mott die Schriften Warnecks gründlich und bekennt offen, daß sie ihm sehr große Dienste leisten. In dieser Linie liegt auch, daß einer der Führer der englischen Bewegung, der deutsche Gründlichkeit in missionsmethodischen Fragen in Halle kennen und schätzen gelernt hat, Warnecks Aufsatz: „Welche Anforderungen stellt der praktische Missionsdienst an die Qualifikation der Missionare?“ (vergl. Nr. 7 der „Losen Hefte des S. f. M.“) für das Organ der englischen Bewegung übersetzt hat. So bahnt sich ein befruchtender Austausch der verschiedenen Gaben an. Schon jetzt wird drüben auf die Wichtigkeit gründlicher Vorbereitung und wissenschaftlicher Durchbildung für den künftigen Missionar mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Daß dauernde Kirchengründung durchaus im Rahmen Mottscher Missionsgedanken liegt, wurde schon erwähnt. Auch wehrte er im Privatgespräch ausdrücklich den Verdacht ab, als blieben viele von den amerikanischen „Freiwilligen“ (nicht von den amerikanischen Missionaren überhaupt) nur einige Jahre draußen. Bei diesem Stand der Dinge wäre es angebracht, daß man in den deutschen Missionskreisen das tiefgewurzelte Mißtrauen gegen die „Bewegung“ fahren ließe und den praktischen Impulsen von drüben einen befruchtenden Einfluß auf das deutsche Missionsleben ermöglichte. Oder bedürfen wir nichts?

Im April des nächsten Jahres veranstaltet, so Gott will, der deutsche Studentenbund für Mission in Halle a. S. eine ähnliche Konferenz in kleinerem Maßstabe. Möchte die deutsche Missionsgemeinde ihr eine ähnliche Teilnahme durch Fürbitte und praktische Mithilfe entgegenbringen, wie die schottische der Edinburger. Sie soll hiermit darum gebeten sein. Wir wissen, was das bedeutet für das Gelingen einer solchen Konferenz.

Die einzige Judenkolonie im Innern Chinas.

Von Missionar Flad.

Vor wenigen Monaten erging an eine namhafte deutsche Zeitung von mehr denn Einhunderttausend Abonnenten die schriftliche Anfrage, wie viele Israeliten in China leben. Da der Fragekasten durch diese Frage „einigermaßen in Verlegenheit geriet", wurde der Schreiber dieses um Aufschluß angegangen und teilte zum nicht geringen Erstaunen des Fragestellers, dem gegenüber behauptet worden war, „daß allein in Peking ca. 100 000 Juden leben", die Tatsache mit, daß in ganz China nicht einmal so viele Israeliten leben, ja, daß von den 1542 Städten Chinas nur die eine Stadt Kai-fang-fu, die Hauptstadt der Provinz Honan, eine kleine Judenkolonie von höchstens 200 Seelen aufweise. Ausgenommen sind hiervon die 29 offenen Vertragshäfen Chinas, in denen sich seit dem Frieden von Nanking (1842) und Tientsin (1860) teilweise Juden aus Europa und Amerika niedergelassen haben. Mit dieser Angabe stimmen auch die Ausführungen des englischen Monatsblattes China's-Millions 1903 (39 f.), in dem der englische Missionar R. Powell, der selbst seit Jahren in Kai-fang-fu lebt, nach seinen eigenen Beobachtungen und nach der Vorlesung des Rabbi Marcus A. Adler, betitelt „Chinese Jews", über diese einzige Judenkolonie im Innern Chinas an einige jüdische Herren in Schanghai folgendes berichtet:

Das Vorhandensein einer Judenkolonie in China wurde der Welt zuerst bekannt während der Regierung der Königin Elisabeth und zwar durch eine Anzahl katholischer Missionare. Einer dieser Missionare, Pater Ricci (1600), wurde während seines Aufenthaltes in Peking von einem chinesischen Studenten besucht, der nach der Hauptstadt gekommen war, um sein Examen für einen Regierungsposten zu machen. Der Kandidat wünschte dringend, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der, wie er annahm, ein Glaubensgenosse von ihm sei, denn es war ihm gesagt worden, daß Pater Ricci nur Einen Gott, den Herrn Himmels und der Erde anbete, ohne Mohammedaner zu sein. Ricci war geradezu betroffen durch die Gesichtszüge seines Besuchers, die von denen der gewöhnlichen Chinesen sehr verschieden waren, und nahm ihn mit in seine kleine Kapelle, wo er vor dem Bilde der heiligen Familie mit Johannes dem Täufer und einem andern Bilde, das die heiligen Evangelisten darstellte, niederkniete. Sein Besucher folgte seinem Beispiel, indem er bemerkte: „Wir in China verehren unsere Ahnen. Das ist Rebekka mit ihren Söhnen Jakob und Esau; aber warum werden auf dem anderen Bilde nur vier Söhne Jakobs verehrt, waren es denn nicht zwölf?" Es wurden gegenseitig Erklärungen darüber ausgetauscht. Der Gast war ein Israelite Namens Agai, der von Kai-fang-fu, der alten Hauptstadt der Sung-Dynastie (967—1127), nach Peking gekommen war. Er erzählte, daß in dieser Stadt seine Gemeinde eine Synagoge hätte, die kürzlich wieder ausgebessert worden sei und in der eine über 400 Jahre alte Gesetzesrolle wäre. Auch fügte er bei, daß in Hangtschau (in

der Provinz Tsche-kiang) eine noch größere Judengemeinde wäre, die auch eine Synagoge besäße. Ricci sandte sofort einen chinesischen Priester nach Kai-fang-fu; dieser stellte fest, daß die dortige Judengemeinde eine 600 Jahre alte Bibel besitze. Er ließ vom Anfang und Ende der 5 Bücher Mosis eine Abschrift nehmen, die später mit der hebräischen Bibel Philipps II. übereinstimmend befunden wurde. Über die damalige Judengemeinde in Hang-tschau, die seitdem vollständig verschwunden ist, berichtete Ibn Batutu, ein Schreiber des 14. Jahrhunderts in einem Bericht über diese Stadt: „In der zweiten Hälfte wohnen Juden, Christen und Türken. Diese sind zahlreich, aber ihre Zahl ist nicht bekannt, ihre angesehenen, großen Männer sind reich." Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß sich Juden zur Zeit der berühmten Han-Dynastie (200 v. Chr.—220 n. Chr.) in China niedergelassen haben. Die Ansichten über das wirkliche Jahr ihrer Niederlassung gehen indeß auseinander. Einige Autoritäten nehmen das Jahr 34 n. Chr. an, andere dagegen halten 69 n. Chr. für das wahrscheinlichere Datum, also die Zeit des Falles von Jerusalem. Zur Zeit der Sung-Dynastie war Kai-fang-fu eine große und blühende Stadt, ihre Wälle waren etwa 20 englische Meilen lang, während ihre Bevölkerung kaum weniger als eine Million Familien betragen haben kann. Dann wurde es ein großes Handelszentrum und man darf annehmen, daß wegen des Handels eine große Anzahl Juden dahin kamen. Im Laufe der Zeit litt die Stadt sehr durch Überschwemmungen des Gelbflusses und häufige Feuersbrünste drückten ihre Bedeutung herab. Das Judenquartier war nicht mehr als 500 Fuß vom Flußdamm entfernt und den Überschwemmungen besonders ausgesetzt. Im Jahre 1642 mußte die Stadt eine einmonatliche Belagerung durch den Rebellenführer Li-ki-tsang aushalten, die den Fall der Stadt durch Ableitung des Gelbflusses zur Folge hatte; dabei gingen 100000 Menschen zugrunde und viele hebräische Manuskripte wurden vernichtet. Zu verschiedenen Zeiten wurde die Synagoge wieder aufgebaut, so 1279, 1489, zu Anfang des 17. Jahrhunderts und dann wieder 1653.

Nur allmählich wurde es den Juden in Europa bekannt, daß in China eine Kolonie ihrer Brüder existiere. Es wurden dann verschiedene Versuche gemacht, sie mündlich und brieflich zu erreichen, zuerst 1760, dann 1815 und endlich 1850. Der Glücklichste in seinen Nachforschungen war Pater Gozani, welcher selbst in Kai-fang-fu war und in einem vom Jahre 1704 datierten Briefe schrieb: „Was diejenigen anbetrifft, die hier Thyau kin kyau (Sekte, welche die Sehne auszieht) genannt werden, so wollte ich dieselben besuchen in der Erwartung, daß sie Juden seien, und mit der Hoffnung, das Alte Testament bei ihnen zu finden. Ich beteuerte ihnen sogleich meine Freundschaft, welche sie bereitwillig erwiderten und worauf sie die Höflichkeit hatten, mich zu besuchen. Ich erwiderte ihren Besuch in der Synagoge, wo sie alle versammelt waren und ich lange Unterhaltungen mit ihnen hatte. Ich sah ihre Inschriften, von denen einige in chinesischer, die übrigen in ihrer eigenen Sprache sind. Sie zeigten mir ihre Religionsbücher und gestatteten mir den Zutritt zu den geheimsten Orten ihrer Synagoge, von wo selbst die Gemeinde ausgeschlossen ist. Eine Stelle ist für den ersten Priester der Synagoge ausschließlich bestimmt und wird von diesem nur mit tiefer Ehrfurcht betreten. Sie

erzählten mir, daß ihre Voreltern aus einem Königreiche des Westens, Namens Judäa kamen, welches Josua eroberte, nachdem er von Ägypten abgereist war und das Rote Meer und die Wüste durchzogen hatte, sowie daß die Zahl der von Ägypten ausgewanderten Juden gegen 600 000 Mann betragen habe. Sie versicherten mir, daß ihr Alphabet 27 Buchstaben habe, von denen sie jedoch insgemein nur 22 anwendeten. Wenn sie die Bibel in ihrer Synagoge lesen, bedecken sie zum Gedächtnis Mosis das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier. Sie lesen jeden Sabbath einen Abschnitt, so daß sie im Laufe des Jahres das ganze Gesetz lesen. Der Lesende legt das heilige Buch auf den Stuhl Mosis; sein Gesicht ist mit einem Schleier bedeckt, an seiner Seite steht ein Einhelfer und einige Schritte tiefer ein Moula, um den Einhelfer zu verbessern, wenn sich dieser verspricht. Sie sprachen mir vom Paradies und von der Hölle auf höchst törichte Weise; allem Anschein ist das, was sie sagten, aus dem Talmud gezogen. Ich erzählte ihnen von dem in der Schrift verheißenen Messias; sie waren aber über meine Worte höchst verwundert, und als ich ihnen mitteilte, daß sein Name Jesus sei, so erwiderten sie, daß die Bibel eines heiligen Mannes dieses Namens gedenke, der der Sohn Sirachs gewesen sei, daß sie aber den Jesus, von welchem ich spreche, nicht kennten." Diese seine Ergebnisse hat Pater Gozani, der von 1674—1732 in China lebte, in einem Briefe und einer Denkschrift niedergelegt, nämlich in den Lettres édifiantec; ed. du Pantheon, t. III. p. 153; t. IV. p. 140. Er kopierte auch die Inschriften (Chepei), die er an der Synagoge fand. Diese Inschriften wurden übersetzt und von Pater de Beaullier (1656—1708) nach Frankreich gesandt, wo sie in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt werden.

Im Jahre 1850 sandte der damalige Bischof von Hongkong, Dr. Smith im Verein mit Dr. Medhurst von der Londoner Mission 2 tüchtige Chinesenchristen, einen Lehrer und einen jungen Chinesen, der in der damaligen Missionsschule in Batavia erzogen worden war, nach Kai-fang-fu, um genaue Erkundigungen über die Judenkolonie einzuziehen. Dieselben brachen am 15. November von Schanghai auf und erreichten nach einer langwierigen Reise Kai-fang-fu. Dort fanden sie zunächst viele Mohammedaner, die hauptsächlich Herbergebesitzer waren und kehrten bei einem derselben ein. Auf ihre Erkundigung nach der Thyau-kin-kau, d. h. „der Sehnenausreißsekte" wurden sie nach der Synagoge gewiesen. Dieselbe zu finden war ihnen nicht schwer, aber wie verändert und heruntergekommen sah sie aus, seit der Zeit sie der Pater Gozani besucht hatte. Die äußere Umschließungsmauer war niedergerissen, die Hauptpforte mit Gesträuch überwachsen, die Denksäulen, die Inschriftentafeln, die steinernen Ballustraden vor dem Tempel und verschiedene andere, zur Zier angebrachte Skulpturarbeiten waren zerbrochen und lagen auf dem Boden umher, und die Mauern des Tempels selbst waren an manchen Orten zerfallen. Die Seitengemächer, die als Kapellen zu Ehren der Patriarchen dienen sollten, gewährten nur ein armseliges Obdach für die armen, verkommenen Söhne Israels, die sich darin einlogiert hatten und kaum mit Lumpen bedeckt auf dem Boden schliefen; nur mit Mühe waren sie imstande, *sich vor dem* Hungertode zu schützen. Sie waren in der Tat so weit herun-

tergekommen, daß sie bereits angefangen hatten, die umherliegenden Backsteine und Holzbalken, aus denen die verschiedenen Gemächer einst erbaut worden waren, zu verkaufen, um sich die dringendsten Lebensbedürfnisse anschaffen zu können. Ja, sie waren so weit gegangen, daß sie ein Stück von dem Grund und Boden, auf dem der Tempel stand, an ihre heidnischen Nachbarn verhandelt hatten, die ihnen mit ihren Götzentempeln immer näher rückten. Bei alle dem war noch genug von der vormaligen Herrlichkeit der Synagoge zu sehen. Die Eingänge mit den Inschriften standen noch; das Heiligtum war noch unversehrt und sein Inneres mit glänzenden Malereien und Vergoldungen schön verziert. Die Reisenden gingen ins Allerheiligste, das nun für unreine Füße nicht mehr verschlossen war, sahen die Futterale mit den Gesetzesrollen und wickelten diese auf, um sie zu untersuchen. Diese Rollen, zwölf an der Zahl, waren jede gegen 30 Fuß lang und 2—3 Fuß breit, sie bestanden aus weißen Schaffellen, mit kleinen Buchstaben beschrieben. Aber das Gemach, in dem sie diese Rollen fanden, war so finster, daß die Reisenden sie nicht genau untersuchen konnten. Sie gaben den Umherstehenden Geld, und bewogen sie, eine von den zwei Inschrifttafeln vorn am Tempel, die herabgefallen war, wieder aufzurichten. Diese zeichneten sie ab, wie auch die Inschrift auf der anderen noch stehenden Tafel, soweit sie noch lesbar war. Über alle noch erhaltene Inschriften an den Eingängen und an der Vorderseite des Tempels machten sie sich Notizen und zeichneten auch die hebräischen Inschriften im Inneren des Gebäudes ab, die mit denen, welche die Jesuitenmissionare seinerzeit abschrieben, genau übereinstimmten. Überdies maßen sie pünktlich die Länge und Breite des Gebäudes und nahmen einen sehr verständlichen Grundriß vom Ganzen und namentlich vom Inneren des Hauptgebäudes auf. Ihr wichtigster Erwerb aber bestand darin, daß sie acht hebräische Handschriften mit sich nahmen, von denen sechs Abschnitte des Alten Testamentes enthalten und zwei die Liturgie für Wochengottesdienste und für Festtage, in welchen letzteren gleichfalls verschiedene Bibelabschnitte vorkommen. Diese Handschriften enthalten 2. Mos. 1—6, und Kap. 38—40; 3. Mos. Kap. 19 und 20; 4. Mos. Kap. 13, 14, 15; 5. Mos. Kap. 11—16 und Kap. 32. In den liturgischen Handschriften stehen verschiedene Abschnitte des Pentateuchs, der Psalmen und der Hagiographen. Die hebräischen Buchstaben, in welchen diese Abschnitte geschrieben sind, haben die antike Form mit Punkten. Sie sind augenscheinlich mittelst eines Griffels auf dickes Papier geschrieben, und das dazu verwendete Material, sowie die Seide, in welche die Bücher gebunden sind, deuten auf ausländischen Ursprung. Zwei Israeliten, denen man damals sie in Schanghai zeigte, behaupteten, sie hätten solche Bücher in Aden gesehen, und der Umstand, daß in den angehängten Noten hie und da persische Worte, mit hebräischen Buchstaben geschrieben, vorkommen, scheint darauf zu deuten, daß die fraglichen Bücher ursprünglich aus dem westlichen Teil von Asien, vielleicht aus Persien oder Arabien, stammen. Vom Chinesischen ist auch nicht eine Spur darin, und sie müssen durchaus von Fremden verfertigt worden sein, die entweder in China wohnten, oder vom Ausland herkamen. In Betreff ihres Alters ist es sehr schwer, auch nur eine Vermutung zu wagen. Höchst wahrscheinlich sind sie nicht erst in neuerer Zeit nach

China gebracht worden, und jedenfalls wurden sie innerhalb der letzten hundert Jahre, während deren kein Rabbi vorhanden war, in China von Niemanden abgeschrieben.

Die Juden sagten den Reisenden, sie hätten eine Petition an den chinesischen Kaiser gerichtet und gebeten, daß er sich ihrer Armut erbarmen und ihnen ihr Gotteshaus wiederherstellen möchte; aber es war nie eine Antwort auf diese Bittschrift erfolgt, sie war wohl gar nicht in die Hände des Kaisers Taokwang gelangt.

Im Juni 1900 schrieben einige vornehme jüdische Herren in Schanghai an Missionar Powell in Kai-fang-fu und baten ihn um Auskunft über ihre Brüder in dieser Stadt. Herr Powell antwortete, daß es dort noch 140 Juden gäbe, die in 8 verschiedene Geschlechter mit folgenden Geschlechtsnamen eingeteilt wären: „Li-Pflaume, 12 Klans tragen diesen in China so bekannten Geschlechtsnamen, Tschang, Ai, Tschau, Thu, Schi und Kao. Diese 8 Klans oder Geschlechter umfassen zusammen ca. 40 kleine Familien. Außerhalb Kai-fang-fu selbst gibt es noch einige weitere Juden, aber ihre Zahl ist außerordentlich gering, obgleich einst begütert und sehr einflußreich, sind sie jetzt ganz arm, und ihre soziale Stellung ist unbedeutend. Einer von ihnen ist sogar ein buddhistischer Priester und hat die Stellung eines kleinen Mandarins inne, d. h. er führt die Angelegenheiten der anderen Priester. Der Ort, wo einst ihre schöne Synagoge stand, ist nun ein Pfuhl mit schmutzigem Wasser, an dem nur ein Stein steht, der den betreffenden Ort bezeichnet. Im 10. Band des Chinese Repository Seite 436—66 ist der Inhalt der Inschrift, die noch andere Synagogen erwähnt, wiedergegeben. Die Inschrift auf dem Stein lautet: „Betreffs der israelitischen Religion lehren wir, daß unser erste Ahnherr Adam war. Der Gründer unserer Religion war Abraham. Während der Han-Dynastie kam diese Religion nach China. Im zweiten Jahr des Kaisers Hsiau-Tsung von der Sung-Dynastie (1164 n. Chr.) wurde die erste Synagoge in Kai-fang-fu gebaut. Die, welche Gott durch Idole oder Bilder darstellen, geben sich vergeblich mit leeren Schemen ab. Die, welche die heiligen Schriften ehren und ihnen gehorchen, kennen den Ursprung aller Dinge. Die ewige Vernunft und die heiligen Schriften stützen sich gegenseitig, indem sie zeigen, woher die Menschen ihr Dasein herleiten sollen. Alle, die diese Religion bekennen, bemühen sich Gutes zu tun und hassen das Tun des Bösen." Herr Powell berichtet, daß die Juden in Kai-fang-fu keine der Vorschriften ihrer Religion beobachten; aber mit Ausnahme jenes buddhistischen Priesters beobachten sie auch nicht alle götzendienerischen Praktiken der Heiden; jedoch gehen sie Heiraten mit ihnen ein.

Gerade jetzt machen die angesehenen Juden in Schanghai noch einmal den Versuch, diesen Rest ihrer Glaubensbrüder der Vergessenheit zu entreißen. Es werden nämlich Anstrengungen gemacht, das Geld zum Wiederaufbau ihrer Synagoge zusammenzubringen, auch wurden einige Juden Kai-fang-fus veranlaßt, nach Schanghai zu kommen. Wenn man die Chinesen nach dem Grunde der merkwürdigen Tatsache fragt, wie es komme, daß es in dem gro-

ßen China so wenige Söhne Israels gäbe und daß selbst diese wenigen auf dem Aussterbeetat stehen, so antworten sie einem: „Weil ein Chinesenmensch schlauer ist als neun Judenmenschen.“

Nachtrag

zu dem „Werk der Pariser Mission in Madagaskar“[1]).

Seitdem der obige Vortrag gehalten worden ist, haben sich die Verhältnisse sowohl in Madagaskar als daheim unter einem weniger günstigem Lichte dargestellt.

Die neue Schulordnung, auf welche ich schon anspielte, hat das Charakteristische, daß sie nicht nur den Missionsschulen vom 1. Januar 1905 an alle und jede offizielle Unterstützung versagt, sondern auch daß jenen Schulen sehr strenge Maßregeln entgegengestellt sind. Um der Vorliebe der Madagassen für die rein intellektuelle Bildung und für die Beamtenkarriere entgegenzuwirken, ist es nun auch den Privat- resp. Missionsschulen untersagt, die Schüler über das Alter von 14 Jahren zu behalten, es sei denn in Industrieschulen. Nur diejenigen jungen Leute, welche sich dem Lehramt oder dem Dienst der Kirche widmen, darf ferner die Mission erziehen. Es wird also auch nach Madagaskar der Kampf gegen die Kongregationen getragen, welcher sich in der Heimat abspielt. Aber leider mit einer besonders traurigen Nachwirkung, nämlich einer wieder eintretenden Erschütterung der nichtfranzösischen Missionen, welche sich wieder in Frage gestellt fühlen. So gestaltet sich die ganze Lage in Madagaskar als eine höchst verhängnisvolle. — Und leider auch daheim sind die Verhältnisse schwierig; die Gesellschaft hat ihre Jahresrechnung mit einem Defizit von mehr als 100 000 Mark abgeschlossen, da sich fast in allen Kreisen eine gewisse Müdigkeit und Abspannung fühlen läßt. Wieder muß die Mission die alte paulinische Erfahrung, 2. Kor. 12, 7—10, durchmachen, „und in der Schwäche sich an der Gnade Gottes genügen lassen.“ Bögner.

1) Da die Korrektur des 2. Teils des Bögner'schen Vortrags erst zu spät einging, sind wieder folgende Berichtigungen notwendig. Es muß heißen:

S. 169 Z. 19 v. u. Bianquis statt Bianqui;
S. 170 Z. 15 v. o. Ursachen statt Methoden;
S. 170 Z. 20 v. o. anvertrauten statt anerkannten;
S. 170 Z. 10 v. u. colona statt Colnie;
S. 170 Z. 8 v. u. Kirchen statt Christen;
S. 174 Z. 3 v. u. hinter eigentlich: nur;
S. 176 Z. 11 v. o. leichten statt gleichen;
S. 176 Z. 12 v. o. Consultativen statt Zentral;
S. 177 Z. 1 v. o. Revokation statt Revolution;
S. 177 Z. 7 v. o. teilweis statt wieder.

Chronik.

Uganda. Apolo Kagwa, der bekannte Katikiro (Reichskanzler und Reichsverweser) von Uganda, der jüngst auch unter die Schriftsteller gegangen ist und z. B. eine in London gedruckte Geschichte seines Vaterlandes geschrieben hat, veröffentlicht in den „Uganda Notes" eine Artikelserie: „Wie das Christentum nach Uganda kam", und erzählt in ihr von seiner Taufe und der Verfolgung, die er und andere Bekehrte zur Zeit der Ermordung des Bischofs Hannington erduldeten: „Nach Mtesas Tod (1884) kam ich nach Mengo. Ich lernte eifrig und wurde getauft. Bald nach meiner Taufe hörte König Muanga, daß ein Europäer, Bischof Hannington, durch Busoga käme. Als er das hörte, sandte er Luanga Wakati, den sabadu der Vorwächter ab, ihn zu töten. Als ich, Apolo Kagwa, von des Königs Befehl Kunde erhielt, schickte ich sofort an Mackay Bescheid. Dieser brachte ohne Aufschub Elfenbein und Zeug, um womöglich noch des Bischofs Leben zu retten. Denn er kannte unsere Sitte, daß, wenn jemand unter des Königs Verdammungsurteil geraten war, wir Geschenke und Lösegeld brachten, wodurch der bereits Verurteilte befreit wurde. Deshalb tat Mackay also. Aber König Muanga nahm die Sachen nicht an, und so wurde der Bischof am 29. Oktober 1885 getötet. Nun war dort einer von den Dienern des Königs, Balikudembe. Er war des Königs größter Freund und Katholik. Er sagte zum König: „Herr, warum lässest du einen Europäer töten, den dein Vater nicht getötet haben würde." Der König gab ihm keine Antwort. Aber unmittelbar darauf wurde der König krank an einer Augenentzündung und heftigem Fieber. Als der damalige Katikiro Mukasa zum Könige kam, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, erzählte dieser ihm, was Balikudembe zu ihm gesagt habe. Sofort ergriff der Katikiro ihn und sagte: „Was, du wagst es, den König mit den Gebeinen seines Vaters zu beschimpfen?" Man schleppte ihn zum Scharfrichter, und dieser verbrannte ihn lebendig. Das war der Grund, der den König Muanga alle, die der Religion unseres Herrn Jesu Christi anhingen, hassen ließ. Viele wünschten jetzt um so mehr mit ganzem Herzen, lesen zu lernen und zu glauben. Nachdem des Königs Häuser niedergebrannt waren, ging er nach Mugongo, und als er dort hingekommen war, verklagten die Häuptlinge die christlichen „Leser" bei ihm, sie hätten eine Schlange und ein Schaf getötet und beide zusammen gekocht. Als der König das hörte, versuchte er, neue Gelegenheiten zu finden, die Christen zu verurteilen. Darauf ging er an den See, um Flußpferde zu jagen. Als er von der Jagd zurückkam, fragte er nach einem Knaben Tombasi Muwasu, den Sohn des Katikiro Mukasa, indem er sagte: „Wo ist er hingegangen?" Man sagte ihm, er sei zu Kisule, dem Schmied gegangen. Als der König das hörte, wurde er wütend und ließ ihn holen. Als man ihn brachte, band er seine Arme mit einem Strick und schleppte ihn mit sich in sein Schatzhaus. Hier traf er mich, Apolo Kagwa, und fragte mich „Wo sind meine Speere?" Ich erwiderte: „Wir brachten sie zum Schmied Kakoza, sie zu schärfen." Er rief: „Wo ist mein Schwert?" Ich antwortete: *„Hier ist eins"*, indem ich es herabnahm und ihm gab. Er zog es heraus

und übergab mir die Scheide. Dann wollte er Tombasi Muwafu niederstoßen; aber er fragte ihn: „Jetzt nenne mir den Namen deines Lehrers.“ Er sagte: Sebugwawo Semukutu lehrte mich.“ Man ging und holte diesen jungen Menschen. Als sie ihn zum Könige brachten, wurde er ergriffen und auf den Boden geworfen. Der König nahm einen Speer, verwundete ihn und übergab ihn dann dem Scharfrichter Mukajango mit den Worten: „Bring ihn fort und töte ihn.“ Nachdem er diesen Befehl gegeben hatte, verhaftete er auch mich, Apolo Kagwa; aber er speerte mich nicht, verletzte mich jedoch mit seinem Speer am Kopf, dreimal zustoßend; dann verabreichte er mir ungefähr 30 Schläge. Ich kann mich so genau nicht mehr an die Einzelheiten erinnern. Denn nachdem er mich geschlagen hatte, befahl er drei Mann, mich mit den Füßen zu treten, nachdem sie meine Hände gebunden hatten, während ich auf dem Fußboden lag. Ich war mehr tot als lebendig und kam erst wieder zu mir, als sie mich losgebunden hatten.“

Diese Schilderung kennzeichnet wieder recht den launenhaften und grausamen Charakter des in der Geschichte der Uganda-Mission bekannt gewordenen Exkönigs Muanga, der kürzlich auf den Seychellen, wo er nach seiner Rebellion gegen die englische Regierung interniert gehalten wurde, gestorben ist. Jetzt kommt die Nachricht daß er noch vor seinem Tode getauft worden sei. Eine Miß E. M. Brewer schreibt aus Mengo: „Wir haben letzthin gehört, daß der Exkönig Muanga wirklich noch vor seinem Tode getauft ist und zwar, wie es scheint, als reuiger Sünder. Er nahm den Namen Danieli an. Er hatte nur noch eine Frau und hat sie selber im Lesen unterrichtet; auch sie ward getauft als Doris. Sie hat ein kleines Mädchen, das jetzt ungefähr 18 Monate alt ist; ihr Name ist Marie. Daß Muanga seine Frau unterrichtete, lesen zu lernen, zeigt, denke ich, daß es ihm wirklich ernst war; denn die afrikanischen Könige sehen ihre Frauen nur als Dienerinnen an. Doris sagt, daß Muanga auch das Trinken aufgegeben habe. Doris ist jetzt nach Mengo gekommen und hat ihre kleine Marie mitgebracht. Sie gilt natürlich als „Prinzessin“. Es ist ihr ein Haus neben dem Anwesen des Katikiro eingeräumt worden. Wir werden sie am Sonnabend sehen. Rev. Henry Wright Duta (ein eingeborener Prediger) hielt am Sonntag eine sehr origiginelle Predigt; er glaubt offenbar, daß Muangas Bekehrung echt ist. Er malte nämlich Muangas Ankunft im Himmel aus. Bischof Hannington begegnet ihm und sagt: „Wie geht es dir mein Freund? Bist du jetzt auch hier; du, der du mich so eilig hierher befördert hast, und kommst du jetzt wieder mit mir zusammen?“.“ Kr.

* * *

Nicht ohne Bedeutung für die Missionierung Chinas ist **die erste Missionskonferenz** die im Juni v. J. in Tschang-sche, der Hauptstadt **der Provinz Hunan** stattfand. Hunan galt bekanntlich als die fremdenfeindlichste und verschlossenste Provinz. Erst seit 1897 gelang es der Mission, in ihr festen Fuß zu fassen. Die „Wirren“ machten der jungen Arbeit schon drei Jahre später ein jähes Ende. Nachdem die Boxer den römischen Bischof und einen Priester in Hengtschau getötet hatten, wurden alle Kapellen zerstört

und die wenigen Fremden in der Provinz mußten flüchten. Nur der tapfere Missionsschiffer Alexander von der christlichen und Missions-Allianz hielt sich angesichts der feindlichen Hauptstadt auf einem Bote, wo er sein Quartier aufgeschlagen hatte. Noch 1902 wurden die beiden China-Inland-Missionare Lowis und Bruce von einer aufständischen Menge ermordet. Und jetzt konnte in vollem Frieden in der Hauptstadt dieser Provinz eine gemeinsame Konferenz stattfinden, die von über 30 Missionaren, die 10 verschiedene Gesellschaften repräsentierten, besucht war. Die Teilnehmer von der Church-Mission, Byrde und Laird, hatten bei ihrer Reise zur Konferenz, die sie durch die ganze Provinz führte, den Eindruck: „Hunan ist offen von einem Ende bis zum andern.“ Tschang-tsche wird von ihnen als eine der schönsten chinesischen Städte geschildert, die sie bis dahin gesehen hätten. Es sei ein harmonisches und brüderliches Zusammensein gewesen. Man einigte sich über einige gemeinsame chinesische Bezeichnungen für Christentum, Protestantismus, Predigthalle 2c. und stellte eine einheitliche Fassung des Vaterunsers auf. Ein Hauptgegenstand der Beratung war, wie man die Mission von jeglichem Verdacht politischer Anrüchigkeit freihalten könne. Viele Hunanesen verlangen, mit den Fremden in engere Beziehung zu treten; das gibt zwar der Mission eine ausgezeichnete Gelegenheit, erregt aber auch den Argwohn der chinesischen Behörden. In der Tat existieren auch bereits eine ganze Reihe sogenannter „Kapellen“, die nur Aushängeschilde sind, um politische Zwecke zu verdecken. Man stellte zwar keine festen Regeln auf, war aber einig darin, alles aufzubieten, um diesem Unwesen zu steuern, überhaupt alles zu vermeiden, was die Mission in irgend welche Berührung mit den chinesischen Yamens bringen könnte, und in diesem Stück seitens der verschiedenen Gesellschaften durchaus Hand in Hand zu gehen. Sehr freudig wurde der Gedanke aufgenommen, in Tschang-tsche ein gemeinsames großes Unterrichtsinstitut zu gründen; denn nach einer höheren Schule sei in der Provinz eine große Nachfrage. Kr.

Literatur-Bericht.

1. **Munzinger:** „Japan und die Japaner“. Stuttgart. Gundert. 1904. 173 S. 1,50 Mk.

2. **Utschimura:** „Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners.“ Rechtmäßige Verdeutschung (aus dem Englischen). Ebd. 1904. 126 S. 1 Mk.

3. **Lauterer:** „Japan, das Land der aufgehenden Sonne.“ Nach seinen Reisen und Studien. Mit 100 Abbildungen nach japanischen Originalen und nach photographischen Naturaufnahmen. Leipzig. O. Spamer. 1904. 407 S. Gr. 8. 7 Mk., geb. 8,50 Mk.

4. **Hamilton:** Korea, das Land des Morgenrotes“. Nach seinen Reisen geschildert. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Mit 114 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, sowie einer Karte des Kriegsschauplatzes in Ostasien. Ebd. 1904. 296 S. Gr. 8. 7 Mk., geb. 8,50 Mk.

Vier wegen des Interesses, das augenblicklich Japan und Korea in Anspruch nehmen, sehr zeitgemäße Bücher, von denen ein jedes in seiner Art ebenso willkommene wie gediegene Belehrung über die beiden genannten Länder, ihre Bevölkerung und zum Teil auch ihre Geschichte und ihre Beziehungen zum Auslande enthält. Mit Bedacht habe ich Munzinger an erster Stelle genannt. Auf Grund 6jährigen Aufenthaltes im Lande, intimen Verkehrs mit dem Volke und nüchternen Studiums seines Charakters zeichnet er in scharfumrissenen Zügen, in pointierter, oft durch charakteristische Illustrationen belebter und veranschaulichter Kürze ein Gesamtbild der Japaner, das vielleicht das getreuste in der umfangreichen Japanliteratur genannt werden darf. Schon 1898 erschien ein Werk über „die Japaner" von ihm, durch welches er sich als einen ebenso verständnisvollen Kenner wie als geschickten Maler derselben legitimierte (A. M. Z. 1899, 95), das aber vornehmlich für die gebildeten Missionskreise bestimmt war und wissenschaftliches Gepräge trug. Das jetzt vorliegende kürzere Schriftchen, dessen Inhalt sich ja vielfach mit dem des größeren Werkes berührt, ist auf die weitesten Kreise berechnet, darum auf diejenigen Charakteristika konzentriert, welche das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen, und im besten Sinne volkstümlich gehalten. Von den 11 Kapiteln, in welche das Buch eingeteilt ist, ist jedes lehrreich und interessant, aber als zur Zeit besonders lesenswert, weil für Kenntnis und Verständnis der Japaner in außergewöhnlicher Weise wertvoll, sind die Kapitel 5, 6, 10 und 11: Charakter und Gemüt; Weltanschauung und Geistesleben; Haus und Sitte; und: das Vaterland, Großjapan und der Panmongolismus. In großen übersichtlichen Zügen gibt Kapitel 8: das Christentum und seine Erfolge, einen präzisen Abriß der Geschichte und des gegenwärtigen Standes der japanischen Mission.

Utschimura's „Bekenntnisse" gehören zu den charakteristischsten Selbstzeugnissen gebildeter Heidenchristen, welche die moderne Missionsliteratur enthält und zugleich zu den originalsten Zeichnungen des Japanertums, wie es sich im Urteil und im Verhalten seiner christlichen Vertreter abspiegelt. Von den 10 Kapiteln des Buches schildert das 2. bis 4.: „Erste Bekanntschaft mit dem Christentum"; „Die junge Gemeinde"; „Die neue Kirche und die Laienpredigt" wie der sehr jugendliche Verfasser auf der Landwirtschaftsschule seinen ersten Schritt ins Christentum fast gegen seinen Willen, gedrängt von der christlichen Strömung unter seinen Mitschülern tat, wie sie miteinander einen „Bund der Bekenner Jesu schlossen", sich selbst erbauten, als Laien missionierten und eine völlig independentische Gemeinde gründeten. Aus sehr schülerhaften Anfängen vertiefte und verselbständigte sich zum Teil unter schweren Kämpfen das Christentum des jungen Japaners, nur wenig durch auswärtige Missionare beeinflußt, mit dem zunehmenden Alter; aber da er daheim keine volle Befriedigung fand, entschloß er sich als ein aufrichtiger Wahrheitssucher, nach Amerika zu gehen, um dort, wie er meinte an der Quelle vollen Frieden zu finden. Die zweite Hälfte des Buchs (Kapitel 6—10) ist nun der Schilderung der Erlebnisse und Eindrücke gewidmet, die er hier erfuhr: viel bittre Enttäuschungen, durch die er sich hindurchringen mußte, die ihn aber trotz der sehr unidealen Christenheit, die zu einer Anfechtung seines Glaubens wurde,

am Christentum selbst nicht nur nicht irre machten, sondern in demselben reiften. Was Utschimura über diese Beobachtungen, Erfahrungen und die mit ihnen zusammenhängenden eignen inneren Erlebnisse schreibt, das enthält eine Fülle von Wahrheiten, die aus dem Munde eines jungen Heidenchristen durch ihre Gereiftheit und Gesundheit oft überraschen, für die alte Christenheit manches Beschämende und für die Missionsarbeiter neben viel Kritischem und Belehrendem viel Trostvolles enthalten. Ich bedaure, daß ich aus Raummagel darauf verzichten muß, durch Zitate das zu illustrieren; nur auf S. 85, 105 f. u. 109 f. will ich hinweisen, um das hier über die Bekehrungsmethode Gesagte den Missionaren, und das über das Christentum und die Notwendigkeit der Mission Bemerkte den Missionsgegnern zum Nachdenken zu empfehlen. Es redet hier ein japanischer Christ und nicht alles, was er sagt verdient Empfehlung; der Individualismus, der ihn in ein independentes Einspänniertum führt, weil ihm für Kirche und Organisation das Verständnis fehlt, ist sehr bedenklich; aber der ernstesten Beherzigung wert ist seine Warnung vor Christianisierung nach abendländisch kirchlichen Modellen. Seit der Rückkehr in sein Vaterland ist der Verfasser als unabhängiger Evangelist und Literat in Tokio tätig, namentlich durch seine japanische Zeitschrift: „Das Bibelstudium“, die das charakterische Motto trägt: Pro Christo et Patria.

Das umfangreiche und elegant ausgestattete Werk von Lauterer behandelt in 19 Kapiteln das alte und das neue Japan, das alte Kapitel 1—7 in 7 Perioden, das neue bis zum Schluß des Buchs, zuerst die Erschließung des Landes und seine Geschichte bis zur Gegenwart, dann die Charakterisierung der Bevölkerung, ihre Eigenschaften, Denkweise, Sprache, ihr tägliches Leben, ihre Nahrung, Kleidung, Wohnung, Kunst, Industrie, Landwirtschaft, den Handel und Verkehr, dann Pflanzen- und Tierwelt und endlich Geographie und Topographie, alles auf Grund fleißiger Studien und eigner Anschauung. Der Mission wird nur gelegentlich, am relativ ausführlichsten der alten katholischen gedacht, von der protestantischen blos auf ein paar Zeilen geredet, die mit Munzinger entnommenen statistischen Daten ausgefüllt sind. Daß viele nur darum zum Christentum übergetreten sind, „weil es ihnen eine Unterstützung oder ein kleines Amt einbringt“ ist dem Verfasser als „selbstverständlich“. Von Munzinger, den er sonst gern benutzt, hat er das nicht gelernt und noch weniger von Utschimura, den er freilich noch nicht gekannt hat. Daß das Buch, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „dem Leser zum ersten Male eine zusammenhängende populäre Darstellung des japanischen Reichs und seines gesamten Kulturlebens biete“ ist zum Teil zutreffend. Es stellt nämlich zusammen, was die umfangreiche Japan-Literatur über Geschichte und Kulturleben des Landes in mehr oder weniger ausführlicher und allseitiger Weise bereits gebracht hat und bereichert es auch durch manchen neuen Zug, sodaß wir in ihm mit Ausnahme der Mission und überhaupt des nur dürftig behandelten religiösen Lebens etwas Ganzes über Japan besitzen; aber auf die Bezeichnung einer „populären“ Darstellung kann es nicht durchweg Anspruch machen, obgleich es ihm an Klarheit nicht fehlt. Die von Munzinger gegebenen Charakteristiken der Japaner sind ungleich konkreter, anschaulicher, anziehender als die von Lauterer. Ja, er gibt ein gehäuftes, auch detailiertes

Material, aber oft ist es nur aneinander gereiht; immer eine belehrende, aber nicht immer eine fesselnde Lektüre, mehr ein wissenschaftliches als ein populäres Buch. Das 8. Kapitel, welches den großartigen Umschwung des alten in das moderne Japan zum Gegenstand hat, hätte sich nicht damit begnügen sollen, die einzelnen Daten, welche diesen Umschwung herbeiführten und die äußeren Folgen, die er hatte, zu registrieren, sondern auch in die inneren Strömungen einen erleuchtenden Blick geben sollen, welche diesen Umschwung einigermaßen verständlich machen, und an charakteristischen Tatsachen zeigen sollen, wie bis auf diesen Tag das Alte mit dem Neuen ringt, welche Gefahren und Probleme in diesem plötzlichen Umschwunge und in den innerlich noch nicht assimilierten fremden Kulturfaktoren liegen, so daß der Kulturkampf, den Japan kämpft, auch nach seiner inneren Seite einigermaßen veranschaulicht worden wäre. Aber davon abgesehen, daß in die innere Seite des japanischen Lebens das Buch viel weniger einführt als beispielsweise die Arbeiten von Munzinger, ist es eine willkommene Zusammenstellung sowohl der Tatsachen der alten wie der neuen Geschichte Japans als auch der Grundzüge des gesamten äußeren Lebens seiner Bevölkerung und der Beschaffenheit des Landes. Die Bilder sind vorzüglich und mit viel Verständnis gewählt.

Hamilton behandelt in seinem Korea ein bisher noch wenig bekanntes Land, über welches gegenüber der Literaturfülle, mit der Japan bedacht ist, nur eine spärliche Literatur existiert. Das macht seine Arbeit bei dem gegenwärtigen aktuellen Interesse, welches „das Land des Morgenrots“ in Anspruch nimmt, nicht nur doppelt willkommen, sondern gibt ihr im hohen Grade auch den Reiz des Originalen und macht sie um so anziehender, als sie in anschaulicher Schilderung sehr lebensvolle Bilder vor das Auge des Lesers stellt. Es ist wesentlich das heutige auf dem Übergange zu einer Modernisierung begriffene Korea, mit dem der Verfasser uns nach allen Seiten hin auf Grund langjähriger eigner Anschauung bekannt macht. Sehr instruktiv sind die farbenreichen Schilderungen der Hauptstadt Söul und des kaiserlichen Hofs, sowie die Einblicke in die Regierungs- und das Erziehungswesen, in das eheliche Leben und in das buddhistische Klosterleben. Ein Hauptteil des Buchs beschäftigt sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, dem Handelsverkehr und den politischen Beziehungen, über welche der Verfasser sich besonders gut unterrichtet zeigt. Mit Genuß liest man auch die verschiedenen Reise-Berichte mit ihren oft malerischen Schilderungen und reichlich eingestreuten feinen Bemerkungen. Auch der Mission widmet der Verfasser ein Kapitel, in welchem die amerikanischen Missionare ziemlich ungünstig beurteilt werden, weil sie am wenigsten „das Prinzip der Selbstverleugnung erkennen“ ließen, gut besoldet seien und allerlei Nebenverdienst (aus literarischer Arbeit, Zimmervermietung, Obstverkauf und dergl.) erstrebten. Dieser Nebenverdienst wird wohl mäßig sein und der angegebene Gehalt von 4000 Mk. ist zwar höher als sonst üblich, aber für Amerikaner doch nicht exorbitant. Daß die koreanische evangelische Mission, obgleich noch sehr jung, Erfolg habe, gibt der Verf. zu, aber er will die Mission unter einschränkende Bestimmungen und strenge Überwachung gestellt und von der Genehmigung der Lokalkonsuln oder sonstigen Vertreter des Auswärtigen Amtes abhängig gemacht wissen, weil „die Ausbreitung der christlichen Lehre nicht

ohne Unheil und Blutvergießen abgehe". Nun von solchem Unheil und Blutvergießen hat die evangelische Mission nichts erlebt, ebenso trifft die Beschuldigung, „der Übertritt zum Christentum sei für die Koreaner ein leichtes Mittel, sich den Forderungen der Steuerbeamten zu entziehen", jedenfalls nicht die evangelische Mission. Es hätte also hier doch ein Unterschied gemacht werden sollen. Dagegen ist dem zuzustimmen, daß einzelnen Frauen gewehrt werden sollte, „über die Grenzen der verschiedenen Ansiedelungen hinaus Bekehrungsversuche zu machen", nur sollen das die Missionsorgane selber tun; die geforderte Überwachung bezw. Genehmigung der Mission seitens der Lokalkonsuln 2c., wie der Verfasser sie versteht, würde ihr vermutlich die Axt an die Wurzel legen. — Die Illustrierung des Buchs ist vortrefflich und die Übersetzung wohl gelungen.

5. **G. Plath.** „Karl Plath, Inspektor der Goßnerschen Mission. Ein Lebensbild". Schwerin. Bahn. 1904. Geb. 3,60 Mk. Auf die bestimmte Erwartung des Vaters: „Du wirst einmal mein Leben schreiben" (!), bietet in diesem 359 S. umfassenden, mit einem trefflichen Porträt des Heimgegangenen geschmückten und nobel ausgestatteten, sehr billigen Buche der Sohn das Lebensbild des in weiten Kreisen bekannten und geschätzten langjährigen Inspektors der Goßnerschen Mission, Karl Plath. Eine große Fülle von Detailmaterial bis zu kleinsten Einzelzügen ist in demselben von pietätvoller Hand in geschickter Weise zu einer liebenswürdigen Biographie eines liebenswürdigen Vaters zusammengearbeitet, die man von Anfang bis zu Ende mit Anteilnahme liest und der man das Motto vorsetzen könnte: „sie haben einen guten Mann begraben und uns war er mehr". An einem solchen schönen Denkmal der Pietät, von dem der Sohn selbst empfindet, daß „ein unvermeidlicher Mangel an Objektivität" ihm anhaftet, mag ich nicht mäkeln, obgleich der Missionshistoriker diesen Mangel zu erstatten die Pflicht hätte. Nur auf einige sachliche Irrtümer, die mir aufgestoßen und die in einer neuen Auflage leicht zu verbessern sind, will ich aufmerksam machen. Die eigentliche „Antrittsvorlesung" hielt Plath über das Thema: „Missionsstudien", „was unter ihnen zu verstehen sei und in welcher Absicht oder zu welchem Ende sie begonnen werden". Die Vorlesung selbst trug allerdings den angegebenen Titel (S. 177). Das Islington College ist nicht ein Institut der London sondern der Church Miss. Soc. (S. 199) und ich bezweifle, daß der Hauptgrund, warum das Hospitieren in den Unterrichtsstunden abgelehnt wurde, der gewesen sei, „daß die Engländer sich in der Methode noch schwach und unsicher fühlten, und den deutschen Missionsinspektor nicht in ihre Anfangsversuche hineinsehen lassen mochten." Plath war in London 1871, das Islington College bestand seit 1825! — Professor Meßner war nicht „Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung nach Hengstenbergs Tode" (S. 199), sondern einer Neuen Evang. K.-Z., die später eingegangen bezw. mit einem andern Organ verschmolzen worden ist.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die Gesamtlage in Japan,

als Einleitung zur Spezial-Rundschau.

Von P. Friedrich Raeder.

I.

Japan geht dieser Zeit folgenschweren Entscheidungen entgegen. Nachdem es sich eben einen Platz im Kreise der zivilisierten Nationen, an der Seite der Westmächte errungen, ist es nun in einen Kampf eingetreten, in welchem es viel zu gewinnen hofft, in welchem es aber auch viel, wenn nicht alles verlieren kann. Entweder die Hegemonie in Ostasien, eine führende Stellung in der mongolischen Völkerwelt, oder das Erdrücktwerden von der Übermacht Rußlands, das Zurücksinken in politische Bedeutungslosigkeit für längere Zeit, vielleicht gar für immer, — das ist es, um was es sich hier handelt, was für Japan auf dem Spiele steht in diesem Kriege. Aber wie immer auch die Würfel fallen mögen, bedeutungslos für die Mission in Japan wird der entscheidungsvolle Krieg schwerlich bleiben. Ist doch das Reich Gottes zwar nicht von dieser Welt, aber doch in dieser Welt, mit ihr mannigfach beeinflußt in seinem irdischen Werden und Wachsen, und lehrt uns doch gerade die Missionsgeschichte Japans die Wechselbeziehungen von Welt und Reich Gottes, von politischer Entwickelung und Missionsentwickelung beachten und abwägen. Umso gerechtfertigter erscheint gerade in diesem Zeitpunkt eine Rundschau über dieses bedeutende Missionsgebiet der Christenheit.

Zunächst mögen die wichtigsten politischen Ereignisse des seit der letzten Rundschau (A. M. Z. 1899, 318 ff. 429 ff.) verflossenen Zeitraums erwähnt und in ihrer Bedeutung für die Mission besprochen werden. Die neuen Verträge Japans mit den Westmächten sind endlich am 17. Juli 1899 in Kraft getreten. Die lästigen Ausnahmegesetze, denen die Ausländer bisher unterworfen waren, sind hiermit aufgehoben. Die Beschränkung der Fremden auf die Vertragshafenstädte, und innerhalb derselben auf die bestimmten „Niederlassungen" (wie in Tokio z. B. auf den ungesunden Tsukiji), die Unmöglichkeit für einen Ausländer, Grundbesitz und Häuser rechtsgiltig zu erwerben, der Paßzwang für Reisen über die

Grenzen der „Niederlassungen" hinaus, — alles das existiert heute nicht mehr. Andrerseits ist auch die den Japanern so verhaßte und ihren Nationalstolz verletzende Exterritorialität der Ausländer aufgehoben. Von nun an sind die Ausländer, ebenso wie die Eingeborenen, der japanischen Gerichtsbarkeit unterworfen und werden auch zur Steuerzahlung herbeigezogen. Nun dürfen auch die Missionare überall wohnen und frei ohne Paß herumreisen im ganzen Lande, die Missionsgesellschaften, deren an Grundstücken erworbenen Eigentumsrechte bisher von befreundeten Japanern vertreten werden mußten, dürfen nun Grund und Boden unter Bedingungen erwerben, die praktisch dem Eigentumsbesitz fast gleichbedeutend sind. Für die betreffenden Grundstücke wird die Superfizies auf 500 Jahre erworben, d. h. das Recht, auf die Dauer von 500 Jahren auf den Grundstücken als Eigentümer uneingeschränkt zu walten (Z. M. R. 1900, 88).

Diese Erleichterungen wird sich die Mission gewiß zunutze machen. Bisher sind verhältnismäßig nur sehr wenige Punkte des Landes, und zwar überwiegend die größeren Städte, von den Missionaren als Hauptstationen besetzt, und das Innere des Landes ist meist noch garnicht vom Evangelium berührt. Es ist an der Zeit, mit den irrtümlichen Vorstellungen aufzuräumen, als ob das Christentum im ganzen Lande, oder auch nur im größeren Teil desselben wenigstens einigermaßen bekannt sei. Nur auf Grund solcher durchaus verkehrten Vorstellungen von dem Stande der Dinge konnten einerseits die sanguinischen Hoffnungen erblühen, daß Japan in einem Vierteljahrhundert ein christliches Land werden könnte, sowie die phantastischen Pläne, die fremden Missionskräfte einzuschränken und die fernere Missionierung des Landes der einheimischen christlichen Kirche zu übertragen. Mit Recht sind diese Hoffnungen und Pläne bei wirklichen Kennern und nüchternen Beurteilern der Lage auf energischen Widerspruch gestoßen. Jetzt wird von seiten der Missionare darauf hingewiesen, wie wenig die Verbreitung christlicher Erkenntnis, oder auch nur der Kenntnis vom Christentum mit der politischen Entwickelung Schritt gehalten. Während die Nation in ihrer Gesamtheit von dem neuen politischen Leben mehr oder minder beeinflußt worden, sei noch immer die Hälfte des Volkes, vielleicht gar 3/4 desselben praktisch unberührt vom Christentum geblieben. Während auf 1000 Japaner nur ein evangelischer Christ kommt, sei an etwa 30 Millionen Japaner das Evangelium noch nie herangetreten, und

von den übrigen hätten es die meisten, wenn auch gehört, doch nicht einmal begriffen. So wird durch die faktische Eröffnung des Landes die Mission auf die noch ungelöste, ja noch nicht einmal in Angriff genommene Riesenaufgabe hingewiesen, das Innere des Landes zu evangelisieren. (Assembly Herald 1899, II, 130. 1900, 375 ff. Prot. Ep. Rep. 1899, 149. Ref. C. Rep. 1902, 51. Vgl. auch: Tokyo Conference Proceedings 126 f.). Freilich darf man es nicht ohne weiteres der Mission als Versäumnis anrechnen, daß dieses nicht schon früher geschehen ist. War unter den früheren einengenden Gesetzesbestimmungen eine Niederlassung von Missionaren außerhalb der Vertragshäfen nur ausnahmsweise möglich, so waren auch der Reisepredigt in weiterem Umkreise der Stationen dadurch Schranken gezogen, daß Predigtlokale in den kleineren Städten und Dörfern in der Regel nicht zu bekommen und Straßenpredigten unzulässig waren. Jetzt aber wird sich die Mission dieser neuen Aufgabe nicht mehr entziehen dürfen, und diese neue Aufgabe gewiesen, und zu deren Lösung die Wege gebahnt zu haben, dürfte wohl als das Hauptergebnis der neuen Verträge in missionarischer Hinsicht zu bezeichnen sein. Zugleich ist durch die neuen Verträge ein kräftigerer Vorstoß in der Schriften- und besonders Bibelverbreitung ermöglicht worden. So hat ein einziger Missionar in 3 Monaten in Häusern und Eisenbahnwagen 22066 Bibelteile, 795 Testamente und 138 Bibeln absetzen können. Andere Missionare in allen Teilen des Landes haben auch ermutigende Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht. (The Missionary 1900, 120 f. South. Presb. Rep. 1901, 62. 1903, 42. Ass. Her. 1900, 522. C. M. S. Proceed. 1900—1901, 466. Am. Bapt. Rep. 1901, 188. 1902, 172. Canad. Meth. Rep. 1902—1903, XXVI f.) Andrerseits ist aber auch durch die Aufhebung der Exterritorialität der Ausländer ein Hauptgrund der japanischen Fremdenfeindschaft aus der Welt geschafft, so daß der Missionar jetzt auf freundlichere Aufnahme seiner Person und seiner Botschaft wird hoffen können.

Diesen Vorteilen gegenüber fallen die Nachteile, die sich aus dem neuen Stand der Dinge gegen früher ergeben sollten, kaum ins Gewicht. Gegen etwaige Schikanen der einheimischen Beamten dürfte sich doch wohl Abhilfe schaffen lassen. Daß die südlichen Presbyterianer erst nach sechsmonatlichem Warten eine neue Kapelle eröffnen durften, weil die Erlaubnis der Regierung so lange ausblieb und daß die Baptisten, um die Anerkennung der Regierung für ihre Ge-

meinde und 2 Predigtplätze in Tokio zu erlangen, nicht weniger als 35 Papiere einreichen und sehr lange auf Antwort warten mußten (South. Presb. Rep. 1901, 70. Am. Bapt. Rep. 1900, 170), ist zwar ärgerlich genug, doch soll dergleichen auch anderswo vorkommen. Und mit der Steuerzahlung kann die Missionare das Bewußtsein versöhnen, daß sie in Japan dafür auch durch sehr anerkennenswerte Gegenleistungen des Staates (z. B. auf dem Gebiete des Verkehrs-, Post- und Telegraphenwesens) entschädigt werden.

Die auch in der vorigen Rundschau registrierten Befürchtungen der Japaner, nach dem Inkrafttreten der neuen Verträge würden die Fremden das Land überfluten, sind durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigt worden, wie überhaupt diese „weiße Gefahr" weniger in Wirklichkeit, als vielmehr in der Einbildung des dünkelhaften Neujapan existierte, für welches das Land der aufgehenden Sonne ganz selbstverständlich das Ziel des Strebens aller Fremden und den Inbegriff alles Begehrenswerten für alle Nationen des Westens bedeutet. Der Eifer der Japaner, englisch zu lernen, hält aber an, und die Missionare hätten viel zu tun, wenn sie allen an sie herantretenden Bitten entsprechen wollten. Während die einen das Ansinnen, englischen Sprachunterricht zu erteilen, schlechtweg ablehnen, suchen die anderen, den Sprachunterricht zu einer Missionsunterweisung zu gestalten, indem sie mit dem Sprachunterricht Bibelerklärung verbinden. Beide Methoden haben missionarische Erfolge zu verzeichnen. Ein Missionar berichtet seine Erfahrung, daß die Leute, denen er den Sprachunterricht verweigert, bald nachdem gekommen seien, um ihn um eine japanische Bibel zu bitten (Am. Presb. Rep. 1902, 183), während andre gerade mit der Verbindung von englischem Sprach- und Bibelunterricht die besten Erfahrungen gemacht haben (Am. Presb. Rep. 1903, 200. C. M. S. Proc. 1898—99, 388. Assembly Herald 1902, 358. The Missionary 1899, 411). Ja, zuweilen ist die Bitte um englischen Unterricht nur ein Vorwand für solche, die das Christentum kennen lernen wollen, ohne doch den Mut zu besitzen, offen ihr Interesse für dasselbe zu bekunden (C. M. S. Proc. 1901—1902, 415).

Auch die gemeinsame Aktion der Japaner mit den verbündeten westlichen Mächten bei der Unterdrückung der chinesischen Wirren 1900, bei der Entsetzung Pekings, hat die Japaner dem Westen näher gerückt und die freundschaftlichen Beziehungen zu den Auslän-

dern befestigen helfen, ist aber freilich auch von japanischen Blättern im Interesse des nationalistischen Dünkels ausgebeutet worden. Dabei fehlte selbst die Spitze gegen das Christentum nicht, indem aus der Disziplinlosigkeit mancher europäischen Truppenteile und der von ihnen gegen die Chinesen ausgeübten Grausamkeiten auf den geringen Wert des Christentums für wirkliche Zivilisation geschlossen wurde (Z. M. R. 1900, 374). Im Übrigen haben die buddhistischen Blätter in Japan bei Gelegenheit der chinesischen Wirren mit den europäischen darin gewetteifert, die Schuld an allem auf die verhaßten Missionare zu schieben. Auch ein sonst gut gemeintes Zirkular von Vertretern der „Großen Japanischen Buddhistischen Union" machte die christliche Mission, wenn nicht ausschließlich, so doch zum großen Teil für die Wirren verantwortlich (C. Miss. Int. 1901, 119. Z. M. R. 1901, 156).

Endlich ist in diesem Zusammenhange auch die englisch-japanische Allianz vom 30. Januar 1902 zu erwähnen. Es war für das japanische Selbstgefühl so überaus schmeichelhaft, vom mächtigen England als Bundesgenosse und somit als ebenbürtig anerkannt zu werden, und so mußte auch dieses Bündnis dazu beitragen, mancherlei Mißtrauen gegen die Ausländer zu beseitigen und neue Freundschaftsbande knüpfen. So ist nun auch diese Freundschaft in allen Tonarten in der japanischen Presse und auf Festen, die allerorten zu Ehren der Fremden veranstaltet wurden, gefeiert worden. Am 14. Juli 1902 wurden in Kurihama, an der Stelle, wo der amerikanische Kommodore Perry zum erstenmal in Japan gelandet ist, ein Denkmal dieses Mannes enthüllt und bei dieser Gelegenheit wurden die Verdienste des Westens um „Jung-Japan" dankbar anerkannt. Dabei ist sowohl die Anregung zu dieser Ehrung des Andenkens Perrys von Japanern ausgegangen, als auch die Kosten des Denkmals von Japanern auf dem Wege einer Subskription, zu der auch der Kaiser einen Beitrag zeichnete, aufgebracht worden (Am. Presb. Rep. 1903, 181). Es wird auch konstatiert, daß die neue englisch-japanische Freundschaft mancherorten größeres Interesse für das Christentum mit sich gebracht hat, und in einem Ort in der Nähe von Tokuschima erklärten die Leute ausdrücklich, daß sie, nachdem nun Japan mit den Fremden ein Bündnis geschlossen, nun auch deren Religion gerne kennen lernen wollten, und baten um einen Besuch des Missionars (Ref. C. Rep. 1903, 39. C. M. S. Proc. 1902—03, 396).

Die letztverflossenen Jahre sind für Japan Jahre bedeutenden politischen Fortschritts gewesen und ebenso ist auch mancher Fortschritt auf dem Gebiet der Bildung und Kultur, des gesellschaftlichen und sozialen Lebens zu verzeichnen. Die Regierung gibt sich die erdenklichste Mühe, das Schulwesen zu heben und hat recht bedeutende Resultate erzielt. Über 93% aller Knaben, die in schulpflichtigem Alter stehen und über 81% der Mädchen besuchen jetzt nach dem Bericht des Erziehungsdepartements die Schulen (Ref. C. Rep. 1903, 41). Wie aus diesen Ziffern hervorgeht, wird nun auch der so lange vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. In Tokio ist sogar eine „Mädchen-Universität" gegründet worden, die bald 800 Zöglinge zählte. Der Direktor Naruse ist ein Christ, doch trägt die Schule kein christliches Gepräge. Der Name „Universität" ist irreführend, denn in der Tat handelt es sich nur um eine gehobene Mädchenschule. Die höheren Missionsmädchenschulen, wie z. B. das presbyterianische Joshi-Gakuin, stellen ungleich höhere Anforderungen. Doch ist es beachtenswert, daß diese „Universität" ein rein-japanisches Unternehmen ist (Am. Presb. Rep. 1903, 179. Woman's Work for Woman 1903, 207). — Die Presse gewinnt immer mehr Verbreitung und Einfluß im Lande. Einen interessanten Einblick in das japanische Zeitungswesen gewährt ein Artikel im Baptist Miss. Magazine 1903, 13 ff. — Es zeigt sich eine größere Bereitwilligkeit zu Reformen auf sozialem Gebiet und zur Bekämpfung sozialer Übelstände, wenn auch allerdings die Anregungen dazu meist von den Fremden, den Missionaren, ausgehen. So hat der Kampf gegen die Prostitution, welcher von Missionaren, namentlich von dem energischen methodistisch-protestantischen Miss. Murphy und von der Heilsarmee aufgenommen worden ist (Meth. Prot. Rep. 1901, 15. C. M. S. Proc. 1899—1900, 428. The Christian 4. Febr. 1904, 15), auch in der Mission fernstehenden Kreisen Unterstützung gefunden. Das Departement für innere Angelegenheiten hat schließlich ein Gesetz, die Free Cessation Regulation, erlassen, laut welchem die unglücklichen, oft als Kinder verkauften Opfer der Unzucht, sobald sie es nur wollen, ungehindert die Bordelle verlassen dürfen (Am. Presb. Rep. 1903, 181. C. M. S. Proc. 1900—01, 460). Der Erfolg dieser Bewegung ist auch aus den Zahlen zu ersehen. Ende 1902 gab es nach amtlichen Berichten 38676 registrierte Prostituierte in Ja-

pan, d. h. 1500 weniger als im Jahre 1901 und 13800 weniger als 1899. Als der Kampf begonnen wurde, war etwa 1/4 aller Prostituierten unter 20 Jahren alt, jetzt nur 3% (Miss. Review of the World 1903, 874). Etwas ganz Neues ist es, daß man beginnt, sich um das Wohl der Arbeiter zu kümmern. Maßregeln sind ergriffen worden, um die gesundheitsschädlichen Mißstände auf den staatlichen Kupferwerken in Ashio abzustellen (Am. Presb. Rep. 1903, 181). Es werden von Heiden Wohltätigkeitsanstalten und Hospitäler für Arme gegründet. Eine große Zeitung, der „Jiji Shimpo“ veranstaltet Sammlungen für die verschiedensten wohltätigen Zwecke, für die Rettungsarbeit an Fabrikmädchen, für Speisung von Armen usw. und arrangiert einen mehrtägigen Ausflug für erholungsbedürftige arme Kinder Tokios (Ref. C. Rep. 1900, 66. Miss. Rev. of the World 1901, 875. The Christian Movement [Bericht des Standing Comm. of Cooperating Chr. Missions, Yokohama 1903], 24. 26). Die Mäßigkeitsbestrebungen machen schöne Fortschritte. 1902 gab es 65 Mäßigkeitsvereine mit 3760 Mitgliedern. Eine Gesetzesvorlage, nach welcher der Verkauf von geistigen Getränken an Minderjährige straffällig sein sollte, wurde eingebracht und vom Unterhause angenommen, doch vom Oberhause wieder an eine Kommission verwiesen (The Chr. Movement 29). Das „rote Kreuz“ ist vorzüglich organisiert, und es wird viel dafür getan, dessen Bestrebungen weiteren Kreisen des Volkes nahezubringen (Am. Presb. Rep. 1901, 188). — Mit großem Eifer wird eine Bewegung für Reform der Sitten betrieben, an deren Spitze einflußreiche Persönlichkeiten stehen. Die Tuzoku-Kairyo-Kwai („Ges. zur Verbesserung der Sitten“) verlangt u. a. Vereinfachung des Gruß- und Besuchszeremoniells, Rücksichtnahme auf Frauen und Kinder in Eisenbahnwagen und anderen öffentlichen Fahrzeugen, Vermeidung der anstößigen Sitte, öffentlich Toilette zu machen, vor allem auch Reform der weiblichen Kleidung, letztere nicht nur aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, sondern auch aus Gründen der Schamhaftigkeit (Z. M. R. 1902, 23). Sogar die Gründung eines Tierschutzvereins wird gemeldet (Z. M. R. 1902, 243). — Japan macht ernste Anstrengungen, um ein Kulturland zu werden. Aber so sehr sich auch ein Missionsfreund über die kulturellen und humanitären Fortschritte Japans freuen muß, so irrtümlich wäre es doch, aus dieser Empfänglichkeit für die Kultur des Westens auf eine entsprechende Empfänglichkeit für die christliche Religion schließen

zu wollen. Japan hat schon längst gelernt, Kultur und Religion von einander zu trennen, die ihm bei seiner ersten Berührung mit dem Westen aufs engste mit einander verbunden gegenübergetreten waren, und jetzt ist Japan nicht allzuweit von dem bedenklichen Abwege, ein Kulturstaat ohne Religion zu werden. In Japan hat die Mission eine besonders schwierige Aufgabe zu lösen. Daß sie dazu imstande ist, das ist ja freilich für einen Jeden, der in der Mission ein Gotteswerk erblickt, über allen Zweifel erhaben.

II.

Die religiöse Lage Japans ist kurz gefaßt folgende. In den unteren Klassen der Bevölkerung herrscht vielfach noch der krasseste Aberglaube, in den oberen Schichten der Gesellschaft, bei den Gebildeten und Reichen, finden wir meist völlige religiöse Gleichgiltigkeit, das Fehlen jeder Religion und jedes Bedürfnisses nach einer solchen. Diese religiöse Gleichgiltigkeit und Selbstgenügsamkeit bei hohem Stande der Kultur ist ein noch viel schlimmeres Hindernis für die Mission, als das krasseste Heidentum mit seinem eingefleischten Aberglauben und seiner erbitterten Opposition: „Wir sind den Nationen Europas gleichgestellt, wir haben ein vorzügliches Erziehungssystem, wir haben Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfschiffe und große Fabriken, wir haben ein gutes Heer nnd eine gute Flotte und eine konstitutionelle Regierung. Was brauchen wir noch mehr?" So denken jetzt Viele (Am. Bapt. Rep. 1902, 183).

Die Regierung ist bestrebt, in religiösen Fragen die strikteste Neutralität zu wahren. Einen Beweis dafür liefert eine 1899 von der Regierung an das Parlament eingebrachte Gesetzesvorlage, nach welcher alle Religionen in Japan eine gleiche Stellung zum Staate erhalten und in gleicher Weise der Kontrolle des Staates unterstellt werden sollten. Durch dieses Gesetz hätte das Christentum Anerkennung und Schutz des Staates, sowie Steuerfreiheit für sein kirchliches Eigentum und für seine Geistlichen erlangt, wäre dafür aber auch in größere Abhängigkeit vom Staate gekommen, welche unter Umständen hätte verhängnisvoll werden können. Doch begannen die Buddhisten alsbald eine energische Agitation gegen diese Gesetzesvorlage und setzten es durch, daß diese abgelehnt wurde. Immerhin sind aber seitdem auf administrativem Wege alle Religionen, mit Ausnahme des Schintoismus, welcher auf den Anspruch

einer Religion bereits förmlich verzichtet hat (s. unten), in gleicher Weise einer staatlichen Kontrollbehörde (Shūkyōkyoku) unterstellt und hierdurch einander gleichgestellt worden (Z. M. R. 1900, 153. 349. Canad. Meth. Rep. 1899—1900, XXVI). — Auch darin zeigt sich das Bestreben der Regierung, den Religionen gegenüber neutral zu bleiben, daß den Missionaren aller Religionen, welche nach Formosa gehen wollen, die gleichen Vergünstigungen auf Dampfschiffen u. s. w. gewährt worden sind (C. M. S. Proc. 1901—1902, 395). — Ganz besonders deutlich zeigt sich aber die grundsätzliche Stellung des japanischen Staates zur Religion auf dem Gebiete des Schulwesens.

Viel Aufsehen und ernste Besorgnis in Missionskreisen erregten die neuen 1899 von der Regierung erlassenen Schulgesetze. Dem obersten Erziehungsrat wurde folgender Entwurf vorgelegt und von demselben angenommen: 1. Kinder in schulpflichtigem Alter sollen verpflichtet sein staatliche Lehranstalten oder solche Privatschulen, welche staatliche Rechte genießen, zu besuchen; 2. Schulen dürfen nur von solchen Personen errichtet werden, welche im Besitz von Lehrerzeugnissen sind; 3. desgleichen nur von solchen, welche die japanische Sprache beherrschen. 4. In Schulen, welche staatliche Anerkennung erlangen wollen, darf kein Religionsunterricht erteilt werden (Z. M. R. 1899, 238). Man erkannte in diesem Gesetzesentwurf einen Angriff auf die Missionsschulen, welche bei strenger Durchführung dieser Gesetze niemals staatliche Anerkennung besitzen könnten und der Konkurrenz der Staatsschulen unfehlbar erliegen müßten, aber man hoffte, daß diesem Entwurf keine weitere Folge gegeben werden würde. Doch diese Hoffnung erwies sich als Täuschung. Die Lage schien noch kritischer zu werden. Durch einen erläuternden Ministerialerlaß vom 3. August 1899, in welchem es hieß: „Alle Schulen, welche eine allgemeine Bildung vermitteln, sollen von der Religion unabhängig sein; deshalb ist es nicht gestattet, in Staats- und anderen öffentlichen Schulen, sowie in solchen Schulen, welche den Bestimmungen der öffentlichen Schulen folgen, Religionsunterricht zu erteilen oder religiöse Zeremonien zu veranstalten, und zwar weder innerhalb noch außerhalb der regelmäßigen Schulstunden" (Z. M. R. 1899, 337). Es war nun kein Zweifel darüber möglich, daß die Regierung die Loslösung der Erziehung von jeder religiösen Grundlage durchzuführen wünschte, und zwar, daß sich diese Bestimmungen ebensowohl auf die Buddhisten und Schintoisten bezog, als auf die Christen,

aus Neutralitätsrücksichten. Die unmittelbare Folge dieser Verordnung war, daß einzelne Missionsschulen, welche staatliche Rechte besaßen, auf diese verzichteten und infolgedessen eine starke Einbuße an der Zahl ihrer Zöglinge erlitten, und einzelne Elementarschulen völlig eingingen (Am. Presb. Rep. 1900, 143. 144. Ref. C. Rep. 1900, 59. Meth. Ep. Rep. 1901, 238. — Am. Presb. Rep. 1900, 144. 1901, 185. Prot. Ep. Rep. 1900, 194). Aber die von den Leitern der bedeutendsten Missionsschulen unternommenen Schritte, welche auch in der japanischen Presse Sympathie und Unterstützung fanden, führten eine Wendung zum besseren herbei. Die Gesetze wurden, wenn auch nicht formell aufgehoben, so doch derartig gehandhabt, daß die Missionsschulen, ohne ihren christlichen Charakter einzubüßen weiter bestehen konnten. Einzelne Rechte wurden ihnen wieder gewährt und die Instruktion des Ministers wurde dahin erläutert, daß der Religionsunterricht in Schulen, die aus Privatmitteln unterhalten werden, zu gestatten sei, wenn er außerhalb der Schulstunden und in getrennten Räumen erteilt werde (Am. Presb. Rep. 1902, 170. Ref. C. Rep. 1901, 54 f. Meth. Ep. Rep. 1902, 301. Prot. Ep. Rep. 1900, 167. 193. C. M. S. Proc. 1899—1900, 420). Immerhin entbehrt aber die Lage, trotz des gegenwärtigen freundlichen Entgegenkommens der Regierung, nicht einer gewissen Unsicherheit. Es kann jeden Augenblick anders werden. Die gegenwärtige Stellung der Regierung zur Missionsschulfrage läßt sich wohl am füglichsten dahin präzisieren, wie das in C. M. S. Proc. 1902—1903, 385 geschieht, daß sie die Freiheit des Religionsunterrichts nicht antasten will, sofern sie nur 1. es in der Hand behält, jederzeit, wo es ihr erforderlich scheint, wirksam eingreifen zu können, und 2. sofern sie sich nicht den Vorwurf einer Begünstigung des Christentums zuzuziehen zu befürchten hat. Bezeichnend für die Unbestimmtheit der gegenwärtigen Lage ist aber auch eine Äußerung eines Beamten im Erziehungsministerium gegenüber den christlichen Schulvertretern, die sich auf die japanische Verfassung und die durch diese gewährleistete Glaubensfreiheit beriefen. Er meinte, mit der Gewährleistung der Glaubensfreiheit sei eine Freiheit der religiösen Propaganda noch nicht gewährleistet. Jedermann habe nur die Freiheit zu glauben, was er wolle, nicht aber die Freiheit, andre für seinen Glauben zu gewinnen. Die bisher gewährte Freiheit der Propaganda sei vielmehr nur eine besondere Vergünstigung, auf die man vielleicht nicht immer hoffen dürfte (Z. M.

R. 1900, 185). Diese Auffassung der Glaubensfreiheit muß sehr befremden. Deckt sie sich doch nahezu mit der berühmten russischen „Glaubensfreiheit," nur daß letztere auch noch den Glaubenswechsel, sofern ein solcher zu ungunsten der Staatsreligion geschieht, zum Staatsverbrechen stempelt! Wir sehen, allzu sicher ist der Boden nicht, auf dem das Missionsschulwerk in Japan ruht.

In den Regierungsschulen herrscht ein freisinniger und christentumsfeindlicher Geist. Die Lehrer werden bereits in den Seminaren, in welchen sie ihre Ausbildung genießen, mit diesem religionsfeindlichen Geiste durchtränkt und erziehen nachher ihre Schüler in demselben Geiste, entweder aus Überzeugung, oder auch nur deshalb, weil sie so im Sinne der Obrigkeit zu handeln und andernfalls ihrer Entlassung gewärtig sein zu müssen glauben. Über Opposition der Lehrer gegen das Christentum und Verfolgungen von christlichen Schülern in den Regierungsschulen wird noch immer häufig Klage erhoben (Ref. C. Rep. 1899, 58. 1902, 58. Meth. Ep. Rep. 1900, 256. Am. Presb. Rep. 1901, 145. South. Bapt. Annual 1901, 126. 1903, 147). Namentlich in den höheren Schulen ist viel Gleichgiltigkeit gegen Religion und religiöse Ethik vorhanden. Eine vor kurzem veranstaltete Enquete hat recht traurige Resultate ergeben. Von 4561 Fragebogen, die an Studenten der höheren Regierungsschulen versandt waren, fanden 942 Beantwortung; 231 Studenten bekannten sich als Buddhisten, 24 als Konfuzianisten, 18 als Schintoisten, 68 als Christen, einschließlich „freidenkende," 555 erklärten, keiner Religion anzugehören bezw. keiner zu bedürfen (Ch. Miss. Intelligencer 1902, 206 f). Kein Wunder, denn die einflußreichsten Gelehrten und angesehensten Männer, welche die negativen Resultate der europäischen Wissenschaft sich zu eigen gemacht haben, lehren in diesem Sinne. Der bedeutende, vor kurzem verstorbene Moralist Fukuzawa bezeichnete die Religion als „einen notwendigen Aberglauben im Interesse der heilsamen Wirkungen, die durch denselben auf die Unwissenden ausgeübt werden" (The Missionary 1900, 199). Ein Staatsmann, Mokato, plädiert für eine „Religion des Selbstvertrauens", der berühmte Marquis Ito setzt an die Stelle der Religion Kultur und Wissen (C. M. S. Proc. 1902—1903, 380 f. Siehe ferner die Proben aus einem Textbuch der Moral in Z. M. R. 1899, 235). Geradezu erheiternd wirkt es aber, wenn die „Japan Times" allen Ernstes erklärt, Japan müsse erst eine Religion suchen, welche sich

für ein so weit fortgeschrittenes und intelligentes Volk (!) eignen würde, und wenn Professor Inouye in einer Vorlesung äußert, in der ganzen Welt finde sich gegenwärtig keine Religion, die sich für Japan eigne, mit der Zeit erst dürfte sich aus den Elementen der Hauptreligionen eine universelle Religion bilden, welche Japan annehmen könnte (The Missionary 1900, 59 ff. 102). Das ist die Stellung zur Religion, die die Mehrzahl der Gebildeten gegenwärtig in Japan einnimmt. Entweder glauben sie keiner Religion zu bedürfen, oder sie wähnen, diejenige Religion sei noch garnicht vorhanden, welche sie befriedigen könnte. An dieser Tatsache wird dadurch nichts geändert, daß sich in höheren Kreisen verhältnismäßig viele Christen finden. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses ein Christ sei und die Zahl der christlichen Abgeordneten um ein vielfaches den normalen Prozentsatz übersteige, daß im Heer und in der Flotte mehrere höhere Offiziere christlichen Gemeinden angehörten (Am. Bapt. Rep. 1901, 185). Die Tatsache ist ja recht erfreulich, darf uns aber nicht zu falschem Urteil über die Gesamtlage verleiten. Letztere ist der Religion keineswegs günstig.

Die alten heidnischen Religionen zählen allerdings noch in allen Klassen der japanischen Bevölkerung zahlreiche Anhänger, teils solche, die es aus Überzeugung, teils solche, die es aus Gewohnheit sind. Der Schintoismus ist vom Kampfplatz der Religionen abgetreten. Die einflußreichste Sekte des Schinto, der Jingu-Kyokwai in Ise, hat 1899 auf eigenes Ansuchen von der Regierung das Zugeständnis erhalten, daß sie offiziell nicht mehr als Religionsgemeinschaft, sondern bloß als Vereinigung zur Erhaltung altjapanischer Zeremonien gelten soll. Man erkannte in diesen auf den ersten Blick sinnwidrigen Ansinnen des Schinto (denn daß dieser mit seinen Tempeln und seinem Götterkultus eine Religion ist, liegt doch auf der Hand) einen klug berechneten Rückzug vor dem überlegenen Feinde, dem Christentum, das dank der neuen Verträge weiter vordringt als bisher, einen Rückzug aber, der doch weitere Feindseligkeiten gegen das Christentum nicht unmöglich macht. Denn nun hat der Schintoismus das offizielle Recht, die Angriffe auf den schintoistischen Aberglauben zu ignorieren, andrerseits aber die praktische Möglichkeit, das Christentum nach wie vor als den Feind der alten japanischen Loyalität anzugreifen. Durch diesen Schritt hat sich der Schintoismus sein Existenzenrecht für die Zukunft, ja geradezu ein Anrecht auf allgemeinere Anerkennung seitens

aller loyalen Japaner gesichert. „Schinto kann niemals hoffen,“ sagt die „Japan Daily Mail,“ „als eine Religion bestehen zu bleiben. Aber er mag bestehen bleiben als Verkörperung eines nationalen Gedankens. Und die Vorsteher des Dai Jingu haben, indem sie sich für das letztere entschieden, große Klugheit bewiesen.“ (Z. M. R. 1899, 340 f., 1900, 90. The Missionary 1899, 247).

Der Buddhismus dagegen hat nicht übel Lust, in die erledigte Stelle als Staatsreligion aufzurücken, was ihm jedoch die religiös-neutrale Regierung nicht zugestehen will. Es fehlt nicht an Versuchen, den erkalteten Eifer der japanischen Buddhaverehrer von neuem zu beleben. Mit großem Pomp wurden die Buddha-Reliquien, welche der König von Siam Japan geschenkweise überlassen, nach Japan gebracht. Auf den Straßen Kiotos, welche die Prozession passieren mußte, waren Zeugstücke ausgebreitet, welche nachher für schweres Geld an die Gläubigen verkauft wurden und insgesamt einen Preis von 68000 Dollars erzielt haben sollen. Aber bald entbrannte eine Fehde zwischen Kioto und Nagoya um den Besitz dieser Reliquien, was nicht gerade erbaulich auf die Buddhaverehrer wirkte (Am. Presb. Rep. 1901, 181. South. Presb. Rep. 1903, 44. C. M. S. Proc. 1902—03, 399 f. Chr. and Miss. Alliance, 13. Febr. 1904, p. 161). Der vor einiger Zeit abgebrannte Hongwanji-Tempel in Tokio wurde prächtig neu aufgebaut und feierlich eingeweiht, doch erwies sich die Opferwilligkeit der Gemeinde als unzureichend, und die Zeitungen posaunten aus, daß der glänzende Tempel arg in Schulden stecke (Assembly Herald 1901, 345 f. South. Presb. Rep. 1900, 442. Spirit of Missions 1903, 886 ff.). Weiter sollte ein Besuch des Groß-Lama von China die Gläubigen in Japan zu neuem Glaubenseifer begeistern und der von der Chicagoer „Religionsausstellung“ her bekannte Dharmapala, General-Sekretär der Indischen Moha-Bodhi-Gesellschaft kam von Ceylon nach Japan herüber, um Vorträge über den Buddhismus zu halten (Ref. C. Rep. 1902, 37. C. M. S. Proc. 1901—02, 394. Z. M. R. 1902, 244). Aber trotz aller künstlichen Wiederbelebungsversuche hat der Buddhismus in Japan im Verhältnis zu früher viel von seiner Popularität eingebüßt. Die Priester genießen wenig Achtung bei dem Volk. Ihre Unwissenheit und Unsittlichkeit wird in der Presse an den Pranger gestellt, entdeckte Unterschlagungen von Tempelgeldern haben viel Aufsehen erregt. Die zahlreichen Sekten bekämpfen sich gegenseitig. Immer ent-

stehen neue Spaltungen (Z. M. R. 1903, 27. The Missionary 1900, 442). Man verlangt eine gründliche Reformation des japanischen Buddhismus, der sich nur allzuweit von dem ursprünglichen, einfachen und schmucklosen Atheismus Gautamas entfernt hat, und die Mißstände sollen abgestellt werden (Assembly Herald 1899, II, 123 ff. Z. M. R. 1902, 142 f.). Im Kampfe gegen das Christentum wendet der Buddhismus in Japan je nach den Umständen verschiedene Mittel an. Es werden vielfach Rowdies gedingt, welche die christlichen Versammlungen stören sollen, auch verschmähen es die Priester bisweilen nicht, bei der Bekämpfung des Christentums mit Kneip- und Bordellwirten gemeinsame Sache zu machen. Verschiedene Störungen werden berichtet, welche das Einschreiten der Polizei nötig machten (C. M. S. Proc. 1899—1900, 427. Meth. Ep. Rep. 1899, 201. Miss. Herald 1903, 165 f. South. Presb. Rep. 1903, 59). Oder es werden die Leute durch Verbreitung unsinniger Gerüchte über die Christen, oder durch geschäftlichen und gesellschaftlichen Boykott eingeschüchtert, so daß die christlichen Prediger keine Lokale zum Abhalten von Versammlungen erhalten können (Am. Pres. Rep. 1900, 152. 1903, 204. C. M. S. Proc. 1899—1900, 437. South. Presb. Rep. 1900, 69. Ref. C. Rep. 1901, 48. South. Bapt. Ann. 1902, 101). In Disputationen werden nicht etwa die Lehren des Buddhismus gegen das Christentum ins Feld geführt, sondern die Lehren des europäischen Unglaubens (Spirit of Missions 1901, 622). Mit Vorliebe werden auch die Methoden der christlichen Mission zwecks der Bekämpfung letzterer nachgeahmt. Es werden Predigten und Vorträge gehalten, Jünglingsvereine gegründet. Die Errichtung einer großen Zentral-Predigthalle in Tokio und die Gründung einer Buddhistischen Traktatgesellschaft ist ins Auge gefaßt. Selbst weibliche Kräfte werden jetzt im Dienste der buddhistischen Gegenmission verwendet, um die Arbeit der christlichen Bibelfrauen unwirksam zu machen (South. Presb. Rep. 1900, 69. C. M. S. Proc. 1898—99, 381. The Missionary 1901, 491). Ja die Buddhisten gehen sogar ihren Landsleuten über den Ozean nach und gründen ihre Missionen in Amerika, wo sie in San Franzisko bereits eine Gemeinde mit 3 Zweig-Gemeinden und einen starken Jünglingsverein besitzen (Miss. Review of the World 1901, 865).

Die gegenwärtige Ausbreitung der ärztlichen Mission.

Von Dr. med. Feldmann, Eckardtsheim, Bez. Minden.

Wir kommen nun zur ärztlichen Mission in Indien, die jetzt auf eine über 60jährige Wirksamkeit zurückblicken kann. In dieser Zeit ist Gewaltiges geleistet worden, aber der Weg zum Ziel ist teils infolge der Größe der zu bewältigenden Aufgabe und teils infolge der eigenartigen und schwierigen Verhältnisse des Arbeitsgebietes noch lang. Die einheimischen Ärzte, besonders die in den Dörfern, sind nicht imstande die unzweifelhaft wertvollen Kenntnisse über heilkräftige Kräuter und über Heilverfahren, die sich in ihren zahlreichen fachwissenschaftlichen Büchern finden, sich anzueignen und schaden durch ihre Unkenntnis ihren Patienten ungeheuer; ihr Ansehen ist daher auch gering, so nennt man z. B. eine ihrer Arzneien Vaigunda-mattira, d. i.: „Pillen, die ins Jenseits befördern." Neben diesen Quacksalbern gibt es auch, besonders seit westliche Kultur mehr und mehr eindringt, europäisch gebildete Ärzte, deren Können durchaus befriedigend ist. Um auch den in ihren verschlossenen Senanas aller ärztlichen Hilfe entrückten Frauen, die Vorteile westlicher Heilkunst zukommen zu lassen, hat Lady Dufferin, die Gemahlin des ehemaligen Vizekönigs, ein großes Institut ins Leben gerufen und damit eine Ausbildungsstätte geschaffen, auf der Ärztinnen für ihren Beruf vorbereitet werden. Aber bei aller Anerkennung dieser edlen humanitären Bestrebungen können sie nicht als innerlich der ärztlichen Mission nahestehend angesehen werden; die Dufferin-Institution verbietet ihren Mitgliedern jede Betonung des religiösen Standpunktes und schließt dadurch natürlich eine Missionsarbeit vollkommen aus. Wohl das größte Hindernis, das sich einer ersprießlichen Arbeit entgegenstellt, ist das Kastenwesen mit seinen tief einschneidenden Konsequenzen. So kommt es vor — und das ist keine vereinzelte Erscheinung — daß Kranke sich weigern, die ihnen gereichte Arznei zu nehmen, weil sie mit demselben Wasser zubereitet sei, wie die für Mitglieder einer anderen Kaste. Doch das bestimmte Entgegentreten der Missionsärzte gegen diese Auffassung hat an manchen Orten die Schranken zwischen den Patienten überwunden.

Es beteiligen sich jetzt in Indien 32 M. G. G. an missions-

ärztlicher Arbeit, 17 englische, 12 amerikanische, 2 deutsche und eine australische; neben ihnen existieren einige größere und kleinere selbständige missionsärztliche Unternehmungen. Es ist verständlich, daß eine solche allgemeine Beteiligung der M. G. G. auch einen großen Wirkungskreis der missionsärztlichen Arbeit bedingt; es wurden nach dem letzten Bericht über das Jahr 1902 im Ganzen als Hospitalkranke 25 263 und in poliklinischer Tätigkeit 777 823 Patienten behandelt! Das sind gewaltige Zahlen, die eine beredte Sprache von vorhandenem Elend und angebotener Hilfe reden. Wenn man nun noch bedenkt, daß jedem einzelnen dieser Patienten das Evangelium, sei es in kürzerem, sei es in längerem Verkehr mit den Missionsärzten und Ärztinnen ans Herz gelegt wurde, so läßt sich einigermaßen ein Begriff von der Ausdehnung und Wirksamkeit der Arbeit gewinnen.

Was die Dichtigkeit der Besetzung mit missionsärztlichen Stationen in den einzelnen indischen Missionsfeldern anlangt, so finden wir, daß das Pandschab weitaus am stärksten besetzt ist, dann folgt Bengalen, Madras, die 1840 durch den Am. Board in Madura zuerst mit ärztlicher Mission besetzte Provinz, dann die nordwestlichen Provinzen, die Zentralprovinzen, die Präsidentschaft Bombay, Radschputana und endlich Travankor. Die übrigen Stationen mit ärztlicher Mission verteilen sich auf Hyderabad, Malabar, Beludschistan, Tibet und Assam.

Beginnen wir unsern Rundgang in dem Pandschab, so finden wir, daß die meisten missionsärztlichen Stationen dieses Gebietes, zu dem ich der Übersichtlichkeit halber auch die vorgeschobenen Posten in Beludschistan und Kaschmir rechne, der C. M. S. gehören. Nicht weniger als elf stark besetzte Stationen mit 21 Missionsärzten zählt ihr dortiges missionsärztliches Werk. Es darf in seiner Gründlichkeit und Betriebsart geradezu als mustergiltig angesehen werden. Die bedeutendste Station ist Srinagar in Kaschmir, das durch die Geschichte des heldenmütigen Missionsarztes Dr. Elmslie, der sein Leben der Gründung dieser Station zum Opfer brachte, bekannt ist. Im eigentlichen Pandschab ist Amritsar das missionsärztliche Hauptquartier, um das herum sich eine Anzahl meist von in Amritsar ausgebildeten eingeborenen Missionsärzten geleiteter Nebenstationen gruppiert. Ferner hat die C. M. S. auf dem rechten Indusufer eine schöne Kette von recht bedeutenden Missionsstationen, von denen ein-

zelne bis nach Beludschistan vorgeschoben sind; von Peschaur im Norden geht die Linie über Bannu, Tank, Dera Ismail Khan nach Dera Ghazi Khan und Multan; auf diesen, sämtlich mit Hospital und Poliklinik ausgerüsteten Stationen greift die C. M. S. energisch in das Leben der Bevölkerung ein und macht dem Evangelium auch unter den wilden Beludschis und Afghanen Bahn. In enger Anlehnung an diese M. G. arbeiten die Missionsärztinnen der Church of England Zenana Missionary Society, die ebenfalls im Pandschab ihre bedeutendsten Stationen hat. Gerade das Elend der erkrankten Frauen forderte die tätige Hilfe der Missionsärzte heraus, aber an der Schranke der indischen Sitte mußte sie Halt machen, und da ist es ein nicht hoch genug anzuschlagender Fortschritt, daß sich Ärztinnen gefunden haben, die die Arbeit an den Frauen zu ihrer besonderen Aufgabe gemacht haben. Nebenbei sei erwähnt, daß die erste Missionsärztin, die in Indien an die Arbeit ging, Fräulein Dr. Clara Swain von den bischöflichen Methodisten war, die 1860 mit ihrer Tätigkeit begann. Als wichtige missionsärztliche Station im Pandschab ist noch Sialkot zu nennen, auf der die schottische Staatskirche zwei Hospitäler und Polikliniken hat; dieselbe Kirche hat auch in Dschalapur und Gudscherat starke missionsärztliche Stationen. In Sialkot haben außer ihr noch die vereinigten Presbyterianer Nordamerikas ein ziemlich großes Frauenhospital. In geringerem Umfange beteiligen sich an der missionsärztlichen Arbeit im Pandschab noch die nördlichen amerikanischen Presbyterianer, deren Hauptstation Firozepur ist, die englischen Baptisten mit einigen kleineren Stationen und die reformierten Presbyterianer Nordamerikas. Endlich gewinnt die missionsärztliche Arbeit im Pandschab noch dadurch für uns besondere Bedeutung, daß in Leh an der Grenze Tibets die Brüdergemeine eine kleine von einem Missionsarzt geleitete Arbeit hat. Besonders wichtig für das missionsärztliche Werk im Pandschab und in Indien überhaupt ist ein Unternehmen, welches im Jahr 1894 von der Missionsärztin Dr. Edith Brown in Ludhiana am Satledsch gegründet wurde. Es ist dies eine Ausbildungsstätte für eingeborene Missionsärztinnen und Hebammen, die selbständig von 5 Missionsärztinnen geleitet wird. Die 40 Studentinnen erhalten eine tüchtige Ausbildung, legen ein staatlich giltiges Examen ab und haben sich bis jetzt als brauchbare Gehilfinnen an verschiedenen Hospitälern erwiesen. Sie dienen allen M. G. G.

Nicht so dicht wie der Pandschab sind die Nordwestprovinzen mit missionsärztlichen Unternehmungen versehen. Hier stehen obenan die amerikanischen bischöflichen Methodisten mit 6 ärztlichen Stationen; ihr Zentrum ist Bareilly, wo auch eine Anzahl weiblicher Ärztinnen ausgebildet werden. Die Stationen der bischöflichen Methodisten zeichnen sich durch eine meist vollständige Anlage aus und sind daher auch in ihrer Arbeit nicht auf die Hilfe von Hauptstationen angewiesen. Ein sehr beachtenswertes Werk hat die Zenana Bible and Medical Mission, die in Benares, Lakhnau und Adschodscha 3 große Frauenhospitäler besitzt. Englische Baptisten mit zwei Hospitälern in Palwal, die L. M. S. mit Katschwa und dem missionsärztlich wichtigen Ort Almora, ferner die nördlichen amerikanischen Presbyterianer mit 2 Krankenhäusern in Allahabad und Saharanpur, die S. P. G. in Kahnpur und die Womans Union Missionary Society in Dschhansi vervollständigen die Reihe der in den Nordwestprovinzen missionsärztliche Arbeit treibenden M. G. G. Dem obenerwähnten Unternehmen des Fräulein Dr. Brown in Lodhiana entsprechend besteht seit 1891 in Agra eine von Dr. Colin Valentine gegründete und später von der Edinburger ärztlichen M. G. übernommene äußerst wertvolle ärztliche Missionsschule für junge eingeborene Christen, etwa 22—25 an der Zahl. Der jetzige Leiter Dr. Huntly hat die Schule auf der Höhe, die Dr. Valentine erreichte, erhalten und sehr hoffnungsvolle Erfolge unter den von den verschiedensten M. G. G. ihm zur Ausbildung zugesandten Jünglingen erreicht. Das Examen, das den Lehrgang abschließt, hat auch hier staatliche Giltigkeit. Die ältesten ehemaligen Studenten sind schon 17 Jahre ununterbrochen im Missionsdienst.

In den Zentralprovinzen treffen wir 3 M. G. G. an der missionsärztlichen Arbeit; der kleinen der Quäker mit dem Zentrum in Hoschangabad steht eine ziemlich bedeutende der vereinigten schottischen Freikirche gegenüber; sie gruppiert sich um Nagpur, das in den Zentralprovinzen die Stelle von Amritsar im Pandschab einnimmt; ein großes Frauenhospital und drei Polikliniken bilden den äußeren Apparat des missionsärztlichen Werkes in Nagpur. Von hier aus haben sich in Wharda und in Bhandara Absenker gebildet, die schon seit längerer Zeit ihr eigenes Krankenhaus mit Poliklinik haben. Auch die missionsärztliche Wirksamkeit der Foreign Christian Missionary Society in den Hospitälern in Mungeli Timarni und Harda ist ziemlich bedeutend.

Weit wichtiger ist die missionsärztliche Arbeit in Bengalen. Es würde zu weit führen, alle Stationen, die hier ärztliche Mission haben, aufzuführen, ich muß mich daher auf die wichtigsten Punkte beschränken. Da ist vor allem zu erwähnen die 1893 durch den englischen Offizier J. Monro gegründete Ranaghat Medical Mission zwischen Kalkutta und Krischnagar, die sich in den zehn Jahren ihres Bestehens fast bis zur ersten Stelle unter den missionsärztlichen Unternehmungen Indiens emporgeschwungen hat. Sie verfügt über 2 Hospitäler und 4 Polikliniken, und die 4 Ärzte, teilweise Mitglieder der Familie Monro, haben geradezu enorme Mengen von Kranken zu behandeln gehabt, die aus fast 3000 Dörfern zusammenströmten. Im Jahre 1902 haben sie 23581 Konsultationen abgehalten, die sich auf 13264 Patienten verteilten. In ganz Bengalen gewinnt kein anderes missionsärztliches Unternehmen auch nur annähernd so großen Einfluß auf die Bevölkerung wie die Ranaghat Medical Mission, die in kirchlicher Beziehung der C. M. S. nahesteht. Die zweite starke ärztliche Mission Bengalens liegt in dem Santalgebiet und stützt sich auf die freimissionarischen Stationen der Bethel Santal Mission, die ein Hospital und zwölf Polikliniken hat, in denen die Kranken gesammelt und der Hauptstation Bethanien zugeführt werden; die Zahl der jährlich behandelten Kranken schwankt zwischen 5 und 6000. Außer diesen beiden Unternehmungen hat besonders die C. M. S. mit ihr in Verbindung die C. E. Z. M. S. eine ganze Reihe einzelner missionsärztlicher Stationen, die unter der Leitung eingeborener Ärzte stehen. Kleine Stationen haben die englischen Presbyterianer, die bischöflichen Methodisten, die englischen, kanadischen und australischen Baptisten und die L. M. S. Auch die S. P. G. hat in Hazaribagh und in Tschaibassa ein ziemlich umfangreiches missionsärztliches Werk, wie auch die Schotten in Patschamba. Endlich treffen wir in Bengalen wieder auf eine von einer deutschen M. G. gegründete ärztliche Mission, es ist dies das Hospital mit Poliklinik der Goßnerschen Mission in Rantschi, in dem jährlich etwa 1500 Patienten Hilfe finden; einen europäischen Missionsarzt hat aber Berlin II noch nicht. Trotz dieser starken Verwendung von missionsärztlichen Kräften in Bengalen sind die eigentlichen Missionserfolge leider noch gering.

Von Bengalen wenden wir uns nach der Präsidentschaft Madras. Hier ist die Verwendung der ärztlichen Mission ebenfalls eine recht starke, es nehmen an ihr sechs amerikanische und sieben englische

M. G. G. Teil. Auf dem Wege von Bengalen nach Madras kommen wir über Orissa nach dem Teluguland, in dem sich eine Reihe ärztlicher Missionsstationen befinden. So haben die Baptisten Kanadas ein auf 3 Stationen vertretenes ärztliches Werk mit 2 Hospitälern und 3 Polikliniken, von denen das in Akida das wichtigste ist. Ferner treffen wir eine Poliklinik der hochkirchlichen Cambridge Mission to Delhi und ein ziemlich bedeutendes Frauenhospital der lutherischen Generalsynode in Gantur hier an. Die stärkste missionsärztliche Station in Teluguland ist das von der L. M. S. 1891 gegründete Hospital mit Poliklinik in Dschammalamadugu. Weiter südöstlich kommen wir in Nellur auf ein Frauenhospital der amerikanischen Baptisten, die auch in Nalgonda eine kleine Poliklinik leiten. In der Hauptstadt der Präsidentschaft und besonders der Vorstadt Royapuram und südwestlich davon in Wallajabad haben ferner die vereinigten Freischotten ein blühendes und erfolgreiches ärztliches Missionswerk mit zwei Krankenhäusern und vier Polikliniken, in denen auch Frauen Hilfe finden können. Westlich von dieser Gruppe missionsärztlicher Unternehmungen stoßen wir auf die Arkot-Mission der holländischen amerikanischen reformierten Kirche, die ein fast vierzig Jahre altes missionsärztliches Werk mit dem Hauptstützpunkt in Ranipettai und Wellur besitzt; hier haben Mitglieder der bekannten Familie Scudder in reichem Segen als Missionsärzte gewirkt und sich auch mit Erfolg mit der Ausbildung eingeborener Hilfskräfte befaßt.

Der Bezirk Tritchinopoli ist missionsärztlich von den Wesleyanern und der S. P. G. besetzt. Letztere hat in Irungalur ein älteres vielbesuchtes Missionshospital und erstere unterstützen ihre Missionsarbeit durch die ärztliche Tätigkeit in dem Hospital in Tiruwallur wesentlich.

Indem wir uns südwestlich wenden kommen wir nach Madura, und treffen in diesem Gebiet die älteste ärztliche Mission in Indien überhaupt. Im Jahre 1840 nämlich begann der Bostoner Board hier mit ärztlicher Mission und noch heute steht er mit einem von 3 Missionsärzten geleiteten Werk auf dem Plan, in Madura hat er 2 große Hospitäler, eines für Frauen und eines für Männer, und daneben 2 Polikliniken, jährlich werden dort über 50000 Kranke behandelt und verpflegt. Die Arbeit der Missionsärzte ist sehr geschätzt, haben doch 1897 die Eingeborenen des Distriktes über 50000 Mark zusammengesteuert, die zu dem Bau eines neuen Hospitals bestimmt

wurden, welches vollkommen schuldenfrei dem Board übergeben wurde. Auch in dem nördlich von Madura gelegenen Dindigul besitzt der Board ein Krankenhaus.

In der Südspitze Indiens werden die missionsärztlichen Stationen sehr zahlreich und von diesen verdienen zwei einer besonderen Erwähnung. Da ist zuerst das über 30 Jahre alte Hospital der S. P. G. in Nazareth und dann das bedeutende Werk der C. E. Z. M. S. in Palamkotta, wo im Anschluß an die Sarah Tucker-Institution ein großes Frauenhospital besteht, in dem jährlich beinahe 900 Patientinnen verpflegt werden.

In Trawankor sind die missionsärztlichen Stationen nicht minder zahlreich als in Tinneweli, und wir kommen hier zur Besprechung der bedeutendsten ärztlichen Mission in ganz Indien. Es ist dies die Londoner Station Neijur, auf der schon gegen 50 Jahre ärztliche Mission getrieben wird. Die Arbeit blieb nicht auf diese eine Station beschränkt, sondern breitete sich nach und nach weiter aus, so daß jetzt neben der Hauptstation 13 Nebenstationen, alle mit Krankenhaus und Poliklinik versehen, im Betrieb sind. Dementsprechend ist auch der Stab von Missionsärzten groß; unter der Leitung des Missionsarztes Dr. Arthur Fells arbeiten 33 an dem Hospital in Neijur ausgebildete Hilfsärzte, eine beträchtliche Anzahl von ihnen als zuverlässige mehr oder weniger selbständige Leiter der Nebenstationen. In dem Jahre 1902 wurden in diesen 14 Krankenhäusern 1733 Kranke und in den Polikliniken 67588 Patienten behandelt! Dieser gewaltigen Arbeit gegenüber verschwindet fast die kleine missionsärztliche Tätigkeit der Heilsarmee in Nagerkoil und die der C. E. Z. M. S. in Triwandram und Tritschur.

Gehen wir weiter der Küste entlang nach Norden, so kommen wir nach Malabar. In diesem Küstenstrich finden wir die einzige größere deutsche ärztliche Missionsarbeit in Indien. Seit 1886 treibt die Basler M.-G. hier ein erfreulich aufblühendes Werk, dessen Erfolge auch in rein missionarischer Hinsicht sehr befriedigende sind. Zwei Missionsärzte stehen dem Werk vor und haben es von der ältesten Station Kalikut auch nach Kodakal und Wanijankulam ausgedehnt.

Ehe wir unseren Rundgang nach Norden fortsetzen, müssen noch einige missionsärztliche Zentren im Inneren des Landes erwähnt werden, von denen das wichtigste Bangalur in Maisur ist. Hier hat

die C. E. Z. M. S. in einem schönen vielgeschätzten Hospital den Frauen des Landes eine sichere Zufluchtsstätte in Krankheitsnot bereitet. Aber auch der noch ziemlich selbständige Staat Hyderabad hat sich dem eindringenden Evangelium öffnen müssen, und die ärztliche Mission hat wesentlich dazu beigetragen, diesen Erfolg herbeizuführen; an ihr haben sich die bischöflichen Methodisten in Gulbarga, jetzt sind dort 2 Polikliniken, die Wesleyaner in Medak und die Freischotten in der starken Station Dschalna beteiligt.

Wir kehren nun nach Westen in die Präsidentschaft Bombay zurück. Auch dieses Feld hat auf missionsärztlichem Gebiet Beachtenswertes aufzuweisen. Im Süden konzentriert sich die Arbeit auf Miradsah, das die nördlichen amerikanischen Presbyterianer mit 2 Krankenhäusern und Polikliniken besetzt halten, das ältere von ihnen ist eines der wenigen Kinderhospitäler in Indien, und auf Puna, in dem zwei Hospitäler und drei Polikliniken bestehen. Außer diesen beiden Punkten ist noch die Tätigkeit der Freischotten in Thana und Umgegend nördlich von Bombay wichtig. In diesem Ort wirkt seit langen Jahren der indische Arzt Dr. Lazarus Abraham in großer Treue und Segen, der bei den Eingeborenen in so hoher Achtung steht und so viel Vertrauen genießt, daß es vorgekommen ist, daß die andrängende Menge der Patienten das Hoftor und den Zaun niederdrückte und in mächtigem Strom den Hof und das Haus des Arztes erfüllte. In diesem Gebiet unterstützen auch noch der Board, die bischöflichen Methodisten und die Foreign Christian Mission Society ihre Missionsarbeit durch poliklinische Tätigkeit.

In ganz hervorragender Weise hat sich die ärztliche Mission in den Zentralprovinzen bewährt. Hier arbeiten mit einem ziemlich großen Apparat die kanadischen Presbyterianer; sie haben 2 Hospitäler und 10 Polikliniken im Betrieb, deren wichtigsten in Nimatsch und Indur liegen. Die Arbeit unter den wilden Bhils, die noch mißtrauisch auf ihren Bergen hausen, scheint sehr hoffnungsreich zu sein, und das Zutrauen der Einwohner nimmt stetig zu.

Was von der ärztlichen Mission der kanadischen Presbyterianer gesagt wurde, das gilt in noch erhöhtem Maße von der Arbeit der Freischotten in Radschputana. Der erbitterte Widerstand der eingeborenen Fürsten dieser Staaten wurde nach geduldigem Ausharren durch die Tätigkeit der tüchtigen Missionsärzte überwunden *und jetzt treiben* diese ein blühendes ärztliches Missionswerk, welches

zu den erfolgreichsten und bedeutendsten Indiens zählt. Es stützt sich auf 5 große Krankenhäuser und 6 Polikliniken, die sich auf 5 Stationen verteilen, unter denen Udaipur die größte ist. Auf diesen 5 Stationen wurden 1902 als hospitalkrank 1554 und in den Polikliniken 58530 Patienten behandelt.

Damit haben wir unseren Rundgang durch die missionsärztlichen Stationen Indiens beendet. Die Größe des Werkes stellt Indien an die Seite Chinas; beide Länder sind ziemlich gleich stark mit ärztlicher Mission besetzt. In Indien mögen jetzt gegen 193 Missionsärzte arbeiten. Diese Schar ist gerade mit dem Plan beschäftigt, sich zu einer Medical Missionary Association for India zusammenzuschließen, ein Plan, der in den Medical Missions in India, einer Vierteljahrsschrift, lebhaft erörtert wird. Man zählt jetzt etwa 129 Missionshospitäler und 222 Polikliniken.

Die zu Indien gehörende Insel Ceylon ist trotz der ärztlichen Mission des Board und der Wesleyaner im Norden und Südwesten, wo sie seit 10—15 Jahren arbeiten, ein nicht wesentlich ergiebiges Missionsfeld geworden.

Der Vollständigkeit halber muß ich noch eines Nebenzweiges der ärztlichen Missionstätigkeit gedenken, der auch in Indien gute Früchte getragen hat, es ist das die Arbeit an den zahlreichen Aussätzigen. Regierung, die Edingburger Mission to lepers und auch einzelne M. G. G. haben eine ganze Reihe von größeren und kleineren Asylen im Lande gegründet, auf denen tausende dieser Unglücklichen mit dem Trost des Evangelinms gestärkt und ihre Leiden nach Menschenmöglichkeit gelindert werden. Das bekannteste und größte Asyl ist das der Goßnerschen Mission in Purulia in Bengalen, das der Aussätzigenvater Uffmann 1888 gründete. Ferner haben die Londoner schon seit 1840 in Almora in den Nordwestprovinzen ein größeres Asyl für über 100 Kranke und die nördlichen amerikanischen Presbyterianer in Dehra in derselben Gegend ein ebenso großes. Madras besitzt ein städtisches Asyl, das die Regierung unterhält und das von der Aussätzigenmission versorgt wird. Unter den 500 Insassen befinden sich auch eine Anzahl erkrankter Europäer. In den Zentralprovinzen sind die Asyle der bischöflichen Methodisten in Raipur der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika in Tschandhuri zu nennen, im Pandschab das der C. M. S. in Tarn Taran. Doch das genüge um zu zeigen, wie viel da noch zu tun ist, denn die

vorhandenen etwa 50 Asyle genügen natürlich nicht, um dem Elend so wirksam, wie es wünschenswert wäre zu begegnen. Neben diesen Asylen sind auch eine Reihe von Heimen eingerichtet worden, in denen die Kinder von aussätzigen Eltern, die noch nicht von der entsetzlichen Krankheit befallen sind, gesammelt und erzogen werden. An den Aussätzigen offenbart sich oft die läuternde Kraft des Evangeliums, aus verbitterten, selbstsüchtigen Menschen werden friedevolle, ergebene Gotteskinder, den Gesunden oft eine lebendige Predigt der Geduld im Leiden.

Wenden wir nun unsere Blicke nach Hinterindien und dem Archipel. Im Vorbeigehen sei der Arbeit der amerikanischen Baptisten und Walliser Kalvinisten in Assam gedacht, die aber an Bedeutung hinter derjenigen in Barma und Siam zurücksteht. Außer einer kleinen missionsärztlichen Station der S. P. G. in Taungu in Barma sind in diesem Land nur die amerikanischen Baptisten missionsärztlich tätig. Ihre Arbeit ist schon 35 Jahre alt und hat sowohl in Ober- als in Unterbarma bedeutende Stationen; in dem ersteren ist Bhamo und Namkham, in dem letzteren Bassein der Hauptpunkt der missionsärztlichen Bestrebungen. Alles in Allem haben die amerikanischen Baptisten in Barma 6 Hospisäler und 8 Polikliniken.

Ähnliche Verhältnisse treffen wir in Siam an. Hier sind die amerikanischen Baptisten nur mit einer kleinen Poliklinik in Bangkok am Werk beteiligt, während die übrige bedeutende missionsärztliche Arbeit in den Händen der nördlichen amerikanischen Presbyterianer ruht. Diese M. G. hat im Laufe der Zeit bedeutenden Einfluß auf das Volk durch ihre Tätigkeit gewonnen, so wurde z. B. ihren Missionsärzten von der Regierung des Landes die Pockenimpfung im ganzen Lande übertragen. In Laos sind die missionsärztlichen Unternehmungen noch zahlreicher als im eigentlichen Siam, aber auf beiden Gebieten sind sie geschickt angeordnet und können ihren Einfluß sehr wirksam gestalten. Vier Hospitälern und 6 Polikliniken in Laos stehen 3 Krankenhäuser und 4 Polikliniken in Siam gegenüber, von den letzteren ist eine insofern bemerkenswert als sie beweglich ist und auf dem vielarmigen Menam bei der Station Pitsanuloka umherfährt und die Dörfer am Ufer besucht.

Unter den Inseln des indischen Archipels ist Java am stärksten mit missionsärztlichen Stationen besetzt, aber auch Sumatra muß *erwähnt* werden, da wir hier auf dem gesegneten Arbeitsfeld der

rheinischen Mission wieder deutsche Missionsärzte antreffen, die in Pea Radja den Grund zu einer ärztlichen Mission gelegt haben. Die Barmer Missionare haben sich auch mit Erfolg der Pflege der Aussätzigen gewidmet, die in 2 größeren Kolonien auf Sumatra gesammelt sind. Auf Java finden wir an zwei Punkten ziemlich bedeutende missionsärztliche Unternehmungen; es hat die niederländisch-reformierte Kirche in Dschakschakarta ein noch junges aber unter Dr. Scheurers Leitung kräftig emporstrebendes Werk in dem Petronella-Hospital, und die niederländische M. G. in Modjo Warno, östlich von dem ersteren, ebenfalls ein viel besuchtes Missionskrankenhaus. Leider sind die missionarischen Erfolge auch hier noch recht gering.

Es gibt kaum ein zweites Missionsfeld, auf dem die ärztliche Mission so Hervorragendes geleistet hat als in China. Die Chinesen sind ja schnell bei der Hand, Einrichtungen, deren Vorteil ihnen einleuchtet, willkommen zu heißen. Bei der ärztlichen Mission ist ihnen diese Nützlichkeit von vornherein klar gewesen und daher erklärt sich auch zum Teil die gewaltige und schnelle Ausbreitung dieses Missionszweiges in China, sodaß jetzt alle Provinzen des Reiches außer Kwangsi missionsärztliche Unternehmungen haben. Natürlich verteilen sie sich nicht gleichmäßig, sondern finden sich in den schon länger unter europäischem Einfluß stehenden Provinzen stärker vertreten als in den fremdenfeindlichen Inlandprovinzen. Doch auch hier wird durch sie eine Schranke nach der anderen, die Aberglauben und Haß dem Vordringen des Evangeliums in den Weg stellen, niedergelegt, und es kommt häufig vor, daß die Behörden von Städten, in die der Missionar noch nicht eindringen konnte, um Einrichtung einer Poliklinik bitten. Die Grundsätze westlicher Hygiene fangen an im Volk Fuß zu fassen, es befreundet sich mit westlicher Heilmethode, und hier und da, besonders in Kwangtung und Fukien bürgert sich der Gebrauch europäischer Arzneien in der Form von Hausmiteln ein; hoch und gering lassen sich von der ärztlichen Mission dienen und es hat sich oft gezeigt, daß die Patienten durch die missionsärztliche Behandlung dem Evangelium zugeführt wurden.

Doch gehen wir zur Betrachtung des misionsärztlichen Werkes in den einzelnen Provinzen über. Ich schicke noch voraus, daß sich 34 M. G. G. an der ärztlichen Mission in China beteiligen, unter ihnen 3 deutsche, deren Arbeit zum Teil eine recht ansehnliche Stellung in der Reihe der Unternehmungen dieser Art einnimmt.

Die 3 deutschen M. G. G. sind die Barmer, die Basler M. G. und der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein; 15 amerikanische und 14 englische, außerdem noch eine dänische und eine schwedische M. G. sind, neben einer Anzahl freier Missionsärzte in China missionsärztlich tätig.

In der Provinz Kwangtung sind die missionsärztlichen Unternehmungen unter die bedeutendsten in ganz China zu rechnen. Wir können daselbst mehrere große Zentren unterscheiden. Zuerst die Hauptstadt Kanton, in der einige amerikanische M. G. G. ärztliche Mission treiben. Hier besteht das jetzt der Medical Missionary Association in China gehörende von dem Veteran der chinesischen Missionsärzte Dr. Peter Parker 1835 gegründete ehrwürdige Hospital, neben demjenigen in Shanghai das bedeutenste in China. Es arbeiten an dem Hospital Missionsärzte der nördlichen amerikanischen Presbyterianer, deren Patientenzahl jährlich über 30000 steigt. In Verbindung mit dem Hospital haben die Missionsärzte eine Ausbildungsstätte für einheimische christliche Ärzte, aus der schon mancher tüchtige Missionsarzt hervorgegangen ist. Ein weiteres Zentrum dieses Missionszweiges ist Swatau. Hier treffen wir die englischen Presbyterianer an ausgezeichneter Arbeit, die auch in missionarischer Beziehung an Erfolgen reich ist; der Einfluß dieses Hospitals hat sich besonders weit ins Land hinein erstreckt und aus über 2000 Dörfern strömen die Patienten in Swatau zusammen. Von hier aus sind noch in der Umgegend der Stadt ziemlich bedeutende Zweighospitäler errichtet worden. Hand in Hand mit den Presbyterianern arbeiten die amerikanischen Baptisten in Swatau. Ist Swatau ein wichtiger Stützpunkt der ärztlichen Mission an dem nördlichen Teil der Küste Kwangtungs, so hat die Station Pakhoi der C. M. S. am südwestlichen Ende der Küste eine entsprechende Bedeutung; hier wird besonders Großes in der Pflege von Aussätzigen geleistet; die C. M. S. besitzt in Pakhoi das größte Aussätzigenheim in China und erzieht die noch arbeitsfähigen Pfleglinge zu nützlichen Handwerkern. Pakhoi kaum an Bedeutung nachstehend ist die Arbeit der L. M. S. in Hongkong, die zwei Hospitäler eins für Männer und eines für Frauen und Kinder zur Verfügung hat und vielen Tausenden von Patienten Hilfe und Trost spendet. Unter den zahlreichen sonstigen missionsärztlichen Stationen in Kwangtung haben für uns noch zwei *andere besonderes* Interesse, nämlich Tungkun und Kayintschu. In

Tungkun besitzt die rheinische Mission neben einer vielbesuchten Poliklinik ein großes neues Hospital, in dem durch das Wirken der beiden Doktoren Oley und Kühne manche Seele dem Herrn schon zugeführt wurde. Die Stadt Kayintschu ist von den Baslern zu einem wichtigen Mittelpunkt missionsärztlicher Tätigkeit ausgebaut worden, besonders seitdem der dortige Missionsarzt Dr. Wittenberg ein Spital hat, erstreckt sich der Einfluß der Arbeit immer weiter und weiter. Die Bevölkerung, auch der umliegenden Städte und Dörfer zeigte eine erfreuliche Bereitwilligkeit, sich dem Evangelium zu erschließen, und Dr. Wittenberg hat oft das Zeugnis erhalten, daß die ärztliche Missionsarbeit die Herzen öffnet und willig macht, die Predigt vom Arzt der Seele zu hören.

Die kleinere aber dicht bevölkerte Provinz Fukien ist von allen chinesischen Provinzen am stärksten mit missionsärztlichen Unternehmungen besetzt. Es würde zu weit führen, jede Station einzeln namhaft zu machen, doch ist die Auswahl schwer zu treffen, weil alle von hervorragender Bedeutung sind. Gleich am südlichen Ende der Provinz besteht mit dem Zentrum Amoy ein großes missionsärztliches Werk; in dieser Stadt haben die holländisch-amerikanischen Reformierten 2 Hospitäler unter ihrer Leitung, und das städtische Krankenhaus wird von Missionsärzten der L. M. S. bedient, es kann daher auch als Stätte missionsärztlicher Arbeit angesehen werden. Ungemein stark ist die Provinzhauptstadt Futschau mit Anstalten dieser Art ausgerüstet. Der Board, die bischöflichen Methodisten und die C. M. S. sind hier an der Arbeit und die beiden ersteren haben je ein allgemeines und ein Frauenkrankenhaus. Es kommen jährlich gegen 30000 Kranke mit den Missionsärzten dieser Stadt in Berührung. Während der Board nur noch einige kleine missionsärztliche Stationen in der Provinz hat, haben die bischöflichen Methodisten und vor allem die C. M. S. — in Verbindung mit ihr die C. E. Z. M. S. — noch 8 andere Städte mit Hospital und Poliklinik besetzt, von denen besonders Kiening im Innern der Provinz erwähnenswert ist. Man kann annehmen, daß insgesammt jährlich etwa 70000 Patienten in der Provinz Fukien die Polikliniken und Hospitäler besuchen. Natürlich werden an fast allen Hospitälern in größeren oder kleineren Gruppen eingeborene Missionsärzte ausgebildet, die als Leiter von Filialen und als Assistenten an den Hauptkrankenhäusern arbeiten. Da sich diese jungen Ärzte in weitaus den

meisten Fällen bewährt haben, so ist die Erwartung nicht unberechtigt, daß sie den Grundstock eines tüchtigen eingeborenen Ärztestandes bilden werden.

Nach Norden folgt die kleine Provinz Tschekiang. In der Hauptstadt Hangtschau hat die C. M. S. ein Männer- und ein Frauenhospital, von denen das erstere schon über 30 Jahre im Betrieb ist und jährlich fast 1000 Patienten beherbergt. Hangtschau in missionsärztlicher Beziehung vollständig gleichwertig ist Ningpo; in dieser Stadt sind sogar 3 Missionshospitäler, die der C. M. S., den amerikanischen Baptisten und den vereinigten Methodisten gehören; gerade die letzteren haben ein besonders ausgedehntes Werk. Außer diesen beiden Hauptpunkten missionsärztlicher Arbeit gibt es in Tschekiang noch eine ganze Reihe mit Hospital und Poliklinik ausgerüsteter Stationen, von denen einige der China-Inland-Mission gehören. Die Zahl der jährlich mit den Missionsärzten in Berührung kommenden Patienten ist etwa 30000.

Gehen wir weiter nördlich so kommen wir in die langgestreckte Küstenprovinz Kiangsu. Nicht weniger als 10 M. G. G. sind hier durch missionsärztliche Institute vertreten. Dazu kommt noch das bedeutendste missionsärztliche Unternehmen in ganz China, nämlich das große Krankenhaus in Shanghai. Ursprünglich ein eigentliches Missionsspital ist es im Lauf seines Bestehens seit 1838 gewissermaßen das städtische Krankenhaus von Shanghai geworden, das auf dem der L. M. S. gehörenden Grundstück liegend von europäischen in der Stadt wohnenden Ärzten bedient wird; missionarisch wird es von der L. M. S. versorgt. Aber auch ohne dieses große in lockerer Weise mit der ärztlichen Mission verbundene Hospital steht Shanghai in Bezug auf die Ausdehnung missionsärztlicher Bestrebungen an der Spitze. Hier hat die Medical Missionary Association of China ihren Sitz, deren Vierteljahrsschrift neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen, die dem Missionsgebiet eigentümlichen Gegenstände und Fragen behandelt, die im ganzen Reich verstreuten Missionsärzte verbindet und ihre Berichte und Erfahrungen verbreitet. Shanghai besitzt außer dem oben erwähnten Krankenhaus noch 4 andere Missionsspitäler für Männer und für Frauen. Unter diesen Anstalten ragt besonders die der protestantisch-bischöflichen Kirche Nordamerikas an äußerer und innerer Bedeutung hervor, aber auch in den *anderen, die* den Baptisten des 7. Tages bezw. der Womans Union

Missionary Society gehören, wird tüchtiges geleistet. Shanghai bietet als Hafenstadt mit stärkstem Verkehr den Einflüssen der Mission viel Widerstand und die missionarischen Erfolge der missionsärztlichen Arbeit unter den jährlich über 75000 Patienten entsprechen nicht der aufgewendeten Mühe, doch werden indirekt durch die Arbeit dem Evangelium Wege geebnet und die Bevölkerung der westlichen ärztlichen Kunst geneigt gemacht. Von einem so starken Zentrum mußte sich das Werk auch auf das platte Land ausbreiten, und es finden sich daher in der Provinz eine Reihe kleiner poliklinisch besetzter Orte; besonders die südlichen amerikanischen Presbyterianer haben darin viel geleistet und halten jetzt 10 Orte so besetzt. Neben Shanghai ist auch Nanking stark mit Missionskrankenhäusern versehen, das größte der dortigen drei ist das den bischöflichen Methodisten gehörige. Schließlich ist noch die Stadt Sutschau westlich von Shanghai zu erwähnen, weil hier neben 2 Krankenhäusern sich das einzige Opiumasyl in der Provinz findet. Doch auf diesen Arbeitszweig der M. G. G. vor allem der C. J. M. kommen wir weiter unten zu sprechen.

Unter den drei großen am Jangtze gelegenen Provinzen ist Nganhwei in nur geringem Umfange missionsärztlich besetzt. Stärkere Stationen hat Hupe aufzuweisen. Besonders die beiden großen einander gegenüberliegenden Städte Wutschang und Hankau sind vortrefflich mit Missionskrankenhäusern ausgerüstet. Die L. M. S., die Wesleyaner und die protestantisch-bischöfliche Kirche Nordamerikas haben alle drei je ein Männer- und ein Frauenkrankenhaus, die L. M. S. sogar noch ein drittes Hospital. Diese M. G. und die Wesleyaner haben in beiden Städten missionsärztliche Anstalten, die protestantisch-bischöfliche Kirche beschränkt sich auf Wutschang. Die Tätigkeit der Missionsärzte reicht schon fast 35 Jahre zurück und darf sich einen nicht geringen Teil des erzielten Erfolges zuschreiben. Noch weitere missionsärztliche Stationen finden sich in allen Teilen der Provinz verstreut. Ausgedehnter als Hupe ist die westlichste Provinz des Reiches Sztschuen mit missionsärztlichen Stationen besetzt. Hier geht die C. J. M. den sechs anderen M G. G. in dieser Arbeit voran. Doch sind die Stationen der anderen M. G. G., vor allem der bischöflichen Methodisten und der kanadischen Methodisten, stärker. Die bischöflichen Methodisten suchen wenn irgend möglich jede Station nicht nur mit Poliklinik, sondern auch mit einem Krankenhaus zu

versehen. Die C. J. M. dagegen hat unter 5 Plätzen nur eine Hospitalstation, während die anderen M. G. G. 3 Stationen mit ebensovielen Krankenhäusern haben. Der Hauptstützpunkt der ärztlichen Mission in Sztschuen ist die Hauptstadt Tschengtu mit 3 Hospitälern und 4 Polikliniken. Es tritt bei der Betrachtung dieser Tatsache, die uns schon mehrfach begegnet ist und noch öfters begegnen wird, daß nämlich in einer Stadt 3, 4 ja 5 verschiedene M. G. G. jede ihren eigenen und auch kostspieligen missionsärztlichen Apparat hat, die Frage auf, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn sich diese M. G. G. vereinigten und alle Kräfte auf 1 oder 2 große Hospitäler, die dann auch wirklich allen Anforderungen entsprächen, konzentrierten. Dann würden auch Kräfte frei für weiteres Vordringen. Dieser Gedanke ist schon mehrfach in englischen ärztlichen Missionszeitschriften angeregt worden. Vielleicht könnte er im Laufe der Zeit weiter ausgebaut und ausgeführt werden. Die übrigen Stationen mit ärztlicher Mission in Sztschuen, es sind meist Polikliniken, sind östlich, nördlich und südlich von Tschengtu zu finden.

Die auf dem Südufer des Jangtze gelegenen 3 Provinzen Kweitschau, Hunan und Kiangsi haben in missionsärztlicher Beziehung jede nur eine Station aufzuweisen und nur das Hospital der bischöflichen Methodisten in Kiukiang in Kiangsi hat einige Bedeutung.

Wichtiger und ausgedehnter ist das ärztliche Missionswerk in dem gesunden Schantung; fast jeder der 12 missionsärztlich besetzten Orte hat Hospital und Poliklinik, einige, so z. B. Tschifu, Tsinanfu und Tschiningtschau und andere sogar zwei. Das bedeutendste missionsärztliche Werk in dieser Provinz haben die nördlichen amerikanischen Presbyterianer; die C. J. M. hat in Tschifu außer 2 Hospitälern noch ein von Hudson Taylor gegründetes Sanatorium, der dort nach längerer Krankheit Erholung suchend durch die frische Luft wunderbar gekräftigt wurde. In dem deutschen Schutzgebiet hat auch eine deutsche M. G., der allgemeine evang.-protestant. Missionsverein, mit ärztlicher Mission begonnen, die sich hoffentlich im Lauf der Zeit festigen und ausdehnen wird.

In der nordwestlich an Schantung anstoßenden Provinz Tschili finden wir eine starke Besetzung mit missionsärztlichen Unternehmungen. Vor allem sind es die beiden Städte Tientsin und Peking, die in dieser Hinsicht bedeutendes aufzuweisen haben. Das Entgegenkommen der Behörden hat die Ausdehnung der ärztlichen Mission begünstigt,

und die Missionsärzte haben Gelegenheit gehabt, durch ihr Wirken die Zuneigung der höchsten Beamten zu gewinnen. So ist z. B. das große Missionsspital der Londoner in Tientsin von dem bekannten Li Hung Tschang gegründet und längere Zeit hindurch finanziell unterhalten worden. An diesem Krankenhaus haben außerordentlich tüchtige und fromme Missionsärzte im Segen gewirkt, und nachdem der furchtbare Sturm des Jahres 1900 vorübergebraust ist, beginnt das Werk wieder aufzublühen. Ebenso wie die Londoner arbeiten auch die bischöflichen Methodisten an verschiedenen Stellen der Stadt Tientsin, die im ganzen 2 Hospitäler und 5 Polikliniken hat. Noch stärker ist die Hauptstadt des Reiches besetzt. Es war ja begreiflich, daß man versuchte dem Evangelium gerade in Peking Bahn zu machen. Wieder sind es die Londoner, deren missionsärztliche Arbeit den Reigen dieser Bestrebungen erfolgreich eröffnete, und die noch heute mit ihrem Hospital und Poliklinik dort Tüchtiges leisten. Noch größer ist der missionsärztliche Apperat der nördlichen amerikanischen Presbyterianer, die in der Stadt ein Männer-, ein Frauenhospital und 5 Polikliniken haben. Auch die rührigen bischöflichen Methodisten stehen ihnen nur um 2 Polikliniken nach, dazu kommt der Board mit einer ausgedehnten poliklinischen Tätigkeit. Wir sehen, Peking steht, was die Zahl der missionsärztlichen Anstalten anlangt, an der Spitze aller Stationen Chinas, wenn es auch an Bedeutung von den in den südlichen Provinzen liegenden großen Stationen weit übertroffen wird. Es mögen aber doch jährlich gegen 40000 Kranke der Segnungen westlicher christlicher Kunst teilhaftig werden. Die Reihe der missionsärztlichen Zentren in Tschili ist hiermit aber nicht erschöpft, doch würde es zu weit führen noch andere Stationen namhaft zu machen.

Westlich an Tschili grenzt das durch Opium verseuchte Schansi. Diese schreckliche Tatsache hat die Hilfe der Missionare und Missionsärzte in besonderem Maße herausgefordert. Unter den verschiedenen M. G. G. hat die C. J. M. auf diesem Gebiet am meisten geleistet. Gerade die Hälfte der chinesischen Provinzen hat Opiumasyle, und Schansi und die weiter unten zu besprechende Provinz Schensi weisen eine lange Reihe von solchen Zufluchtsstätten auf. Manchmal sind es in Verbindung mit den Krankenhäusern eingerichtete Stationen, oft aber auch selbständig bestehende Asyle. Die C. J. M. hat in Schansi nicht weniger als 34 solcher Zufluchtsstätten, die von Leuten aus allen Kreisen aufgesucht werden. Gottlob ist die schwere Ar-

beit der Missionsärzte an diesen Unglücklichen manchmal von Erfolg gekrönt, leider kommen aber auch viel Rückfälle vor.

Neben der C. J. M. beteiligen sich auch andere M. G. G. an diesem Rettungswerk, so der Board und die englischen Baptisten u. a. m. Die allgemeine missionsärztliche Tätigkeit in Schansi beschränkt sich auf einige (5) Städte, in denen der Board und die C. J. M. ihre Anstalten haben; in der Hauptstadt der Provinz Taiyuenfu findet sich ein unabhängiges früher der C. J. M. gehörendes ärztliches Missionsunternehmen, die Scheoyang-Mission, das aber 1900 durch die Boxer fast vernichtet wurde, der eine der beiden Missionsärzte wurde ermordet, der andere befand sich gerade in England und entging so dem Schicksal seines Mitarbeiters.

Kultur ohne Christentum und Kultur durch Christentum.

Zwei Illustrationen aus Australien.

Von Direktor Kluge in Niesky.

Ein Mr. Meston, Mitglied des Parlaments von Queensland, Australien, ein gefürchteter Kritiker und unermüdlicher Redner, war auch der Regierung lästig geworden, und um ihn kalt zu stellen bewilligte sie die nötigen Gelder für die Ausführung eines von ihm immer wieder verfochtenen Lieblingsgedankens: „Hebung der Eingeborenen durch kulturelle Erziehung mit strengstem Ausschluß christlicher Beeinflussung ist das allein aussichtsreiche und wirkungsvolle.“ Eine ziemlich große Insel nördlich von Brisbane, Fraser Island, wurde ihm zur Verfügung gestellt nebst den nötigen Geldmitteln, und der Menschheitsbeglücker begann daselbst sein Experiment. Etwa 200 Eingeborene wurden dorthin verpflanzt — es war Mitte der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts — in den fertiggestellten Häusern untergebracht und unterhalten. Sie trieben zumeist Fischfang, und Mr. Meston nebst seinem Sohn versuchten, sie durch „kulturelle Beeinflussung“ zu erziehen. Der Erfolg war verblüffend. Erst 5 Jahre sind vorüber, da ergeht die Botschaft an die Regierung, daß das Werk getan sei. Der Gouverneur und die höchsten Be-

amten sagen ihren Besuch zu, alles wird geschmückt und vorbereitet, und am bestimmten Tag läuft der Regierungsdampfer auf die Rhede bis über die Toppen geflaggt mit unzähligen Wimpeln zur Feier des großen Ereignisses. Mr. Meston und Sohn machen das Boot flott, um an Bord des weit draußen ankernden Dampfers entgegenzufahren, den Schwarzen ist ihr Verhalten genau anbefohlen und eingeübt, in nagelneuer Gewandung sollen sie als neu gewonnene Kulturmenschen am Ufer die Ankommenden begrüßen. Nach 2—3 Stunden werden die Landungsboote des Dampfers herabgelassen, im vordersten nehmen die Damen der Herrschaften Platz, die auch mit von der Partie hatten sein wollen, und mit raschen Ruderschlägen nähert man sich dem Ufer. Da, was ist das? Das erste Boot verlangsamt die Fahrt, wendet und kehrt fast fluchtartig zum Schiff zurück. Was ist geschehen? Die „kultivierten" Schwarzen haben in Abwesenheit des Mr. Meston schleunigst das Vorratshaus erbrochen, geplündert, sich total betrunken, die Kleider abgeworfen und stehen in dieser Verfassung, befreit von aller Kultur, zum Empfang am Meeresstrand, daher das Entsetzen des Damenbootes. So geschehen Anno Domini 1899 laut mündlichen Mitteilungen des Missionars N. Hey.

Was Mr. Meston dazu gesagt hat, ist der Geschichte nicht überliefert, jedenfalls hat die Regierung ihn von seinem Posten enthoben und die Arbeit der kolonialen Church-Mission übergeben, die nun auf Fraser Island Ordnung und Zucht geschafft hat auf Grund der Evangeliums-Verkündigung. Mr. Meston ist jetzt Aboriginal Protektor für Süd-Queensland und hat die Verordnungen der Regierung für den äußeren Schutz und die leibliche Wohlfahrt der Eingeborenen zu überwachen. In „Kulturexperimente" wird er sich wohl nicht wieder einlassen.

Und nun als Gegenstück Kultur durch Christentum. — Unter die menschenfressenden Eingeborenen Nordwest-Queenslands kam Ende November 1891 als erster Missionar Nicolaus Hey aus der Brüdergemeine. Auf der sandigen Landzunge Cullen Point an der Bucht Port Musgrave richtete er sich einen Unterschlupf für die Nacht her aus seinen Kisten. Schauerlich drang das Geheul der Wilden aus dem Busch herüber und kam so nahe, daß des Missionars treuer Hund vor Angst zu winseln begann. Jeder Augenblick konnte der letzte sein für den Friedensboten, erst 8 Wochen zuvor waren zwei Weiße erschlagen

und aufgezehrt worden. — Heute ist dort eine nette Niederlassung zu sehen, Missionarswohnung, Kirche zc. und ein Dörflein von etwa 30 ordentlichen Häuschen bewohnt von Christen und solchen, die es bald werden möchten. Wohlgepflegte Gartenanlagen und Pflanzungen, eine zahlreiche Herde von Groß- und Kleinvieh geben der ganzen Umgebung ihr friedliches Gepräge. Das ist Kulturarbeit durch das Christentum. Und welche Momente waren die durchschlagenden bei Erzielung solchen Resultates? Barmherzige Liebe und die Kraft des Gotteswortes.

Das erste, was Hey unternahm, war ein Besuch im Camp der Wilden. Ein alter Mann lag am Boden, abgezehrt bis auf die Knochen, mit einer völlig vernachlässigten Wunde am Bein. Hey kniet bei ihm nieder, zieht Verbandzeug heraus, verbindet den Kranken, giebt ihm etwas zu essen, und Zuschauer dabei sind die Schwarzen. In der Faust ihre Speerbündel, mit unruhig flackernden Blicken beobachten sie verständnislos und mißtrauisch, was sie noch niemals sahen. Aber das ganze weitere Benehmen des weißen Mannes Tage und Wochen hindurch läßt Vertrauen zu ihm langsam aufdämmern. Das erste Zeichen davon war die Bitte, nicht vor ihnen herzugehen im Busch, sondern hinter ihnen, sonst könnte sie doch plötzlich die Lust unwiderstehlich überkommen, ihm einen Speer in den Rücken zu jagen. Und heute kann der Missionar 50 englische Meilen in der Runde um Mapoon „sein Haupt kühnlich legen jedem Untertan in Schoß.“ Ja mehrere Tagereisen südlich am Meeresstrand entrissen heidnische Eingeborene, die aus dem Wirkungsbereich der Missionsstation kamen, eine Anzahl weißer Schiffbrüchiger dem sicheren Tode unter den Händen blutdürstiger Landsleute und brachten sie nach unsäglichen Mühen zur Station. Und als vor nicht langer Zeit die Genossen Heys sich aufmachten, um mehrere hundert englische Meilen südlich am Archer Fluß das Terrain zu sondieren wegen Anlage einer neuen Station unter einem Stamm mit ganz anderem Dialekt, dem sie sich nicht verständlich machen konnten, da wirkte das einzige den Wilden bekannte Wort: „Missionary“ wie eine Zauberformel und verschaffte einen freundlichen Empfang.

Und die Wirkung des Gotteswortes auf die Herzen der Heiden war es doch nur im letzten Grunde, was Hey und seinen Genossen schützte, wenn sie oftmals, bei Tag und bei Nacht, hineinsprangen zwischen die gezückten Speere der in Zorn entbrannten

feindlichen Parteien im Wilden-Lager, um Blutvergießen zu hindern. Ein besonders bezeichnendes Erlebnis solcher Art sei erwähnt. Eines Tages kam ein zahlreicher Stamm der herumschweifenden Wilden in das Lager bei Mapoon zum Besuch. Sie führten nichts Gutes im Schilde, wie Hey die dort Wohnenden warnend mitteilten, die indes zu schwach an Zahl waren für wirksamen Schutz. Zwar handelte es sich nicht um Befriedigung der Mordlust, aber der in der Wilden Augen unermeßliche Besitz des weißen Mannes reizte ihre Begehrlichkeit, sie wollten plündern, und was dann in der Aufregung alles geschehen konnte — wer möchte das sagen. Was sollte Hey tun? Mit dem Gewehr und Revolver in der Hand sein Haus und die Seinen verteidigen? Es wäre ein sicher wirkendes Mittel gewesen, denn die Eingeborenen besitzen keine Schießwaffen und fürchten sie, aber was wären die Folgen gewesen für die weitere Missionsarbeit? So entschloß sich Hey nach kurzem Gebetsringen, in die Kirche zu gehen zum festgesetzten Gottesdienst, die Seinen ahnten nichts. Als er eintrat war der Raum gedrängt voll, immer neue kamen noch herzu von den Fremden, eine beängstigende Unruhe, wie in einem Bienenstock, wenn er schwärmen will, war in dem dunklen Haufen bemerkbar, und der Tod blickte den Missionar von 100 Speerspitzen an, als er an seinen gewohnten Platz trat, um Gottes Wort zu verkünden, äußerlich ruhig, während seine Seele zu Gott schrie. Und das Wort bewährte seine Kraft, die Wogen glätteten sich, keine Hand hob sich, das Unwetter zog vorüber.

Eine Kultur, die aufgebaut wird auf den beiden genannten Grundlagen: Liebe und Gottes Wort, ruht auf Granit und nicht auf Sand wie jede, die es versucht ohne diese zwei Mächte. Und wie sich solche wahre Kultur ausnimmt, dafür nun drei unverfängliche Zeugen, die Mapoon zu verschiedener Zeit besuchten, nämlich der Bischof von Carpentaria (Nordaustralien), der Pastor Russel, Mitglied des Missions-Komitees in Brisbane, und endlich Mr. Hedley, vom australischen Museum zu Sidney.

Der Bischof schreibt unter anderem:

„Das Werk, welches Missionar Hey mit seinen wenigen Gehilfen und den Eingeborenen zustande gebracht hat sowohl bezüglich ihrer materiellen Hebung, als ihrer sittlichen und religiösen Beeinflussung, ist einfach staunenerregend. Etwa 150 Eingeborene leben beständig auf der Station, etwa 20 verheiratete Paare in guten Häusern, außerdem eine Anzahl jüngerer und älterer Leute, und die Kinder, Knaben und Mädchen in besonderen als Erziehungsanstalten

dienenden Häusern. Die soziale Organisation ist um so bewundernswerter wenn man bedenkt, daß Hey vor etwa 10 Jahren unter völlig wilden und scheinbar absolut nicht zu beeinflussenden Wilden landete.“ Und nun beschreibt er, wie sie sich nach festen Ordnungen gegenseitig helfen beim Hausbau und wie sie Differenzen in Männerversammlungen besprechen und schlichten unter Kontrolle des Missionars. „Die Schulleistungen der Kinder in Englisch waren sehr gut, Schreiben, Lesen, Rechnen vorzüglich. In Geographie konnten die Kinder mit jeder Klasse weißer Schüler in Queensland konkurrieren. Bei etwa 100 Fragen über die Geographie von Süd-Amerika und Australien kam keine einzige falsche Antwort.“

Pastor Russel schreibt über das gleiche Thema:

„Die fortgeschrittensten Schüler lesen einfache Erzählungen mit Leichtigkeit, schreiben saubere Aufsätze, rechnen in allen 4 Spezies, beantworten in Erdkunde allgemeine Fragen und zeichnen einfache Figuren.“ — „Das ganze Leben des Platzes zeugt von der geistlichen Tätigkeit des Missionars. Ich sollte meinen, es müßte selbst für den dümmsten Bewohner von Mapoon unmöglich sein, nicht zu sehen, daß es die Religion Jesu ist, die hinter allem steht. Sie alle werden durch Wort und Beispiel gelehrt, daß Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, der Besitz guter Häuser und die Unterordnung unter die Stationsordnungen religiöse Pflichten sind, nicht der bloße Wunsch des Missionars Hey, sondern Gottes Wille. Diesen Gedanken kann jeder in sich aufnehmen, denn er hört ihn in mancherlei Form und auf die verschiedenste Art und Weise.“

Mr. Hedley vom australischen Museum Sidney, ein weitgereister Mann, der unter anderem auch viele Missionen auf den Inseln Ozeaniens kennen lernte, äußerte, daß keine in dem hohen Maße seine Sympathie gewonnen habe als diejenige in Mapoon. Ins Fremdenbuch schrieb er: „Habe einen tiefen Eindruck empfangen durch den Fortschritt, welchen die Eingeborenen in religiöser und moralischer Hinsicht unter der Leitung der Mission gemacht haben.“ Ein sehr praktischer Beweis solcher Sympathie war ein von ihm hinterlassener Scheck, ein Jahresbeitrag zur Erziehung eines schwarzen Waisenmädchens. —

Der Vollständigkeit wegen füge ich noch ein viertes, besonders ins Gewicht fallendes Zeugnis hinzu, obgleich es in der A. M. Z. (1897, 91) bereits früher mitgeteilt worden ist, nämlich das des Polizeiinspektors Fitzgerald, eines früheren Gegners der Mission. Derselbe schreibt u. a. an seine Oberbehörde:

„Auf Grund persönlicher Beobachtung der Verwaltung der Missionsstation Mapoon kann ich mit vielem Vergnügen feststellen, daß dieselbe nach meiner Ansicht ein vollkommener Erfolg ist, ein Ergebnis, das gesunder Menschenverstand, Mut und ein gutes Gemüt bei den Wilden erzielt hat. Das *war eine* gänzlich neue Erfahrung für mich, wenn ich diese Station mit an-

deren vergleiche. Ich halte dafür, daß das Gedeihen der Station ein sehr günstiges Licht auf diejenigen wirft, welche mit ihrem Bestande stehen und fallen, und daß sie die Unterstützung eines jeden Menschenfreundes in Nord-Queensland verdient. Ebenso bin ich völlig überzeugt, daß unter so guter Verwaltung der Fortschritt der Zivilisation weiter gehen wird, ohne dazu die Hilfe von Polizei zu beanspruchen .... Die bereits erzielten Resultate übertreffen alles, was ich in meiner Erfahrung unter den Eingeborenen seit mehr als 30 Jahren erlebt habe. Ich empfehle hiermit, daß die Station mit einem guten Boot und mit 400 wollenen Decken jährlich von der Regierung versorgt werde. Ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, die von Herrn und Frau Hey und Frau Ward nach einem so ausgezeichneten System geleitete Station kennen gelernt zu haben."

Ein Urteil über die Mission, welches niedrig gehängt werden muß.

Die „Koloniale Zeitschrift", deren gehässige Haltung gegen die Mission unsern Lesern genügend bekannt ist, schließt einen Artikel: „Zu den Angriffen auf die Mission" (S. 156), in welchem sie sich auch mit unserm Aufsatz (A. M. Z. 194) oberflächlich beschäftigt, ohne etwas Sachliches wider ihn vorzubringen, mit folgenden charakteristischen Sätzen:

„Da es darauf anzukommen scheint, daß man unsern Standpunkt betreffs der Missionstätigkeit ganz ohne Hörner und Zähne präzisiert haben will, so gestatten wir uns, sie an die Adresse der Rheinischen Mission zu richten: Malaria, Schwarzwasserfieber, Heuschrecken, Mission. So unausrottbar erstere, so ist es auch leider die letztere. Deswegen soll es uns aber doch nicht verdrießen, nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen. Wir glauben auf dem rechten Wege dazu zu sein, wenn wir dahin streben, der Mission den Geldstrom abgraben zu helfen, der zu ihrer Stärkung aus dem ununterrichteten Deutschland ihr jahrein jahraus zufließt."

Was sollen wir dazu sagen? Ich denke:

1. daß die „Koloniale Zeitschrift" — und darin wird sie uns selbst beistimmen — das von dem fanatischsten Haß gegen die Mission erfüllte Organ ist;

2. daß — und vielleicht stimmt sie in einer ruhigen Stunde uns auch darin bei — Berichterstattungen und Urteile, die von solchem fanatischen Hasse beeinflußt sind, von allen besonnenen Männern für wertlos gehalten werden;

3. daß wir uns vor der von ihrem Haß diktierten Drohung ganz und gar nicht fürchten. Aus den Kreisen, auf welche sie Eindruck zu machen qualifiziert ist, fließt der „Geldstrom" nicht, und auf die Kreise, aus denen er

fließt, macht sie nicht nur keinen Eindruck, sondern wirkt sie nur die Opferfreudigkeit steigernd. Und

4. daß mit einem solchen Organ eine fernere sachliche Auseinandersetzung aussichtslos ist. Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Schneider.** „Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1904". 31. Jahrgang. Rippel. Hagen. Geb. 6 Mk. 444 S. Gr. 8 in Kleindruck. In einem Vorwort spricht sich der Herausgeber zunächst aus über die neue und bedeutend umfangreichere Gestalt des bekannten Jahrbuchs wie über die Adressaten, die es im Auge hat: „die arbeitsfreudigen Amtsbrüder". Die 12 Hauptkapitel sind geblieben, aber verschiedene derselben sehr erweitert. Wie immer nimmt die Heidenmission einen breiten Raum ein (S. 153—199), speziell die Übersicht über die deutschen M. GG. (S. 111—199), unter welche allerdings auch verschiedene Organisationen rubriziert sind, die nicht hierher gehören, so der Verein für ärztliche Mission in Stuttgart und der Studentenbund für Mission. Eine Hamburger China-Inland-Mission sollte nicht mehr aufgeführt werden; es ist der deutsche Zweig der C. J. M. gemeint, der jetzt seinen Sitz in Liebenzell hat. Das Syrische Waisenhaus, die Kaiserswerther Morgenlandarbeit, und z. Z. auch noch die deutsche Orient-Mission müßten als Anhang eine besondere Stelle einnehmen. Die statistischen Angaben S. 154 sind nicht durchweg korrekt; die hier erwähnte Religionsstatistik ist nicht vom württembergischen Landesamt, sondern vom Direktor desselben in der A. M. Z. veröffentlicht worden. — Es steckt ein staunenswerter Sammelfleiß in dem inhaltreichen Buche und es wäre sehr zu wünschen, daß die Opfer, welche Herausgeber und Verleger bringen, in einem guten Absatz ihren Lohn fänden.

2. **Schäfer:** „Kolonialgeschichte." Sammlung Göschen, Leipzig. Göschensche Verlagshandlung. 1903. Geb. 0,80 Mk. Wer sich einen kurzen, schnell orientierenden Überblick über den Verlauf, die Bedeutung und den Charakter der Geschichte der Kolonisation in ihren verschiedenen Phasen von der ältesten bis auf die neueste Zeit verschaffen will, dem sei dieses fließend geschriebene billige Büchlein (154 S. in 8⁰) bestens empfohlen. Es behandelt nach einer präzisen Einleitung in 4 Paragraphen über den Stoff bezw. Inhalt der Kolonialgeschichte, die Kolonisation als Geschichtsfaktor, ihren Zusammenhang mit der Eroberung und ihre Anlässe — in 4 Hauptabschnitten die Kolonialgeschichte im Altertum (bei den Orientalen, Griechen und Römern), im Mittelalter (vornehmlich die germanische Kolonisation), in der Zeit bis zu den napoleonischen Kriegen (das damalige Entdeckungszeitalter, die spanische, portugiesische, holländische, englische, französische Kolonisation) und im 19. Jahrhundert (Niedergang der spanischen und portugiesischen, Aufschwung der englischen und französischen Kolonialmacht, die Weltstellung der Vereinigten Staaten, Eintritt der übrigen europäischen Großmächte in die Kolonialgeschichte,

Aufteilung Afrikas, Anwachsen der russischen Macht) — alles auf Grund guter geschichtlicher Information und meist urteilsreifer Beleuchtung. Die dunkeln Seiten der Kolonialgeschichte sind in den meisten betreffenden Passagen mit wenigen Strichen allerdings angedeutet, aber bei dem breiten Raume, den sie tatsächlich in ihr einnehmen, doch nicht genügend zur Geltung gebracht. Der so wichtigen Berührung der Kolonisation mit der christlichen Mission ist leider nur sehr dürftig, in der neueren Zeit gar nicht gedacht.

3. **Böhmer-Romundt:** „Die Jesuiten. Eine historische Skizze." 49. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Teubner, 1904. Geb. 1 Mk. Auf 164 Seiten wird in einer sehr lesbaren Weise in diesem auf respektabeln Studien beruhenden Werkchen eine gedrängte Darstellung sowohl des äußeren Verlaufes der Geschichte des Jesuitenordens, wie der Art seiner gesamten Tätigkeit, seiner Aufgaben und Ziele, seiner Organisation, seiner Machtmittel, Pädagogik, Moral u. s. w. gegeben. Für den Historiker nichts Neues, aber alles in geschickter Zusammenstellung und mit dem ernsten Streben nach historischer Objektivität, die nur feststellen will, was war und was ist. Der Inhalt zerfällt in 6 Abschnitte: 1. der Stifter; 2. die Entstehung der Kompagnie Jesu (mit Einschluß ihrer gesamten Verfassung); 3. der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa (mit besonderer Ausführlichkeit ihr weltgeschichtliches Ringen mit dem Protestantismus); 4. die Eroberungszüge der Kompagnie Jesu in den heidnischen Ländern (mit einer Charakteristik der Hauptmissionare, der Missionsmethode und speziell des Jesuitenstaats in Paraguay); 5. Machtsphäre und Machtmittel der Kompagnie Jesu auf der Höhe ihrer Wirksamkeit (Ordensvermögen, Schule, Beichtstuhl, Kanzel, Vereinswesen, Pflege der volkstümlichen Frömmigkeit); 6. Verfall, Aufhebung, Neugründung des Ordens — ein besonders zeitgemäßes Kapitel.

4. **„Missionswissenschaftliche Studien."** Festschrift zum 70. Geburtstage des Herrn Prof. D. Dr. G. Warneck. Berlin 1904. M. Warneck. 4,50 Mk. Diese Schrift, mit welcher 7 missionsliterarisch bekannte Männer: Axenfeld, G. Müller, Paul, Julius und Paul Richter, Strümpfel und Johannes Warneck mir eine große Freude bereitet haben, enthält folgende selbständige, zum Teil umfangreiche, die verschiedensten Gebiete der Missionswissenschaft behandelnde Aufsätze, die in der obigen Reihenfolge von denselben verfaßt worden sind: 1. Die jüdische Propaganda als Vorläuferin und Wegbereiterin der christlichen Mission. 2. Die missionarische Tätigkeit des Apostels Paulus in Thessalonich. 3. Zwanzig Jahre deutscher Kolonialpolitik in ihrer Bedeutung für die Christianisierung unsrer überseeischen Gebiete. 4. Die Propaganda des Islam als Wegbestreiterin der modernen Mission. 5. Die Bibel in Indien. 6. Die Mission im Konfirmandenunterrichte. 7. Die Christianisierung der batakschen Sprache. Keiner dieser Aufsätze ist ohne Gewinn zu lesen.

5. **H. v. Stülpnagel:** Deutsche Frauen-Mission im Orient. Rundschau über die Arbeit des Morgenländischen Frauen-Vereins. Berlin 1904. M. Warneck. 2 Mk. Neben der geschichtlichen Übersicht über die Entwicklung des Morgenländischen Frauen-Vereins, der spezialisierten Einsicht in seine Ar-

beitsfelder, und Arbeiten wie in das Leben und Wirken seiner einzelnen Arbeiterinnen gibt dieses mit Wärme geschriebene, schön ausgestattete, 286 Seiten umfassende Buch in einem längeren Schlußkapitel auch über die Frauen-Mission überhaupt, besonders über die in Indien und China, allerlei belehrende Orientierung, sodaß sein Inhalt über den durch den Titel begrenzten Rahmen beträchtlich hinausgeht. Besonders für die deutsche Frauenwelt ist die fleißige Arbeit der Verfasserin eine willkommene Gabe, der recht weite Verbreitung zu wünschen ist.

6. **Mott**: „Wandle vor mir. Winke zur Gewinnung eines festen Glaubensstandes." Stuttgart. Gundert. 1904. 1 Mk., geb. 1.60 Mk. Acht, zum Teil aus der 1902 in Schanghai unter dem Titel: Christians in reality erschienenen Sammlung von Ansprachen des bekannten Führers der christlichen Studentenbewegung übersetzte Reden, die wesentlich das christliche Leben, seine äußere wie innere Gestalt, und seine Quelle behandeln — alles knapp, kernig, gesund, sodaß man nur raten kann: lest und befolgt.

7. **A. Smith**: Rex Christus. An outline study of China. New York. Macmillan Comp. 1903.

8. **Beach**: India and Christian opportunity. New York. Stud. Vol. Mov. 1904.

Zwei Textbücher für das Missionsstudium, das erste herausgegeben von den beiden Zweigen der Presbyterianer-Kirche in den Vereinigten Staaten und geschrieben von dem bekannten Verfasser von Chinese Characteristics; das zweite herausgegeben von dem Student volunteer movement durch seinen Sekretär Beach, bereits das 27te in der Reihe, was schon etwas ans fabrikmäßige grenzt. Rex Christus gibt gut geordnet eine Übersicht über das Land und die Geschichte Chinas, seine Religionen, seine Bewohner, die chinesischen Missionen und die gegenwärtige offene Tür in China, jedes Kapitel mit einem Significant sentences enthaltenden Anhang. India behandelt in ähnlicher Weise die physische Beschaffenheit des Landes, seine Geschichte, seine Bewohner, seine Religionen, die Missionsgeschichte, den Missionsbetrieb, die Missionsprobleme und die Missionserfolge. Beide mit bibliographischen und statistischen Anhängen. Beide sind als Handbücher für ein erstes übersichtliches Studium recht brauchbar, obgleich sie — das zweite mehr als das erste — im einzelnen manche Lücken und Ungenauigkeiten enthalten. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Der deutsche Kolonialbund als Missions-Gesetzgeber.

Über die Stellung, welche der deutsche Kolonialbund der Mission gegenüber einnimmt, kann kein Zweifel bestehen. Sein Organ: die „Koloniale Zeitschrift" hat sie in eine Linie gestellt mit „Malaria, Schwarzwasserfieber und Heuschrecken", und es als seine Aufgabe bezeichnet „nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen"; zunächst ihr „den Geldstrom abgraben zu helfen, der ihr jahraus jahrein zufließt" (cf. S. 293). Jetzt überrascht uns der Kolonialbund mit einem zweiten Serum, mit dem er der Mission ans Leben zu gehen beabsichtigt, nämlich mit einer Eingabe an den Reichskanzler, welche in 8 Paragraphen ein Gesetz in Vorschlag bringt, nach dem eine „staatliche Beaufsichtigung und Regelung der Missionstätigkeit in unsern Kolonien" ins Werk gesetzt werden soll.

In der an Gehässigkeit gegen die Mission alles bisher Dagewesene überbietenden scharfen Tonart, welche die Koloniale Zeitschrift angeschlagen hat, wagt es allerdings der deutsche Kolonialbund nicht, vor dem Reichskanzler wider die Mission zu reden. In der einleitenden Motivierung seines Gesetzesvorschlags heißt es sogar:

„Der deutsche Kolonialbund ist durchaus überzeugt von der segensreichen Wirkung einer richtig geleiteten und sachgemäß mit Rücksicht auf das Gedeihen der Kolonien ausgeführten Missionstätigkeit, er ist deshalb weit entfernt davon, eine solche unterdrückt oder aus den Kolonien entfernt wissen zu wollen; er kann sich aber andrerseits der Tatsache nicht verschließen, daß die gegenwärtigen Zustände im Missionswesen unsrer Kolonien einer Reform bedürfen, daß vielfach seitens der Missionen in einer das künftige Wohl unsrer Kolonien besser vorbereitenden Weise gearbeitet werden muß, und daß solche Vorkommnisse, wie die jüngst aus Deutsch Südwest-Afrika berichteten, sich nicht wiederholen dürfen."

Diese platonische Anerkennung einer segensreichen Wirkung der Mission, die sehr im Widerspruch steht zu dem „ohne Hörner und Zähne präzisierten Standpunkt" des Bundes-Organs und seiner gesamten feindlichen Haltung gegen die Mission, wird freilich beschränkt auf eine „richtig geleitete und mit Rücksicht auf das Gedeihen der Kolonien ausgeführte Missionstätigkeit". Der Kolonialbund tritt also

als Missionslehrer auf, und obgleich Aufgabe und Betrieb der Mission ganz gewiß nicht zu den Dingen gehört, über welche er Kenntnis und Verständnis besitzt, will er gesetzlich festlegen, wie eine Mission richtig geleitet werden muß. Unterwirft sich die Mission diesem Lehrer und Gesetzgeber nicht — nun das Organ des Bundes hat schon früher erklärt, was sie dann zu gewärtigen hat. „Nicht für die Missionierung der Farbigen, nicht für ihr Wohlergehen in erster Linie haben wir die Kolonien erworben, sondern für uns Weiße. Wer uns in dieser Absicht entgegen tritt, den müssen wir aus dem Wege räumen". Und Seite 217 heißt es: „Wir wollen uns der Hoffnung hingeben, daß der Boden, auf dem die Mission wirkt, ihr recht bald so heiß gemacht wird, daß sie ihn zu verlassen hat." Darauf läuft also die Missionslehre des Kolonialbundes hinaus, daß die Mission den in ihm vertretenen kolonialen Übermenschentum, welches die rücksichtslose Besitzenteignung, Knechtung und Ausbeutung der nur als Arbeitstiere gewerteten Eingeborenen proklamiert, sich rückhaltlos zur Verfügung stellt; und das mit Hilfe der gesetzlichen Gewalt zu erzwingen, ist der Zweck seiner Eingabe an den Reichskanzler.

Nun steht zwar nicht zu befürchten, daß der deutsche Reichskanzler, der doch über den deutschen Kolonialbund, seine Tendenzen und seine schartige Opposition auch gegen die Kolonialregierung unterrichtet ist, sich von diesem Bunde beraten und speziell über die Missionstätigkeit beraten lassen wird, die ein Gegenstand seines ausgesprochensten Hasses ist; aber nachdem der Reichskanzler im deutschen Reichstage ein Urteil über die Herero-Missionare ausgesprochen hat, das für die missionsgegnerischen Zwecke des Kolonialbundes ausgebeutet werden kann, war doch ein Anknüpfungspunkt gegeben, der einige Aussicht auf geneigtes Gehör eröffnete.

Der Reichskanzler hat nämlich erklärt:

„Das sage ich auch gegenüber den Angriffen, die von einzelnen Missionaren gegen unsre Landsleute gerichtet worden sind. Ich kann bei aller Hochachtung für die Missionare nur meinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß sie sich gerade diesen Augenblick, wo so viele Deutsche das Opfer roher Barbarei geworden sind, ausgesucht haben, um solche Anschuldigungen zu erheben. In dem uns in Südafrika aufgedrungenen Kampfe ist der Platz der Missionare an der Seite ihrer Landsleute. Ich kann ihnen weder das Recht der Neutralität zwischen Deuschen und Herero einräumen, noch das Amt eines Anklägers oder Richters zugestehen."

Gegen diese Erklärung des Reichskanzlers muß geltend gemacht werden: 1. daß die Missionare nicht angegriffen haben, sondern angegriffen worden sind, ja angeklagt, sie hätten den Aufstand verschuldet und mit den Herero unter einer Decke gespielt. Sie befanden sich also im Zustande der Notwehr und mußten sich verteidigen.

2. Damit ist auch widerlegt, daß sie sich „diesen Augenblick ausgesucht hätten, um solche Anschuldigungen zu erheben". Man hat Anschuldigungen gegen sie erhoben und da waren sie gezwungen Tatsachen mitzuteilen, um die wirklichen Ursachen des Aufstandes klar zu legen. Übrigens haben sie auch schon früher wiederholt ihre Stimme erhoben, um auf Unrechtsakte seitens mancher Weißer aufmerksam zu machen. Und vor ihnen haben Zeitungen, welche mit der Mission in gar keinem Zusammenhange stehen, dasselbe getan; selbst das amtliche Kolonialblatt hat es getan.

3. Die Missionare haben in dem Aufstande wahrlich nicht auf der Seite der Herero gestanden, wie der Reichskanzler aus ihren zahlreichen Briefen sich genügend überzeugen kann.[1]) Im Gegenteil, sie haben der Kolonialregierung sehr erhebliche Dienste geleistet und leisten sie noch. Aber das konnte ihnen doch nicht angesonnen werden, daß sie mit den Waffen in der Hand das unglückliche Volk bekämpfen sollten, unter dem sie seit 60 Jahren als Verkündiger des Evangeliums tätig sind.

4. Es ist gar nicht abzusehen, wie Missionare in einem Kriege eine andre als eine neutrale Stellung einnehmen können, wenn sie ihren Beruf als Botschafter des Friedens und der Versöhnung nicht wirkungslos machen wollen. Auch die Missionare stehen im Kriege unter der geheiligten Neutralität des roten Kreuzes.

Ich denke, der gerecht denkende Reichskanzler wird sich gegen die Berechtigung dieser — kurz gehaltenen — Entgegnungen nicht verschließen.

Daß die Eingabe des Kolonialbundes die eben zitierte Rede des Reichskanzlers gegen die Mission auszubeuten sucht, beweist deutlich der letzte (8.) Paragraph des in Vorschlag gebrachten Gesetzes, welcher lautet:

---

1) Unter dem Titel: „Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand. Erlebnisse und Beobachtungen rheinischer Missionare" erscheint jetzt in Barmen eine Broschüren-Serie. Heft 1 und 2 à 20 Pfg. ist bereits da.

„Alle Missionare sind verpflichtet, genau darauf zu achten, ob irgendwelche Pläne oder Anschläge gegen die Regierung oder gegen die Europäer überhaupt durch Farbige ihrer Stationen oder ihres Einflußbereiches gemacht werden und haben das Gouvernement oder dessen nächsten Beamten hiervon in Kenntnis zu setzen. Wenn sie dies versäumen, sollen sie als Mitschuldige an diesen Plänen angesehen und behandelt werden."

„Missionare, ebenso wie alle andern Deutschen, welche während eines Eingebornen-Aufstandes gegen die deutsche Regierung durch Einnahme einer Neutralitätsstellung oder durch eine solche bekundende Maßregel die Aufständischen als kriegführende Macht anerkennen, sollen gleich wie Aufständische angesehen und behandelt werden."

Das ist freilich Unsinn, aber es hat Methode. Abgesehen von der Degradation der Missionare zu Polizeispionen, die wahrlich nicht geeignet ist, ihnen Ansehen und Einfluß bei den Eingebornen zu verleihen — so sind diese Männer doch nicht mit Allwissenheit ausgestattet. Bricht, wie jetzt im Hereroland, ein Aufstand der Eingebornen aus, ohne daß sie von der Planung desselben etwas gewußt haben, so kann man sie immer als Mitschuldige behandeln. Sie tragen also immer den Strick um den Hals. Wenn Missionare Anzeichen eines Aufstandes wahrnehmen, so machen sie schon ganz von selbst geeigneten Orts Mitteilung; der Kolonialbund braucht dieserhalb kein besonderes Gesetz zu beantragen. Ihre, der Missionare Pflicht ist, zu lehren: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" und „seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" — und dieser Pflicht haben sie immer genügt, auch im Hererolande, ehe ein Kolonialbund da war. Damit (und mit dem über die Neutralität schon bemerkten) ist auch Alinea 2 erledigt. Es fehlte bloß noch, daß dem beantragten Gesetze rückwirkende Kraft gegeben würde, dann könnten ja die gehaßten Herero-Missionare einfach kriegsrechtlich erschossen oder gehängt werden.

Die Paragraphen 5—7 des betreffenden Gesetzes verbieten den Missionaren die Erhebung irgendwelcher Abgaben von den Eingebornen und jede Art des Handels. Sie lauten:

5. Den Missionsstationen und Missionaren ist es verboten, irgendwelche Steuern oder Abgaben von den Eingebornen zu erheben, sowie dieselben durch Drohungen weltlicher oder geistlicher Art zur Darbringung von Geschenken oder zur Leistung von Arbeiten zu veranlassen.

6. Es ist den Missionsstationen und Missionaren verboten, in deutschen Kolonien Handel zu treiben, sowie Handelsniederlassungen oder Handelsgesellschaften zu begründen. Wo solche bereits bestehen, sind sie zu schließen bezw. aufzulösen. Desgleichen ist der Bergbaubetrieb untersagt.

7. Der Verkauf und die Ausfuhr von Produkten der Landwirtschaft und der Viehzucht, sowie die Anlage von Plantagen und Farmen seitens der Missionen unterliegt den allgemeinen Landesgesetzen der betr. Kolonie."

Leute, die von der Mission auch nur das ABC verstehen, wissen, jeder gesunde Missionsbetrieb muß darauf ausgehen, die eingebornen Christen dazu zu erziehen, daß sie ihre kirchlichen Bedürfnisse nach und nach aus eignen Mitteln bestreiten; und da das unter wenig zivilisierten Völkern nur zu einem geringen Teile durch Geldabgaben möglich ist, sind sie zu allerlei Naturallieferungen und Naturalleistungen anzuhalten, geradeso wie das weiland auch bei uns üblich war. Das gesetzlich verbieten zu wollen, wäre ein Unrechtsakt, wie er in keiner Kolonie der Welt vorkommt und die deutsche Reichsregierung wird sich hüten, ihn zu begehen. Im übrigen braucht der Kolonialbund die Missionare nicht durch Gesetz anzuhalten, welche Entschädigung bei Leistungen für die Missionsstationen sie den Eingebornen etwa zu gewähren haben; sie tun was recht und billig ist ganz von selbst. Es nimmt sich sonderbar aus, wenn sich auf einmal der Kolonialbund den Missionaren gegenüber zum Vertreter der Rechte der Eingebornen aufwirft. Risum teneatis, amici.

Was den Handel betrifft, so ist er in unzivilisierten Ländern ganz unvermeidlich. Z. B. im Hereroland müssen die Stationen Herden haben und die Missionare Vieh besitzen, also auch kaufen und verkaufen, sie können sonst gar nicht existieren, und es ist kein vernünftiger Grund vorhanden, warum sie dieses Geschäft nicht direkt mit den Eingebornen selbst abmachen sollen. Und wenn sich Handels-Gesellschaften bilden, die mit der Mission in Verbindung stehen — im Hererolande existieren keine — so kann das ebensowenig gesetzlich verboten werden, wie man andre Handels-Gesellschaften verbietet, die außer jeder Beziehung zur Mission stehen. Nur der Konkurrenzneid kann ein solches Verbot beantragen. Daß sich die Eingebornen bei den mit den Missionen verbundenen Handels-Gesellschaften besser stehen als bei den meisten andren Händlern, darüber ist unter allen Kundigen kein Zweifel.

Am stärksten in das Innere des Missionsbetriebs greift ein § 4:

„Alle von Missionen oder Missionaren errichteten Eingebornen-Schulen unterstehen der Aufsicht des Gouvernements der Kolonie.

„Die Lehrtätigkeit der Missionare ist in Einklang mit den Intentionen

des Gouvernements zu halten, widrigenfalls der Gouverneur das Recht hat, die weitere Ausübung der Lehrtätigkeit zu untersagen bezw. nach § 2 Absatz 2 zu verfahren", welcher lautet: „Er, der Gouverneur, hat ferner (neben dem, daß er den Ort anweist, wo eine Missionsstation errichtet werden kann) das Recht, jederzeit, wenn es das Interesse der Kolonie fordert, eine Missionsstation zu verlegen oder gänzlich aufheben zu lassen.""

Das Krasseste wäre, wenn — wie es den Anschein hat — unter Lehrtätigkeit die gesamte berufliche Unterweisung in der christlichen Lehre zu verstehen wäre, denn das hieße den Gouverneur zu einem Papst machen, der über den Inhalt der christlichen Lehrunterweisung das entscheidende Wort zu reden hat — eine Ungeheuerlichkeit, gegen welche mit den evangelischen auch die katholischen Missionare energisch protestieren. Darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden.

Aber auch wenn das in Vorschlag gebrachte Gesetz unter Lehrtätigkeit nur den Schulunterricht versteht, bleibt der Paragraph bedenklich. Freilich die Schule ist ein Gebiet, auf welchem die Kolonialregierung ein Wort mitzureden hat, sobald sie dieselbe finanziell unterstützt; Konflikte sind nicht ausgeschlossen, z. B. bezüglich der Sprachenfrage, aber bei gegenseitiger Grenzrespektierung und pädagogischem Verständnis ist Verständigung wohl zu erzielen. Dazu sind aber sachlichere und präzisere Bestimmungen nötig, als der Kolonialbund sie gibt. Was heißt eine „Lehrtätigkeit, die mit den Intentionen des Gouvernements in Einklang steht?" Soll etwa der Gouverneur den Lehrplan machen, und da eine Missionsschule doch Religionsschule sein muß, soll er speziell den Inhalt des Religionsunterrichts bestimmen? Nach den die Gesetzesvorlage einleitenden Bemerkungen scheint es fast so; denn da heißt es:

„Wir haben in unsren Kolonien manche Schwierigkeiten mit den Eingebornen nur einer falschen Missionslehrtätigkeit zuzuschreiben, welche den Farbigen durch ihnen unverständliche oder mißverstandene Theorien, wie z. B. von der allgemeinen Brüderlichkeit, die Köpfe verwirrt hat." „Um unsre Kolonien davor zu schützen, daß ihre eingebornen Bewohner, die wir als Hilfskräfte zur wirtschaftlichen Entwicklung derselben notwendig brauchen, durch eine ungeeignete Lehrtätigkeit zu unbrauchbaren Menschen, z. B. vom Schlage der modernen Niggers in Liberia erzogen werden, halten wir es für nötig, daß den Gouvernements der Kolonien volle Macht gegeben werde, die Lehrtätigkeit der Missionen gemäß den anerkannt richtigen Grundsätzen regeln zu können."

Gewiß, es gibt namentlich in manchen — weit nicht allen — *englischen* und amerikanischen Missionsschulen eine mit Recht, auch

von uns, bekämpfte Verziehung der Farbigen, aber die Niggers von Liberia als Paradigmata für deutsche Missionsschulen auszuspielen, das ist ein in der Wirklichkeit nicht existierender Popanz, und die ihn als Schreckgespenst gebrauchen, haben vermutlich deutsche Missionsschulen nie besucht. Wir bemühen uns als deutsche Pädagogen auch unsre farbigen Schüler zu brauchbaren Menschen zu erziehen, straffe Disziplin zu halten uud „auch eine gewisse Ehrerbietung gegenüber den Europäern" sie zu lehren. Das ist eine Fabel, daß wir eine gesellschaftliche Gleichstellung der Farbigen mit den Europäern vertreten; aber wir wollen sie zu relativ gebildeten Menschen machen und lehren allerdings, daß es vor Gott kein Ansehen der Person gibt und daß folglich die Schwarzen von Gott ebenso geliebt sind wie die Weißen. In dieser Wahrheit liegt, wie jeder das Neue Testament kennende Christ wissen sollte, die Begründung der Mission, der Antrieb zu ihr und ihre Kraft. Aber der Kolonialbund will lediglich die Eingebornen zum Knechtsdienste für die Weißen haben; von der Entdeckung Amerikas an bis auf den heutigen Tag ist das der große Streitpunkt zwischen Mission und Kolonisation. Es ist ein Verhängnis, wenn dieser Streit auch in die Schulen getragen werden soll unter der Parole: „Die Lehrtätigkeit mit den Intentionen des Gouvernements in Einklang zu bringen."

Die 3 ersten Paragraphen des Gesetzes lauten:

1. „Niemand soll das Recht haben, in einer deutschen Kolonie eine Missions-Niederlassung zu errichten ohne Genehmigung des Gouverneurs der Kolonie.

2. Dem Gouverneur jeder Kolonie steht das Recht zu, den Ort anzuweisen, wo eine Missionsstation errichtet werden kann. — Er hat ferner das Recht, jederzeit, wenn es das Interesse der Kolonie erfordert, eine Missionsstation verlegen oder gänzlich aufheben zu lassen.

3. Jeder Missionar ist verpflichtet, sich nach den Landesgesetzen zu richten. Eine Ausnahmestellung darf Missionen in keiner deutschen Kolonie gewährt werden. (Beispielsweise keine Zollermäßigung.)

Daß über Missions-Niederlassungen u. s. w. Verständigung mit der Kolonialregierung nötig ist, ist selbstverständlich, ebenso daß der Missionar sich nach den Landesgesetzen richtet. Über die strittigen Punkte in diesen Paragraphen mit dem Kolonialbunde zu verhandeln, ist aussichtslos. Wir haben bisher in allen deutschen Kolonien mit den betreffenden Behörden die erwünschte Verständigung gefunden und im besten Einvernehmen mit ihnen Stationen anlegen

und auf ihnen unser Werk treiben können. Und dabei wird es hoffentlich auch in Zukunft bleiben trotz aller Hetzerei des Kolonialbundes und seines Organs, der Kolonialen Zeitschrift.

In der Zeit leidenschaftlicher Erregung und ungeklärter Fragen machen besonnene Männer keine Gesetze. Der gegenwärtige Sturm wird vorübergehen, wie schon mancher und noch heftigere vorübergegangen ist, und wenn die Wellen sich einigermaßen gelegt haben und ein objektives Urteil ermöglicht ist, dann wird sich auch über die jetzt so heftig verhandelte Missionsfrage in Ruhe reden lassen. Warneck.

Paulus als Kollektant.[1])

Von Pastor Zeller, Magdeburg.

I.

Vor zwei Jahren haben wir an diesem ersten, dem Missionsbetrieb in der Heimat gewidmeten Konferenz-Abend von dem Defizit gesprochen, diesem Skelett im Hause so mancher Missions- und anderen Gesellschaft. Es wird mehr ausgegeben, als eingenommen, die notwendigen Ausgaben im Dienste einer Sache werden durch die freiwilligen Spenden nicht gedeckt. Entweder muß man dann die Ausgaben einschränken, oder, wenn man das nicht kann, den Ertrag der Beiträge zu steigern suchen. Die Ausgaben sind aber doch nicht durch Übermut so hoch geworden, sondern sie sind meist unmittelbare Erforderniße der Arbeit. Und so sehen wir, daß selbst die angestrengteste Bemühung nur in den seltensten Fällen eine wesentliche Ersparnis zuwege bringt oder die Möglichkeit einer solchen nachzuweisen imstande ist. Also gilt es die Einkünfte zu vermehren. Neue Wege müssen gesucht werden, um die Gebefreudigkeit der Freunde anzuspornen und weitere Kreise, die bisher noch nicht für diese bestimmte Sache interessiert waren oder überhaupt von Liebesarbeiten noch keine Kunde hatten, zu gewinnen. Es gilt, das Gold, das Silber, den Nickel ins Rollen zu bringen und zugleich dafür zu sorgen, daß der Geldstrom in das richtige Bette sich ergieße. Kein Wunder, daß die Kunst des Kollektierens hoch im Preise steht, und

1) Vortrag am 8. Februar 1904 in Halle.

ein Mann, der in dem Rufe steht, ein gewiegter Kollektant zu sein, als eine geschätzte Kraft gewertet wird. Freilich, das Kollektieren ist eine Kunst und keine Wissenschaft; zum Kollektanten kann man nicht so leicht harangebildet werden, man muß dazu geboren sein. Immerhin läßt sich durch Fleiß und Eifer eine mangelhafte natürliche Anlage entwickeln, und verbessern, die fehlende Begabung durch technische Geschicklichkeit einigermaßen ersetzen.

Nun werden wenige unter uns sein, die nicht in mehr oder weniger ausgedehntem Maße als Kollektanten zu wirken haben, die meisten von Amts- und Berufswegen, nicht in Ausübung einer natürlichen Neigung oder eines angeborenen Talentes. Was können wir zunächst anderes tun, als den Spuren der großen Pfadfinder und Sammelgenies zu folgen! Wir alle wissen, daß es solche Talente gibt, Männer und wohl auch Frauen, denen nicht nur die Herzen, sondern auch die Taschen sich willig öffnen; die in geheimnisvoller Weise es zu erreichen wissen, daß selbst ganz verrostete Geldschränke sich auftun, sei es auch manchmal knarrend und ächzend; Menschen, in deren Händen sich alles in Gold verwandelt und die wiederum das Gold in Segen verwandeln. Frommel, Fliedner, Bodelschwingh, Georg Müller, Spurgeon, — das waren und sind solche große Kollektanten, gesegnete Schatzmeister unseres Gottes. Freilich ein Bodelschwingh, ein Frommel kann nicht jeder sein, und doch: collectare necesse est. „So teilt uns euer Geheimnis mit, ihr Männer, die ihr das Charisma des Sammelns habt. Worauf beruht euer Erfolg? Ist es das Feuer eurer Liebe, das die sonst feuersicheren Geldschränke zum Schmelzen bringt? Ist es euer köstlicher Humor, der eure Hörer zu sonst ungewohnter Freigebigkeit anspornt und es erreicht, daß die Patienten unter der Operation noch lächeln? Ist es eure intime Kenntnis des menschlichen Herzens, habt ihr die Psychologie des Gebens erforscht und beruht darauf eure Kunst, diejenigen Saiten des menschlichen Gemütes zu berühren, bei deren Ton alles mitklingt, was an sanften Gefühlen, an Liebe, Erbarmen und Mitleid in dem Menschen lebt? Oder beruht eure Kraft allein darauf, daß ihr große Beter seid und daß darum der Segen des lebendigen Gottes euch überschüttet?"

Wir sind uns vielfach über das Geheimnis der Kraft dieser Männer nicht ganz klar und greifen daher ziemlich wahllos bald nach dem einen, bald nach dem anderen Stück ihrer Waffenrüstung. Wenn

wir unsere Ansprache beendet haben, und nun ansetzen zur Empfehlung der Kollekte, dann rufen wir wohl manchmal den Eindruck hervor: Sie treiben viele Künste und kommen doch nicht an das Ziel. Der eine erzählt vielleicht eine heitere Geschichte, von der er gelesen, daß sie einst im Munde von Emil Frommel eine große Wirkung getan, der andere kommt Bodelschwinghsch, und der dritte erinnert an Georg Müller, der nicht einmal zu bitten brauchte und doch so viel bekommen hat. Der vierte spornt seine Begeisterung zum höchsten Flug und ein fünfter wird sentimental; der sechste erzählt Beispiele gesegneter Opferwilligkeit und der siebente von bestraftem Geiz. Mancher sucht die Gemeinde durch eine captatio benevolentiae zu bestechen, andere strafen drohend im voraus die befürchtete Kargheit. Verschieden wie die Mittel, sind auch die Erfolge und doch ach! wie oft selbst bescheidenen Erwartungen nicht entsprechend. Schließlich wird man fast verdrossen. Man seufzt über die vielen Kollekten. Alle vier Wochen eine Hauskollekte, alle vierzehn Tage eine Kirchenkollekte sind schon vorgesehen, und wenn ich eben einen schönen Schlachtplan entworfen habe, dann weiß ich erst nicht, ob nicht das Königliche Konsistorium im letzten Momente noch eine bewilligt hat und ob nicht einige von weltlichen Behörden genehmigten Sammlungen meine kunstvoll angelegte Schlachtordnung über den Haufen werfen! Und wenn gar einer Ephorie die Invasion durch eine Missionspredigtreise droht, dann wird manches Herz von dem bekannten Gefühle beschlichen, das die Römer hatten, als es hieß: Hannibal ante portas. Es ist ja auch wahr: Es wird viel kollektiert. Aber es **muß** auch viel kollektiert werden. Die Erkenntnis von der Größe der uns gestellten Aufgaben, von ihrer Dringlichkeit, von ihrer auf unseren Gewissen lastenden Pflichtmäßigkeit ist allerdings vielfach der Einsicht weiterer Kreise und auch der Opferwilligkeit selbst weit vorausgeeilt und da ist es natürlich, daß sich die Kollekten vielfach gegenseitig Konkurrenz machen. Manche Aufgaben übersteigen auch fast die finanziellen Kräfte der Kreise, die ein tieferes, inneres Verständnis für sie haben und da muß das Interesse anderer Kreise, die der Sache ferner stehen, in Anspruch genommen werden. Und es scheint dabei fast unvermeidlich zu sein, daß das Kollektieren hin und wieder auf Bahnen geht, an denen ein christlich geläuterter Geschmack keine rechte Freude hat.

Es ist ein Leiden, daß selbst bei solchen Reichsgottesarbeiten,

für die, wie man erwarten sollte, die christliche Gebelust und Opferwilligkeit frei und reichlich ihre Gaben spenden sollte, man durch ein mühsames, viel kostbare Zeit und Kraft in Anspruch nehmendes Drucksystem das zum Leben Notwendige einem harten Boden förmlich abringen muß.

Und doch gehört die Kollekte zu dem eisernen Bestand des christlichen Gemeindelebens. Welch unermeßlicher Segen ist für das Leben der Kirche aus ihr erwachsen. Zu dem engsten Pflichtenkreis des Christen hat zu allen Zeiten die Pflicht des Wohltuns und Mitteilens gehört. Die christliche Kirche würde ihrem Charakter und ihren heiligsten Aufgaben untreu werden, wollte sie jemals müde werden im Gutestun, würde sie jemals aufhören Kollekten zu sammeln und Kollektanten zu gebrauchen. Wir wollen nicht undankbar sein. Es muß und darf offen gesagt werden, daß in unserer Zeit viel gegeben wird. Die Ausgaben und Einnahmen für die im Auftrage unseres Herrn und Meisters getriebenen Arbeiten haben einen gewaltigen Umfang angenommen; wir müssen und wollen mit Preis und Dank bekennen, daß unser Herr bis jetzt noch immer dafür gesorgt hat, daß, alles in allem genommen, bei dem großen Abschluß immer wieder Einnahmen und Ausgaben balanzierten. Aber wenn wir bedenken, welche Aufgaben der Herr in unserer Zeit seiner Kirche gestellt hat, wie er uns die Augen geöffnet hat, die Not unserer Nächsten zu sehen, wie er die Ohren aufgetan hat, die Stimme seiner Aufträge zu vernehmen, wenn wir ferner erwägen, daß er zur Erfüllung dieser Aufträge die Christenheit mit einer Fülle irdischer Güter in einem ganz ungeahnten Maße gesegnet hat, so müssen wir doch sagen: im Verhältnis zu all diesem wird in der Christenheit und von der Christenheit noch lange nicht genug gegeben. Es steht noch lange nicht so, daß die christlichen Völker in Gefahr wären, sich arm zu schenken, oder daß sie nur entfernt an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen wären, sodaß wir aus diesen Gründen trotz der erkannten Notwendigkeit uns dazu entschließen müßten, die Arbeit einzuschränken.

Daß für die sogenannten rein humanitären Zwecke das Geld reichlich fließt, selbst wenn es sich um Unterstützung Notleidender im Ausland handelt, ist ein erfreuliches Zeichen davon, daß es auch bei uns weder an Mitteln noch an Freigebigkeit fehlt. Für religiöse und kirchliche Zwecke, für die Arbeiten des Reiches Gottes aber wird

noch lange nicht genug gegeben. So müssen wir denn besser lernen, den Weg zu den Herzen unserer Gemeinden zu finden, wir müssen uns den Schlüssel schenken lassen, der die Herzen aufschließt, wir müssen wachsen an Glaubensenergie, an Liebe, die nicht müde wird, an Weisheit und Zeugenmut.

II.

Und wo sollten wir das alles finden, wenn nicht in dem Buch, das auch in diesen Tagen uns wieder in seiner unermeßlichen Fülle und in seinem unerschöpflichen Reichtum vorgehalten werden wird als das Buch der Menschheit! Da sehen wir das Bild des Mannes der unseres Herrn und Königs größter Diener war, des Führers auf den ohne das Licht des heiligen Geistes oft dunkeln Pfaden der göttlichen Heilsgedanken, des Organisators des christlichen Gemeindelebens, des mustergiltigen Vorbildes missionarischer Wirksamkeit, des Apostels, der neben der Fülle anderer Gaben auch die Gnade hatte, ein unvergleichlicher Kollektant zu sein. Ob der Gedanke für die Heiligen in Jerusalem zu sammeln des Apostels Paulus ursprünglicher Gedanke war, oder ob er zuerst auf dem Apostelkonzil von außen an ihn herantrat, wird sich kaum entscheiden lassen, es kommt auch nicht darauf an. Jedenfalls hat er es als einen Auftrag seines Herrn angesehen, bei den von ihm gegründeten und geleiteten heidenchristlichen Gemeinden für die bedürftige Gemeinde in Jerusalem eine Sammlung zu veranstalten, durch die das Band der Einheit in der ganzen Kirche befestigt und die Dankbarkeit für die von der Urgemeinde ausgegangenen der ganzen Menschheit zugute kommenden Segnungen wach erhalten würde. Immer wieder kommt er auf diese ihn tief bewegende Sache zurück. Er wird nicht müde, an sie zu erinnern, sie persönlich in der wärmsten Weise zu empfehlen und für sie sich persönlich einzusetzen. So war er ein unermüdlicher und ein von Erfolg gekrönter Kollektant. Am Schlusse des Römerbriefs wirft er noch einen Rückblick auf seine bisherige Tätigkeit. Er hat im ganzen Osten das Evangelium verkündigt und seine Aufgabe im großen und ganzen beendet. Den Abschluß dieser ganzen an Arbeit und Erfolgen so reichen Periode seines Lebens sollte die feierliche Überreichung der großen Kollekte bilden, die er gesammelt hatte und an der Spitze einer aus zahlreichen Vertretern der einzelnen Gemeinden bestehenden Abordnung persönlich nach Jerusalem bringen wollte.

Wenn Paulus mit seiner Kollekte Erfolg hatte, so hatte das

seinen Grund mit darin, daß er die Gemeinden von Anfang an zum Geben erzogen hatte. In allen Ermahnungen, die an die Gemeinden gerichtet werden, kehren solche Gebote wieder, wie: Nehmt euch der Heiligen Notdurft an; Herberget gerne. Schaffe mit deinen Händen etwas Gutes, auf daß du habest zu geben dem Dürftigen; Lasset uns Gutes tun, und nicht müde werden, lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen; tötet den Geiz usw. Die Übung werktätiger Nächstenliebe wurde von ihm mit unverrückbarem Ernste eingeprägt.

Diese Erziehung ist eine ganz systematische gewesen; sie baut sich auf auf der Auffassung des Apostels von der Gemeinde. Wenn ein Mensch sich bekehrt und der Gemeinde Jesu Christi sich anschließt, so tritt er damit in den Kreis einer sittlichen Gemeinschaft ein. Gewiß ist der Apostel wie nur irgend einer für die christliche Freiheit eingetreten, aber diese christliche Freiheit unterscheidet sich himmelweit von einem einseitigen Individualismus, der die Gesellschaft atomisiert. Jedes Glied einer christlichen Gemeinde gehört einem Organismus an, in dem alles gliedlich verbunden zusammenhängt. Die Angehörigen einer Gemeinde sind die Glieder einer Einheit, in der jeder Teil eine bestimmte Stelle, seine Funktion und seine Aufgabe hat, alle gegenseitig einander dienend, auf die andern einwirkend und von den andern beeinflußt. Dieser ganze Organismus ist durchströmt von einer Lebenskraft, beherrscht von einem Geist, geleitet von einem Mittelpunkte aus, mit dem jedes einzelne Glied verbunden ist; er bildet einen Leib, unter einem Haupte, Jesus Christus. Kein Christentum ohne Gemeinschaft! Diese Gemeinschaft ist eine so enge, daß, wenn ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden und wenn ein Glied herrlich gehalten wird, alle Glieder sich freuen. In einer so aufgebauten Gemeinschaft muß ein allzuscharfer Unterschied zwischen reich und arm, vornehm und gering, überhaupt ein schroffe soziale Scheidung einzelner Stände ja als unerträglich empfunden werden. Der Apostel wundert sich darüber, daß die Korinther Christen es nicht fühlen, wie unwürdig es war, wenn bei den gemeinsamen Mahlzeiten die einen im Überflusse schwelgten, während andere darbten. Es wird die Anerkennung dieser Grundsätze notwendig dazu führen, daß eine Nivellierung der vorhandenen Gegensätze und Ungleichheiten angestrebt wird, die einerseits durch die persönliche Annäherung der einzelnen, verschiedenen Ständen angehörigen Personen an einander

herbeigeführt wird, andererseits dadurch, daß die Besitzenden von ihrem Überfluß einen Teil abgeben, um den Mangel der Armen zu mildern. So hat in den christlichen Gemeinden eine weitgehende Armenunterstützung bzw. eine starke Selbstbesteuerung der Begüterten in Übung gestanden.

Wenn aber die Christen von dem Apostel an das Geben innerhalb der Gemeinde gewöhnt wurden, so tritt dem der großartige Universalismus des Paulus ergänzend zur Seite. Auch die einzelnen Gemeinden waren für ihn nur Teile eines größeren Ganzen, eines größeren einheitlichen Organismus. Beständig hat der Apostel sich gemüht, eine persönliche Verbindung zwischen den einzelnen Gemeinden und dann wieder zwischen den einzelnen oft weit von einander abliegenden, durch mancherlei Sonderinteressen von einander geschiedenen Provinzen und Provinzialkirchen herbeizuführen. Er grüßt und läßt grüßen, knüpft persönliche Beziehungen zwischen seinen Freunden an, erzählt den Gemeinden von einander und erzieht sie dadurch mit unermüdlicher und nicht genug zu bewundernder pädagogischer Weisheit zu einem großherzigen, freien und weiten, ja die Welt umspannenden Universalismus. Jeder der seine Erfahrungen mit der eingefleischten Neigung gemacht hat, seine eigene kleine Sache über das Ganze zu stellen, der weiß, wie notwendig es ist, auch heute noch unsere Gemeinden zu einem solchen Universalismus zu erziehen. Häufig spielen in den Gemeinden die Kirchturminteressen eine verhängnisvolle Rolle. Ein Lokalpatriotismus, der die oft recht äußerlich aufgefaßte Ehre der eigenen Gemeinde über die Interessen der Kirche und des Reiches Gottes stellt, macht sich breit. Man kann mitunter in triumphierendem Tone sagen hören: „Für unsere eigenen Bedürfnisse ist immer Geld genug vorhanden; zum Schmuck unseres Gotteshauses soll uns keine Summe zu groß sein; die Armen in unserer Gemeinde wollen wir auskömmlich versorgen, aber für andere Dinge und andere Gemeinden keinen Pfennig." „Was gehen uns die Armen in St. Marien an? sagen die Leute von St. Mauritius;" „was gehen uns die Leute in der Großstadt an," sagen die Bewohner der Provinz und zwar nicht die kleinen Leute nur, sondern auch ansehnliche und nicht unkirchliche Guts- und Rittergutsbesitzer. „Was sollen wir uns um Hottentotten und Buschmänner bekümmern?" meint der biedere städtische Bürger, „die Papua-Mütter können ihren Kindern selbst Strümpfe stricken, wenn die welche

brauchen." Man kann durch Ausnützung des Lokalpatriotismus gewiß manche blendende Erfolge erzielen, und den Kollekten, die unmittelbare Gemeindeangelegenheiten betreffen, einen glänzenden Ertrag sichern, man kann auch diesen engstirnigen, nur dem Nächsten zugewandten, nur das Weichbild seines Wohnplatzes umfassenden Sinn dahin ausnützen, daß man unkirchliche Leute wenigstens einigermaßen zur Beteiligung an dem Gemeindeleben heranholt; aber der täuscht sich, der damit wirkliche Erfolge erzielt zu haben meint, der nicht erkennt, daß er es hier mit einer recht niederen Stufe christlicher Erkenntnis zu tun hat und nicht alle Mühe daran wendet, seine Gemeinde weiter zu führen.

Ferner hat der Apostel es sich angelegen sein lassen, die von ihm gewonnenen Christen dafür reif zu machen, daß sie nicht bloß der materiellen Not gegenüber Hand und Beutel auftaten, sondern die Pflicht anerkannten auch für geistliche Bedürfnisse der Gemeinde, für den Unterhalt von Geistlichen und Lehrern, für die rein kirchlichen und gottesdienstlichen Zwecke willig Zahlung zu leisten. Paulus selbst hat von den Gemeinden nicht verlangt, daß sie für seinen eignen Lebensunterhalt aufkommen sollten. Aber er hat das nicht getan, um das Recht darauf aufzugeben; im Gegenteil, man hat den Eindruck, als ob er auf die Benutzung seines Rechtes nur darum verzichtet habe, um den Gemeinden seine Rechte und ihre Verpflichtungen desto klarer vorrücken zu können. Wenn Petrus und andre Apostel nicht nur für ihre eigenen Personen, sondern auch für die sie begleitende Frau das Recht hatten, von den Gemeinden versorgt zu werden, so steht ihm durchaus dasselbe Recht zu. Es ist durchaus in der Ordnung, daß die Gemeinden die geistlichen Gaben, die sie empfangen, mit irdischer Gabe entlohnen. Die Reichsgottesarbeiter stehen im Frontdienst, es ist selbstverständlich, daß sie wie andere Soldaten ihren Sold erhalten. Paulus hat auch von einzelnen Gemeinden, so von der Gemeinde zu Philippi Gaben, die ihm persönlich gespendet wurden, gerne angenommen; nicht, wie er ausdrücklich sagt, weil er sie gebraucht hätte, denn er hat für seine Bedürfnisse immer genug, er kann reich sein und kann arm sein, Überfluß und Mangel haben, sondern weil ihn die in der Darreichung der Gabe ausgedrückte Gesinnung gefreut hat. Die Philipper zeigten, daß sie ihre Lektion gelernt hatten. Es ist also urchristlicher Grundsatz, daß die Gemeinden den Männern, die in ihrem Dienste stehen,

die ihnen geistliche Nahrung reichen, die das Evangelium verkündigen, daheim oder draußen, in ausreichendem Maße den Unterhalt darzureichen haben. Es ist noch nicht so lange her, daß man ziemlich allgemein der Ansicht war, weil die Mission ausschließlich von freiwilligen Gaben lebe, habe man die Pflicht, aus Rücksicht auf die Geber das Gehalt der Missionare denkbar niedrig zu stellen; und es haben denn auch, besonders die deutschen Missionare es sich angelegen sein lassen, mit ihren Bedürfnissen sich auf das äußerste einzuschränken. Ich bin dessen sicher, daß in einer ganzen Reihe von Fällen das Leben tüchtiger Männer abgekürzt worden und der Arbeit großer Schaden erwachsen ist dadurch, daß sie sich mit Rücksicht auf diese Stimmung der Heimatgemeinde die Lebenshaltung nicht gönnten, die mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse unbedingt geboten war. Der Apostel hat seine Gemeinden anders erzogen; sie mußten sich von vornherein bei allem was die Erfüllung ihrer religiösen und kirchlichen Pflichten betraf, des Grundsatzes klar sein: noblesse oblige. In dieser Noblesse ist dann Paulus mit feinstem pädagogischen Takte darin vorgegangen, daß er für seine Person von seinen Rechten keinen Gebrauch machte. So weit die Gemeinden also der Beeinflussung zugänglich sind, müssen sie dazu erzogen werden, nicht nur für die Zwecke der Wohltätigkeit unmittelbarer Nächstenliebe, sondern auch für die religiösen Zwecke des Reiches Gottes freigibig zu sein.

Und viertens. In allen diesen auf Geld und Geldeswert bezüglichen Dingen ist der Apostel von der äußersten Nüchternheit. Keine Spur asketischer, schwärmerischer Ansichten und Verordnungen. Das Christentum des Jüngers ist ebenso wie das des Meisters niemals unnatürlich, die natürlichen Bedingungen des Lebens außer Acht lassend. Niemals wird den Gemeinden zugemutet, alles was sie haben hinzugeben. Nicht einmal als ein Ideal wird dies jemals hingestellt. Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Nur der Fanatismus ist unnatürlich und der Apostel war nie ein Fanatiker. Und gar von Kommunismus, keine Rede. Ich glaube, daß man auch der Urgemeinde in Jerusalem Unrecht tut, wenn man die Berichte der Apostelgeschichte dahin versteht, daß zunächst prinzipiell der Kommunismus eingeführt, aller Eigenbesitz grundsätzlich aufgehoben worden sei. Dies ist jedenfalls nicht allgemein geschehen und ist nicht von den Aposteln angeordnet gewesen. Wenn es Act 4 heißt: „Die Menge aber der Gläu-

digen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein", so deutet dies mehr auf einen gewissen Überschwang der brüderlichen Gefühle in der Zeit der ersten Liebe, als auf grundsätzliches Teilen. Wenn ich zu einem Freunde sage: Betrachte mein Haus als das deinige, so habe ich ihm mein Haus zur Verfügung gestellt, aber nicht geschenkt. Auch Ananias hätte mögen sein Eigentum ruhig behalten, bestraft wurde er wegen seiner widerwärtigen Heuchelei, weil er sich den Schein besonderer Frömmigkeit geben wollte durch eine Freigibigkeit, die niemand von ihm verlangte. Ich halte es daher auch nicht für richtig, wenn man meint, die Armut der Urgemeinde, die den Apostel zu seiner Kollekte veranlaßte, sei durch das Fiasko des ursprünglichen Kommunismus entstanden.

III.

Bei den in dieser Weise erzogenen Gemeinden wird nun eine Kollekte für die bedürftigen Heiligen in Jerusalem gesammelt. Wie geht der Apostel dabei zu Werke? Wir lernen zunächst aus der Beobachtung des Verfahrens des Kollektanten Paulus einige notwendige Voraussetzungen für ein erfolgreiches und ersprießliches Kollektieren kennen. Paulus sammelt wirklich, d. h. er *arbeitet* für diese Sammlung. Er sagt selbst, man habe ihm aufgetragen, der Armen zu gedenken, und er sei *fleißig* gewesen, das zu tun. Er bemüht sich, die Sache in die Wege zu leiten, sie zu lancieren; er überlegt, er ordnet an, schreibt Briefe, macht praktische Vorschläge, bestimmt die Personen, die mit dieser Sache betraut werden sollen und bezeichnet den Termin, bis zu dem die Kollekte abgeschlossen sein soll. Er hat den Auftrag zu dieser Sammlung erhalten und arbeitet nun mit heiligem Ernste daran, diesem Auftrag nachzukommen. Es handelt sich bei dem Kollektieren um den Kampf mit einem listigen und zähen Feind, dessen Brust mit dreifachem Erz bewehrt ist, um den Kampf mit dem Geiz. Bei diesem Kampfe darf man sich nicht schonen wollen. Paulus beschränkt sich nicht darauf, für diese Kollekte zu beten, das hat er zweifellos im Kämmerlein oft genug getan; auch begnügt er sich nicht damit, die Kollekte bloß anzukündigen oder anzuordnen. Schöner mag es manchem wohl vorkommen, nur im Gebet irgend eine ihm am Herzen liegende Sache dem Herrn vortragen zu dürfen, und dann abzuwarten, daß durch die Kräfte der un-

sichtbaren Welt, ohne sein Zutun, der Strom der Liebe in das von ihm gewünschte Bett geleitet wird, schöner, nur die Betglocke ziehen zu dürfen, statt die Bettelglocke läuten zu müssen. Es wäre vielleicht am schönsten so, und hin und wieder hat der Herr es einem Menschen auch so gegeben; aber schließlich gilt doch auch beim Kollektieren der Grundsatz: Bete und arbeite! Man kann manchmal sagen hören: Ich mache es wie Georg Müller, ich bitte nicht Menschen um Gaben, ich bitte den Herrn, daß er gebe, was nötig ist. Aber: si duo faciunt idem, non est idem. Wenn man unüberlegt, nicht vom heiligen Geiste geleitet, dies tut, so liegt die Gefahr der Selbsttäuschung und der Täuschung anderer vor der Türe. Man kann das Bitten durch eine starke Reklame zu ersetzen versuchen wollen. Wenn ich urbi et orbi verkündigen wollte: Ich will ein Vereinshaus bauen, aber keinen Menschen um Gaben dafür bitten, und wenn ich dann einige Wochen später, weil die Sache nicht geht, zwar nicht selbst kollektiere, aber einen Hilfsverein oder ein Damen-Kuratorium begründe, die für mich sammeln, so wäre das zweifellos eine etwas starke Ausnutzung meines Rechtes auf Schlangenklugheit. Wenn wir eine Kollekte sammeln, so müssen wir auch wirklich wollen, daß dabei etwas einkommt, und wenn wir die Sache wollen, müssen wir auch die Mittel wollen und also für die Kollekte arbeiten. Mit der bloßen Ankündigung der Kollekte ist es nicht getan. Paulus hat zwei ganze Kapitel an die Korinther geschrieben wegen dieser Kollekte und so viel Nachdenken und Geisteskraft auf die Sache gewandt, daß es gar nicht leicht ist, die Fülle seiner Gedanken auszuschöpfen. Aber wie wird von uns oft kollektiert! Ich habe manche Ankündigungen von Kollekten gehört, bei denen ich die Empfindung hatte: Der liebe Bruder bittet, aber als bäte er nicht. Man kann eine Kollekte so ankündigen, daß die Gemeinde sofort den Entschluß faßt: Nein, zu dieser Sache gebe ich nichts. Also für die Kollekten muß gearbeitet werden; aber wie soll dies geschehen?

Jede Sache, auch eine Kollekte, muß in der rechten Weise eingeleitet und vorbereitet werden; dazu gehört zunächst, daß der Zweck und die Bestimmung der Kollekte deutlich bestimmt, scharf umrissen angegeben und bezeichnet werden. Der Apostel bittet mit unmißverständlicher Deutlichkeit um Gaben zu einer Hilfeleistung für die bedürftigen Heiligen in Jerusalem. Schon die Bezeichnung der Sammlung sollte möglichst deutlich, knapp und verständlich sein. Je

unbestimmter die Fassung der Bezeichnung der Kollekte ist, desto schwerer wird es sein, die Herzen dafür zu erwärmen. Je knapper und bestimmter der Zweck der Sammlung angegeben ist, desto günstiger ist es. Unerläßliche Voraussetzung für ersprießliches Kollektieren ist ferner, daß die Gemeinden über die Sammlung genau orientiert seien. „Über die Sammlung brauche ich euch nicht weiter zu schreiben", sagt Paulus. Er hat schon früher eingehend mit ihnen darüber gesprochen; sie wissen genau, um was es sich handelt. Das ist ja auch ganz selbstverständlich. Für eine Sache sammeln kann nur einer, der sie kennt und persönlich für sie interessiert ist, und für eine Sache geben wird nur der, der über sie Bescheid weiß und von ihrer Wichtigkeit, Dringlichkeit, Heilsamkeit und Notwendigkeit überzeugt worden ist. Für eine Sache, über die er nichts rechtes weiß, kann sich kein Mensch erwärmen.

Wenn aber die Gemeinde genau über das Wofür und Wozu einer Sammlung unterrichtet sein muß, dann muß der Sammelnde selbst Bescheid wissen, und sich die Mühe nehmen, die Geber aufzuklären. Wenn einer für die Mission sammeln will, muß er die Gemeinde unterrichten, wenn er aber die Gemeinde unterrichten will, so muß er selbst unterrichtet sein. Ich brauche darüber hier nicht weiter zu reden, denn das hieße Eulen nach Athen tragen.

Also Paulus arbeitet für seine Kollekte, indem er sie mit großer Sorgfalt und Klugheit einleitet und vorbereitet. Aber er tut noch mehr. Paulus setzt sich persönlich für die Sache ein, er macht von seinen persönlichen Beziehungen zu den Gemeinden und seiner Vertrauensstellung ihnen gegenüber einen feinen und starken Gebrauch. Nie ist er zarter, inniger, taktvoller, liebevoller, liebenswürdiger, als wenn er um Gaben bittet, oder für empfangene Gaben dankt. Er gebietet nicht, er bittet; er ist der geistliche Vater der Gemeinde, ihr Lehrer, durch den sie mit der Herrlichkeit des Evangeliums bekannt geworden sind, er ist ihr Führer und Berater; nun mögen sie ihm den Beweis liefern, daß sie von der Liebe Jesu erfüllt sind. Es ist ihm eine persönliche Freude, daß die macedonischen Gemeinden so außerordentlich willig zu der Kollekte beigesteuert, sie ihm beinah aufgedrängt haben. Er jubelt, sie haben sich selbst dem Herrn gegeben und damit auch ihm. Sie tun, was sie tun, nicht für ihn, sondern für den Herrn, aber sie tun es ihm zu Liebe. Sie haben soviel geistlichen Segen durch ihn empfangen, dies

sollen sie ihm dadurch vergelten, daß sie ihn durch ihre Gaben erfreuen. Er schickt von Macedonien aus den Titus nach Korinth, um dort die Kollekte zu betreiben. Wie fein empfiehlt er ihn, wie bereitet er dessen Tätigkeit vor durch das feste Anziehen aller persönlichen Beziehungen. So empfohlen konnte dem Titus eine freundliche Aufnahme nicht fehlen.

Wenn wir erfolgreiche Kollektanten beobachten, so finden wir auch heute, daß sie es gerade so machen und dadurch am meisten wirken, daß sie in persönlicher Beziehung und Verbindung mit den Kreisen stehen, von denen sie Gaben erbitten. Es sind diejenigen Männer, die eine weite Gemeinde von solchen besitzen, die ihnen geistlichen Segen, Anregung, Rat oder Trost verdanken und die sich daher ihnen persönlich verpflichtet fühlen. Ein Mann wie Rosegger, der einen großen Kreis von Menschen hat, denen er durch seine Schriften innerlich nahe steht, denen er etwas für Herz und Gemüt gegeben hat, hat leicht sammeln. Wenn er eine evangelische Kirche bauen will, werden ihm die Mittel dazu mit Bereitwilligkeit, ja mit Freudigkeit gespendet werden. Ähnlich ist es bei Keller und anderen, bei denen die Beziehungen vielfach noch unmittelbarer, persönlicher sind. Bodelschwingh, G. Müller und andere sind Männer, die der evangelischen Christenheit einen geistlichen Dienst geleistet haben, deren Persönlichkeit und Lebenswerk eine Bereicherung der christlichen Kirche bedeutet, Bodelschwingh hat gezeigt, was die christliche Liebestätigkeit vermag, G. Müller hat den Beruf in sich gefühlt, seine Person der Christenheit als einen Beweis dafür vorzuführen, daß es einen Gott gibt, der Gebete erhört. Tausende empfinden dies als einen ihrem Glaubensleben, ihnen persönlich geleisteten Dienst, den sie willig mit einer irdischen Gabe entlohnen. Diese Männer sind aber alle auch bemüht zu möglichst weiten Kreisen in persönliche Beziehungen zu treten, und die geknüpften Beziehungen festzuhalten. Ich möchte, ohne ihn direkt beweisen zu können, den Satz aufstellen, daß die großen Kollektanten alle auch große Korrespondenten gewesen sind, die sich unablässig bemüht haben, die persönlichen Beziehungen, die sich irgendwie geknüpft hatten, nicht wieder aus der Hand zu geben, und das persönliche Band des Vertrauens und der Liebe nicht locker werden zu lassen. Das Wort: „Ich habe keine Zeit!" existiert für diese Männer nicht, wie es auch im Sprachgebrauche des Apostels Paulus nicht vorkommt. Mitten in seiner rastlosen Missionstätigkeit, in

Mangel und Trübsal, unter Verfolgungen und Fährlichkeiten, alternd und kränkelnd, angefeindet und verleumdet, angelaufen und überlaufen den ganzen Tag, hat er noch Zeit, seine großen Briefe zu schreiben, an alle möglichen Freunde und geistliche Kinder zu denken, um ihr Wohlergehen sich zu bekümmern, für sie zu beten und zwei Kapitel über die Kollekte für die bedürftigen Heiligen zu schreiben. Hier hat man das Vorbild eines Arbeiters. Und last not least — er vergißt das Danken nicht. Also die Voraussetzungen für das Gelingen einer Sammlung werden da besonders günstig sein, wo persönliche Beziehungen zwischen Sammler und Gebern vorhanden sind, wo der Sammler eine Vertrauensstellung einnimmt, bzw. durch seine Person und Leistung einen Anspruch darauf hat, eine Gabe als Gegenleistung zu erbitten. Wenden wir dies auf unsere Verhältnisse an und fragen wir: „Wer sind für unsere kirchlichen und religiösen Zwecke die richtigen Kollektanten?“ Die Antwort lautet: Die geistlichen Väter der Gemeinden, die ihnen den Segen des Evangeliums vermitteln, die sie bereichern helfen durch geistlichen Segen in himmlischen Gütern, die Seelsorger, die Vertrauensmänner, die rechten Pastoren sind die geborenen Kollektanten, die zu einer Gemeinde sagen können: Was ihr tut, tut ihr nicht für mich, aber tut es mir zu Liebe. Macht mir die Freude, zu beweisen, daß eure Liebe echt ist.

Nun ist allerdings eine Schwierigkeit vorhanden. Die Pastoren sollen mit weitem Herzen die verschiedenen Bedürfnisse der evangelischen Christenheit, für die sie zu sammeln haben, auf dem Herzen tragen, und können sich daher nicht einseitig auf eine Kollekte festlegen; andrerseits hat der Pastor zwar persönliche Beziehungen zu der Gemeinde aber nicht zur Arbeit. Es wird daher in vielen Fällen ein Zusammenwirken stattfinden müssen zwischen den Gesellschaften, die für bestimmte Bestrebungen kollektieren, und den Pastoren. Von Seiten der Gesellschaften sind die Berufsarbeiter die zum Kollektieren geeigneten Persönlichkeiten. Der Missionar, der auf dem Kriegsschauplatze steht, im Kampfe mit dem Mächten des Heidentums, leistet der Christenheit einen Dienst, der ihm den Anspruch darauf gibt, um eine Gegenleistung zu bitten. Die Vereinsgeistlichen, die Diasporapfarrer, die Missionsinspektoren, die persönlich des Tages Last und Hitze tragen, die die Arbeit tun und daher am besten für die Notwendigkeit und Heilsamkeit derselben Zeugnis ablegen können, sind diejenigen, die am besten das Kollektieren betreiben können. An Stelle

der oft schonungsbedürftigen Berufsarbeiter können selbstverständlich auch solche Männer eintreten, die sich in ein bestimmtes Arbeitsgebiet eingelebt haben und durch ihre Person und ihre Wirksamkeit eine Bereicherung der christlichen Gemeinde bedeuten.

Der Berufsarbeiter hat also die persönliche Beziehung zu der Sache, für die gesammelt werden soll, aber es fehlt ihm gewöhnlich die notwendige Vertrauensstellung zur Gemeinde; der Pastor hat die segensreiche Beziehung zur Gemeinde, aber es fehlt ihm manchmal die persönliche Beziehung zur Arbeit. Darum muß ein Zusammenwirken stattfinden. Als Titus nach Korinth kam, traf er dort einen wohl vorbereiteten Boden. Er war der Gemeinde empfohlen als ein tüchtiger, für die Arbeit und speziell für diese Kollekte eifrig bemühter Mann; die Gemeinde war auf sein Kommen gespannt; dem Vertrauensmann ihres Apostels brachten auch sie ihr Vertrauen entgegen. So sollten zwischen dem Berufsarbeiter, der in eine Gemeinde sammelnd kommt und der Gemeinde selbst durch den Seelsorger bereits persönliche Verbindungslinien gezogen sein. Der Pastor kann auf alle Weise an seine Gemeinde herankommen in der Predigt, im Kindergottesdienst, in Missions- und Bibelstunden, in Sitzungen des Gemeindekirchenrats und im Privatgespräch. Es genügt nicht, einfach anzukündigen: „An dem und dem Tag feiern wir ein Missionsfest und der und der wird reden." Meine Herren und Brüder! Sie können außerordentlich viel zur Hebung der Kollekten beitragen, wenn Sie die Redenden in ihren Gemeinden vorher recht bekannt machen, wenn Sie von ihrem Leben und Arbeiten, von ihrem Eifer und von ihren Opfern in kurzen Worten etwas erzählen, und ihr Arbeitsfeld mit einigen Strichen zeichnen. Lassen Sie es die Gemeinde fühlen: mea res agitur. Machen Sie die Leute gespannt auf den Tag und den Redner. Dann weht auf dem Feste gleich eine ganz andere Luft; man weiß schon etwas und erwartet noch mehr, die Ohren sind aufgetan und die Gemüter erschlossen, das Holz liegt zum Opfer bereit, nun kann der Funke zünden. Nichts Schrecklicheres als kalte, frostige Versammlungen, bei denen die schönsten Reden an dem ehernen Panzer der persönlichen Uninteressiertheit abprallen. Auch der Redner spürt es sofort, ob die Verbindungsfäden zwischen ihm und den Hörern geknüpft sind oder nicht. Es ist ein niederschmetterndes Gefühl, wenn man bei einem Feste mitgewirkt hat und spürt, daß man als ein Unbekannter gekommen ist und als ein Unbekannter wieder geht.

Die wenig ergibige Kollekte setzt dann gewöhnlich noch das Siegel auf eine verlorene Schlacht. Die Gemeinden achten darauf, ob der Fremde mit ihrem Pastor intim ist, ob er von dem Superintendenten freundlich, brüderlich oder frostig und steif begrüßt wird. Darum halte ich es auch für richtig, daß bei Festen der Ortsgeistliche oder der Superintendent die Kollekte empfehlen, schlicht, einfach und warm, so daß den Hörern das Herz aufgeht und sie etwas fühlen von dem Dringen der Liebe Christi.

Und endlich: Welche Triebkräfte setzt der Apostel in Bewegung, um die Herzen zum Geben willig zu machen?

1. Er bittet um die Gaben der Gemeinden, damit er die Echtheit ihrer Liebe erprobe. Wenn sie etwas gespürt haben, von der Seligkeit, sich errettet zu wissen durch die Gnade des Herrn Jesu, wenn sie sich dessen bewußt geworden sind, was sie dem Herrn verdanken, der, ob er wohl reich war, doch arm wurde um ihretwillen, damit sie durch seine Armut reich würden, dann konnten sie ja nicht anders, als ihre Liebe kund werden zu lassen, sie ausströmen zu lassen auf alle, die ihrer Liebe bedürftig sind. „Das tat ich für euch, was tut ihr für mich," lesen wir zwischen den Zeilen dieser Verse. Die Kollekte soll ein Prüfstein der Gesinnung der Christen sein, ein Beweis davon, daß sie von der überschwenglichen Gnade ihres Herrn in ihrem Innersten berührt worden sind, daß sie lieben müssen, da sie zuerst geliebt wurden.

2. Die Kollekte dient zur Ehre Gottes. Wenn die Dankgebete der Heiligen zu Jerusalem zum Throne Gottes emporsteigen, wenn sie ihn dafür preisen, daß er die Herzen der Heiden zur Liebe und Milde gelenkt hat, so wird der Name Gottes geheiligt. Das sind die Triebkräfte die zu den größten und den reinsten Opfern bewegen. Mein Jesus soll herrlicher werden, die Erde und ihre Reiche sollen meinem Herrn untertan werden, damit sein Name gepriesen werde auf dem ganzen Erdenrund, und ich bin gewürdigt, dieses herrliche Ziel herbeiführen zu helfen.

3. Die Kollekte dient dazu, die Verbindung zwischen den Kindern Gottes herzustellen und sie einander näher zu bringen. Die Heiligen in Jerusalem sprechen in ihren Gebeten ihr Verlangen nach denen aus, die durch ihren milden Sinn und ihr Mitteilen sich als rechte Bekenner, als wahre Brüder und Schwester in Christo bewiesen haben. Die Christen sollen sich erhoben und gestärkt fühlen durch

das Bewußtsein, eine großartige in sich zusammengeschlossene Einheit zu bilden. Die Größe, das Wachstum, die historische und soziale Bedeutung des Gottesreichs tritt dadurch für sie in ein helles Licht. Welche Befruchtung und Stärkung unseres Glaubenslebens ist es in unseren Tagen, zu sehen, wie unter Gottes Segen durch die freiwilligen Gaben der Christenheit die Heidenmission und die christliche Liebestätigkeit in der Heimat zu Großmächten geworden sind. Welcher Segen fließt dadurch auf uns zurück, um uns zu stärken und zu ermutigen in dem schweren Kampfe mit dem Unglauben und dem Widerchristentum in der heimischen Kirche. Das ist mit eine Frucht der Kollekten.

4. Paulus spornt die Gemeinden zu gegenseitigem Wetteifer an, mit kluger Verteilung von Lob und Ermahnung. Er lobt die Korinther, daß sie bereitwillig mit der Kollekte angefangen, dann lobt er dankbaren Herzens die Macedonier, daß sie dieser Anregung in der opferfreudigsten Weise Folge gegeben haben, und dann spornt er damit wieder die Korinther an, daß sie nun dem guten Willen, den sie zuerst gezeigt, nun auch die Ausführung entsprechend sollten folgen lassen. Wenn der Apostel hier den Lokalpatriotismus benutzt, so ist dieser Apell an einen dem Menschen nun einmal anhaftenden Trieb doch etwas ganz anderes, als die Pflege beschränkter Kirchturmspolitik, die wir oben verworfen haben. Er beabsichtigt, die Herzen nicht eng, sondern weit zu machen. Sehr beachtenswert ist, daß der Apostel weder schilt, noch tadelt, noch Vorwürfe macht. Der Stecken des Treibers muß ein Stab „Sanft" sein, nicht ein Stab „Wehe".

5. Paulus weist endlich in der schlichtesten und natürlichsten Weise hin auf den Segen des Gebens. Gott will fröhliche Geber. Darum sollen die Christen nicht aus Zwang geben, sondern wie es ihnen ums Herz ist. Sie sollen nur nicht fürchten, daß sie Mangel leiden werden, wenn sie gern und reichlich geben. Er macht ihnen keine überschwenglichen Versprechungen, etwa daß sie durch Wohltun in ihren Geschäften Glück haben werden u. a. Aber er weist sie darauf hin, daß derselbe Gott, der in der Natur waltet, auch im geistlichen und sittlichen Leben der Menschen das Regiment führe. Wenn der Säemann seine Saat ausstreut, so wirft er den Samen scheinbar sorglos weg, aber er tut es in der Erwartung, daß der Gott, der über dem Gesetze von Samen und Ernte wacht, ihm seine *Aussaat* bei der Ernte lohnen werde, und zwar desto reichlicher je

reichlicher er den Samen ausgestreut hatte. Es mag ja auch einmal die Ernte mißraten und der ausgestreute Samen verloren gehen, der Säemann wird dadurch nicht irre werden, er weiß, das Gesetz bleibt doch bestehen: Wie die Saat, so die Ernte. Wer ängstlich, kärglich und sparsam sät, der riskiert vielleicht weniger, aber er gewinnt sicher weniger. Vor solcher Ängstlichkeit will der Apostel warnen. Man muß nicht gleich fürchten, daß man sich arm schenke. Gott hat Macht, seine Gnade reichlich über euch zu ergießen, daß ihr allezeit und in allem genug habet. Es gibt solche ängstliche Gemüter, die sparsam säen, aber dann auch sparsam ernten. Der Apostel behandelt sie in seiner Güte schonend, aber er zeigt ihnen doch deutlich, wo bei ihnen der Fehler sitzt. Auch wir haben viel damit zu tun, den Menschen solche ängstliche Sparsamkeit, die sich oft in das Gewand der Tugend kleidet, auszureden und zu verleiden. Es gibt reiche Leute, die unbeschreiblich leichtfertig und unvorsichtig zu handeln glauben, wenn sie nicht in jedem Jahre ihre 10000 oder 100000 Mk. auf die hohe Kante legen, und die es sich kaum verzeihen könnten, wenn sie durch unbedachtes Hergeben einiger brauner „Lappen" dieses hohe Ziel zu erreichen einmal verhindert würden. Das heißt kärglich säen. Wir kennen eine Wohltätigkeit, die mit gerunzelter Stirne und zusammengekniffenen Lippen ihre Gaben gibt, aber nur ja nicht zu viel. Es sind uns solche Geber nicht unbekannt, die die Hände ringen, wenn sie hören, daß einmal einem armen halbverhungerten Menschen, statt der ihm und seiner Armut allein gebührenden Erbsen-, Linsen- oder Bohnensuppe einmal ein Stück Braten gereicht worden sei; die auf jedem Brot, das sie einem armen Kinde reichen, statt der Butter eine Portion strafender und belehrender Weisheit fingerdick aufstreichen. „Um alles wo sollen wir denn noch hinkommen, wenn wir die Armen an Ansprüche gewöhnen und die wilden Heiden so verwöhnen." Das heißt kärglich säen. Ach einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, einen Geber, der seinem Gott vertraut, und es von seinem Herrn weiß, daß er ihm das, was er tun kann, es sei wenig oder viel, immer im Leiblichen oder im Geistlichen reichlich lohnen wird.

Und nun noch einige praktische Winke.

1. Der Apostel will den Korinthern das Geben leicht machen. Sie sollen sich nicht weh tun; er verlangt von ihnen nicht zu viel. Nur von dem, was sie zu viel haben, sollen sie etwas hergeben, zur Ausgleichung an die, die zu wenig haben.

2. Sie sollen **regelmäßig am Sonntag** etwas **zurücklegen**, je nach ihren Einnahmen. Sie sollen sich also Sparbüchsen anlegen, damit sie einen Fonds haben, aus dem sie spenden können, sie können dann leichter geben; die Gabe kommt dann nicht so mühsam heraus, als müßte man die Gabe seinem Geize mühsam abringen. Auch hier zeigt sich der Apostel in seiner ganzen verständigen Nüchternheit und Natürlichkeit, je nach dem Maße ihres Einkommens sollen sie ihre Spargroschen bemessen.

Von hier aus lassen sich wohl aus dem Sinne und dem Geist des Apostels heraus auch die verschiedenen Veranstaltungen rechtfertigen, durch die man den Menschen das Geben zu erleichtern sucht, nämlich die Veranstaltungen von Verkäufen, Bazaren, und dergl. Der Kollektant muß sich allerdings dabei stets der haarscharfen Grenzlinie bewußt sein, die er als Vertreter einer ernsten und heiligen Sache nicht überschreiten darf.

3. Der Apostel ist durchaus ein **Gegner des wilden Kollektierens**. Er hat ein Komitee gebildet, bestehend aus den Delegierten der einzelnen Provinzen, die beigesteuert hatten. Er schickt ein solches Komiteemitglied mit Titus nach Korinth. Warum? „So schützen wir uns vor aller üblen Nachrede über dieser reichen Gabe, die wir vermitteln; liegt uns doch am Herzen das Rechte, nicht nur vor dem Herrn, sondern auch vor Menschen." Die Komitees, die aus angesehenen Männern bestehen müssen, haben die Aufgabe, den gebenden Gemeinden gegenüber für sachverständige Rechnungsführung und Rechnungslegung, sowie für zweck- und bestimmungsmäßige Verwendung der Gaben Bürgschaft zu leisten. Eine solche Bürgschaft zu verlangen, haben die Gemeinden ein Recht. Auf eine solche zu verzichten, eine Sache oder eine Person ohne solche Bürgschaften zu unterstützen ist eine Schwäche, unter Umständen ein Unfug. Man hat oft den Eindruck, als ob für gewisse Kreise gerade solche Personen von einem gewissen Nimbus umflossen seien, die ohne Legitimation, ohne Garantie für die Solidität ihrer Sache die Gläubigen brandschatzen. Es gibt wunderliche Heilige, für die nur phantastische und abenteuerliche Unternehmungen einen Reiz haben und für die ein kollektierender Armenier oder Syrer geradezu unwiderstehlich ist.

Paulus sagt: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, und Warneck setzt dazu: Einen fröhlichen Sammler hat der Geber lieb. Das Kollektieren ist ein schweres Werk, aber auch ein Ehrenamt. Wir

sollten dahin kommen, solch Werk mit Freuden zu tun und nicht mit Seufzen. Wenn meine Worte dazu beigetragen haben sollten, Sie dazu anzuregen, mit neuem Mut und frischer Kraft auch in diesem Stücke dem Herrn zu dienen, dann würde ich glauben meine Aufgabe erfüllt zu haben. Die Gaben und Neigungen sind verschieden. Dem einen ist das Sammeln eine Freude, dem andern ein Leiden; bei dem einen entspricht es einer natürlichen Neigung, der andere muß jede Bitte um eine Gabe einer widerstrebenden Natur abringen. Das Nehmen ist wahrlich oft schwerer als das Geben. Aber selbst wenn das Kollektieren als ein Opfer erscheinen sollte, wir müssen das Opfer bringen dem Herrn zu liebe, der das größte Opfer für uns gebracht hat. Es kann freilich nicht jeder den Anspruch erheben, ein Kollektant zu sein nach dem Maße des großen Apostels, es darf nicht jeder die Gnade eines Paulus begehren; aber darnach sollten wir alle trachten, einmal aus dem Munde unseres Herrn das Lob zu vernehmen: Ihr habt getan, was ihr konntet.

Die Gesamtlage in Japan,

als Einleitung zur Spezial-Rundschau.

Von P. Friedrich Raeder.

III.

Da die christliche Mission in Japan keineswegs leichte Aufgaben zu lösen hat, haben die bisherigen Erfahrungen zur Genüge bewiesen. Es ist ja bekannt, wie auf die erste Periode überraschender Erfolge eine Periode der Reaktion, eine Zeit geringer Dinge, ja geradezu des Rückschrittes folgte. Das Christentum hatte bei dem leicht beweglichen Volke der Japaner bald den Reiz der Neuheit eingebüßt, die politischen und kulturellen Aufgaben und Erfolge nahmen das Interesse vollauf in Anspruch, der mit dem wirtschaftlichen Fortschritt stets zunehmende Mammonkultus, die Jagd nach Geld und Gewinn, machten die Herzen unempfänglich für die idealen Güter des Glaubens. Aber es wäre falsch, die Schuld an den geringeren Erfolgen der letzten Zeit ausschließlich äußeren Einflüssen und Hindernissen zuzuschreiben. Wir haben allen Grund zu fragen, ob nicht die Mission selbst an den Mißerfolgen Schuld sei, ob nicht in den

bisher angewandten Missionsmethoden Fehler liegen. Es gibt nur ein Mittel, nicht nur den Widerstand des Heidentums, sondern auch das noch größere Hindernis der Gleichgiltigkeit, der religiösen Indolenz zu überwinden, — das ist das Wort vom Kreuz, wie es einst Paulus und die anderen Apostel verkündigt und wie es einst die Welt überwunden. Und wir haben allen Grund zu fragen, ob dieses Mittel auch in Japan in rechter Weise angewendet worden ist. Der Baptistenmissionar Jones hat auf der General-Konferenz der Missionare Japans 1900 in Tokio gerade auf die wunde Stelle der japanischen Mission den Finger gelegt, wenn er u. a. ausführte:

„Ich möchte Sie fragen, ob das Predigen von Ethik und Philosophie, oder sozialer Reform, oder Zivilisation, oder Erziehung, ob solches alles Predigt des Evangeliums sei? Ich möchte aufs nachdrücklichste antworten: Nein. Diese Gegenstände sind gewiß am Platz bei der Belehrung und Erziehung von Christen, aber nicht in der Predigt an Ungläubige. Sie mögen gelegentlich zur Illustration herangezogen werden — Christus und seine Apostel haben aus allen Gebieten ihre Illustrationen entlehnt —; wenn wir aber die Predigten der Bibel studieren, so sehen wir, daß sie immer handeln von Gott, dem Schöpfer und Regierer und Richter des Alls, von dem Menschen als dem Sünder unter dem Zorne Gottes, von Jesu dem Heiland, der sein Blut für alle Menschen vergießt, und von dem Menschen, der Buße tut und wiedergeboren wird unter der Machtwirkung des heiligen Geistes. Paulus verzichtet ausdrücklich auf den Gebrauch weltlicher Gelehrsamkeit und Weisheit, und zwar nicht deswegen, weil er nicht imstande gewesen wäre, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, sondern weil er befürchtete, daß dadurch das Kreuz unwirksam gemacht werden könnte. Und das ist es, worin viele von uns in Japan gefehlt haben. Wir haben, fürchte ich, dem Volke vielerlei Dinge außer dem Evangelium gepredigt. Zweifellos sind es ja diese Dinge gewesen, nach welchen das Volk hier in seinem tollen Jagen nach materieller Zivilisation verlangt hat. Wir hatten es gemerkt, daß, so oft wir von Gott redeten, von menschlicher Sünde, von einem gekreuzigten Christus, der uns als das einzige Mittel, um vom Zorne Gottes zu entrinnen, dargeboten wird, daß alsdann unsere Zuhörerschaft spärlicher wurde. Dann haben wir, um unsere Zuhörerschaft festzuhalten — und nichts erscheint einem Redner unserer Tage wichtiger als das, — dann haben wir ihnen das geboten, wonach ihnen die Ohren juckten" (Tokyo Conference Proceedings 654 f.). Und Missionar M'Collum von der südlichen Baptistenmission äußert sich in ähnlicher Weise in Bezug auf die hinter uns liegende Periode der missionarischen Verkündigung in Japan. „Bis jetzt", sagt er, „haben viele Evangelisten, und ich fürchte, auch nicht wenige Missionare, in dem Bestreben, das Christentum anziehend zu machen, es versäumt, den „gekreuzigten Christus" so zu betonen, wie sie sollten" (South. Bapt. Annual 1902, 101).[1])

1) Schinri — Z. M. R. D. H.

Wir sehen, die Schuld an der „Reaktion" trifft nicht allein die sog. „liberalen" Missionen, die entweder eine vom Christentum eines Paulus und Johannes abweichende Lehre ausdrücklich auf ihre Fahne geschrieben haben, oder — was dem praktisch gleichkommt — eine „Gleichberechtigung der theologischen Richtungen" auf dem Missionsgebiete anstreben bezw. als zulässig anerkennen. Und in letzterem Sinne ist nicht nur der „Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein", sondern sind auch die kongregationalistischen Kumiai-Kirchen und manche der amerikanischen Missionare leider „liberal". Einer der hervorragendsten japanischen Prediger der Kongregationalisten, Rev. Ebina, vertritt eine recht „fortgeschrittene" Theologie, indem er die Gottheit Christi, seine leibliche Auferstehung, die Dreieinigkeit usw. leugnet (Mission News [A. B. C. F. M., Yokohama], VII, 26. Assembly Herald 1902, 361). In Osaka wirkt an der wohl größten independentischen Gemeinde des Landes ein Pastor, der „viele freier gerichtete Theologen in Berlin kennen gelernt und einen unverwischbaren Eindruck von ihnen bekommen haben soll", und als Hilfsprediger ein früherer Student des Theologenseminars des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (Z. M. R. 1900, 318). Es ist vom missionarischen und pädagogischen Gesichtspunkte aus gewiß mindestens anfechtbar, daß die in christlicher Erkenntnis und Erfahrung noch sehr unreifen japanischen Theologiestudierenden in den Strudel der modernen theologisch-kritischen Wissenschaft mit ihren unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothesen hineingeworfen werden, nachdem man sie von der Autorität der Schrift als alleiniger Norm des Glaubens losgelöst hat. Ebenso anfechtbar ist es, daß dem wahrheitssuchenden Japan Bücher, wie Harnack's „Wesen des Christentums" und Gunkel's „Sagen der Genesis" in japanischer Übersetzung dargeboten werden. Wenn in der Z. M. R. (1902, 353) in der Tatsache, daß die Besprechungen des letzteren Buches in der japanischen Presse „voll Lobes und ohne Verständnis" waren, ein Beweis dafür gesehen wird, „daß das Buch nötig" war, so dürften andere aus dieser Tatsache einen ganz anderen Schluß ziehen. Diese Tatsache scheint bezeichnend zu sein für die Stellung der „fortgeschrittenen" Japaner zur modernen Theologie überhaupt. Daß die moderne Theologie, unverstanden, aber als das Fortgeschrittenste, was der Westen zu bieten hat, um so bereitwilliger angenommen, in den Köpfen mancher japanischen Prediger eine Verwirrung anrichtet, die

ihre Predigten unwirksam macht, ist eine noch immer wiederkehrende Klage, obgleich die Hochflut der rationalistischen Theologie erfreulicherweise bereits vorüber zu sein scheint (Am. Presb. Rep. 1899, 149. Prot. Ep. Rep. 1901, 241. Am. Bapt. Rep. 1903, 219). Ein früherer Prediger, der für seine Person, nachdem er am Glauben der Kirche irre geworden, derselben den Rücken gekehrt hat, legt in einem japanischen Blatte ein interessantes Bekenntnis ab, wie er dazu gekommen.

„Die neue Theologie", sagt er, „hat den Glauben sehr vieler christlicher Bekehrter untergraben. Wenn die Leute, welche eine gewisse Lehre in blindem Glauben angenommen haben, nachher hören, daß diese auf keiner vernünftigen Grundlage beruht, so beginnen sie naturgemäß an allem zu zweifeln. Früher las ich das Johannesevangelium mit Genuß, in der Meinung, daß es von einem Jünger, der in beständigem Umgange mit Christo gestanden, niedergeschrieben sei. Als ich aber erfuhr, daß der wirkliche Verfasser des Evangeliums (!) keinen solchen Anspruch auf Gehör erheben darf, war das Vergnügen, das ich an diesem Evangelium gehabt, völlig dahin." Indem nun der Mann von seinem Standpunkt aus die Missionare anklagen muß, daß sie ihnen solange die vermeintliche Wahrheit vorenthalten, beklagt er doch die seitdem eingetretene Erschlaffung des christlichen Glaubenslebens und erblickt darin eine Wirkung gerade jener rationalistischen Theologie. „Die Kenntnis des fortgeschrittenen Christentums hat uns erst spät erreicht, und das ist es, warum so viele Abfälle im Laufe der letzten 10 oder 15 Jahre geschehen sind ... Die Zeit des wirklichen Glaubens ist, soweit Japan in Betracht kommt, diejenige gewesen, da man an einen persönlichen Gott, an die Bibel als Quelle aller Wahrheit und an das zukünftige Leben als eine große Realität glaubte. Heutzutage sind diese Dinge wegerklärt (explained away), und daher weicht der christliche Eifer und statt die Buße und das Entrinnen vom künftigen Zorn zu verkündigen, ist die Kirche unserer Tage mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt, indem sie sich bemüht um Besserung weltlicher Verhältnisse" (The Missionary 1900, 537).

Das gibt gewiß zu denken. Aber wie gesagt, die Schuld an den geringen Erfolgen trifft nicht nur die sogenannte „liberale" Theologie und ihre Vertreter und Verbreiter, die liberalen Missionare und eingeborenen Pastoren, sondern auch viele für ihre Person „positiven" Missionare, Pastoren und Evangelisten haben das „Wort vom Kreuz", das als weltüberwindende Macht bewährte Evangelium eines Petrus, Paulus und Johannes, das sie persönlich als ewige Wahrheit erkannt, nicht so nachdrücklich, nicht so klar, nicht so ausschließlich verkündigt, wie sie es sollten. Mit Recht sind die in Tokio versammelten Missionare darauf hingewiesen worden, daß der Schlüssel zum Missionserfolge in der Rückkehr zum alten, einfachen Evangelium von

dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Gottessohne zu suchen ist. Und daß diese Mahnung beherzigt worden ist, das hat eine Wendung zum Besseren herbeigeführt. Das „Wort vom Kreuz" hat wiederum einmal seine Kraft bewiesen und von allen Seiten wird uns versichert, daß die Aussichten der Mission in Japan sich neuerdings wieder erfreulicher gestalten. Das bemerkenswerteste und erfreulichste Ereignis der letztverflossenen Jahre ist die sog. Taikyo-Dendo-Bewegung, das Forward Movement, mit welchem das neue Jahrhundert in Japan eingeleitet worden ist.

Die Anregung zu dieser Bewegung ist nicht von den fremden Missionaren, sondern — und das ist besonders bemerkenswert und erfreulich, — von den Japanern selbst und zwar von der Fukuin-Domei-kwai, der Evangelischen Allianz, ausgegangen. Im April 1900 wurde auf einer Versammlung der letzteren in Osaka beschlossen, das neue Jahrhundert mit einer energischen evangelistischen Aktion im ganzen Lande einzuleiten. Es sollten nach einem bestimmten Plan, im Anschluß an die evangelischen Gemeinden des Landes und mit deren aktiver Beteiligung längere Zeit hindurch evangelistische Versammlungen veranstaltet werden. Alle Missionen sollten aufgefordert werden, sich an diesem Werke gemeinsam zu beteiligen. Die Missionskonferenz zu Tokio stimmte dem Vorschlag zu und ernannte eine zehngliedrige Kommission, welche gemeinsam mit dem Komitee der Allianz alle nötigen Vorbereitungen treffen sollte. Nur die hochkirchlichen Amerikanisch-Bischöflichen haben sich von der Bewegung grundsätzlich ferngehalten. Am 8. Februar 1901 wurde in allen evangelischen Kirchen des Landes über das Thema: „Unser Land für Christum" gepredigt, um die Gemeinden für den Plan zu gewinnen; darauf folgten gemeinsame Gebetsversammlungen zur Vorbereitung auf die Aktion. Letztere wurde in verschiedenen Teilen Japans im Laufe des April und Mai begonnen, ruhte sodann während der heißen Zeit von Mitte Juli bis Ende August, um dann im Herbst wieder aufgenommen und bis in den Dezember hinein fortgesetzt zu werden. Am 14. Dezember fand das abschließende Thanksgiving Service in der Halle des christlichen Vereins junger Männer in Tokio statt, wobei über die Erfolge des Unternehmens in den verschiedenen Orten Bericht erstattet wurde. Die Evangelisationsversammlungen wurden in den Kirchen und Kapellen veranstaltet. Um die Leute in die Versammlungen hineinzubringen, wurden letztere in der Regel nicht nur durch

große Plakate angekündigt, sondern es wurden auch Einladungszettel an alle Vorübergehenden an den Straßenecken verteilt. Zum Teil waren aber auch an einzelnen Orten die Mittel, welche die eingeborenen Christen in ihrem Eifer anwandten, um volle Kirchen zu erzielen, ziemlich abenteuerlicher Art und errinnerten vielfach an das Verfahren der Heilsarmee. Da veranstalteten Gruppen von Christen förmliche Prozessionen, mit Laternen und Fahnen, mit Gesang von geistlichen Liedern nach lebhaften weltlichen Melodien und mit Musik und Lärm, mit Tischglocken und Akkordions (Assembly Herald 1901, 340, 344. Ref. C. Rep. 1902, 41), so daß ein Missionar etwas spöttisch bemerkt: „Es mag sein, daß uns bald nur noch ein rotes Hemd und ein Tamburin zur vollständigen Ausrüstung von Heilsarmee-Jungen fehlt" (The Missionary 1901, 369). Immerhin verdient es bemerkt zu werden, daß man bei dieser Gelegenheit die ersten Versuche mit kurzen Straßenpredigten gemacht hat, und daß diese Straßenpredigten von der Polizei nicht nur gestattet, sondern auch beschützt wurden und selbst in solchen Städten, wie Nagoya, wo die Buddhisten eine starke Macht repräsentieren, ohne Störungen verlaufen sind (C. M. S. Proc. 1901—1902, 416). In den Evangelisationsversammlungen predigten abwechselnd Missionare und Pastoren verschiedener Denominationen nach einem vom geschäftsführenden Komitee aufgestellten Plan. Es ist nicht zu verwundern, wenn an einigen Orten die aggressive Art der Predigt methodistische Auswüchse zeitigte, wenn die Predigten zu sensationell und auf Erregung des Gefühls berechnet waren (Prot. Ep. Rep. 1902, 206. Z. M. R. 1901, 253), während andrerseits Klagen über Störungen der Arbeit, verursacht durch rationalistische Predigten liberaler Theologen, nicht ganz fehlen (Meth. Ep. Rep. 1902, 65. Am. Presb. Rep. 1903, 185, wo von Rev. Ebina und den mit der deutschen Mission verbundenen Japanern die Rede ist). Die letztgenannten Differenzen führten schon im Herbst 1901 zu Verhandlungen auf der Generalsynode der presbyterianischen „Kirche Christi in Japan," wobei sogar eventuelle Trennung von dem organisierten Taikyo-Dendo wegen dessen Verbindung mit der allzu weitherzigen Evangelischen Allianz (zu dessen Vorstande auch Rev. Ebina gehört) ernstlich in Frage kam, und im April 1902 kam es auf der Generalversammlung der Allianz zu erregten Debatten, wobei namentlich von presbyterianischer Seite verlangt wurde, die Anerkennung der Gottheit Christi und der Trinität für eine conditio

sine qua non der Mitgliedschaft zu erklären. Die Frage wurde einer Kommission überwiesen (Am. Presb. Rep. 1903, 184 ff. The Missionary 1901, 547). Sonst aber wird von Missionaren aller Richtungen bezeugt, daß die Bewegung und die Art der Evangeliumsverkündigung ein im ganzen gesundes, evangelisches Gepräge gehabt und sich im ganzen vom Haschen nach bloßer Gefühlserregung ferngehalten habe. Selbst die nüchternen Lutheraner urteilen: „im Ganzen war die Bewegung konservativ und durchaus evangelisch, und wir glauben, daß das Gute, das sie im allgemeinen gestiftet, die Schäden, welche sich aus der Anwendung von verkehrten Methoden etwa ergeben könnten, bei weitem überwiegen wird" (Un. Synod of the Ev. luth. C. in the South, Rep. 1900—1902, 16). In den einzelnen Versammlungen schloß sich an die Predigt in der Regel die Aufforderung an diejenigen, die das Christentum näher kennen lernen möchten, sich durch Aufstehen oder Erheben der Hand zu melden, worauf dann nach Schluß der Versammlung die Namen und Adressen der Betreffenden notiert wurden, um einen weiteren Verkehr mit den neuen inquirers zu ermöglichen. Man gab sich jedenfalls nicht mit einer einmaligen Einwirkung auf die Herzen zufrieden, sondern bemühte sich, den einzelnen inquirers, welche verschiedenen Missionen zugewiesen wurden, nachzugehen und auf dem einmal gelegten Grunde weiterzubauen. Im Anfang ist das vielleicht weniger, späterhin regelmäßig geschehen.

Und was für Erfolge sind erzielt worden? Zunächst mögen die trockenen Zahlen des offiziellen Berichts folgen. Taikyo-Dendo-Versammlungen haben in 42 Provinzen stattgefunden und 536 ausländische und japanische Prediger von 22 verschiedenen Denominationen und 376 Gemeinden haben sich beteiligt. An 2 Millionen Einladungen und 600000 Traktate sind verteilt und zur Deckung der Unkosten über 10000 Yen aufgebraucht worden. Etwa 20000 Meldungen sind erfolgt, und etwa ein Zehntel der inquirers sind im Laufe des Jahres in die christlichen Gemeinden aufgenommen worden (Am. Board Rep. 1902, 132). Was nun die Beurteilung dieser Ergebnisse betrifft, so ist diese naturgemäß sehr verschieden. Es fehlte nicht an enthusiastischen und rhetorischen Ergüssen in den amerikanischen Berichten und Blättern der verschiedenen Denominationen.

„Es ist einfach wunderbar" (Ass. Her. 1901, 341). „Die größte religiöse Erweckung, die Japan je erlebt" (Cumb. Presb. Rep. 1902, 5). „Die

Ernte ist schon größer, als irgend einer von uns zu hoffen gewagt" (Miss. Her. 1901, 310). „Wunderbare Ausgießung des heiligen Geistes" (Meth. Ep. Rep. 1902, 285). „Keine zweite Bewegung von ähnlichem Charakter und ähnlicher Kraft ist je in der ganzen neueren Missionsgeschichte erlebt worden" (Am. Bapt. Rep. 1902, 170). „Wunderbare Dinge geschehen täglich. Missionare begegnen einander und sagen: ‚Es ist wunderbar; ich kann es nicht begreifen'" (Äußerung eines amerikanischen reformierten Missionars nach C. M. S. Proc. 1901—02, 396).

Das sind so einige aufs Geratewohl herausgegriffene Äußerungen, wie sie im Laufe der Bewegung laut wurden. Doch begegnet man später auch kühleren Beurteilungen, in welchen sich mehr oder weniger deutlich Enttäuschung aussprach. Natürlich waren die Wirkungen und sichtbaren Erfolge nicht an allen Orten die gleichen. Während besonders von Tokio und Yokohama große revivals berichtet wurden mit Tausenden von Meldungen, entsprachen an andren Orten, wie z. B. in Osaka, Sendai, Aomori, Nagasaki, Kumamoto usw. die sichtbaren Resultate nicht den Erwartungen (Am. Presb. Rep. 1902, 177. 1903, 195. Am. Bapt. Rep. 1902, 185. Meth. Ep. Rep. 1902, 285. C. M. S. Proc. 1902—03, 401. 405). Augenscheinlich hat man vielfach die Erwartungen überspannt und die Hindernisse unterschätzt. Gut urteilt Missionar Brokaw in einem sehr verständigen und nüchternen Artikel im „Assembly Herald" (1902, 361 ff.): „Die Japaner sind leicht erregbar, aber ihre Lebensweise macht eine fortdauernde Anstrengung schwer möglich und infolgedessen ist das numerische Wachstum langsam. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ernte reift, aber wir müssen daran denken, daß sie langsam reift. Mehr ein stetiger Fortschritt als ein rapides Wachstum ist es, was wir erwarten dürfen." Diesem Urteil wird man sich nach sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Taikyo-Dendo-Berichte nur anschließen können. (Ein gesundes, abschließendes Urteil siehe auch: Miss. Herald 1902, 65 ff.) Ein „neues Pfingsten" für Japan ist die Taikyo-Dendo-Bewegung nicht gewesen, aber sie ist nicht bedeutungslos verlaufen und scheint auch nicht ohne bleibende Wirkung geblieben zu sein. Nicht nur ist es mit Freuden zu begrüßen, daß diese Bewegung an ihrem Teil der christlichen Kirche Japans nach einer Zeit des Stillstandes einen ganz hübschen Zuwachs an Mitgliedern verschafft und einer großen Menge das Evangelium wenigstens einmal nahegebracht hat, sondern diese Bewegung ist vor allen Dingen für die Missionsarbeiter und für die Christen-

gemeinden im Lande bedeutungsvoll und von Segen gewesen. Die Missionsarbeiter, sowohl ausländische als auch einheimische, haben sich davon überzeugen können, daß das schlichte, einfältige Evangelium seine Kraft noch nicht eingebüßt hat und auch in Japan die vorhandenen Hindernisse zu überwinden wohl imstande ist. Die lauen Christengemeinden aber sind wieder einmal etwas aufgerüttelt und zur Mitarbeit am Reichs-Gottes-Werke angeregt worden. Das ist entschieden ein Segen, der nicht gering anzuschlagen ist. Natürlich ist durch einen einmaligen Anlauf nicht viel gewonnen. Das erkannten auch die Führer der Taikyo-Dendo-Bewegung, und so ist die evangelistische Aktion, wenn auch nicht mit demselben Enthusiasmus, so doch in stetigerer Weise und mit einigen Modifikationen (z. B. freie Wahl der Redner durch die einzelnen Gemeinden) auch im folgenden Jahre fortgesetzt worden. Sollte durch diesen Anstoß in der Tat neuer Schwung in die japanische Mission, speziell in die eigentliche Haupt-Missionsarbeit, die Heidenpredigt, kommen, so wäre das ein dauernder Erfolg des Taikyo-Dendo, wofür man Gott nur danken könnte.

Abgesehen von dieser allgemeinen Evangelisations-Aktion ist auch von mehreren amerikanischen Evangelisten, die zu diesem Zweck nach Japan herübergekommen waren, evangelisiert worden. Dr. Torrey (Am. Presb. Rep. 1903, 199 f. South. Presb. Rep. 1903, 43. Ref. C. Rep. 1903, 60. Meth. Ep. Rep. 1902, 307), Dr. Hall und G. F. Pentecost (Am. Board's Rep. 1903, 119), der Direktor der Skandinavischen Allianz-Mission, Franson (Womans Work for Woman 1903, 213. Miss. News VI, 197), der Studenten-Sekretär Mott (Am. Board, Rep. 1902, 132 u. bes. C. M. Intell. 1902, 173 mit einer sehr günstigen Beurteilung seitens des Bisch. Awdry) u. a., sie haben alle kürzere oder längere Zeit in Japan geweilt und gepredigt, doch mit verschiedenem Erfolge. Man machte die Erfahrung, daß in einigen Versammlungen fast alle, die durch Aufstehen ihr Verlangen nach dem Christentum bekundeten, entweder bereits Taufkandidaten waren oder aber Leute, die überhaupt noch nichts vom Christentum verstanden und von der Tragweite ihrer Erklärung auch nicht die geringste Ahnung hatten, sich darum auch bald wieder zurückzogen. Wenn Miss. Mc.'Alpine (South. Presb. Rep. 1903, 43) im Anschluß daran seine Meinung dahin äußert, daß solche Besuche von auswärtigen Predigern wohl für die Belebung und Förderung der

Christengemeinden von großem Wert, für die Draußenstehenden aber, die reine Heiden sind, nur von geringem Nutzen seien, so wird man dieses Urteil nur unterschreiben können.

Weiterhin hat auch die nationale Ausstellung in Osaka 1903 den christlichen Missionsarbeitern eine willkommene Gelegenheit geboten, das Evangelium weiteren Kreisen des ganzen Landes nahezubringen. Gegenüber dem Haupteingang zur Ausstellung war eine Predigthalle errichtet, in welcher während der ganzen Ausstellungszeit den ganzen Tag über Evangelisationsversammlungen gehalten worden sind. Alle Denominationen teilten sich in einem bestimmten Turnus in diese Arbeit. An 153 Tagen fanden 1710 Versammlungen statt, welche von 245 868 Zuhörern besucht waren, von denen 16 221 ihre Namen und Adressen aufgaben mit dem Wunsch nach weiterer Unterweisung (The Missionary 1903, 419. 450. Spirit of Missions 1903, 322 ff. Woman's Work for Woman 1903, 139. 209. Miss. Herald 1904, 1).

Einen erfreulichen Fortschritt bezeichnen in den letzten Jahren die über das Stadium der theoretischen Verhandlungen hinaus gediehenen Einigkeitsbestrebungen der in Japan wirkenden Missionare. Ein wichtiges Ereignis war die bereits erwähnte große Allgemeine Missionskonferenz in Tokio (die dritte) im Oktober 1900, welche 450 Teilnehmer zählte. Nur die „liberalen" Missionsgesellschaften waren nicht eingeladen (darunter auch der Allg. Ev.-Protest. Missionsverein, worüber vgl. Z. M. R. 1901, 149. 155. A. M. Z. 1901, 141 und dazu Z. M. R. 1901, 216), und die Hochkirchler (Amer. Protest.-Bischöfliche und S. P. G.) hielten sich offiziell fern, wenn auch einzelne Glieder dieser Missionen privatim erschienen waren. Als das Ergebnis der Verhandlungen liegt ein gediegener offizieller Bericht (Proceedings of the Gen. Conference of Prot. Missionaries in Japan, held in Tokyo, Oct. 24—31, 1900. Tokyo 1901, XI u. 1048 S.) vor (vgl. auch: A. M. Z. 1901, 140 ff.). Von Bedeutung für den praktischen Zusammenschluß der verschiedenen in Japan wirkenden evangelischen Missionen und für die Lösung des Problems der missionary comity war folgender Beschluß der Konferenz: In der Erkenntnis, daß alle diejenigen, welche eins mit Christo sind, auch untereinander ein Leib sind, und in dem Bestreben, durch gegenseitige Verständigung der verschiedenen Missionskörperschaften untereinander eine geordnete Evangelisationsarbeit zu ermöglichen,

wählt die Konferenz ein zehngliedriges Standing Committee of Cooperating Christian Missions (Conf. Proc. 42). Inzwischen hat bereits am 8. Januar 1902 die erste Sitzung dieses Ausschusses stattgefunden und ist ein Jahresbericht desselben erschienen, welcher die Arbeit sämtlicher Missionen in Japan, sogar der römisch- und russisch-katholischen, umfaßt: The Christian Movement in its relation to the new life in Japan, Yokohama 1903. Durch diesen Bericht werden uns für die Zukunft genauere und möglichst nach einheitlichen Prinzipien bearbeitete Statistiken der Japan-Mission in Aussicht gestellt, welche die bisher von Rev. Loomis bearbeiteten ersetzen sollen. — Ferner wurde ein Komitee mit der Herstellung einer einheitlichen Übersetzung der gebräuchlichsten geistlichen Lieder betraut, und Vertreter von fünf verschiedenen denominationellen Gruppen wurden in diese Kommission gewählt (ibid. 43). Die Ernennung einer weiteren Kommission in Sachen des Forward Movement ist bereits in anderem Zusammenhange erwähnt worden.

Unterdessen ist die Sache eines gemeinsamen Gesangbuches noch weiter gediehen. Es ist bereits ein Union Hymnal hergestellt und von allen Denominationen, mit Ausnahme der bischöflichen, in Gebrauch genommen worden, und ebenso haben sich sämtliche Denominationen, wiederum mit Ausnahme der Episkopalen, zur gemeinsamen Herausgabe von Sonntagsschul-Texterklärungen vereinigt (Am. Presb. Rep. 1903, 183 u. a.). Sodann sind die Methodisten bereits auf dem besten Wege, sich ähnlich, wie schon früher die Bischöflichen und Presbyterianer, zu einer einheitlichen japanischen Methodistenkirche („Kirisuto Hosei Kyokwai") zusammenzuschließen. Es ist bereits ein Komitee zusammengetreten und hat die grundlegenden Bestimmungen ausgearbeitet, welche demnächst den einzelnen beteiligten Synoden vorgelegt werden sollen (Meth. Prot. Rep. 1901, 14. 27. Gospel in All Lands 1901, 252 f. 1902, 229 f.).

Wir haben gesehen, daß mancherlei Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die Zeit der „Reaktion" in Japan bereits abgeschlossen und eine Zeit neuer Fortschritte im Anzuge ist. Auch die statistischen Daten weisen darauf hin. Für die Jahre 1898, 1899 und 1900 liegen mir die statistischen Tabellen von Rev. Loomis (Yokohama, February 1899, March 1900 und February 1901) vor (auch abgedruckt in Z. M. R. 1899, 236 f. 1900, 312 f. und 1901, 200 f.), für 1901 die in Vertretung des verreisten Rev. Loomis von George Braith-

waite bearbeiteten Tabellen (Tokyo, Febr. 1902, auch: Z. M. R. 1901, 264 f.), sowie die von Rev. Spencer besorgten Statistics in dem oben erwähnten Buche „The Christian Movement“ (p. 152 ff.), welche zwar auch die Jahreszahl 1901 tragen, aber von den Braithwaite'schen vielfach abweichen und, allem Anschein nach, zum Teil auf neueren Daten beruhen. Ich stelle im folgenden die wichtigsten Gesamt-Daten übersichtlich zusammen:

	1898.	1899.	1900 u.	1901. Braithwaite.	1901. Spencer.
Missionare, männliche:	232	238	276	276	280
Missionarinnen, unverh.:	257	260	239	276	274
Einheim. Pastoren:	308	319	321	380	394
Nichtordinierte Prediger und Helfer:	725	518	558	453	494
Bibelfrauen:	393	329	224	262	320
Theologie-Studierende:	194	113	120	105	108
Organisierte Gemeinden:	423	444	538 (?)	456	461
Gemeinden, die sich selbst erhalten:	80	83	95	47 (?)	74
Getauft im Laufe des Jahres, Erwachsene:	3070	3149	3139	3512	5086
Getauft im Laufe des Jahres, Kinder:	1230	1282	731	796	957
Von anderen Gemeinden übernommen:	674	595	678	289	—
Entlassen (verzogen):	791	695	743	517	—
Ausgeschl. od. gestrichen:	668	875	650	700	—
Gestorben:	536	422	261	554	—
Zahl der Gemeindeglieder:	40 981	41 808	42 451	46 634	50 785[1])
Schüler (Gesamtzahl):	12 342	12 112	11 669	10 590	11 640
Beiträge eingeborener Christen: Yen	95 367	94 276	102 228	117 817	—

Daß wir es hier mit recht unvollkommenen Statistiken zu tun haben, hat D. Albrecht im „Japan Evangelist“, April 1902, an den Braithwaite'schen Tabellen pro 1901 nachgewiesen, besonders in Bezug auf die sich selbst erhaltenden Gemeinden (Z. M. R. 1902, 257). Daß in den betreffenden Tabellen die Zahl dieser Gemeinden 1901 plötzlich von 95 auf 47 sinkt, beruht auf Mängeln der Statistik. Doch lassen wir das und wenden uns den andern Zahlen zu, die

1) d. h. 44 281 volle Mitglieder, 3866 Katechumenen und Probemitglieder, 2638 getaufte Kinder.

für uns maßgebend sein müssen, solange wir keine genaueren an ihre Stelle zu setzen vermögen.

Was die Missionsarbeiter betrifft, so ist die Zahl der (männlichen) Missionare erfreulicherweise endlich in den Jahren 1898 bis 1901 um 44 (bezw. nach Spencer um 48) gewachsen. Daß angesichts der wachsenden Aufgaben das ausländische Missionspersonal nicht allmählich reduziert werden darf, wie man früher in unvernünftiger Nachgiebigkeit gegen die japanischen Unabhängigkeitsgelüste gewollt, sondern daß es immer verstärkt werden muß, darin ist man jetzt glücklicherweise einig geworden (vergl. Assembly Herald 1902, 362 f.). — Auch die Zahl der weiblichen Missionsarbeiterinnen, welche in Japan nicht nur unter der Frauenwelt arbeiten, sondern auch vielfach Bibelklassen von jungen Männern leiten, ist seit 1898 um 19 (17) gestiegen. — Ebenso die der eingeborenen Pastoren. Während die Jahre 1898—1900 nur eine Zunahme von 13 aufweisen, steigt die Zahl von 1900—1901 plötzlich um 59 (bezw. 73). Das ist um so erfreulicher, als die Besoldungen sehr dürftig sind und keineswegs den gesteigerten Lebensbedürfnissen entsprechen und der Abfall von Pastoren noch immer fortdauern soll (The Missionary 1900, 56. Meth. Ep. Rep. 1901, 220. Prot. Ep. Rep. 1903, 179). Leider gehen oft gerade die tüchtigsten Prediger der Mission verloren, indem sie sich zwecks weiterer Ausbildung nach Amerika begeben und entweder dortselbst Anstellungen an japanischen Gemeinden finden oder den heimatlichen Verhältnissen gänzlich entfremdet und nach ihrer Rückkehr für den Dienst in der Mission unbrauchbar werden (Am. Bapt. Rep. 1903, 229. Meth. Ep. Rep. 1899, 225. 1900, 274). Die Zahl der Theologiestudierenden nimmt noch immer ab. Geradezu erschreckend ist aber das rapide Fallen der Zahl der nichtordinierten Prediger, der Evangelisten. Seit 1898 ist diese stetig, im Ganzen um 272 (229) gesunken! In den Berichten kehrt die Klage über Arbeitermangel ständig wieder, und der Mangel wird um so drückender empfunden, je mehr Türen sich neuerdings für die Evangeliumsverkündigung geöffnet haben (Am. Bapt. Rep. 1903, 125. Ref. C Rep. 1902, 67. Meth. Ep. Rep. 1900, 258. South. Presb. Rep. 1903, 53.) Die materielle Lage der Evangelisten ist eine äußerst schwierige. Wird etwa die Familie eines Evangelisten durch Krankheit heimgesucht oder treten unvorhergesehene Ausgaben ein, dann reicht das ohnehin kärgliche Gehalt nicht mehr hin und der Mann muß sich

in Schulden stürzen. Gerade die besten Arbeiter verlassen das Arbeitsfeld und wenden sich andren, lohnenderen Berufen zu. Mancher Evangelist ist in bedenklicher Weise in weltliche Geschäfte verstrickt, die ihn an seiner Arbeit hindern. Da tut schleunigste Abhilfe dringend not (Am. Presb. Rep. 1900, 142. Ref. C. Rep. 1900, 71. 1901, 66. 69). — Auch Bibelfrauen im Dienste der Mission werden rarer. Wenn man Braithwaite Glauben schenken darf, hat in den Jahren 1898—1901 ein Rückgang um 131 stattgefunden, hat Spencer recht, so beträgt jetzt die Differenz gegen 1898 immerhin noch 70. — Andrerseits hören wir auch von erfreulichen Fällen, wo zum Teil hervorragende Gemeindeglieder ihren Gemeinden und der Missionssache unbezahlte und vielfach auch unbezahlbare freiwillige Helferdienste leisten (Am. Presb. Rep. 1899, 151. 1903, 190. South. Presb. Rep. 1902, 55. Ref. C. Rep. 1903, 55. 59).

Wir wenden uns nun den japanischen Gemeinden zu. Die Zahl derselben ist, wenn man von der rätselhaften Zahl 538 pro 1900 absieht, naturgemäß in ständigem Steigen begriffen. Das Problem des self support ist aber nach wie vor ein überaus schwer zu lösendes. Wir haben wohl trotz der befremdlichen Zahlen für 1901 anzunehmen, daß die Zahl der sich selbst unterhaltenden Gemeinden eine wenn auch nur langsam steigende ist. Aber die Fortschritte auf diesem Gebiet sind besonders langsam. Allzu freigibig für kirchliche Zwecke sind die eingeborenen Christen nicht. Freilich ist ja eine große Zahl der Gemeindeglieder junge Leute, die noch nichts oder nicht viel verdienen, und eine große Zahl ist auf der Wanderschaft begriffen. Die eingeborenen Gemeinden, die selbst ihren Pastor unterhalten müssen, zahlen ihm möglichst wenig. Daher kommt häufiger Predigerwechsel, und die Vakanzen währen oft sehr lange. Die Gemeinden beeilen sich nicht, die Stelle wieder zu besetzen, denn wenn einige Gemeindeglieder abwechselnd selbst die ganze Gemeindearbeit, oder vielmehr das unumgänglich Notwendige tun, so ist man schon zufrieden, denn so ist es viel billiger (Am. Bapt. Rep. 1902, 173. South. Presb. Rep. 1901, 61. Ref. C. Rep. 1900, 62. Am. Presb. Rep. 1901, 185). Zu einer Erweiterung der Arbeit sind manche sich selbst erhaltenden Gemeinden schwer zu bewegen, vielmehr suchen einige derselben das schwierige Problem auf die Weise zu lösen, daß sie möglichst alles abschaffen, was des Unterhalts bedarf (Am. Presb. Rep. 1900, 142). Freilich gibt es auch erfreuliche Ausnahmen opferwilliger Gemeinden (z. B. Meth. Ep. Rep. 1901, 224).

Das Wachstum der Gemeinden ist auch ein langsames, wenigstens bis 1900. Im Verhältnis zu der Zahl der Taufen einerseits und der Todesfälle andrerseits, ist der jährliche Zuwachs äußerst gering (1899 bei 3149 Taufen von Erwachsenen nur 827, 1900 bei 3139 nur 653). Es kommen leider noch immer viele Abfälle vor (C. Miss. Intelligencer 1903, 299). Manche Mitglieder müssen ausgeschlossen werden, denn der sittliche Stand mancher Gemeinde läßt viel zu wünschen übrig. In Ehefragen herrscht vielfach eine lockere Anschauung. Mehrere Fälle von grober Übertretung des 6. Gebotes kommen vor. Die Frage der Sonntagsheiligung ist in anbetracht der vorherrschenden Geringschätzung der Sonntagsruhe eine brennende in den Gemeinden. (South. Presb. Rep. 1903, 39. 43. Ref. C. Rep. 1900, 75, 1902, 51. South. Bapt. Ann. 1900, 114. Am. Bapt. Rep. 1901, 177. Meth. Ep. Rep. 1899, 196). — Aber der Hauptgrund des so langsamen Wachstums ist das Fluktuieren der Bevölkerung. Der Japaner ist überhaupt beweglich und unbeständig, zudem bestehen die Christengemeinden zum großen Teil aus besonders beweglichen Elementen, Studenten, jüngeren Beamten usw. Diese verziehen oft an andere Orte und gehen vielfach nicht nur ihrer Gemeinde, sondern auch dem Christentum verloren. Im Tokio-Distrikt allein zählen die bischöflichen Methodisten 250 abwesende Gemeindeglieder (Meth. Ep. Rep. 1900, 258). Ein noch trostloseres Bild malt uns eine japanische Zeitung (in: The Missionary 1900, 55) vor die Augen. Der Verfasser des betr. Artikels behauptet eine Gemeinde zu kennen, von deren 323 Gliedern nicht weniger als 86 abwesend und 123 nur dem Namen nach Christen waren. Dementsprechend war der Kirchenbesuch. Von den 10016 Mitgliedern der Kumiai-Kirchen im Jahre 1898 waren 3749 abwesend! Das sind sehr ungesunde Verhältnisse. Die Gemeinden sehen sich vor die überaus wichtige Aufgabe gestellt, ihren verreisenden Mitgliedern nachzugehen, bzw. mit ihnen in Verbindung zu bleiben. — Daß das Jahr 1901 einen stärkeren Zuwachs an Gemeindegliedern aufweist, hat man hauptsächlich dem Taikyo-Dendo zu verdanken. Spencer's Zahl der Taufen wird hier eher den Tatsachen entsprechen, als die Braithwaithe'sche, sofern das ganze Jahr 1901 in Betracht kommt. Was die von Spencer mit 50785 angegebene Gesamtzahl der evangelischen Christen in Japan betrifft, so zeigt uns ein Blick auf die nur teilweise ausgefüllten Rubriken der „Probationers, Catechumens or trial Membres", sowie der „Captized

children", daß dieselbe keineswegs auf Genauigkeit Anspruch erheben darf. Im Übrigen sind gerade in der Rubrik „Gemeindeglieder" zwischen beiden Tabellen recht erhebliche Differenzen vorhanden. Es bleibt eine genauere und vollkommenere Statistik abzuwarten, wie sie uns das Standing-Committee für die Zukunft in Aussicht stellt.

Daß die Zahl der Schüler in den Missionsschulen stetig abnimmt, ist bei den gesteigerten Leistungen des Staates auf dem Gebiete des Schulwesens und der dadurch den Missionsschulen erwachsenden Konkurrenz nicht verwunderlich, vielmehr muß es als erfreulich bezeichnet werden, daß angesichts der neuen Schulgesetze die Abnahme der Schülerzahl nicht eine viel stärkere ist. Die Missionsschulen haben bei dem unreligiösen Charakter der Staatslehranstalten noch immer eine große Aufgabe in Japan, die Christenkinder, welche in den Staatsschulen leicht der Religion entfremdet werden könnten, für das Christentum zu retten. Aber der Schwerpunkt der eigentlichen Heidenmissionsarbeit in Japan scheint künftig immer mehr von der Schularbeit auf die Predigt des Evangeliums übergehen zu wollen, für welche sich immer mehr Türen öffnen. Sicherlich nicht zum Schaden der Mission!

Die gegenwärtige Ausbreitung der ärztlichen Mission.

Von Dr. med. Feldmann, Eckardtsheim, Bez. Minden.

Schensi ist nicht so stark missionsärztlich besetzt, hat noch kein Missionsspital, aber dafür 9 Opiumasyle, die alle von der C. J. M. ins Leben gerufen worden sind. Außer diesen finden sich noch eine Anzahl von Polikliniken in verschiedenen Orten, ebenfalls meist der C. J. M. gehörend.

Auch in der fremdenfeindlichen Provinz Honan beginnt das missionsärztliche Werk, hier durch die C. J. M. und die kanadischen Presbyterianer vertreten, langsam bahnbereitend Fuß zu fassen.

Noch mehr in den Anfängen steht die ärztliche Missionsarbeit in Kansu, wo die C. J. M. an einigen Orten mit poliklinischer Tätigkeit begonnen hat.

Von den chinesischen Provinzen ist bisher eine nicht erwähnt

worden, nämlich Jünnan im Südwesten, auch hierhin ist die C. J. M. vorgedrungen und hat die missionsärztliche Tätigkeit zur Bundesgenossin der Predigt verwandt; es besteht jetzt in der Stadt Tungtschwan ein Spital, dessen Tätigkeit allerdings noch nicht sehr groß ist.

Es bleibt nun noch die Besprechung des erfolgreichen, durch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse bekannten, und in Bezug auf die Mission leider sehr gefährdeten Missionsfeldes im Nordosten Chinas, der Mandschurei, übrig. Man kann mit Recht sagen, daß die ärztliche Missionstätigkeit der beiden hier arbeitenden M. G. G. der irischen Presbyterianer und der vereinigten schottischen Freikirche, sehr wesentlich dazu beigetragen hat, daß das Evangelium sich dort so erfolgreich ausbreiten konnte. Nicht nur die berufliche Tüchtigkeit der Missionsärzte, sondern auch ihre echte missionarische Gesinnung hat das Werk der beiden in herzlicher missionary comity arbeitenden M. G. G. ungemein gefördert und ihrer Arbeit bei dem Volk nach manchen Schwierigkeiten auch bei den Behörden warme Anerkennung verschafft. Leider hat das blühende Werk durch die Unruhen des Jahres 1900 sehr gelitten. Ob es ihm vergönnt sein wird, die alte Stellung wiederzugewinnen, ist im Hinblick auf die Russen leider nicht sehr wahrscheinlich. Doch auch die Mandschurei gehört mit unter Gottes Regiment. Das missionsärztliche Werk besteht aus einer Reihe wohlausgerüsteter Stationen, die sich von dem südlich von Mukden gelegenen Liauyang nach dem nördlich davon gelegenen nach vergeblichem Versuchen endlich besetzten Kirin erstrecken. Natürlich ist auch die Hauptstadt Mukden eine starke missionsärztliche Station mit Männer- und Frauenhospital und den beiden dazu gehörenden Polikliniken. In der Mandschurei standen vor den Wirren jährlich gegen 45000 Kranke in der Behandlung der Missionsärzte. Großen Erfolg hatten die Missionsärzte auch mit der Ausbildung eingeborner Hilfsärzte, die nach fünfjährigem Kursus, eine anerkennenswert gründliche Ausbildung, an dem gesegneten Werk mit bauen helfen und sich schon öfters in schwierigen Lagen vorzüglich bewährt haben, so z. B. während des chinesisch-japanischen Krieges, wo die Missionsärzte mit ihren Assistenten den Truppen in Niutschwang wertvolle Dienste leisteten.

In ganz China mögen gegen 200 Missionsärzte arbeiten an 125 Krankenhäusern, 240 Polikliniken, 10 Aussätzigen-Asylen und über 60 Opium-Asylen. Doch hiermit ist nur der Anfang eines das ganze Land umspannenden Werkes gemacht.

Wenden wir uns nun nach Korea so kommen wir auf Spuren einer kräftig und nachhaltig wirkenden ärztlichen Missionsarbeit. Korea ist fast nur durch die Missionsärzte dem Evangelium erschlossen worden, indem nämlich der Missionsarzt Dr. Allen von den nördlichen amerikanischen Presbyterianern durch die schnelle und glückliche Behandlung eines verwundeten Prinzen den Hof und die Obrigkeit der Mission günstig stimmte. Seitdem ist die ärztliche Missionstätigkeit nicht nur von den Presbyterianern, sondern auch von den bischöflichen Methodisten und der S. P. G. in ausgedehnter Weise und mit Erfolg angewandt worden. Unter den 5 Krankenhäusern in der Hauptstadt Söul ist das Frauenhospital der S. P. G. das größte, wenn auch das von den Presbyterianern geleitete und bediente kaiserlich koreanische Hospital jenem kaum an Bedeutung nachsteht. Jedenfalls haben die Presbyterianer das größte und angesehenste ärztliche Missionswerk in Korea. Neben der Hauptstadt ist die im Norden der Halbinsel gelegene Stadt Pyeng Yang ein wichtiges missionsärztliches Zentrum, in dem die bischöflichen Methodisten eifrig tätig sind. Der Erfolg der Arbeit wird begreiflicherweise durch die Unruhe, in der das unglückliche von mächtigen Nachbarn bedrängte Land sich befindet, sehr beeinträchtigt.

Einer dieser Nachbarn hat ebenfalls einiges Interesse für missionsärztliche Betrachtung. Die Bevölkerung hat sich ja westlicher Bildung verhältnismäßig schnell erschlossen und auch der ärztlichen Kunst des Westens Eingang gewährt. Daher hat die ärztliche Mission in Japan nicht die Rolle gespielt wie in anderen Ländern der Heidenwelt; und auch jetzt nimmt sie eine Stelle von mäßiger Bedeutung ein. Der Board, die protestantisch-bischöfliche Kirche und die Church of England haben besonders in Tokio, Osaka und Kobe eine Reihe von Hospitälern und Polikliniken; auf der südlichsten Insel Kiuschiu befinden sich einzelne Polikliniken. In ganz Japan kommen aber nur gegen 30000 Kranke in die Behandlung der Missionsärzte.

Ehe wir uns der Inselwelt des Stillen Ozeans zuwenden, sei noch der missionsärztlichen Tätigkeit der englischen und kanadischen Presbyterianer auf der Insel Formosa gedacht, die besonders unter ihrem Gründer, dem Missionsarzt Mackay, mächtig zur Erschließung des Landes beigetragen hat und noch heute ein sehr geschätzter Missionszweig ist. Im Norden in Tamsui und im Süden in Taiwanfu finden wir kräftige Zweige der missionsärztlichen Arbeit.

Ozeanien.

Auf den zahlreichen Inseln von Melanesien ist ärztliche Mission auch angewandt worden, aber die Liebe und die Kunst der schottischen und australischen Missionsärzte hat den Verfall der dortigen Völkerstämme nicht aufzuhalten vermocht. Da die Missionsärzte meist eine große Anzahl von Inseln zu versorgen haben und häufig unterwegs sind, so hat ihre Arbeit hauptsächlich poliklinische Form. In Melanesien ist die Ausdehnung der Arbeit noch geringer als in Polynesien. Da treffen wir z. B. auf Samoa die Adventisten des 7. Tages mit ärztlicher Mission, sie haben in Apia ein kleines Krankenhaus. Dieselbe M. G. hat sich an anderen Orten des Missionsfeldes durch rücksichtsloses Eindrängen störend bemerkbar gemacht, so z. B. in Raratonga, wo sie mit ihrer ärztlichen Missionsarbeit die Londoner belästigt. Von den Neuhebriden sind Espiritu Santo und Aneityum in den Kreis missionsärztlicher Bestrebungen hineingezogen worden und werden von der australischen presbyterianischen Neuhebriden-Mission besetzt gehalten. Die Zahl der dortigen Missionsärzte ist langsam am Wachsen, es sind jetzt wohl 8. Auch in Mikronesien ist die missionsärztliche Tätigkeit nicht bedeutend, jedenfalls nicht stationär.

Auf dem Wege nach Nordamerika kommen wir an Hawai vorbei und im Zusammenhang damit müssen wir ein unserem Thema naheliegendes Unternehmen erwähnen, es ist dies die große Aussätzigen Kolonie auf der Insel Molokai, wo fast 1000 Kranke vieler Nationen, nicht nur Kanaken, in äußerlich günstigen Verhältnissen zusammen leben. Diese Kolonie, besonders durch Pater Damiens Wirksamkeit bekannt, steht unter der Kontrolle eines Regierungsarztes. Unter den Kranken wird sowohl von katholischer als auch von evangelischer Seite missioniert.

Amerika.

Wir haben nun noch die beiden amerikanischen Kontinente in Bezug auf die in ihnen getriebene missionsärztliche Arbeit zu prüfen. Leider entspricht das auf diesem Gebiet Vorhandene nicht im geringsten der Ausdehnung der dortigen Missionsfelder. Was zuerst die nördliche Hälfte des Kontinents anlangt, so haben Alaska und Labrador einige missionsärztliche Stationen aufzuweisen. Im ersteren Lande arbeiten unter den Indianern und Eskimos die Missionare der Home-Mission der amerikanischen Presbyterianer, deren

Station Point Barrow als die nördlichste ärztliche Missionsstation überhaupt hier erwähnt sein mag. Auch die protestantisch-bischöfliche Kirche versucht der schwachen Bevölkerung mit ärztlicher Hilfe zu dienen und hat an der Grenze Kanadas in Circle City ein Hospital mit Poliklinik.

Ein wenig größer ist das ärztliche Missionswerk in Kanada. Im Vergleich zu der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes ist jedoch die Besatzung sehr spärlich. Die C. M. S. und die kanadischen Methodisten haben an verschiedenen Orten, die meist an der Westküste und in der Mitte des Landes liegen, missionsärztliche Unternehmungen. Die Indianer fangen an die Bestrebungen der Missionsärzte zu verstehen und sich die Grundsätze der Hygiene zu eigen zu machen. Als größtes Missionshospital sei dasjenige der Methodisten in Fort Simpson erwähnt. Da die Besetzung des Missionsgebietes mit Missionsärzten eine sehr geringe ist, so ist die ärztliche Arbeit nur von geringem Umfange, was bei dem Aberglauben und der Verkommenheit der Indianer sehr zu bedauern ist.

Seit kurzem hat die Brüdergemeine auf ihren Stationen in Labrador eine ärztliche Missionsarbeit begonnen, der dort stationierte Missionsarzt Dr. Hutton hat in Okak ein kleines Hospital und dient den Eskimos mit seiner Kunst.

Ueber missionsärztliche Bestrebungen in Mittel- und Südamerika ist wenig zu sagen. In Mexiko haben die bischöflichen Methodisten seit 10 Jahren einige missionsärztliche Stationen, deren bedeutendste Guanajuato ist; auch die Adventisten des 7. Tages sind hier eifrig tätig. Wenn auch die Bevölkerung dem Namen nach christlich ist, so kann doch diese Arbeit als Missionsarbeit angesehen werden, da die Indianer, trotz ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche nicht viel höher stehen als Heiden. Vielleicht ist die ärztliche Mission in Mexiko berufen noch Bedeutendes für die Ausbreitung des Evangeliums zu leisten, sie nimmt schon jetzt, obwohl noch klein, eine geachtete Stellung bei allen ein.

Auf dem südamerikanischen Kontinent treffen wir nur vereinzelte Spuren missionsärztlicher Arbeit. In Suriname hat die Brüdergemeine die Pflege einer kleinen Anzahl Aussätziger in einem Asyl in Groot Chatillon übernommen und in Brasilien und Paraguay suchen verschiedene nordamerikanische M. G. G. ihre Arbeit durch missionsärztliche Wirksamkeit erfolgreicher zu gestalten; in Pernambuko haben sie ein noch junges und wenig bedeutendes Hospital.

Ein weitverzweigtes Werk mit mächtigem Einfluß haben wir kennen gelernt, das aber erst am Anfang einer noch umfassenderen Wirksamkeit steht. Mit den wachsenden Kräften wachsen die Aufgaben, immer tiefer dringt die Predigt der selbstverleugnenden Liebe, die die Heidenwelt in dem missionsärztlichen Werk vor Augen hat, in die Herzen ein, eine Verwunderung und ein Fragen, ein Forschen und frohes Annehmen der Heilsbotschaft bewirkend. Als D. Christlieb im Jahre 1888 seine umfangreiche Studie über die ärztliche Mission in dieser Zeitschrift schrieb, schloß er mit dem Wunsche, daß auch in deutschen Missionskreisen das Verständnis für die Aufgaben der ärztlichen Mission erwachsen möge. Seitdem sind 15 Jahre ins Land gegangen, hat sich seine Hoffnung erfüllt? Wohl ist ein kleiner Anfang gemacht (S. 210 Anm. 1), aber das große Missionspublikum ist noch immer zu wenig mit der ärztlichen Mission bekannt und kann daher auch nicht das dafür sicher zu erwartende Interesse in werktätigere Hilfe umsetzen. Ist einmal das Bewußtsein von der Wirksamkeit der missionsärztlichen Arbeit, ja von ihrer Notwendigkeit in die heimatliche Missionsgemeinde eingedrungen, dann werden auch wir Deutsche ein der Größe und Gediegenheit unserer Missionsarbeit entsprechendes ärztliches Werk betreiben. Einen Anstoß zu diesem Ziel möge auch der vorstehende Aufsatz geben.

Literatur-Bericht.

1. **Gustav Müller:** „Geschichte der Ewe-Mission.“ Mit 108 Bildern und 8 Karten. Bremen. Verlag der Norddeutschen M. G. 1904. 288 S. 1,— geb. 1,50 Mk. Es ist nicht eine Geschichte der Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche hier vorliegt, sondern nur eine Geschichte der Arbeit dieser Gesellschaft auf ihrem Missionsgebiete, dem Ewelande auf der sogenannten Sklavenküste Westafrikas, zu dem jetzt auch das deutsche Togo gehört. Freilich, eine die gesamte Gesellschaftsgeschichte, also auch die heimatliche sehr bewegte Entwicklung umfassende Monographie der Norddeutschen Mission wäre noch willkommener gewesen, aber wir müssen zufrieden sein mit dem, was uns geboten ist und die Gründe respektieren, durch welche der Verfasser die Beschränkung motiviert, die er sich auflegen zu müssen geglaubt hat. Der Stoff ist wesentlich chronologisch in 2 Hauptabschnitte geteilt: in die Zeit vom Beginn der Ewe-Mission bis zum Abschluß des großen Asantekrieges (1847 bis 1874) und in die Zeit vom Friedensschluß zu Dschelukowe bis zur Gegenwart (1878—1903); der erste dieser Abschnitte ist dann wieder in 4 (der

gescheiterte Versuch in Peku; die Anlage der Stationen; die Arbeit auf den Stationen und die Kriegsnöte der Stationen), der zweite in 3 Kapitel gegliedert (Neues Leben blüht aus den Ruinen; Schon ergrünt es auf den Weiden und die jüngste Zeit). Es ist eine verhältnismäßig beschränkte Mission, um die es sich handelt, aber die opferreichste, jedenfalls unter den deutschen Missionen, eine durch viel Krankheit und Tod der Arbeiter, wie durch viel Kriege gehemmte und durch die Unempfänglichkeit ihrer Objekte Jahrzehnte hindurch sehr erschwerte. In das alles läßt uns das vorliegende Buch einen ergreifenden Einblick tun. Es ist eine große Fülle des konkretesten Details, durch welche das ermöglicht wird und wenn in dieser Detailierung der Verfasser je und je bis in Kleinigkeiten hineingeht, die für das Gesamtbild von sehr untergeordneter, manchmal überhaupt von keiner Bedeutung sind, so hat er wohl die ganz speziellen Freunde der Norddeutschen Mission im Auge gehabt, die gerade an manchen dieser kleinen und kleinsten Züge ein besonderes Interesse haben. Es ist bei einer kleinen, auf ein beschränktes Gebiet konzentrierten Mission überhaupt schwer, den Fehler in Kleinigkeiten zu viel zu tun, zu vermeiden und vielleicht ist es ein sicherer Weg, nicht in diesen Fehler zu verfallen, wenn der Stoff mehr unter sachliche Gesichtspunkte als chronologisch gruppiert wird, eine Disponierung, die auch einigermaßen vor Wiederholungen schützt. — Daß der zweite Abschnitt „mit Absicht“ kürzer gehalten ist als der erste, ist zu bedauern, nicht nur weil das Wachsen und Reifen der Saat mindestens dasselbe Interesse in Anspruch nimmt wie die Aussaat und ihre wiederholte Zerstörung, sondern auch weil namentlich mit der deutschen Besitzergreifung von Togo Ereignisse eintreten, Verhältnisse sich gestalten und Fragen entstehen, die für die Ewe-Mission ein environment schaffen, in dessen Rahmen die Entwicklung der beiden letzten Jahrzehnte hätte gefaßt werden sollen. Auch die bedeutungsvolle Visitationsreise des neuen Inspektors gehörte in diesen Rahmen hinein. — Viel Fleiß ist auf die Arbeit verwendet worden und unter erschwerenden Umständen hat viel Liebe zur Sache sie vollendet; möchte sie nun auch bei den Lesern die Liebe zur Norddeutschen Mission stärken, deren jetzt erstarkendes Werk noch immer ein besonders großes Maß geduldiger Liebe und hoffnungsvollen Glaubens in Anspruch nimmt, um in erfolgreicher Weise getrieben zu werden.

2. **Hashagen:** „Zur Erinnerung an den Missionsdirektor D. Julius Hardeland.“ Gütersloh 1904. 85 S. 1,20, geb. 1,50 Mk. Ein von einem früheren Mitarbeiter mit liebender Hand pietätvoll gezeichnetes Bild des bekannten langjährigen Direktors der Leipziger Mission in 5 Abschnitten: Kindheit und Jugend; Studentenzeit; Kandidatenzeit; Pfarramt in Lassahn; Missionsdirektorat mit dem Lebensabend nach der Niederlegung desselben. So sehr ich verstehe, was gesagt worden ist, um zu motivieren, warum der Verfasser gerade über das Missionsdirektorat Hardelands sich zurückhaltend verhält, so bedaure ich doch, daß dieser wichtigste Abschnitt seines Lebens sich nur auf „einige besonders markante Züge in seinem Charakterbilde“ beschränkt. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Hamburg, die Missionsmetropole des Nordens im Mittelalter.[1])

Von Konsistorial-Rat Professor D. v. Schubert-Kiel.

Redet man heute von Hamburg, so denkt jedermann an die aufstrebende Kraft deutschen Bürgertums; redet man von Hamburgs Blüte, so fällt uns sogleich die Hanse ein. Hanseatisch sind wir hier auf diesem Boden, selbst wenn wir eine Missionskonferenz abhalten. Aber vor dieser Periode bürgerlicher Blüte liegt eine Zeit, da Hamburg unter dem bischöflichen Krummstab lebte, und noch ehe der Name der Elbestadt durch die Schiffe der Kauffahrer überall in den Norden getragen wurde, hatten ihn ihre großen Kirchenfürsten in der ganzen Welt bekannt gemacht. Länger als die Lehre Luthers in dieser Stadt herrscht, von 831—1223, von der Zeit Ludwigs des Frommen, Karls Sohn, bis zu der des Staufen Friedrich II. haftete der Metropolitan-Titel, der Titel des Erzbischofs, an dieser Stadt. Aber diese nordische Metropole empfing in jener ganzen langen Zeit ihre Aufgabe und ihre Bedeutung von der Mission: sie ist geradezu die nordische Missionsmetropole im eigentlichen Mittelalter schlechthin; an die Mission knüpft sich die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer ersten Nöte in der Zeit der Karolinger, die Geschichte ihres Neuaufschwungs unter den Ottonen, der Höhepunkt ihres Einflusses unter den Saliern, und mit ihr erlischt unter den Staufen ihre kirchliche und damit vorerst überhaupt ihre allgemeinere Bedeutung. Fortan gab es nur noch Erzbischöfe von Bremen, in Hamburg residierte nur noch der Dompropst. Die Aufgabe aber war gelöst, der Norden christlich geworden; nicht allein durch Hamburgs Verdienst, wie wir noch sehen werden, aber doch so, daß ihm die Palme gebührt. Diese sturmvollen Jahrhunderte, eine Zeit der Wechselfälle, Verwirrungen und Enttäuschungen, aber auch des zähen Ausharrens, wollen wir kurz nach den zwei großen Perioden, die sich deutlich abheben: bis Otto I., von Otto I. ab, charakterisieren.

---

1) Vortrag auf der 2. hanseatischen Missionskonferenz zu Hamburg.

I.

Für die Missionsgeschichte ist das Mittelalter die Zeit, da in erster Linie die Germanen, in zweiter die Slaven in die Kirche eingingen — in einzelnen klar hervortretenden Etappen. Nachdem im vierten und fünften Jahrhundert die in den Süden, auf den römischen Reichsboden gezogenen Ostgermanen, die goto-vandalischen Völker gewonnen waren, vollendete sich die Christianisierung der Süd- und Westgermanen bis ums Jahr 800. Das letzte und schwerste Stück dieser Arbeit im achten Jahrhundert hatten bereits Germanen an Germanen vollzogen; nicht mehr Angehörige der alten römischen Provinzialkirchen auf italischem, gallischem oder iro-britischem Boden; Angelsachsen von jenseit des Kanals hatten den stammverwandten Sachsen und Friesen diesseit das Licht gebracht: von Willibrord, der gegen 700 die Kirche zu Utrecht gründete, bis Willehad, der nicht lange vor 800 als erster Bischof von Bremen starb — beide vom Stamm der Angeln aus Northumberland, also Stammesbrüder derer, deren Nachkommen noch heute bei Eckernförde und Kappeln sitzen — reicht die Periode der angelsächsischen Mission, die zuletzt auch Norddeutschland zwischen Rhein und Elbe erschloß. Ursprünglich nur von der Heimatskirche und den dortigen Missionskreisen im Norden und vom Papste im Süden abhängig, war diese angelsächsische Mission in den Dienst der karolingischen Eroberungspolitik getreten, die ja zugleich eine Christianisierungspolitik war; wie sie in diesem Dienste vorgearbeitet hatte an Ems und Weser, so half sie später, nachdem das Schwert seine Arbeit hat tun müssen, ausbauen: die Missionare, wie Liudger und Willehad, werden zu Bischöfen, aus Männern der äußeren Männer der inneren Mission, ihre Missionssprengel zu Bistümern mit halbheidnischer Bevölkerung.

Das Große war doch erreicht, daß das ganze Sachsenland dem Evangelium gewonnen war. Mit dem neunten Jahrhundert treten wir in eine neue Missionsperiode ein, in der es sich um die Nordgermanen und die weite, weite Slavenwelt handeln mußte, und zwar zu allermeist um diese, die im ganzen Osten von Lauenburg bis Kärnthen das deutsche Land flankierte und der deutschen Christenheit vor den Füßen lag. Aber nur bei den Südslaven von Baiern aus, von Passau und namentlich Salzburg aus, das, hart an der südöstlichen Grenze deutschen Wesens gelegen, von Karl dem Großen doch auch als Missionsmetropole gedacht war, sind im neunten Jahr-

hundert Ansätze geschaffen worden; griechische Missionare, Methodius und Cyrill, hatten dabei das Beste tun müssen, aber auch ihre Arbeit hatte bei Böhmen und Mähren noch wenig dauernden Erfolg. Die Nordslaven, das ostelbische Hinterland wurden gar nicht in Angriff genommen. Hier hätte das östlichste der neuen sächsischen Bistümer, Verden, seine Aufgabe gehabt, dann Halberstadt, Hildesheim, Würzburg, aber sie taten nichts. Nicht nur die Schwäche der Grenze, vor allem der Rassenunterschied und der durch fortwährende Kriege genährte Rassenhaß war daran schuld.

Von den Nordgermanen war man durch keinen so tiefgreifenden Unterschied der ganzen Volksart getrennt. Dafür war die äußere Berührung längst nicht so eng; nur hier, am Mündungsgebiet der Elbe, an der Wurzel der jütischen Halbinsel, grenzten die Völker, und gerade hier hatte die Christianisierung und Eroberung über den Fluß hinübergegriffen und jenseit des Stromes die drei Sachsengaue der Dithmarschen, Holsten und Stormarn — denn auch die Dithmarschen sind Sachsen und keine Friesen — wie einen Brückenkopf oder ein Glacis zur Deckung des großen Frankenreiches hinzugewonnen. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen aller mittelalterlichen Mission, daß sich die Ausbreitung des Christentums nicht nach geographischen, sondern ethnographischen Grenzen und Gesichtspunkten vollzieht. Die Verquickung der Mission mit der Politik führte immer ganze Völker dem Christentum zu, und der politische Charakter des früheren heidnischen Kultus gestattete die uns heute befremdliche Erscheinung, daß auch bei den so selbständigen und freiheitsliebenden Germanen mit dem Übertritt der Führenden, besonders des Königs, meist der Übertritt und die Taufe des ganzen Volkes gegeben war. Die Sachsenmission hatte an der Elbe nicht Halt machen können, da drüben auch noch Sachsen wohnten. Hier bei den nordalbingischen Sachsen hatte schon Widukind seine letzte Zuflucht gefunden, hier loderte der große Sachsenaufstand zuletzt auf, hier mußte Karl den zähen Widerstand durch Massenexilierung brechen, aber über die gefügigen Reste und, was an Franken und Obotriten von ihm dazwischen gemischt war, erstreckte sich nun auch sofort die christliche Organisation. Wie der westliche an der See liegende Gau der Dithmarschen, der schon Ende des achten Jahrhunderts von Bremen aus missioniert war, bereits seine erste Kirche in Meldorf erhalten hatte, so hat Karl auch in den beiden östlichen Gauen gegen Ende seines Lebens eine eigene

Kirche gegründet, sicher nach 809 und wahrscheinlich erst nach des argen Dänen Göttrik Tode und dem Friedensschluß mit dessen Nachfolger Hemming 811, also in den letzten Jahren seines Lebens. Karl wählte dazu einen gewiß schon bestehenden Sachsenweiler am Zusammenfluß von Elbe, Alster und Bille, befestigte den Ort, der fortan **Hamburg** hieß und setzte den Priester Heridag hierhin, den ersten hamburgischen Karkherrn oder Hauptpastor. Er wählte also einen weitzurückliegenden Punkt, wagte sich mit seiner kirchlichen Gründung nicht weit ins Land der Holsten und Stormarn hinein, gab diesen vielmehr erst einen militärischen Halt durch Befestigung der Störlinie, die Gründung der Burg Esesfelth oder **Itzehoe**. Die Verhältnisse waren offenbar noch ganz unsicher. Man kann also nicht aus der für die spätere Missionsentwicklung so überaus günstigen Lage Hamburgs, die es nicht nur Nordalbingien, sondern auch der östlichen Slavenwelt nahebrachte, erschließen, daß schon Karl der Große diesen Missionsgedanken und die Ausgestaltung Hamburgs zu einem Missionsmittelpunkt von vornherein ins Auge gefaßt habe. Es ist wohl möglich, daß der große Herrscher, der für die systematische Ausbreitung unter Avaren und Slaven im Südosten seines Reiches ein so klares Auge besaß, auch für den Nordosten Ähnliches geplant hat. Aber mit voller Sicherheit läßt sich deshalb nicht davon reden, weil alles, was wir davon wissen, auch daß Karl die erste Hamburger Kirche, um ihre Selbständigkeit zu bezeugen, von dem Trierer und nicht dem Verdener Bischof habe einweihen lassen, nur das wiedergibt, was man 20 Jahre später anführte und Kaiser Ludwig erzählte, um die wirkliche Gründung des Bistums Hamburg zu motivieren. Ganz sicher ist nur, daß zu Lebzeiten Karls, wenn er jene Missionsgedanken gehabt haben sollte, nichts mehr daraus geworden ist und nach 814 auch die Hamburger nebst den übrigen transalbingischen Holsten und Stormarn dem Bischof von Verden unterstanden, wie die Dithmarschen dem Bremer, so daß es Ludwig der Fromme nicht anders wußte und er erst später, wie es in der Quelle heißt, von einigen Vertrauten über die Absichten seines Vaters mit Hamburg aufgeklärt werden mußte. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß diese Absichten in Wahrheit gar nicht bestanden haben und gleich ursprünglich von Karl Holstein und Stormarn mit Hamburg zu Verden wie Dithmarschen mit Meldorf zu Bremen geschlagen *war*. Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands II, 677) hält sogar für

möglich, daß Karl Trier hier auch die kirchliche Arbeit anvertraut habe, weil Amalar von Trier die Hamburger Kirche weihte.

Der Vertraute, der Ludwig über Karls Absichten mit Hamburg aufklärte, ist vermutlich derjenige fränkische Kirchenfürst gewesen, der notorisch zuerst den großen Gedanken der nordischen Mission mit Feuereifer ergriff, zunächst aber ohne dabei an Hamburg als Stützpunkt zu denken, Erzbischof Ebo von Rheims, des Kaisers Jugendfreund und Milchbruder, ein geborener Sachse. Die älteste Form der später interpolierten Biographie Ansgars läßt die überaus große Bedeutung des Mannes noch deutlich erkennen, später hat Ansgars Ruhm den seinigen völlig verdrängt, so daß bei Adam von Bremen schon wenig mehr davon zu entdecken ist. Ein unbedingt sicheres Dokument, die erste ächte Urkunde aus der Geschichte dieser Gebiete, steht dem zur Seite: die Bulle Papst Paschalis I. von 822, welche Ebo die Mission über den Norden übertrug und die Mission damit zur päpstlichen Legation machte. Vom Kaiser begünstigt, vom Papste gesegnet, von einem der ersten Kirchenfürsten der Zeit aus Karls hoher Schule persönlich vertreten, trug diese Mission von der Geburt her die größten Ansprüche vor sich her, ein mächtiger, weitausholender Griff in diese neue Welt des Nordens. Gewiß auch ein Griff des lebendigen Glaubens; wir hören, daß der Anblick heidnischer Dänen am Hofe das Herz des Sachsen erbarmte. Aber auch ein Griff der großen Reichspolitik! Auch hier an der Schwelle der nordischen Missionsgeschichte ist zu konstatieren, daß religiöse und politische Motive sich untrennbar verquicken wie bei der mittelalterlichen Mission überhaupt mit einigen wenigen Ausnahmen. Die fortwährende Beunruhigung der Sachsengrenze und der fränkisch-friesischen Küsten durch die Dänen machte den Wunsch zum Gebot, diese Nachbarn zu zähmen, und die inneren Streitigkeiten, die damit zusammenhängenden Versuche des jütischen Teilkönigs Harald, fränkische Hilfe zu gewinnen, boten die Handhabe. Die angelsächsische Mission aber war erloschen: für zwei Jahrhunderte hatte man in England selbst mit den dänischen Gästen zu tun. Vom heutigen Schleswig-Holstein, von Welanao, d. h. Münsterdorf bei Itzehoe aus, das Ludwig Ebo zum Stützpunkt bestimmte und wo Ebo ein Kloster, Monasterium oder Münster (daher Münsterdorf), errichtete, ist zuerst nach Dänemark und sogar Schweden die Kunde des Evangeliums von deutschen Missionaren getragen worden; aus

dänischen Knaben suchte man sich eingeborene Gehilfen zu erziehen; dann mußte Ebo zurück, aber daran knüpft auch Ansgars erste Tätigkeit zuerst lediglich an. Die Taufe Haralds in Mainz 826 ermöglichte es, am Hofe des Fürsten selbst einen Priester, eben Ansgar, und eine christliche Hofschule zu halten. Damals begann die Frage, ob die nordgermanische Kultur über die jütische Halbinsel nach Süden oder die südgermanische Kultur über diese Brücke von Halbinseln und Inseln nach dem Norden vordringen solle, diese uralte schleswig-holsteinische Frage, unter dem Banner Christi in eine neue Phase zu treten.

Großgedacht, aber bodenlos und unreell war dieser ganze Anfang. Eine Staatsmission, auf der der ganze Haß der Nordmannen gegen die Franken ruhte, ohne die Hilfe eines starken Staates, eine Vermischung der geistlichen Interessen mit denjenigen eines ausländischen Fürsten, dessen Position selbst haltlos war, eine Vertretung der Mission durch einen Kirchenfürsten, der in Westfranken seine eigentlichen Aufgaben hatte und schließlich nur einen Mönch aus Korvey als seinen persönlichen Vertreter und Pionier sandte — all das konnte nur zu einem völligen Fiasko führen; Ansgar kehrte nach Haralds Verjagung und einem Besuche in Schweden an den Hof Ludwigs mit der Nachricht zurück, daß wohl auch die harten Herzen im Norden sich der Freundlichkeit Christi erschließen würden, daß es aber auf diesem Wege nicht ginge.

Und damit eigentlich erst hatte Hamburgs Geburtsstunde geschlagen. Der Gedanke Ebos, der die kaiserliche und päpstliche Sanktion erhalten, von der Legation des Nordens, dies große Programm, wird von Münsterdorf, bezw. vom Haraldhofe gelöst und an die geschütztere Kirche von Hamburg geknüpft. War das ein Rückschritt, so war es doch ein Schritt zur Gesundung und Konsolidierung und eröffnete zugleich ein neues Feld, erweiterte das Programm, indem mit der weiter zurückliegenden Linie auch die zweite östliche Front gegen die Slavenwelt gegeben war.

Diese riesigen Aufgaben zu lösen, schien völlige Selbständigkeit wünschenswert. Man trennte also Dithmarschen von Bremen und Holstein und Stormarn von Verden und vertraute, daß das kleine Nordalbingerland, das heutige Holstein noch ohne seine östliche, ehedem slavische Hälfte, ausreiche als Basis der Mission, als Sprengel *eines Bistums, ja,* man fand für den Herrn dieses kleinsten Sprengels

im Reiche den Titel, den ein Ebo freilich getragen, dem hier aber jede geordnete kirchenrechtliche Begründung fehlte, den Titel eines Erzbischofs nicht zu hoch. Nur auf die Mission wurde Hamburg fundiert; nur aus dem, was das Auge des Glaubens im dunkeln Schoße der Zukunft sah, schöpfte man ein Recht, sich eine Metropole zu nennen. Ein Erzbischof ohne einen einzigen Suffragan! Das war doch auch mit Salzburg, das ja zugleich der kirchliche Mittelpunkt der bayrischen Landeskirche war, nicht zu vergleichen. Hamburg ist die Missionsmetropole schlechthin. Und nur einen Mann, der, im missionarischen Dienste bewährt, sein Amt auch als Missionar zu führen entschlossen war, konnte man hier brauchen; Ansgar und seine Nachfolger sind mehr Missionare als Erzbischöfe gewesen.

Hielt die Zukunft, was man sich davon versprach? Mancher wird auch diesen Weg, Mission zu treiben, für bodenlos halten. Eben damals, 831, begannen mit den Kämpfen der Söhne gegen den kaiserlichen Vater die Kriege, die das Frankenreich zur Auflösung führten. Wäre es nicht richtiger gewesen, einen der sächsischen Nachbarbischöfe von Verden oder Bremen mit der Missionsaufgabe zu betrauen, statt dem neuen Erzbistum eine kümmerliche pekuniäre Stütze in einem westfränkischen flandrischen Kloster, Turholt, zu geben, deren Verlust bei der Teilung von Verdun das Erzbistum an den Rand des Verderbens brachte? Und als 845 die Normannen die junge Stiftung in Abwesenheit des Grafen Bernhard überfielen und Ansgar nur mit dem nackten Leben davonkam, war damit nicht Hamburg einfach wieder ausgelöscht und das Bodenlose dieser Mission vor aller Augen? Manches im Leben, in der Geschichte der Mission, ist äußerst unrationell und hat doch eine höhere verborgene Weisheit, die zu Tage kommt, wenn die Menschen treu sind, mit denen Gott arbeiten will. Der Fall von 845 hat nur zu einer wohltätigen Korrektur des bisherigen Verhältnisses geführt und Hamburg als die Missionsmetropole doch stehen lassen. Das danken wir der Treue Ansgars. Vielleicht der größte Moment in Ansgars Leben ist merkwürdigerweise fast völlig unbekannt geblieben, obgleich er aus Rimberts Biographie, Kap. 22 f., deutlich genug zu erkennen ist.[1]) Es kann kein Zweifel sein, daß die deutsche Kirche und ihr

1) Näheres darüber wie überhaupt über diese Zeit der Gründung in H. v. Schubert, Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kir-

König den Mut verloren und nach 845 das neue Erzbistum wieder auflösten, Stormarn und Holstein mit der Kirche zu Hamburg wieder an Verden, Dithmarschen an Bremen fallen ließen und den vertriebenen Erzbischof persönlich mit dem eben erledigten Bistum Bremen entschädigten. Dann hätte Erzbischof Ansgar von Bremen vielleicht von da aus die Missionsaufgabe neu ergriffen, aber Hamburg wäre wieder zu einer Taufkirche wie Meldorf geworden. Nicht etwa nur weil Ansgar zarte Bedenken über die kanonische Giltigkeit der Vereinigung zweier Bistümer hegte, sondern weil es die runde Aufgabe seiner bisherigen Lebensbasis und des großen Missionsprogramms Ebos bedeutete, weigerte er sich, Bremen zu betreten, bis eine zweite Synode den ersten Beschluß umstieß, Hamburg und den transalbingischen Sprengel restituierte und den Verdener anderweitig entschädigte. Daß sein moralischer Rückhalt dabei Ebo gewesen, der die Leitung der schwedischen Mission immer in der Hand behalten hatte und damals als Bischof von Hildesheim ganz in Ansgars Nähe lebte, ja, bei dem Ansgar in diesen Jahren möglicherweise seine Zuflucht gefunden hatte, kann man aus Rimbert gleichfalls erschließen. Dann tat Ansgar das ganz Unkanonische, aber durch Forderung die seines Glaubens ihm Vorgezeichnete: er vereinigte das Bistum Bremen mit seinem alten Erzbistum Hamburg, damit die erste innige und fruchtbare Verbindung zwischen den beiden Orten an der Mündung der beiden großen Ströme schaffend, die für Jahrhunderte dauerte und in anderen Formen später ihre Fortsetzung fand. Dadurch aber, daß er um des Missionsgedankens willen, der unlösbar damit verknüpft war, Hamburg als erzbischöfliche Residenz und selbständigen Mittelpunkt Transalbingiens rettete, hat er die holsteinischen Gaue in ihrer Verbindung untereinander und mit Hamburg und Hamburg selbst für seine große nordische Aufgabe erhalten. Hieß es auch fortan Erzbistum Hamburg-Bremen, für alle späteren Zeiten blieb doch in Geltung, daß an Hamburg unter diesen beiden Sitzen die Mission, die Legation des Nordens und mit dem Titel des Erzbischofs auch die höhere moralische, religiöse Würde haftete. Die Verbindung aber mit Bremen gab ihm nun ganz andere Hilfsmittel und verhütete für immer ein völliges Erlöschen der Mission. Auch wenn künftig wieder aus Hamburg ein Trümmerhaufen und Nord-

chengeschichte. 1900. (Beiträge u. Mitt. des Vereins f. schl.-holst. K.-G. II, *145 ff.; auch separat).*

albingien ein Raub der heidnischen Horden wurde, wie nicht selten geschah — und namentlich am Ende des 9. Jahrhunderts, als die Karolingerdynastie zu Ende ging und Normannen, Slaven und Ungarn über unser Vaterland kamen — von hier erhob sich dann doch immer wieder unverlierbar der Gedanke Ebos und Ansgars.

So ist man auch über diese dunkelste Periode unserer mittelalterlichen Geschichte hinübergekommen. Kaum tagte es wieder, mit der Thronbesteigung Heinrichs I., kaum waren die fremden Gäste verjagt und die Marken des Reichs festgegründet, so steht auch die Missionsmetropole Hamburg wieder auf dem Plan, und Erzbischof Unni (918—36) hat sich wieder auf die Reise gemacht, die alten Fäden aufzunehmen, die zur Zeit Ansgars und seines Nachfolgers Rimbert angesponnen waren. Es war ja nicht eben viel gewesen, was von den treuen Glaubensboten erreicht war, viel weniger, als Adam von Bremen uns glauben machen will und früher allgemeine Annahme war, nur einzelne Missionsstationen in Schleswig und Ripen und für Schweden in Birka, und alles das lag nun in Trümmern; in Dänemark hatte Gorm der Alte das junge Christentum fast zertreten. Unni geht genau den Wegen Ansgars nach, nach Schleswig und von da nach Schweden; dort trifft den Apostel-Bischof der Tod. Adam hat uns erzählt, wie Adalbert von Bremen ihn den letzten in der Reihe der Erzbischöfe genannt hat, die nach der Apostel Weise Mission trieben, d. h. wirklich persönlich Missionare waren, die Sehnsucht nach dem Märtyrertod im Herzen, ohne Scheu das Evangelium den Heiden an den Fürstenhöfen, auf den Opfer- und Thingstätten der germanischen Ansiedlungen zu verkündigen, so wie es einst Bonifaz und die Seinen zuerst getan hatten. —

II.

Mit ihm schließt die erste Periode hamburgischer Missionsgeschichte und mit der Thronbesteigung Erzbischof Adaldags und Kaiser Ottos des Großen beginnt die zweite Periode, die uns aus der Enge in die Weite führt und das Erzbistum auf einer weltgeschichtlichen Höhe zeigt.

Sie fällt zusammen mit der Höhe deutscher Macht überhaupt, die ihren Gipfel unter dem Salier Heinrich III. erreichte. Der ostfränkische Teil des karolingischen Universalreichs, der roheste, sich eben erst der Kultur erschließende, ringt sich zuerst zu kraftvoller nationaler

Gestaltung empor, während die Nachbarreiche noch in den Zuckungen innerer Kämpfe liegen und das Papsttum nur Hilfe braucht, aber keine Ansprüche auf die Herrschaft der Welt erheben kann: zur deutschen Krone fügt sich d.e Kaiserkrone, die deutschen Herrscher treten in die Spuren des großen Karl, ohne vorerst die festen Grundlagen ihrer Macht in der deutschen Heimat unter ihren Füßen zu verlieren. Zweierlei aber sind diese Grundlagen: Sachsenkaiser waren es, die dies vollbrachten, aus sächsischem Stamme hervorgegangen; in der Pfalz zu Quedlinburg am Harz gipfelte das nationale Leben. Damit war die entfernteste Ecke, das Ostsachsenland, nun geschützt durch einen Kranz von Marken gegen die undeutschen Nachbarn, in den Mittelpunkt des staatlichen Lebens gerückt, und, strömte überhaupt neues Leben in die Glieder des Reiches, so vor allem hier — auch hier im Mündungsgebiet der Elbe. Das ist auch unter den Saliern nicht anders geworden: die Pfalz zu Goslar sah die größte Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums unter Heinrich III., und Heinrich IV. begann hier seine wechselvolle Regierung. Das andere aber ist dies: seit Otto I. sah das deutsche Königtum die Hauptstütze seiner Macht in der Kirche, in dem nationalen Episkopat, den es über die Maßen erhob, um der widerspenstigen Laienfürsten, der Herzöge und Grafen, Herr zu werden. Seit Otto I. gibt es ein geistliches Fürstentum. Ziehen wir diese beiden Gedanken zusammen, so ergibt sich, daß die sächsischen Bischöfe die Gunst der Krone am reichlichsten erfahren mußten, und unter ihnen wieder ist es der hamburgisch-bremische Stuhl, der diese Gunst zuerst und am nachhaltigsten erfährt. Aus Mönchen und Missionaren werden seine Inhaber geistliche Territorialherren, Ratgeber der Könige, Männer der kleinen und großen Politik; Adaldag wie Adalbert waren geradezu die Kanzler des Reiches an den beiden Höhepunkten dieser Periode, unter Otto I. und Heinrich III., und noch unter Heinrich IV. lagen die Geschicke der Welt zum großen Teil in den Händen des Bremer Prälaten. Mehr und mehr verwebt sich die Geschichte dieser Gegenden mit dem Gang der Weltgeschichte überhaupt.

Es ist schon von hier aus zu schließen, daß die Mission von solchem Wandel der Zeit nicht unberührt bleiben konnte, aber mitnichten erlosch. Die Ottonen wie der Salier Heinrich III. waren religiöse Charaktere, denen die Sache des Reiches Christi und seiner Ausbreitung persönliches Anliegen war, gerade die ideale Seite des

geistlichen Amtes ließ ihnen den Bund der Krone mit der moralischen Macht der Kirche naturgemäß erscheinen, und auch von dieser Seite her mußte die Missionsmetropole Hamburg ihren Anteil erwecken. Aber zugleich wurde, wie unter dem großen Karl die Christianisierung wieder zu einem Hauptfaktor der Völkergewinnung, der Ausbreitung der politischen Machtsphäre, der Eingliederung der neu unterworfenen Länder. Im Bund und im Dienst der Reichspolitik wird Missionspolitik getrieben vom Kaiser wie von seinen Bischöfen zu Hamburg im großen Stil und mit weltweiten Gesichtspunkten. Die ganze Welt- und Kirchengeschichte sieht auf den ersten Blick überaus verworren aus; blickt man tiefer, so erkennt man, wie sich die Dinge immer wiederholen. Auch hier: der primitiven, religiösen Art der angelsächsischen Mission, für die Bonifatius der Haupttypus ist, folgte die Schwertmission Karls und die Organisation der Bistümer im Sachsenland; das wiederholt sich auf neuem Felde: der patriarchalischen Missionsweise der Ansgar, Rimbert und Unni folgte die durchs Schwert gestützte Missionspolitik, die weniger die einzelnen Seelen suchte und Schulen gründete, als kirchliche Mittelpunkte, hierarchische Einteilungen, kurz Organisationen schuf und in großen Kombinationen lebte. In exaltatione ecclesiarum, in der Errichtung von Kirchen und kirchlichen Verbänden, lag die Bedeutung Adaldags wie Adalberts.

Diese zwei Männer, die ich schon öfters zusammen nannte, die vornehmsten Gehilfen Ottos und Heinrichs III., bezeichnen auch die zwei Stufen der großen hamburgischen Entwicklung, die mit wenig Worten zu skizzieren sind.

Die beiden entscheidenden Wendungen sind schon unter Erzbischof Adaldag geschehen, der über ein halbes Jahrhundert von 936—81 der Kirche vorstand. Iste est qui nobis ut dicitur rempublicam restituit: der heißt unseres Staates Wiederhersteller, sagt Adam von Bremen. Richtiger wäre zu sagen: er hat überhaupt erst Bremen als Staat und geistliches Fürstentum hergestellt. Seitdem kamen zu den religiös-missionarischen Interessen sächsisch-fürstliche, die dänischen Nachbarn zu zähmen, sie auch innerlich zu überwinden. Schon 948 erschien der Erzbischof, der bis dahin allein von allen keine Suffragane gehabt hatte, auf der Synode zu Ingelheim mit drei dänischen Bischöfen im Gefolge, den von Schleswig, Ripen und Aarhus. Jütland war also in Sprengel geteilt. Den dreien aber wurde der

Auftrag zuteil, die Inseldänen zu gewinnen. So saßen Sachsen auf dänischen Bischofsstühlen. Aber es zeigt den Fortschritt des Prozesses, daß Adaldag zu diesen zum ersten Mal einen hervorragenden Dänen, Odinkar, den großen Odinkar, wie man sagte, zum Missionsbischof weihte, und dieser eingeborne vornehme Mann auf den Inseln und im heute schwedischen, damals dänischen Schonen mit noch größerem Erfolg arbeitete. Roeskild auf Seeland, Odensee auf Fünen erstehen. Und selbst nach Norwegen, dessen König Hakon mit dem Dänen Harald von Otto am Dannevirke besiegt war, drang damals christliche Predigt von Ripen aus ein. In der Trinitatiskirche zu Roeskild aber liegt als erster in der Reihe der christlichen dänischen Könige Harald Blaatand (Blauzahn) begraben. Ein wenig gekanntes, aber hervorragendes Denkmal der Mission ist der Runenstein in Jellinge an der Beiler Bucht, den Harald um 980 setzte, ein wirklicher Markstein in der Geschichte des Nordens, der in seiner rohen Form etwas Tiefehrwürdiges hat: „König Harald befahl, dies Denkmal zu errichten zum Gedächtnis seinem Vater Gorm und seiner Mutter Thyrwi, der Harald, der sich ganz Norwegen erwarb und die Dänen zu Christen machte." Auf der Seite, auf der die letzten Worte stehen, sieht man den gekreuzigten Christus, wohl das älteste dänische Christusbild, das wir kennen. Das sollte eigentlich ein Wallfahrtsort auch für Missionsfreunde sein. Was auch kommen mochte, hier hatte Hamburgs Mission doch einen starken Anfang gemacht. Welch' fabelhafte Kunde aber weit drunten im Süden über Hamburgs Erzbischof umging, verrät uns der Mönch Ekkehard, der in seine Casus S. Galli die Worte eintrug: Damals wars, als Kaiser Otto bei Adaldag, dem König der Angeln, war, mit ihm gemeinsam die Dänen zu bekriegen.

Auf Adaldag kommt auch die andere entscheidende Wendung in der Missionsgeschichte Hamburgs, die Wendung zur Slavenmission. Kaum angegriffen war sie bis dahin, höchstens daß Ansgar auch slavische Knaben in seine Missionsschule aufgenommen hatte. Erst Adalward von Verden, Adaldags Onkel, hatte es gewagt, den Slaven, die man die Hunde nannte, das Evangelium zu predigen. Man hatte ihn in ganz Deutschland deshalb für einen Heiligen erklärt. Von ihm, dem Oheim, mag Adaldag persönliche Anregung erhalten haben. Viel wichtiger war doch wieder der Zusammenhang der hamburgischen mit der großen deutschen Politik der Ottonen. Hauck hat Recht, wenn er Heinrichs größte weltgeschichtliche Tat die nordischen Er-

oberungen nennt, denn „durch sie hat er das deutsche Volk in das Gebiet geführt, in das sich nach fast einem Jahrtausend der Schwerpunkt der deutschen Macht verlegen sollte“ (III, 77). Wichtiger und schwerer als der Übergang der Mission von den Südgermanen zu den Skandinaviern war der zu den Slaven. Erst nach der furchtbaren Niederwerfung der Wenden in der Schlacht bei Lenzen 929, die ein Morden der Christen unter den Heiden war, ist die Friedensbrücke geschlagen worden. Die Aufgabe, die von Kiel bis zum Erzgebirge reichte, war zu groß, als daß sie der nordischen Missionsmetropole allein anvertraut werden konnte. Wir haben Grund zur Annahme, daß Erzbischof Adaldag selbst dem Kaiser bei der Einrichtung der slavischen Missionsmetropole Magdeburg zur Seite stand. Der nördliche Teil, der Strich an der Ostsee bis zur Peene, das Land der Obotriten mit ihren 18 Gauen und kleinen Fürsten, blieb ihm unbestritten. Aber erst nach dem Sturz des Heiden Selibur konnte der erste Bischof in Stargard oder zu Deutsch Oldenburg im Gebiete der Wagrier, die von der Kieler Bucht bis zur Travemündung saßen, von Adaldag eingeführt werden, wohl 968. Nun erst fiel der heilige Eichenhain des Gottes Prove und erhob sich die christliche Kirche, die Johannes dem Täufer geweiht wurde. Da später Oldenburg mit Lübeck vertauscht ward, ist dies Jahr 968 eigentlich auch des Bistums Lübeck Gründungsjahr. Von Oldenburg aus ist, wenn irgend wir den Quellen glauben dürfen, unter den gefügigeren Obotriten mit wirklichem Erfolg gearbeitet worden. In 15 von den 18 Gauen faßte das Christentum Fuß, und mancher Keim mag ins Hinterland gedrungen sein. Wie weit, davon ist die Gesandtschaft der Russenfürstin Olga ein Zeugnis, die damals, 959, in Deutschland erschien, vom großen Otto sich einen Bischof zu erbitten. So flüchtig auch der Erfolg war, immerhin bleibt es doch ein merkwürdiger Moment, als in Frankfurt a. M. ein deutscher Mönch vom Hamburger Erzbischof zum Missionsbischof der Russen geweiht wurde.

Auch hier nach dem Osten zu war durch Adaldag ein starker Anfang gemacht worden. —

Wir sind heute in unserer schnelllebigen Zeit auch in der Mission so sehr auf rasche Erfolge aus, daß es uns wenig vorkommt, wenn erst nach 10, 20 Jahren die Predigt in einem Heidenland Wurzel schlägt, und die Herrnhuter in Tibet, die mehr als ein Menschenalter in fast vergeblicher Arbeit hinbrachten, erscheinen uns als der Gipfel

entsagungsvoller Treue. Es ist nützlich, sich zu erinnern, daß es Jahrhunderte gedauert hat, ehe diese Lande in unserer Nachbarschaft endgiltig christianisiert wurden. Heute hält mancher das Evangelium unter den Herero für ausgelöscht und die treue Arbeit der Rheinischen Mission für umsonst geleistet, weil ein Sturm die Anfänge der Organisation weggefegt zu haben scheint. Es hat etwas Tröstliches, zu sehen, daß in der Vergangenheit unseres eigenen Landes Ähnliches nicht gefehlt hat, nicht einmal, sondern mehrmal sich wiederholt hat, und doch das Evangelium nicht unterging. Die italienische Politik der Ottonen, ihr Unglück im fernen Süden, das neue Emporstreben der Laienfürsten lähmten die Mission in Nord und Ost, reizten die Nachbarn, das halbe Joch wieder abzuschütteln und stellten die junge Organisation wieder in Frage. Noch fast das ganze elfte Jahrhundert hindurch waren die Slaven im Bistum Merseburg Heiden; das Heidentum war von Heinrich II. bis Heinrich III. bei den Liutizen geradezu anerkannte Religion; von hier aus wurde auch 1018 das obotritisch-wagrische Christentum einem neuen Sturm ausgesetzt, nachdem es schon 983 nach Ottos II. jähem Tode eine Schreckens- und Märtyrerzeit hatte durchmachen müssen. —

Einen anderen, besseren Weg war es im Norden bei den Skandinaviern gegangen. So stark war das Christentum doch schon von allen Seiten im Vordringen, daß die heidnischen Rückschläge bei den Thronwirren, unter denen Harald 985 starb, nur vorübergehend waren. Sein rebellischer Sohn Sven Gabelbart ward schließlich selbst Christ und fand als Zweiter neben seinem Vater in Roeskild die ewige Ruhe, 1014; sein Sohn, Knut der Große, hat die Einführung des Christentums vollendet, das Heidentum in seinem Reiche verboten und die kirchliche Organisation auf den Inseln und in Schonen vollendet. Das von seinem Großvater im Anschluß an Hamburg und Deutschland begonnene Werk der Christianisierung war ein Menschenalter später abgeschlossen, und keine heidnische Reaktion hat es wieder erschüttert. Man kann also die hohe grundlegende Bedeutung nicht leugnen, die unsere hamburgische Mission für unser dänisches Nachbarreich gehabt hat.

Aber allerdings hatte sich in dieser kritischen Zeit um die Jahrtausendwende, als Otto III., mit der Phantasie die Welt erobernd, die Grundlagen seiner Macht unter den Füßen verlor, neben dem deutsch-*hamburgischen* Einfluß ein anderer eingeschoben und drohte in dieser

letzten entscheidenden Phase der Christianisierung jenen zu verdrängen: der englische. Man kann nicht eigentlich von einer zweiten angelsächsischen Missionsperiode reden, die damals angebrochen sei, obgleich der angelsächsische Einfluß sich weithin auch auf den übrigen Norden äußerte. Zur Zeit des Bonifatius gingen die Angelsachsen, das Evangelium zu verkündigen, über das Wasser; jetzt kamen die Nordmannen, als Wikinger, vielmehr nach England und wurden unter dem Eindruck des angelsächsischen Christentums fürs Evangelium gewonnen. Auch das ist freilich ein starker Beweis für die innere Kraft dieses englischen Christentums. So war der Norweger Olaf Tryggvasson, der vornehmste unter den nordischen Helden, 995 Christ in England geworden und hatte in den 5 Jahren seiner Regierung Norwegen christlich gemacht. Und auch Island wurde missioniert durch seinen Hofkaplan, die Orkneys und Shetlands, die Hebriden und Faröer, alle Inseln der nordischen See einer allgemeinen Volkstaufe unterzogen. Seine Priester aber waren Angelsachsen, die er mitgebracht. Einer von ihnen, sein Hofbischof Siegfried oder Johannes, taufte auch den Schwedenkönig Olaf Schoßkönig. In England hatte endlich Sven Gabelbart als Wikinger sein Christentum geholt, auch er nahm Priester und Bischöfe von dort mit und ließ sie nicht in Hamburg, sondern in Canterbury weihen. Nun aber wurde Knut 1016 zugleich König von England. Da er zudem um die Kronen von Norwegen und Schweden ringt, so zeigt sich einen Augenblick eine neue großartige Kombination, ein nordisches Großreich erscheint in der Ferne, das sich von Irland bis Lappland dehnen will, den kontinentalen Mächten, also zuerst Deutschland, ein wirklicher Rivale: die englische Kirche, nicht die deutsche mehr, mußte diesem Reiche Weihe und Vorbild geben. Allein nicht die Dänen kirchlich unter England zu stellen, war dabei Knuts Ziel, sondern eine eigene selbständige dänische Kirche zu schaffen, wie es eine deutsche gab, in der der König über seine nationale Kirche unbedingt herrschte: mit dem Fortschritt des dänischen Staatsgedankens war auch der Gedanke der Hoheit über die eigene Kirche sofort gegeben. Kurz vorher hatten sich Ungarn und Polen unter Gran und Gnesen von der Kirche des Reiches gelöst, auch die barbarischen Nationen begannen national zu erwachen — sollten die nordischen Völker von der deutschen Kirche, von einer deutschen Metropole abhängig bleiben?

Diesen Zeitpunkt, die Gründung nationaler nordischer Kirchen

unter Loslösung von Hamburg noch hinausgeschoben, den englischen Einfluß pariert und damit die dänische Kirche, die ganze nordische Welt unter deutschem Einfluß länger gehalten zu haben — ist Aufgabe und Verdienst der Erzbischöfe Unwan und Adalbert gewesen. Schon dem ersten gelang es, die Anerkennung seiner Metropolitanrechte in Dänemark, ja auch in Norwegen und Schweden durchzusetzen. Wie es scheint, ist es seiner Klugheit zuzuschreiben, daß Knut das abgerissene Band seit 1022 mit Deutschland wieder knüpfte: die Abtretung der Mark zwischen Eider und Schlei war wohl der Preis. Seitdem ist die Verbindung für lange Zeit nicht mehr abgerissen und so enge geworden, daß wir später z. B. auf dem Stuhle von Hildesheim einen geborenen Dänen finden. England aber war seit 1042 wieder freigeworden. Die Gefahr jenes großen Seereiches im Norden unter dänischer Führung zog vorüber.

Als Adalbert 1043 auf den erzbischöflichen Stuhl kam, ein Kirchenfürst, so mächtig und prächtig, wie ihn vorher und nachher der ganze Norden nicht gesehen, lagen auch die Verhältnisse im Reich unter Heinrich III., lagen auch die Verhältnisse im Obotritenland unter dem Wendenfürsten Gottschalk so günstig, daß sich Hamburgs Stellung zu einer nie erreichten Höhe erheben konnte. Sie hat ihren darstellenden Meister in Adam von Bremen gefunden, der seine Zeitgenossen schildert, wenn er das Zusammenwirken der drei fürstlichen Männer zu einem lebendigen Bilde vereinigt, des Dänenkönigs Sven Estridson, Adams Hauptquelle für alle nordischen Dinge, der die Aufteilung ganz Dänemarks in kleine Bistumssprengel durchführte, des Slaven Gottschalk, der, Christ und Svens Schwiegersohn geworden, persönlich die Evangelisation seines Volkes übernahm, und Adalberts, der in und über dem allen die Hand hielt, mit jenem in Schleswig auf einem convivium per octo dies de multis rebus ecclesiasticis, de pace christianorum, de conversione paganorum verhandelte und mit diesem in Hamburg den Fortgang der Slavenmission beredete.

Handelt es sich in Dänemark wesentlich nur noch um die letzte Ausführung, so im Wendenland um Neubau von Grund auf. Jetzt entstanden neben Oldenburg die Bistümer Ratzeburg und Mecklenburg (das später nach Schwerin verlegt ward), eine Fülle von Kirchen erhoben sich im Land, und man sah den Fürsten Gottschalk oft selbst in der Kirche dem Volke auf slavisch erläutern, was die lateinischen Formeln der deutschen Priester nur mystisch anzudeuten vermochten.

Erst als den Slaven von einem Slaven das Evangelium gebracht wurde, faßte es Fuß bis zur Peene hin.

All das mußte zum Ruhme Hamburgs dienen: auch alles, was zuvor von den Dänen und Angelsachsen geschehen war, wußte Adalbert in Hamburgs Interesse zu ziehen: für Island und die Orkneys werden in Bremen Bischöfe geweiht, in Schweden schreitet unter seiner Fürsorge die Mission bis Oberschweden, ja bis in die Tiefen des bottnischen Meerbusens erstreckt sich sein Missionsblick, und für die Tschuden und die Finnen werden zwei Missionsbistümer gegründet. Jetzt füllte sich der stolze Titel des Ansgar mit dem reichsten Inhalt: zwanzig Suffragane unterstanden ihm. So nannte sich Adalbert seit 1053: „Des heiligen römischen und apostolischen Stuhles Legat, des Papstes Vikar, dazu der gesamten nordischen (und östlichen) Nationen Erzbischof, sowie der hamburgischen Kirche unwerter Vorsteher." Der Mann hatte 1046 nach dem Tage von Sutri, nachdem Heinrich III. drei Päpste beseitigt, die Tiara erhalten sollen; er hatte es ausgeschlagen, sein Ehrgeiz war es, ein Papst des Nordens zu werden, und er war es auch. Er arbeitete daran, die Patriarchenwürde zu erneuern und so gerade das nichtaufzuhaltende Bestreben der nordischen Nationen nach eigenen Metropoliten für seine Pläne zu benutzen: er war kein Metropolit wie andere, er konnte Metropoliten zu Suffraganen haben, Vikar des Papstes wie Bonifatius, Patriarch wie die zu Konstantinopel und Alexandrien in der alten Kirche. Er war nahe daran, seine Wünsche erfüllt zu sehen, und wenn auch der Name, die Sache fehlte ihm nicht. Und dieser selbe Mann war der erste Fürst des Sachsenlandes, vom holländischen Friesland bis Dithmarschen hatte er die Grafschaften in seine Hand gebracht, schon am Hofe Heinrichs III. war er der erste Ratgeber, die Stütze seiner Weltpolitik und jahrelang stand unter Heinrich IV. die Summe der Dinge bei ihm, dem vicedominus palatii; dem Herrn nicht nur in Bremen und Hamburg, sondern auch in der Pfalz zu Goslar. Damals kamen nach Bremen und Hamburg aus allen Teilen der Welt die Kaufleute, die Namen dieser Städte bekamen zuerst einen allgemeinen Klang, von hier wurde die erste „Nordpolfahrt" unternommen und bis Grönland und Winland, d. i. vermutlich Massachusetts in Amerika, erstreckte sich der Blick. Nicht nur Entstehung und Bestand, auch seine erste Blüte verdankt Hamburg der Mission. Damals erhob sich ein erzbischöfliches Kastell

auf dem Süllberg bei Blankenese, und in der Stadt begann die sich bildende Bürgerschaft sich zuerst seiner späteren Aufgabe zuzustrecken. —

Mit diesem Bilde könnte ich schließen. Was nun noch folgt an Kämpfen und Siegen, fällt nicht eigentlich mehr unter den Titel dieses Vortrags. Es ist bekannt, daß auch auf diese Höhe ein jäher Fall folgte: das Jahr 1066 ist mit Blut in die Geschichte dieser Gegenden gezeichnet; eingeleitet durch Adalberts ersten Sturz sah es das Wetter auch über Gottschalks Schöpfung hereinbrechen, und für Jahrzehnte wurde im Slavenland wieder alles unsicher. Erst im 12. Jahrhundert gelangte man auch hier zu dauernden Verhältnissen; da aber waren es andere Kräfte und eine andere Methode, die die letzte Entscheidung brachten. Zwar soll es nicht vergessen sein, daß Vicelin vom Erzbischof von Hamburg-Bremen Adalbero in seine wagrisch-ostholsteinische Mission gewiesen wurde, wie es auch nicht vergessen sein soll, daß die beiden Männer, die Livland christianisierten, aus unserem Gebiete stammten, Meinhard v. Segeberg und Albert v. Stade. Aber gewonnen worden ist das Obotritenland eigentlich erst durch die Kolonisation, also die Einführung deutscher Christen, und nicht der Bischof, sondern der königliche Heinrich der Löwe, die Grafen Adolf von Schauenburg in Holstein und Heinrich von Badwide in Lauenburg haben hier ein Definitivum geschaffen. Als das dreizehnte Jahrhundert kam, war die Missionsaufgabe so und so gelöst. Die nordischen Nationen hatten ihre eigenen Mittelpunkte erhalten, zuerst Dänemark in Lund schon am Anfang des zwölften Jahrhunderts, wobei Rom Pate gestanden hatte, Hamburg zur Strafe dafür, daß Adalberts Nachfolger so treu zu Deutschlands König gegen den Papst gehalten hatte. Drontheim und Upsala folgten.

Hamburg hatte keine Missionsaufgabe mehr. So sehr aber empfing dies Erzbistum von der Mission her seinen Sinn und Inhalt, daß mit der Aufgabe auch der Name, mit dem Inhalt auch die Form erlosch. Nach einem langen Streit der beiden Domkapitel zu Hamburg und Bremen, den sich die Dänen unter Waldemar dem Siegreichen zu nutze machten, um Hamburg, die alte Herrin, zu einem dänischen Bistum zu stempeln, zieht Bremen 1223 in einem Vertrag mit der Residenz auch den Titel des Erzbischofs auf sich: *das Erzbistum* Hamburg stirbt mit seiner Mission. —

Wir sind am Ende unserer geschichtlichen Wanderung. Wir

sahen, es ist nicht alles so gewesen, wie man es früher dargestellt hat: Hamburgs erster Anfang ist nicht sicher aus der Missionsabsicht herausgeboren; nicht von Ansgar, sondern von Ebo ist der Gedanke der nordischen Legation ausgegangen; vieles in entscheidender Zeit haben die Engländer und die nordischen Herrscher selbst getan; das letzte Wort in der Slavenmission haben die deutschen Fürsten und Bauern mit Schwert und Pflug gesprochen.

Dennoch, denke ich, bleibt genug übrig, das uns zum Nachdenken und Nachfolgen anreizen kann und soll. Denn nicht mehr vom heutigen Hamburg kann man sagen, wie von dem des dreizehnten Jahrhunderts, daß seine Missionsaufgabe erloschen sei: sie ist in größerm Stile wieder aufgewacht. Das hanseatische Hamburg, die Nachfolgerin des erzbischöflichen Hamburg, hat sich diese Aufgabe in langsam wachsender Arbeit selbst geschaffen. Indem sich die Bürgerschaft dieser freien, dieser von Fürstengewalt freigewordenen deutschen Stadt aus eigener Macht die Weltstellung erworben hat, die sie heute einnimmt, ist ihr damit zugleich eine neue weltweite Missionsaufgabe zugewachsen. Die Meere sind zur Brücke geworden, und die Heidenwelt liegt zu unseren Füßen in Asien und Afrika. Von hier ist die norddeutsche Mission im vorigen Jahrhundert ausgegangen, und viele Hände und Herzen haben sich seit dem Erwachen des Missionstriebes auch in dieser Stadt geregt, aber die norddeutsche Mission ist doch eine Bremer Mission geworden, und als eine Missionsmetropole kann man Hamburg heute nicht bezeichnen. Und doch sollte diese Stadt des Handels ihren Ruhm darein setzen, die Welt auch mit der edelsten Ware zu versehen, die die Menschheit besitzt, und mit dem höchsten Gut, das unsere Heimat erzeugt hat, mit dem Bekenntnis zum Evangelium, wie es unser deutscher Martin Luther gefaßt hat! Damit hat Hamburg, diese Königin der Meere, wiederum eine weltgeschichtliche Bedeutung auch auf dem Gebiete des Geistes. Jene frühere Zeit, die wir vor unseren Augen vorüberziehen ließen, richtet an uns die Frage: so viel hat das katholische Hamburg getan, was hat das evangelische Hamburg dagegen aufzuweisen? so viel haben die Erzbischöfe getan, was hat die Bürgerschaft Hamburgs dagegen zu setzen in der Periode der Weltmission? Nicht nur im Handel mit den Gütern dieser Erde sind die Engländer unsere Rivalen, auch auf dem Gebiete der evangelischen Mission. Wie im Mittelalter könnten sie uns von unserer Aufgabe allzuweit abdrängen. Wie weit haben sie uns bereits überflügelt!

Wir aber haben die Überzeugung, daß auch das von Luther uns geschenkte deutsch-evangelische Verständnis des Evangeliums in der Welt seinen Platz behaupten muß; wir glauben, daß wir damit einen Schatz erhalten haben, für dessen Verwaltung wir die Verantwortung tragen. Darum, arbeiten wir, daß die große Stunde nicht an unserem Volke, unserem norddeutschen Volke, unserem Hamburg vorübergehe!

Das Nestorianer-Denkmal in Si-ngan-fu.

Von Missionar J. Genähr.

Bekannt sind die Sagen von der Mission des Apostels Thomas in China, von deren Glaubwürdigkeit viele fromme Gemüter selbst heute noch überzeugt sind. Sehen wir von diesen, lediglich auf ein sehr altes, in chaldäischer Sprache abgefaßtes Breviarium der malabarischen Kirche sich stützenden Sagen ab[1]), so muß immerhin zugestanden werden, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß Sendboten der christlichen Kirche schon frühe nach China verschlagen worden sind. Das wenige aber, was wir von ihnen wissen oder mutmaßen können, ist so lückenhaft und verworren, daß wir uns von der Ausdehnung und den Resultaten ihrer Arbeiten nur eine sehr nebelhafte Vorstellung machen können.

Den ersten, wirklich festen Grund, auf dem wir fußen können, besitzen wir in der geschichtlichen Tatsache, daß die Nestorianer im siebenten Jahrhundert in China missioniert haben, und zwar, wie wir sehen werden, mit bedeutendem Erfolg. Die Quellen darüber stammen zunächst ausschließlich aus diesem Lande selbst. Denn im Jahre 1625 wurde bei Si-ngan-fu in der Provinz Schen-si das berühmte Monument ausgegraben, welches seither unter dem Namen Nestorianer-Denkmal bekannt geworden und, wie die Inschrift beweist, im Jahre 781 daselbst errichtet worden ist.

1) In diesem Breviarium heißt es u. a: „Durch den heiligen Thomas sind die Chinesen und Äthiopier zum Glauben bekehret und zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht worden. Durch diesen heiligen Thomas haben sie die Kraft der heiligen Taufe empfangen, und sind Gottes Kinder worden; durch seinen Dienst ist das Himmelreich bis ins chinesische Reich eingedrungen." Vgl. du Halde III, S. 85. Im 19. Kapitel der Kirchenordnung wird auch von *Bistümern in China gesprochen*. ibid.

Was wir von dem Denkmal und seinen Schicksalen wissen, ist im wesentlichen folgendes. Im Jahre 1625 entdeckten einige Arbeiter, als sie in einer der Vorstädte von Tschang-an[1]) den Erdboden bloslegten, mehrere Fuß tief eine gut erhaltene steinerne Tafel von beträchtlicher Größe, deren Inschrift unter den einheimischen Gelehrten großes Aufsehen erregte. Sie behauptete 844 Jahre alt zu sein, und brachte Kunde davon, wie ein Mönch Namens Olopun im Jahre 635 mit heiligen Büchern und Bildern von Tâ Tsin (dem römischen Reich) nach China gekommen sei und die ersteren ins chinesische übersetzt habe; wie Tai-Tsung, zweiter Kaiser aus dem Hause Tang, im siebenten Monat des Jahres 638 durch ein Edikt die neue Lehre gebilligt und ihre Propaganda erlaubt, auch die Errichtung einer Kirche an einem der öffentlichen Plätze der Hauptstadt angeordnet habe, mit der Bedingung, daß sein Bild darin hängen solle[2]); wie, trotz zeitweiliger Unterdrückung in den Jahren 699 bis 713, die neue Lehre auch von den späteren Kaisern beschützt worden sei; wie einer derselben im Jahre 756 die Erbauung neuer Kirchen angeordnet, und ein anderer Kaiser diesen sogar wohlriechendes Räucherwerk verehrt habe; endlich wie Teh Tsung, in dessen Regierung die Errichtung des Denkmals fällt, den Christen dieselbe Gunst zugewendet habe, wie die meisten seiner Vorgänger. Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte des Christentums in China im Laufe von 146 Jahren.

Kein Wunder, daß diese Inschrift unter den einheimischen Gelehrten großes Aufsehen erregte. Hier war von Dingen die Rede,

1) Tschang-an ist eine der 15 Kaiserstädte der Präfektur Si-ngan, und hat in der chinesischen Geschichte eine große Rolle gespielt. Verschiedene Kaiser der ersten Han-Dynastie (206 v. Chr. — 220 n. Chr.) haben dort residiert, und von den beiden Hauptstädten der berühmten Tang-Dynastie (618—906 n. Ch.) war Tschang-an die erste und bedeutendste.

2) „Als der erlauchte Kaiser Tâi-Tsung (627—649) seine glorreiche Regierung begann, und mit Intelligenz und Weisheit die Zügel der Regierung führte, da lebte im Königreiche Tâ Tsin (im römischen Reiche) ein Mann von höchster Tugend, mit Namen Olopun . . . Im 9. Jahre der Periode Tschang-Kwan (635) kam er nach Tschang-an. Der Kaiser sandte seinen Minister, den Herzog Fang Hsüan-ling, mit dem kaiserlichen Szepter nach der westlichen Vorstadt, um den fremden Besucher dort zu empfangen und nach dem Palast zu geleiten. Die (von Olopun mitgebrachten) heiligen Schriften wurden in der Palast-Bibliothek übersetzt. In seinen eigenen verbotenen Gemächern unterhielt sich der Kaiser mit Olopun über die Lehre; von ihrer Richtigkeit überzeugt, gab er besonderen Befehl für ihre Verbreitung.“ Text der Inschrift.

die sie weder bei Konfuzius, noch bei Lâo-tse und auch nicht in den heiligen Schriften der Buddhisten finden konnten. Und der berühmteste Kaiser der Tang'-Dynastie (Tâi Tsung) sollte die öffentliche Verbreitung dieser neuen Lehre nicht nur gebilligt, sondern geradezu gefördert haben? Wie war das denkbar? Der damalige Gouverneur der Stadt, der großes Interesse für das Denkmal an den Tag legte, ließ es an einen geschützten Ort bringen, und später in einem tâoistischen Tempel oder Kloster in der Nähe der Stadt sorgfältig verwahren. Seitdem ist es viel von chinesischen Gelehrten besucht worden, und Abdrücke der Inschrift, bei denen jedoch stets der oberste Teil, der mit einem Kreuz verziert ist, weggelassen wird, sind sehr verbreitet, da die Schönheit ihrer Schriftzeichen berühmt ist.

Von den römischen Missionaren, die damals die einzigen Fremden in China waren, befanden sich zur Zeit der Auffindung dieses Denkmals keine in Tschang-an. Erst durch einen kleinen Mandarinen der Stadt, der der katholischen Kirche angehörte, wurde ihre Aufmerksamkeit auf den merkwürdigen Fund gelenkt. Ihre Freude war natürlich groß, und ungesäumt machte sich einer von ihnen, Alvarez Semedo, auf den Weg nach Si-ngan-fu (1628). Dort angekommen, unterzog er das Denkmal einer sorgfältigen und wiederholten Prüfung. Je mehr sich der Sinn dieser merkwürdigen Inschrift seinem forschenden Geiste enthüllte, desto größer ward sein Entzücken. Mit Hilfe seiner Kollegen wurde bald eine portugiesische Übersetzung hergestellt und mit einem Abklatsch des ganzen Monumentes zusammen nach Lissabon gesandt. Diese portugiesische Lesart wurde bald auch ins Italienische übertragen. Im Jahre 1636 gab Athanasius Kircher in seinem Prodromus Copticus einen ausführlichen Bericht über die gemachte Entdeckung, und als sich sofort Angriffe gegen die Echtheit der Nachricht erhoben, so suchte derselbe im Jahre 1667 seine Angaben in seinem großen Werke China illustrata zu verteidigen, indem er der gelehrten Welt sowohl eine Abschrift des chinesischen Textes, als auch zwei zum Teil von einander abweichende lateinische Übersetzungen, die ihm von katholischen Missionaren geliefert worden waren, vorlegte[1]).

Wie schon angedeutet, hatten sich schon bei der ersten Nachricht von der Auffindung des Denkmals Zweifel über die Echtheit des-

1) v. Richthofen, China I, S. 553. Legge, On the Nestorian Monument, S. 36. Williams, Middle Kingdon, Band II, 291—297.

selben erhoben. Man wollte es für eine spätere Unterschiebung erklären. La Croze, Voltaire u. a. beschuldigten die Jesuiten, die Inschrift fabriziert zu haben. Die stärksten Angriffe gegen die Echtheit fanden aber erst in neuerer Zeit statt. Professor Neumann von München, Stanislaus Julien von Paris, Ernst Renan und andere suchten das Monument als eine Fälschung hinzustellen. Seinen Verteidigern gelang es jedoch, die Glaubwürdigkeit mit völliger Sicherheit festzustellen. Alexander Wylie, G. Panthier und besonders der Oxforder Professor Dr. James Legge, vormals Missionar der Londoner Mission in China, haben alles, was mit dem Gegenstand in Beziehung steht in so überzeugender Weise klargelegt, daß keinem Zweifel an der Echtheit mehr Raum bleibt. Auch Gibbon hat in dem 47. Kapitel seiner berühmten Geschichte des Verfalls des römischen Reiches, unter dem den Nestorianern gewidmeten Abschnitt, sich zu der Echtheit des Denkmals bekennt. Er sagt dort:[1])

Die Christianisirung Chinas[2]) zwischen dem siebenten und dreizehnten Jahrhundert ist unwiderleglich dargetan durch die Übereinstimmung chinesischer, arabischer, syrischer und lateinischer Zeugnisse. Die Inschrift von Si-ngan-fu, welche die Schicksale der Nestorianerkirche von ihrer ersten Sendung im Jahre 636 bis zu dem Jahre 781 beschreibt, ist von La Croze, Voltaire und anderen der Fälschung geziehen worden. Während diese eine jesuitische List witterten, sind sie selber die Genarrten ihrer eigenen Schlauheit geworden."

Einen starken Beweis für die Echtheit des Denkmals findet Professor Lagge besonders in der Tatsache, daß chinesische Gelehrte, die antiquarischen Untersuchungen nicht weniger zugetan sind wie ihre Brüder in Europa, nie auf den Gedanken gekommen seien, daß es sich hier um eine spätere Unterschiebung handeln könnte. Er weist hin auf ein „Großes Sammelwerk von Inschriften auf Metall und Stein", in 160 Kapiteln, das im Jahre 1805 von einem Gelehrten mit mit Namen Wang-Tschang, der die höchsten Staatsämter bekleidet hatte, veröffentlicht worden ist. In diesem Sammelwerke seien ungefähr tausend Inschriften vom Jahre 2000 v. Christi bis zum

1) Gibbon, History of the Decline and Fall of the Romain Empire, Vol. VIII, p. 351. Anm.

2) Der Ausdruck „Christianisierung Chinas", oder wie Gibbon sich wörtlich ausdrückt „The Christanity of China" ist irreführend und stark übertrieben. Wenn man aber den Missionseifer der damaligen Zeit erwägt, und bedenkt, daß die Chinesen einer von ihrem Kaiser gebilligten Institution stets leicht zugänglich sind, so läßt sich wohl begreifen, daß eine rasche Ausbreitung der Lehre in großen Teilen des Reiches nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich war.

Jahre 1264 n. Christi besprochen. Dem Nestorianer-Denkmal sei ein großer Teil des 102. Kapitels gewidmet. Dieses enthält u. a. eine Übersicht der Ansichten vieler früheren Altertumsforscher, die sich seit der Entdeckung des Denkmals mit demselben beschäftigt haben. Von keinem derselben, und auch nicht von Wang Tschang seien aber je Zweifel an der Echtheit erhoben worden. „So viel ich sehen kann, muß der chinesische Gelehrte noch kommen, der es einer Fälschung bezichtigen wird." So schrieb Dr. Legge im Jahre 1888. Einige Jahre später, im Jahre 1895, war ich in der Lage ihn auf einen Angriff gegen die Echtheit von seiten eines chinesischen Gelehrten mit Namen Tsin-Yun-Tao aufmerksam zu machen. Der greise, aber noch jugendfrische Professor, dem ich mein Exemplar dieses Angriffs zur Verfügung gestellt hatte, hat sich aber in seiner Überzeugung von der Echtheit dieses Denkmals durch denselben nicht irre machen lassen. Und mit Recht. Yun-Tao, der wie seine Vorgänger in Europa von dem Verdacht nicht loskommen kann, daß es sich hier um eine jesuitische Fälschung in majorem ecclesiae gloriam handelt, weiß im Grunde nichts neues gegen die Echtheit vorzubringen. Der Stil und die Form der Zeichen jener Inschrift, ferner ein vom Kaiser Hsüen-Tsung der Tang-Dynastie im Jahre 745 erlassenes Edikt, welches Bezug nimmt auf das Bestehen von Missionen aus Ta-Tsin[1]), endlich die Tatsache, daß außer Yun Tao von keinem

1) Das Edikt besagt, daß die Religion der sogenannten Persischen heil. Bücher aus Ta-Tsin gekommen sei, durch Predigt und Mitteilung das Reich der Mitte erreicht habe und darin seit langer Zeit geübt worden sei. Tempel dieser Religion seien vom ersten Anfang an errichtet und bisher als Persische Tempel bezeichnet worden. Da aber dieser Name ungenau sei, so werde durch dieses Edikt angeordnet, daß die Benennung „Persische Tempel" überall in „Ta-Tsin-Tempel" zu verwandeln sei. (Panthier, de l' Autenticité de l' Inscription Nestorinne de Si-ngan Fou P. 79, nach Richthofen.

Der russische Archimandrit Palladius hat in einem Brief an den Chinese Recorder vom Jahre 1875 noch auf ein anderes altes Dokument aufmerksam gemacht, welches den Verteidigern der Echtheit bis dahin entgangen war. Merkwürdigerweise hat Dr. Legge in seinem 13 Jahre später erschienenen kritischen Beitrag zur Lösung der Frage von diesem wertvollen Dokument keinen Gebrauch gemacht. Es findet sich in einer Sammlung von offiziellen Aktenstücken etc. aus der T'ang-Dynastie, die der erste Kaiser der Sung Dynastie Tai Tsu (960 n. Chr.) durch einen Gelehrten mit Namen Wang Pu hat herstellen lassen, und weicht nur in unwesentlichen Punkten von dem *in der Si-ngan-fuer* Inschrift erhaltenen Edikt des Kaisers Tai Tsung

chinesischen Gelehrten, auch nicht von denen, welche seiner Zeit dem Hofe darüber Bericht zu erstatten hatten, kritische Bedenken gegen die Echtheit des Monumentes erhoben worden sind, alles das dürfte die Glaubwürdigkeit mit völliger Sicherheit außer Frage stellen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf den dogmatischen Inhalt der Inschrift. Der erste Paragraph bezeugt gleich von vornherein das Dasein eines persönlichen Gottes, der, selber ungeschaffen, der Schöpfer des Weltalls ist, unwandelbar, der Erste und der Letzte, dreieinig in seinem Wesen. Der zweite bespricht einige Vorgänge bei der Schöpfung, die Erschaffung des Menschen im Stande der Unschuld, bekleidet mit der Herrschaft über die Erde und ihre Geschöpfe. Der dritte beschreibt den Sündenfall der ersten Menschen und seine Folgen. Der vierte handelt von dem Messias, der von einer Jungfrau in Tâ-Tsin geboren wird. Engel verkündigen die frohe Botschaft. Seine Geburt wird den Persern durch einen Stern kundgetan. Diese stellen sich mit Weihgeschenken ein und begrüßen die Erscheinung des Erlösers mit Jubel. Das Lebenswerk desselben wird mit kurzen Strichen angedeutet, u. a. wie er den Kampf mit dem Satan aufnimmt und zu einem sieghaften Ende bringt, worauf er am hellen Tage sich an seinen wahren Ort erhebt. Die Kreuzigung Jesu, sein Tod, Begräbnis und Auferstehung werden verschwiegen; dagegen wird hervorgehoben, daß er 27 heilige Bücher hinterlassen habe — ohne Zweifel ein Hinweis auf das Neue Testament. In unbestimmter Weise wird eine Waschung durch Wasser und durch Geist erwähnt, ferner die Vollendung der Menschen durch die „Reinheit der Demut".

Im fünften Paragraphen geht die Inschrift vom Messias zu seinen Dienern über. Obgleich, wie wir gesehen haben, von seiner Kreuzigung nicht die Rede ist, führen sie doch das Zeichen des Kreuzes mit sich. Sie leben in Gemeinschaften, lassen ihren Bart wachsen, um zu zeigen, daß sie ein Werk zu verrichten haben, das außerhalb ihrer selbst liegt, und scheren sich eine Tonsur, um damit anzudeuten, daß sie innerlich von Leidenschaften frei sind. Sie halten keine Sklaven und häufen keine Reichtümer auf. Siebenmal im Laufe des Tages verrichten sie ein Gebet und an jedem siebenten Tage feiern sie einen

ab. Der Urheber jener Inschrift scheint sich einige stilistische Lizenzen erlaubt zu haben, in dem er einige Sätze des Edikts weiter ausgeführt hat. Chinese Recorder 1875, S. 147.

großen Gottesdienst. Die Wirkung ihrer Lehre ist berechnet Harmonie, Güte und Wohlergehen in der Welt zu verbreiten.

Mit diesem fünften Paragraphen hört der lehrhafte Teil der Inschrift auf. Es folgt ein weiterer kurzer Paragraph, der sich mit dem neuen Namen („Die erlauchte Religion"), den das Christentum in China von 636 bis 782 geführt hat, beschäftigt, und die Notwendigkeit der Mitwirkung von seiten der Regierung mit den Dienern der Kirche betont. Hieran schließt sich in elf Paragraphen der geschichtliche Teil, den wir schon zu Anfang kurz skizziert haben.

Der dritte, doxologische Teil, dem die beiden anderen Teile gleichsam als Einleitung dienen, besteht aus einem Lobpreis Gottes und der Kirche, sowie derjenigen Kaiser, die der Kirche Schutz und Gunst zugewendet hatten.

Obgleich die Inschrift von dem, was das Eigentümliche der Lehre des Nestorius ausmachte, klüglich schweigt, hat man doch von jeher das Denkmal das Nestorianer-Denkmal genannt. Katholische Schriftsteller neigen zwar zu der Ansicht, daß in der Inschrift von ihrer Kirche die Rede sei, sie lassen aber doch in der Regel die Frage offen. Vor mir liegt das vierbändige Werk eines chinesischen Gelehrten der katholischen Kirche. Auch er hat sich mit dem Denkmal und seiner Inschrift beschäftigt und kommt, nachdem er das Denkmal zuerst für die katholische Kirche zu reklamieren gesucht hat, schließlich zu dem Resultat, daß es sich hier doch wohl um die Anhänger der um ihrer Ketzerei willen von der römischen Kirche ausgeschlossenen Sekte der Nestorianer handeln dürfte, da sich in den Annalen der „vatikanischen Bibliothek keine Notiz von einer römischen Mission nach China zur Zeit der Tang-Dynastie finde." Ähnlich drücken sich du Halde u. a. aus, woraus hervorgeht, daß diese Gelehrten mit der Schlußzeile der Inschrift: „errichtet in den Tagen des Hanan-Yeshu', Katholikos und Patriarch" nichts anzufangen wußten. Es steht aber geschichtlich fest, wie Professor Legge nachgewiesen hat, daß dieser Hanan-Yeshu' im Jahre 774 zum Patriarchen der Nestorianer in Bagdad ernannt worden ist, — ein weiteres, gewichtiges Zeugnis für die Echtheit des Monuments.

Die schnelle Ausbreitung des Christentums in großen Teilen von China, wie sie uns in der Inschrift geschildert wird, erlitt eine plötzliche Hemmung, als im Jahre 845 der Kaiser Wu-Tsung ein Edikt gegen das zunehmende buddhistische Klosterleben und zugleich

gegen die fremden Priester von Tâ-Tsin und Muhupu, deren Zahl 3000 betrage, erließ, indem er ihnen befahl, in das Laientum zurückzukehren. In dieser Zahl sind ohne Zweifel die Priester der Nestorianer mitgerechnet. Dieser auf taoistische Wühlereien[1]) zurückzuführende Akt gab nicht nur dem damals herrschenden Buddhismus in China[2]), sondern auch der christlichen Religion einen harten Stoß. Vermutlich ist auf Wu Tsungs Edikt hin unser Monument von taoistischen Priestern umgestürzt worden, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es von nestorianischen Christen damals in die Erde vergraben wurde, um seine Zertrümmerung zu verhindern. Und diesem Umstand haben wir seine Erhaltung bis zum Jahre 1625 zu verdanken. Wer die „fremden Priester von Muhupu" waren, die gleichzeitig proskribiert wurden, darüber bleiben wir im Ungewissen. Vielleicht waren es Feueranbeter aus Persien, die wir heute unter dem Namen Parsi kennen.

Der Nestorianismus in China hat sich von diesem im Jahre 845 erlittenen Unglück nicht wieder erholen können. Das Edikt des

---

1) Diesen taoistischen Wühlereien war jener berühmt gewordene Protest gegen die Verehrung des Buddha von seiten eines hohen Beamten, mit Namen Han Yü, vorausgegangen, der für Han Yü selber zwar verhängnisvoll wurde, ohne Zweifel aber die Politik des Wu Tsung beeinflußt hat. Im Jahre 819, dem 19. Jahr des Kaisers Hsien Tsung, war nämlich unter großem Pomp und auf kaiserlichen Befehl ein Knochen Buddhas, eine berühmte Reliquie, nach der Hauptstadt gebracht worden, um in einer der Palasthallen aufbewahrt zu werden. Darüber geriet der durch und durch konfuzianisch gestimmte Han Yü in die größte Erregung. Er richtete eine Eingabe an den Thron, in welcher er energisch dagegen protestierte, und den Rat gab, den Knochen den zuständigen Beamten zu überweisen, damit diese ihn dem Wasser oder Feuer überantworten könnten, und so dem Unwesen ein Ende gemacht werde. „Wenn Buddha," so schließt die Eingabe, „ein göttliches Wesen ist, das Unglück verursachen kann, so komme es über meine Person. Der Himmel ist mein Zeuge, ich werde weder murren noch mein Wort zurücknehmen." Dieser Protest zog dem kühnen Beamten zwar die kaiserliche Ungnade und Verbannung in eine entfernte Provinz zu, er ist aber gewiß beim Volk und den Ministern auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, und ist gewiß nicht ohne Einfluß auf die antibuddhistische Politik des 22 Jahre später auf den Thron gelangten Wu Tsung geblieben.

2) Bei dieser Säkularisation wurden 44600 Klöster mit ihren Ländereien eingezogen, und 265000 Mönche und Nonnen gezwungen, dem Klosterleben zu entsagen; auch wurden 150000 Sklaven derselben in Freiheit gesetzt. Vgl. Legge, S. 48.

Kaisers Wu Tsung hatte ihm den Todesstoß versetzt. Als um das Jahr 980 ein Mönch aus Bagdad mit fünf anderen Priestern nach China geschickt wurde, um die dortigen Gemeinden aufzusuchen, berichtete er, daß das Christentum verschollen, seine Anhänger bis auf einen einzigen umgekommen, und ihre Kirchen zerstört worden seien[1]). Marco Polo, der im 13. Jahrhundert seine berühmte Reise nach China gemacht hat, erwähnt zwar in seiner Reisebeschreibung Nestorianer; es ist aber nicht nachweisbar, daß sie mit den Nestorianern, die wir kennen gelernt haben, in irgend welchem Zusammenhange stehen.

So endigte, nach einer Periode von ungefähr 200 Jahren, ein interessantes Kapitel der alten Missionsgeschichte, das der Nestorianer in China. Ihr Mißlingen ist ohne Zweifel auf zwei Ursachen zurückzuführen: die eine werden wir in dem Anlehnen an die weltliche Macht und dem Buhlen um die Gunst der Gewalthaber zu suchen haben; die andere in der Vorenthaltung dessen, was den eigentlichen Kern des Evangeliums ausmacht; finden wir doch in der Inschrift weder einen Hinweis auf den Tod Christi noch auf seine Auferstehung. Vielleicht bleibt es der Zukunft vorbehalten, weiteres Licht über diese Periode zu verbreiten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß weitere Überbleibsel dieser alten Nestorianerkirche noch zu Tage gefördert werden, ja, manche geben sich der Hoffnung hin, daß in entlegene Winkel des Reiches verschlagene Nachkommen jener Nestorianer von Si-ngan-fu später noch aufgefunden werden, möglicherweise sogar im Besitz der in der Inschrift erwähnten Übersetzung heiliger Schriften; hat man es doch vor fünfzig Jahren zum Erstaunen der Welt erlebt, daß eine jüdische Kolonie, von deren Existenz niemand eine Ahnung hatte, im Innern Chinas entdeckt wurde, und zwar im Besitz ihrer sorgfältig gehüteten Gesetzesrollen, von denen eine sehr gut erhaltene in der öffentlichen Stadtbibliothek Hongkongs gezeigt wird[2])."

---

1) Vgl. Richthofen, China, I. S. 555.

2) A. M. Z. 1904, 244.

Sven Hedin und die Mission.

Von Th. Bechler-Herrnhut.

Ein interessantes Reisewerk ist es, das in zwei starken Bänden vor mir liegt. Es trägt den Titel: „Im Herzen von Asien" und ist von der Verlagsbuchhandlung (Brockhaus-Leipzig) geschmackvoll ausgestattet. Den Text erläutern 407 Bilder und 5 Karten. Das Buch liest sich gut und macht einen weit wahreren Eindruck als Landors phantastische Schilderungen.

Dem ersten Bande liegt bei ein freies Blatt von des Verfassers, des großen Asienreisenden Dr. Sven von Hedin, eigener Hand. Er widmet dies Exemplar unter dem 1. November 1903 Herrn und Frau Missionar Ribbach, „in aufrichtiger Dankbarkeit für die ihm erwiesene Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit mit herzlichem Gruß." Es war um die Weihnachtszeit des Jahres 1901, als Sven Hedin nach Leh in Klein-Tibet kam und damit eine der Missionsstationen betrat, welche die Brüdergemeine in den Hochtälern des Himalaya unterhält und die damals von den Missionaren Ribbach und Hetasch, dem Missionsarzt Dr. Shawe und Fräulein Baß bedient wurde. Leh stellt zugleich die höchstgelegene Missionsniederlassung der Erde dar, denn das obere Industal, in dem diese 4000 Einwohner zählende Hauptstadt Ladaks sich findet, weist dort eine Höhe von 11 500 Fuß über dem Meere auf.[1])

Die in Rede stehende Reise nahm die Zeit von 1899—1902 in Anspruch und war die vierte, die der Reisende in den fernen Osten hinein unternommen hat.

Das Einleitungskapitel des Reisewerks macht uns bekannt mit den interessanten Ausrüstungsgegenständen, die zu einer solchen Erforschungsfahrt in unbekannte Fernen vonnöten sind.

Sehen wir uns nur ein Stück näher an. Es ist ein von Armstrong in England konstruiertes zusammenlegbares Boot, das aus zwei Hälften besteht, von denen jede für sich allein einen Schlitten abgibt. Mit diesen konnte man über die Eisflächen der Seen Tibets

1) Kein Wunder, daß dies Höhenklima mit seiner nervenangreifenden dünnen Atmosphäre der Gesundheit der Europäer arg zusetzt. So hat auch Missionar Ribbach mit seiner Gattin nach elfjährigem Aufenthalt in Klein-Tibet im Vorjahre die deutsche Heimat wieder aufsuchen müssen, um neue Kräfte zu sammeln.

zur Winterszeit dahineilen, während das Boot eben diese Gewässer im Sommer durchschnitt. Das Fahrzeug war so leicht gebaut, daß es ein Pony oder Maultier zu tragen imstande war. Trotzdem oder gerade darum hat es treffliche Dienste geleistet. Eines der Wasserbecken, auf dem es dem Reisenden zu statten kam, war der langgestreckte Binnensee Pangkong im westlichen Tibet unweit Leh, der auch von unseren Missionaren bereits mehrfach besucht worden ist. Welche Mühen und Strapazen lagen hinter ihm, als Sven Hedin diese Wasserfläche gegen Ende des Jahres 1901 erblickte! Tausende von Meilen war er — möglichst auf Pfaden, welche Reisende vor ihm nicht begangen hatten — in Tibet hin und her gewandert, bis zu dem verhängnisvollen Moment, da der auf die verbotene Stadt Lhassa Zustrebende von einem tibetischen Offizier mit dem: „Einen Schritt weiter und es kostet Ihnen den Kopf!" gestellt wurde. In der heiligen Priesterstadt, der Hochburg des Buddhismus, hatte man Kunde von seinem Vorwärtsdringen erhalten, ihm sofort eine bewaffnete Mannschaft entgegengesandt und damit dem Kühnen jegliches weitere Vordringen und die Erreichung eines seiner Hauptreiseziele unmöglich gemacht. Er mußte sich westwärts wenden und kam so, den eisigen Wüsten des chinesischen Tibet den Rücken kehrend, auf gebahnteren, wenn auch selten genug begangenen Pfaden zum Pangkongsee. Damit war er im Gebiet Klein-Tibets und zugleich im Bereich der Arbeit unserer Leher Missionare. Am 20. Dezember 1901 erreichte er Leh. So kam es, daß er dort Weihnachten feiern konnte. Man denke sich in die Gedanken, in die Gemütswelt eines gebildeten Menschen, der elf Monate lang absolut keine Kunde aus der europäischen Heimat vernommen hatte und nun, noch immer im Herzen Asiens, in der gewaltigen Gebirgswelt des Himalaya, noch immer durch die Riesenmauern kolossaler Bergzüge von den Ländern der Zivilisation getrennt, in einer Stadt voller heidnischen Buddhisten mit Europäern zusammentrifft! Es handelte sich, wie angedeutet, um zwei deutsche Missionarsfamilien, einen englischen Missionsarzt und eine unverheiratete Missionarin. Wie mußte der Ankömmling diesen gebildeten Menschen, trotzdem sie ihm gänzlich fremd waren, zujubeln!

In ihrer Gesellschaft konnte sich Körper und Geist wieder er*frischen.* Was schon allein konnten sie dem fast ein Jahr lang der *äußeren und inneren* Politik zivilisierter Länder Entfremdeten alles

berichten! Was erzählen dem selbst mit den Geschehnissen nicht Vertrauten, die in Europa jedes Kind auf der Gasse gehört! Da sprachen sie von einem „König Eduard", und er wußte doch nur von einer hochbetagten Herrscherin von England. Diese aber war schon fast ein Jahr lang nicht mehr unter den Lebenden! Und wie kam ihm die ärztliche Beratung zustatten! Vor allem aber erquickte sich Herz und Gemüt in der christlichen Atmosphäre. Hören wir ihn selbst! Seite 513 seines Werkes bezeugt er:

„Die Tage verrannen nur zu schnell. Ich wurde von den in Leh ansässigen Missionaren Ribbach und Hettasch und ihren Frauen mit Freundschaftsbeweisen und Gastfreundschaft überhäuft, ebenso von Miß Baß und dem Missionsarzt Dr. Shawe, der sich der Kranken in meiner Karawane mit unendlicher Freundlichkeit annahm. Täglich besuchte ich die Missionare, und ich habe selten eine Station gesehen, die so musterhaft geleitet wird und so vielversprechende Früchte gezeitigt hat.[1]) In dem netten kleinen Kirchensaale feierten wir zusammen Weihnachten. Der Saal strahlte hell im Kerzenscheine, und der Weihnachtsbaum mit seinen zahllosen kleinen Wachslichtern gemahnte mich an viele unvergeßliche liebe Kindheitserinnerungen aus meiner nordischen Heimat. Ribbach predigte in der Ladakisprache, und beim Gesang stimmte die andächtig lauschende, festlich gekleidete Schar ein, die das kleine Gotteshaus dicht gedrängt füllte. Ich bin selten bei einem so ergreifenden, feierlichen Gottesdienst zugegen gewesen, obwohl ich von dem, was Ribbach sagte, nicht ein Wort verstand. Der freundliche Glanz der Christbaumlichter nahm meine Sinne gefangen, die weichen Orgelklänge berauschten mich — ich hatte ja so unendlichen Grund zur Dankbarkeit, jetzt, da alle unsere Mühseligkeiten zu Ende waren und ich mich wieder unter Europäern befand!"

Und noch ein zweites Mal war Sven Hedin in Leh mit dem dortigen Missionsstabe der Herrnhuter zusammen. Am 25. März des Jahres 1902 traf er wieder dort ein. In den Ebenen Indiens hatte er inzwischen geweilt. Bei seiner ersten Ankunft in Leh hatte er 3 Telegramme abgelassen. Leh ist mit der Welt der Zivilisation durch den Draht verbunden. Das eine war an den Monarchen seines Landes, König Oskar von Schweden, gerichtet, dessen finanzielle Beihilfen zum Teil seine Reisen ermöglichen; der zweite Drahtbericht ging an seine Eltern, der dritte war an den Vizekönig von Indien adressiert. Von allen drei Empfängern liefen Glückwunschantworten ein, ja der Vizekönig lud den kühnen Reisenden zu einem Besuch in der Hauptstadt Indiens, nach Kalkutta. Dieser Bitte war Sven Hedin inzwischen nachgekommen. Auf dem dickverschneiten Winter=

---

1) Letzteres kann sich auf die numerischen Erfolge nicht beziehen. T. B.

wege war er mit nur einem Kosakendiener als Begleiter durch die romantische Kaschmirlandschaft nach Srinagar auf Maultiersrücken gereist, um von da per Wagen Raval Pindi und von dort schließlich mit der Bahn Kalkutta zu erreichen. Auch unsere Missions-Niederlassung Kalatse (unweit Leh auf dem Wege nach Srinagar) hatte er passiert, sich aber dort nicht aufgehalten. Den Sodschi-Paß, den unsere Missionare so oft zu übersteigen haben, bezeichnet er als den schlimmsten, mit dem er je Bekanntschaft gemacht hätte. Es war Winter, muß man wissen, und obgleich einige 50—60 Menschen mit Herstellung eines Weges beschäftigt waren und auf die Sicherheit der Gäste des Vizekönigs Bedacht nahmen, war der Auf- und Abstieg in den Bergen äußerst gefährlich, zumal auf dem Rückweg, auf den Hedin den Pfad benutzen mußte, den die Postläufer sich mühsam frei halten. Genug, Ende März war der kühne Reisende wieder in Leh.

Hier wurde er durch die Krankheit eines seiner Kosaken aufgehalten, der Dr. Shawes treue Pflege genoß, dessen Genesung sich aber derart hinzog, daß Sven Hedin schließlich am 25. April ohne ihn aufbrach, um nun mit seiner Karawane der Heimat zuzustreben. Rührend war der Abschied zwischen Herr und Diener. Diese Kosaken waren freilich dem Reisenden geradezu zu unentbehrlichen Begleitern geworden. Der Kaiser von Rußland hatte sie ihm verschafft. Sie vereinigten in sich eine Menge nützlicher Eigenschaften. Sie konnten kochen, Schuhe und Kleider fertigen, verstanden mit seinen wissenschaftlichen Instrumenten umzugehen usw. — Vor allem herzlich aber war der Händedruck, den der Scheidende den Missionaren bot. Es finden sich in dem Reisewerk folgende kurze Worte darüber:

> „Von den Familien Ribbach, Hettasch und von Dr. Shawe schied ich mit aufrichtigem Bedauern. Sie hatten mir in so vieler Weise genützt und geholfen, und ich hatte in ihrer Missionsstation das Ideal einer solchen Anstalt kennen gelernt!“

Und wie lautet nun das Urteil unserer Missionare über diesen seltenen Besuch? Es war ihnen ein ganz besonderes Vergnügen, den ausgezeichneten Gast zu beherbergen. Denn zunächst traf sein Eintreffen in eine Zeit, in der sonst in Leh kein Europäer erscheint, und da unsere Missionare die einzigen Europäer sind, die im Winter in jenem Hochtal leben, erfreut sie jeder Besuch doppelt. Weiter aber hatten es hier Missionare einmal zu tun mit einem *nicht nur persönlich* äußerst liebenswürdigen Manne, sondern auch

mit einem nach ihrem Berichte verständnisvollen Beurteiler christlicher Mission. Wir hoffen damit nicht zu viel zu sagen. Es könnte scheinen, als legten wir zu großen Wert auf die immerhin allgemeinen Sätze, die wir aus des Reisenden Bericht von seinen Aufenthalten in Leh zitierten. Wir haben auch nicht vergessen, was wir in dem Werke über Mission gelesen haben, in dem Sven Hedin seine dritte große Asienfahrt schildert, wovon das Evangelische Missionsmagazin im Oktoberheft 1899 Kunde gab und worauf D. Warneck in der A. M.-Z. (1899 S. 372) geantwortet hat. Dort, im ersten Bande seines 1899 erschienenen Buches „Durch Asiens Wüsten", spricht sich Sven Hedin über seine Stellung zur Mission, in Anknüpfung an einen Besuch bei Missionar Högberg vom schwedischen Missionsbund, trotz mancherlei anerkennenswerten Gedanken durchaus nicht in befriedigender Weise aus. Als uns jenes Urteil zum erstenmal vor die Augen kam, legten wir das Buch unter dem Eindruck aus der Hand: Also wieder einer, der sich der Schar jener Herren Weltreisenden nicht ganz unwürdig anschließt, die auf ihren Arbeitsgebieten sehr tüchtig sein mögen, aber besser täten, nicht über Dinge zu reden, von denen sie nicht viel verstehen. Wir verkannten nicht, daß sich ja in jenem Urteil manche Bemerkung fand, die wir voll zu der unseren machen konnten, anderes dagegen stieß geradezu ab. Vielleicht ist es erwünscht, daß wir hier der Vollständigkeit wegen einige seiner Gedanken kurz noch einmal andeuten. Wir fühlten uns mit dem Reisenden ganz einig in dem, was er über die Repressalien für ermordete Missionare sagte. Von solchen, wie sie hie und da auf die Mörder ausgeübt werden, will er nichts wissen. Ja man kann das den katholischen Sendboten nicht oft genug sagen. Auch daß es ungebildete Missionare gibt, die nach ungesunden Grundsätzen Mission treiben, ist eine allbekannte Tatsache; sie darf nur nicht verallgemeinert werden, denn es gibt andererseits — was selbst einem Weltreisenden bekannt sein sollte — unter den Sendlingen der christlichen Missionen Helden, die es mit jedem Weltreisenden aufnehmen. Gerade China und Tibet liefern Beweise dafür. Und auch Männer, wie unser Missionar Heyde, der im vorigen Jahre nach 50 jährigem ununterbrochenem Aufenthalt in Klein-Tibet nach Herrnhut zurückkehrte, ich meine Männer, denen zwar zum Erdulden eines Martyriums keine Gelegenheit geboten wurde, haben doch Geduld und Glauben der Heiligen bewiesen, in einer Weise, die den Krafterweisen anderer „Helden" an Wert nicht

nachstehen dürfte. Auch daß sich unter den, wenn auch nicht „100 000", so doch vielen Missionaren solche finden, denen man Taktlosigkeiten schuld geben muß, ist nichts neues. Es sind dies oft gerade solche, die sich fälschlich zu Nachahmern der von Hedin empfohlenen paulinischen Missionsmethode aufschwingen zu müssen glaubten und recht verkehrte Bahnen zogen und noch ziehen. Vor allem aber schien uns des Verfassers Urteil, daß die noch ganz erfolglose Mohamedaner-Mission völlig unzeitgemäß und das Eindringen christlicher Sendboten in den Bereich der asiatischen Konfessionen durchaus ungerechtfertigt sei, darauf schließen zu lassen, daß er doch für die Missionspflicht des Christen im Grunde kein Verständnis habe.

Sei es nun, daß wir den Reisenden damals zu ungünstig beurteilten, oder daß er im Laufe der letzten Jahre zu anderer, zu christlicherer Erkenntnis fortgeschritten ist, — um gerecht zu sein, wollen wir hiermit nicht ungesagt sein lassen, daß Sven Hedin jedenfalls bei seinem Besuche in Leh ein weit größeres Verständnis für das, was wir christliche Mission nennen, an den Tag gelegt hat. Ein wenig beweisen das schon die leider sehr kurzen Schilderungen seines Umgangs mit den Missionaren in seinem Reisewerk, noch mehr ging es aus dem Verkehr von Mund zu Mund, wie er tatsächlich geführt wurde, hervor. Daß wir davon hier in der Öffentlichkeit reden, wird er uns gewiß verzeihen. Ein Christ zu sein, christliche Gedankengänge erörtert und dabei nach der oder jener Richtung hin ein Bekenntnis abgelegt zu haben, dessen hat sich ja noch nie jemand zu schämen brauchen. Sven Hedin tut das auch nicht. Denn was erzählt er uns? In der Liste der Ausrüstungsstücke für seine Reise von denen wir oben sprachen, nennt er an erster, zweiter und dritter Stelle, vor anderer unentbehrlicher Reiseliteratur 1. „eine Bibel", 2. „ein Gesangbuch" und 3. „Parolen", d. h. ein Büchlein mit Gotteswortes für jeden Tag, welches ihm „vom Elternhause her lieb und wert geworden war und nun das Band bilden sollte, das den in der Ferne Weilenden mit seinen Lieben daheim dauernd verknüpfte." Letzteres nebenbei ein Zug, der bei all denen Verständnis finden wird, die das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde kennen und auf seinen Wert hin erprobt haben. Nichts anderes, als eben dieses Losungsbuch hat er mit jenen „Parolen" gemeint; dasselbe wird alljährlich wie in die Sprache so mancher Kultur- und Naturvölker, so eben auch ins Schwedische übersetzt. Als der Reisende einmal mitten

auf dem Marsch gezwungen war, die Anzahl seiner Gepäckstücke zu verringern, hebt er ausdrücklich hervor, daß die genannten 3 Bücher durchaus nicht zurückgelassen werden durften; und er berichtet auch von einem Moment, in dem er dem Verschmachten nahe, Trost und Erhebung aus Gottes Wort geschöpft habe.

Ja, wer aus dieser Kraftquelle schöpft, dem ist auch der Gedanke der Ausbreitung des Reiches Gottes kein fremder, kein unsympathischer, der hat Verständnis für christliche Mission, auch wenn er aus allerhand Rücksichten in seinem Reisebericht wenig davon redet.

Von einem Nansen, dessen sittliche Entrüstung über die christlichen Missionen uns noch in den Ohren klingt, der bekanntlich sein „Eskimoleben" mit dem Angstschrei und Hilferuf schließt:

„Werden sich nicht einmal alle wahren Menschenfreunde von Pol zu Pol aufschwingen zu einem gemeinsamen, erdrückenden Protest gegen dieses ganze Unwesen, diese selbstgerechte Behandlung anderer Kultur und Glaubensbekenntnisse?" —

und von einem Tanera, der im Rochlitzer Tageblatt anno 1900 behauptete:

„Die Mission bei hochgebildeten Völkern, wie Chinesen und Japaner es sind, ist unmoralisch. Sie bringt in Familien, welche unter dem Schutze ihrer Religion seit Jahrtausenden in Ruhe gelebt haben, Haß und Streit. Keine Mission hat dort Dauererfolg. Dagegen endet die sogenannte Bekehrung stets mit Mord und Massentotschlag;" —

ich sage, von diesen Männern ist nicht bekannt geworden, daß die Bibel als erstes Stück auf der Liste ihrer Reisewerke stand, und es ist mir nicht bekannt, daß sie die Gottesdienste auf Missionsstationen besucht haben, wie Sven Hedin getan. Dieser nahm z. B. auch freudigen Anteil an den Gesängen, die an den Abenden in den Missionsfamilien angestimmt wurden und bat selbst, daß einzelne Lieder, wie „Ein feste Burg" ꝛc. noch hinzugefügt werden möchten. Ja, Sven Hedin hat am Gründonnerstag in Leh am Abendmahl im Kreise der Missionare und ihrer Heidenchristen teilgenommen.

Sven Hedin unterhielt sich verschiedentlich mit den Missionaren über ihren Beruf. Dabei lobte er nun nicht alles. Obgleich Bürger der skandinavischen Reiche, zog er, wie früher, ernstlich in Frage, ob die Arbeitsmethode einzelner schwedischer Missionare im Innern Asiens zweckmäßig sei. Daß er der Leher Missionsstation und ihren Leitern reichliche Anerkennung gezollt hat und das auch in seinem Buche öffentlich tut, hat unsere Brüder beschämt, sie wollen das Lob nicht

so volltönend gelten lassen. Daß Sven Hedin aber damit bewiesen, daß er sich nicht scheute, der gesamten Mission die ihr gebührende Wertschätzung zukommen zu lassen, ist ihnen eitel Freude, weil es den persönlich liebenswürdigen und in seinem Berufe großen Mann selbst am höchsten ehrt.

Missionsrundschau.[1])

Japan I.

Von P. Friedrich Raeder.

Nachdem die Gesamtlage der evangelischen Mission in Japan bereits in einem besonderen Artikel in dieser Zeitschrift eine eingehendere Behandlung gefunden hat, wenden wir uns nun den einzelnen in Japan arbeitenden Missionen zu, indem wir vor allem versuchen, dieselben in ihrer Bedeutung für die Christianisierung des Landes zu würdigen.

Den Hauptanteil an der Christianisierung Japans haben fünf größere denominationelle Gruppen von Missionsgesellschaften: die independentische (kongregationalistische), die presbyterianisch-reformierte, die bischöflich-anglikanische, die methodistische und die baptistische. Um konstatieren zu können, welchen Beitrag zu den bisherigen Missionsresultaten eine jede dieser Gruppen geleistet hat, müssen wir die statistischen Daten prüfen, welche diesen Anteil ziffernmäßig darstellen. Allerdings ist das statistische Material, das uns zur Verfügung steht, weder lücken- noch auch fehlerlos. Die mir mit Ausnahme eines Jahrgangs vorliegenden Loomisschen Tabellen für die letzten zehn Jahre, 1892—1901, sind, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit gefunden, keineswegs vollkommen. Aber eine vollkommene, lückenlose, nach einem einheitlichen Schema bearbeitete, in allen ihren Angaben bis ins einzelnste genaue und zuverlässige Missionsstatistik wird wohl immer ein pium desiderium bleiben.[2]) Immerhin wird man auch aus den Loomisschen Zahlen Schlüsse

1) Druckfehlerverbesserung. S. 325 Zeile 10 von unten statt 1902 — 1903. S. 337 Zeile 1 von unten statt Captized — baptized.

2) Die soeben erschienene, vom Standing Commitee bearbeitete Statistik pro 1903 (Miss. Directory of Japan and Mission Statistics, Tokyo, Kyo-Bun Kwan 1904) bringt uns dem anzustrebenden Ziele nicht viel näher. Die Gesamtzahlen können nicht als genau gelten, da einzelne Rubriken unvollständig ausgefüllt sind. Das gilt namentlich von der Gesamtzahl der Christen — 55354, — da die Rubriken der Katechumenen und der getauften Kinder viele Lücken aufweisen Die Zahl der Kommunikanten wird mit 43272 angegeben. Für 1901 waren die Spencer'schen Zahlen 50785 bezw. 44281. Daß eine Abnahme der Kommunikanten in der Zeit von 1901—1903

ziehen können, die im ganzen den tatsächlichen Verhältnissen einigermaßen entsprechen dürften. Die zur Vergleichung herbeigezogenen Zahlen der früheren Jahre entnehme ich, soweit vorhanden, den Tabellen der Proceedings der General-Konferenz japanischer Missionare von 1900.

Vor etwa 20 Jahren stand die presbyterianisch-reformierte Missionsgruppe an erster Stelle, indem die presbyterianische „Kirche Christi in Japan", die Nippon Kirisuto kyokwai, 1882 2843 Glieder zählte, über 50% der Gesamtheit der damaligen japanischen Christen. Nach 10 Jahren (1891) war die Zahl der Kirchenglieder auf 9969 gestiegen, ein Wachstum von 254%! Doch hatten in dieser Periode die (um ein Jahrzehnt jüngeren) kongregationalistischen Kumiai-Gemeinden ein noch stärkeres Wachstum erlebt. Sie hatten sich mehr als verzehnfacht, indem sie von (1882) 881 Mitgliedern auf (1891) 10142 (also um ca. 1029%) anwuchsen, und so hatten sie 1891 die Presbyterianer bereits überholt. Wenn es aber um 1891 den Anschein hatte, als würden diese beiden Denominationen vorherrschend ihr Gepräge der japanischen Christenheit der Zukunft aufdrücken, so zeigt uns das letzte Jahrzehnt ein anderes Zukunftsbild. Zwar haben die Presbyterianer und Kongregationalisten, was die Zahl ihrer Kirchenglieder betrifft, die erste Stelle behalten, aber auffallenderweise sind die ersteren in der Periode 1892—1901 überhaupt nicht gewachsen, vielmehr ist eine Abnahme von 1,7% zu konstatieren (1892: 10760 Kirchenglieder, 1901: 10578), und die „Kirche Christi in Japan" hat eine Zunahme von nur 1,4% aufzuweisen. Und zwar hatten die Kongregationalisten im Triennium 1893—95 noch eine Zunahme von 402 Kirchengliedern (3,7%), 1896—98 trotz 1065 Taufen von Erwachsenen eine Abnahme von 11162 Mitgliedern (9,7%) und 1898—1901 bei 1427 Taufen eine Zunahme von nur 4,9%, während die Presbyterianer 1893—95 und 1896—98 eine Abnahme von je 0,8% (dabei 1896—98: 2190 Taufen!) und 1899—1901 eine Zunahme von 3% (bei 1825 Taufen) aufweisen. Wie aus diesen Zahlen zu ersehen ist, hängt das geringe Wachstum nicht nur mit dem geringeren Zufluß von Taufbewerbern in der Zeit der Reaktion, sondern noch viel mehr mit den überaus zahlreichen Abfällen in diesen Kirchengruppen zusammen. Zwar haben auch die anderen Kirchengemeinschaften recht empfindliche Einbußen durch Abfall ihrer Mitglieder erlitten, doch sind sie immerhin auch in diesem Jahrzehnt geringer Dinge in Japan nicht unerheblich gewachsen. Die Methodisten haben es von 7089 Kirchengliedern (1892) auf 10001 (1901), die Anglikaner von 4366 auf 10238

stattgefunden haben sollte, ist auf Grund der Spezialberichte der Missionsgesellschaften sehr wenig wahrscheinlich, doch fehlt mir augenblicklich die Möglichkeit, die Statistik nachzuprüfen, um herauszufinden, wo der Fehler steckt. Die Zahl der Taufen von Erwachsenen im Laufe des Jahres 1903 — 3644 — ist unvollständig: es fehlt die „Kirche Christi in Japan". Die Spencer'sche Zahl für 1901 war 5086. Es wird jedenfalls ratsam sein abzuwarten, bis eine größere Reihe von Jahrgängen dieser statistischen Tabellen vorliegen werden, ehe man aus diesen Zahlen seine Schlüsse zieht. Diese Ziffern mit den Loomis'schen zu vergleichen, wäre zwecklos, da die beiderseitigen Tabellen teilweise nach verschiedenen Grundsätzen bearbeitet sind. M.

Kirchenglieder gebracht, mithin beträgt der Prozentsatz des Wachstums für 1892—1901 bei den ersteren 41,6%, bei den letzteren gar 133%! Selbst die schwächste der genannten fünf Denominationen, die baptistische, hat um 94% zugenommen (1892: 1761 Kirchenglieder, 1901: 3454). Des näheren ist das verhältnismäßige Wachstum dieser Gemeinden aus folgenden Zahlen ersichtlich:

Zunahme	1893—1895.	1896—1898.	1899—1901.
bei den Episkopalen:	1189 (27%)	2164 (39%)	2519 (33%)
bei den Methodisten:	589 (8,3%)	1403 (18,3%)	920 (10%)
bei den Baptisten:	566 (31,5%)	490 (21,3%)	637 (22,7%)

Jedenfalls scheint den früher in Japan vorherrschenden Kongregationalisten und Presbyterianern der Rang durch die Episkopalen und Methodisten streitig gemacht zu sein.

Daß nach Zeiten außerordentlicher Erfolge auch Zeiten der Reaktion kommen, ist ja nichts neues in der Missionsgeschichte, und zumal in einem Lande wie Japan, das so mancherlei Wandlungen in der letzten Zeit durchgemacht hat, ist das Eintreten einer solchen Reaktion durchaus nicht verwunderlich. Wenn aber bestimmte Missionsgesellschaften oder denominationelle Gruppen in Zeiten der Reaktion so ganz außerordentlich stark in Mitleidenschaft gezogen werden, wie in diesem Fall, da müssen Fehler begangen worden sein. Man hat es hier augenscheinlich an der rechten Pflege der gesammelten Gemeinde und an energischer Evangelisationsarbeit zur Gewinnung neuer Anhänger fehlen lassen. Die Kongregationalisten haben den großen Fehler begangen, daß sie die Zügel der Leitung zu früh aus den Händen gegeben und die Gemeinden zu früh für mündig erklärt haben. Dieser Denomination lag bei ihren independentischen Grundsätzen dieser Fehler besonders nahe, und sie hat ihn leider nicht vermieden und, nachdem er begangen worden war, zu spät als solchen erkannt und ihn gut zu machen gesucht. In der Zeit von 1890—1900 wurde kein einziger ordinierter Missionar mehr ausgesandt. Die Veteranen verließen das Arbeitsfeld oder waren im Begriff es zu verlassen, und es fehlten die Jungen, die an ihre Stelle treten konnten. Solch eine Unterbrechung der Kontinuität in einer Mission ist ein gefährlich Ding. Erst 1900 wird wieder ein neuer Missionar für Japan gewonnen. Im Am. Board's Rep. 1900, 113 wird die Notwendigkeit einer sofortigen Verstärkung nachdrücklichst betont. „Wenn nicht Verstärkungen hinausgesandt werden“, heißt es da, „so muß die Mission statt vorwärts-, zurückgehen“. Das war aber bereits geschehen, wie die Statistik zeigt. Die zumeist auf sich selbst angewiesenen einheimischen Pastoren, — unter welchen es unleugbar an hervorragend tüchtigen Persönlichkeiten keineswegs fehlt, — waren augenscheinlich den ihnen gestellten neuen Aufgaben doch nicht völlig gewachsen, daher der Rückgang. Auch bei den Presbyterianern scheint es ähnlich gewesen zu sein. Auf der Synode der „Kirche Christi in Japan“ im Juli 1897 wurde auch die wichtige Frage der Kooperation der Mission mit der einheimischen Kirche verhandelt. Die Synode ging von der Voraussetzung aus, daß die evangelistische Tätigkeit einer presbyterianischen

Gemeinde durch ein Komitee ausgeübt werden soll, welches zur Hälfte aus Vertretern einer presbyterianischen Mission, zur anderen Hälfte aus Gliedern eines Presbyteriums der „Kirche Christi“ bestehen müsse. Dagegen hat eine Versammlung der presbyterianischen Missionare beschlossen, eine andere, nach ihrer Ansicht ersprießlichere Art von Kooperation anzustreben, indem nämlich alle innerkirchlichen Angelegenheiten den Organen der einheimischen Kirchen überlassen bleiben, die ganze Evangelisationsarbeit dagegen den betreffenden Missionen zugewiesen wird, wobei beide Teile in wichtigeren Fällen sich mit einander in brüderliches Einvernehmen setzen sollen (Am. Presb. Rep. 1898, 135 f.). Zu erfolgreicher Selbstausbreitung scheinen die einheimischen Gemeinden noch zu wenig geeignet, und dennoch hatte man ihnen diese so wichtige Aufgabe bereits zum großen Teil überlassen. Daher der Rückgang.

Dagegen haben besonders die Bischöflichen ihr Missionspersonal in dieser Zeit bedeutend verstärkt. 1892 hatten sie nur 47 männliche und 35 weibliche Missionsarbeiter in Japan, 1901 schon 80 bezw. 72! Auch die Baptisten, welche 1892 24 männliche und 23 weibliche Missionare hatten, zählten 1901 deren schon 34 bezw. 25. Bei den Methodisten hat sich in der gleichen Periode freilich nur die Zahl der weiblichen Missionsarbeiterinnen vermehrt (von 48 auf 67), die der männlichen ist 1901 genau dieselbe, wie schon 1892. Aber auch die Missionsdamen tun in Japan ein gut Teil eigentlicher evangelistischer Arbeit, und bei der außerordentlichen Rührigkeit der methodistischen Missionare hat sich der Arbeitermangel bei ihnen weniger stark fühlbar gemacht. Zudem ist die evangelistische Arbeit bei den Methodisten besonders gut und zweckmäßig organisiert. Darum sind ihre Gemeinden auch in der Zeit der Reaktion stetig gewachsen. Die Mission, und zwar nicht nur die japanische, wird gut tun, aus diesen Erfahrungen die Lehre zu ziehen, mit der Verselbständigung der eingeborenen Kirchen langsam und behutsam vorzugehen. In Japan tut vor allem eine Verstärkung des ausländischen Arbeiterpersonals dringend not. Hinderlich ist freilich der Geldmangel, unter welchem viele der in Japan arbeitenden Missionen leiden. Besonders die (holländisch-) „reformierte Kirche in Amerika“ scheint für ihre altehrwürdige Japan-Mission nicht viel Geld übrig zu haben. Sie scheint, wie der Ref. Ch. Rep. 1903, 41 sich bitter beklagt, an dieser Mission das bekannte Experiment des Mannes, der seinem Pferde das Fressen abzugewöhnen unternahm, wiederholen zu wollen.

Der ehemalige und jetzige Gemeindestand der wichtigsten denominationellen Gruppen in Japan stellt sich als folgendermaßen dar:

Im Jahre 1892:

1. Presbyterianer:	74 Gem.,	11190 Kgl.	(31,5%	der Gesamtzahl der Christen).
2. Kongregation.:	92 „	10760 „	(30,3%	„ „ „ „).
3. Methodisten:	99 „	7089 „	(20%	„ „ „ „).
4. Episkopale:	71 „	4366 „	(12,3%	„ „ „ „).
5. Baptisten:	23 „	1711 „	(4,8%	„ „ „ „).

Im Jahre 1901:

1. Presbyt.: 71 Gem., 11347 Kgl. (24,3%). Zunahme 1892—1901: + 1,4%

2. Kongreg.:	75 Gem.,	10578 Kgl.	(22,7%).	Zunahme 1892—1901:	— 1,7%
3. Episkop.:	80 „	10238 „	(22%).	„ „	+ 133%
4. Method.:	138 „	10001 „	(21,5%).	„ „	+41,6%
5. Bapt.:	52 „	3454 „	(7,4%).	„ „	+ 94%

Zahl der Taufen von Erwachsenen:

1896—1898.		1899—1901.	
1. Meth.:	2483 (28,9% d. Gef.-Zahl).	1. Meth.:	2745 (28% d. Gef.-Zahl).
2. Presb.:	2190 (25,5% „ „).	2. Episk.:	2214 (22,6% „ „).
3. Episk.:	1691 (19,5% „ „).	3. Presb.:	1825 (18,6% „ „).
4. Kongr.:	1065 (12,4% „ „).	4. Kongr.:	1427 (14,5% „ „).
5. Bapt.:	938 (10,9% „ „).	5. Bapt.:	1137 (11,6% „ „).

Auch was die Schularbeit betrifft, haben die rührigen Episkopalen im letzten Jahrzehnt die Presbyterianer und Kongregationalisten überflügelt und sich den zweiten Platz, gleich nach den Methodisten, erobert. Ich stelle die Zahlen im folgenden zusammen.

1892.			1901.		
1. Methodisten:	2412	Schüler.	1. Methodisten:	4190	Schüler.
2. Presbyterianer:	ca. 1600	„	2. Episkopale:	2538	„
3. Kongregational.:	1485	„	3. Presbyterianer:	1904	„
4. Episkopale:	875	„	4. Kongregational.:	940	„
5. Baptisten:	716	„	5. Baptisten:	767	„

Nach dieser vergleichenden Übersicht der denominationellen Hauptgruppen in Japan mögen nun die einzelnen Missionen mit ihren Arbeiten an uns vorüberziehen.

Die Kongregationalisten, durch den amerikanischen Board vertreten, haben seit dem 1869 in Yokohama gemachten Anfang ihre Arbeit weit ausgedehnt und sich unbestreitbare Verdienste um Japan erworben. Jetzt haben sie 13 über das ganze Inselreich zerstreute, von amerikanischen Missionaren besetzte Hauptstationen. Der Zentralpunkt ihrer Mission ist Kobe, wo sie ihre ältesten und stärksten Gemeinden haben. Hier befindet sich auch ihre höhere Mädchenschule, oder eigentlich zwei getrennte Schulen, eine wissenschaftliche Lehranstalt und eine Musikschule, mit zusammen ca. 170 Schülerinnen, sowie auch ihre Bibelfrauenschule. In Verbindung mit einem vorzüglichen Kindergarten besteht eine Klasse zur Schulung von angehenden Kindergärtnerinnen. Starke Gemeinden mit tüchtigen einheimischen Pastoren sind auch in Osaka vorhanden. Die beiden ältesten Kumiai-Muttergemeinden in Kobe und Osaka konnten 1899 ihr 25jähriges Jubiläum feierlich begehen und zählten dazumal 522 bezw. 471 Gemeindeglieder (Miss. Herald 1899, 355). Ein weiterer Hauptpunkt der kongregationalistischen Mission ist Kioto mit seiner berühmten Doschischa, welche nun wieder in Verbindung mit dem Board steht. Für seine recht bedeutende literarische Arbeit hat der Board in Japan kein eigentliches Zentrum. Es sind hauptsächlich zwei japanische Firmen, welche die Drucklegung und den Betrieb der Publikationen des Board bezw. der Kumiai-Gemeinden sich angelegen sein lassen, die Keiseischa in Tokio und die Fukuinscha in Osaka. Außer einem (englischen) Missionsblatt „Mission News“ (Yokohama) erscheinen

eine theologische Monatsschrift, Fukuin Sashi, in Tokio (Verbreitung: ca. 450 Exemplare) und ein evangelistisches Monatsblatt „Kyok-kwo“ in Kobe (ca. 2700 Exemplare). Das offizielle, in Osaka wöchentlich herausgegebene Organ der Kumiai-Kirchen, Kirisutokyo Shimbun, hat eine Verbreitung von ca. 2000 Exemplaren. Endlich ist der amerikanische Board eine der wenigen Missionsgesellschaften, welche noch immer eine missionsärztliche Tätigkeit in Japan ausübt. Da es in Japan genug vorzügliche Hospitäler und tüchtige wissenschaftlich gebildete Ärzte gibt, entspricht dieser Zweig der Missionsarbeit hier nicht gerade einem solchen Bedürfnis, wie auf anderen Missionsgebieten. Doch geht von dem Missionshospital in Osaka und dem Dispensary in Kobe, die beide unter der Leitung des tüchtigen Dr. Taylor stehen, mancher Segen aus. Von den Ereignissen der letzten Jahre müssen vor allem die Wandlungen der Doschischa Erwähnung finden. Über den seit einigen Jahren vorbereiteten und 1898 eingetretenen Bruch zwischen der Doschischa und der Mission, welcher zugleich einen Bruch mit dem Christentum bedeutete, ist in dieser Zeitschrift bereits früher (1899, 108 ff.) ausführlich berichtet worden. Zum Glück ist es gelungen, der Anstalt ihren christlichen Charakter und somit das Erbe ihres Gründers, des unvergeßlichen Nisima, zu retten. Der Vorstand, der auf treulose Weise den Bruch herbeigeführt, wurde von der öffentlichen Meinung aufs schärfste verurteilt und mußte weichen. Sämtliche Glieder desselben legten zu Ende 1899 ihr Amt nieder und das neugewählte Komitee bekannte sich ausdrücklich zu den Grundsätzen des Gründers und restituierte die alte Verfassung der Anstalt. Auch die Besitzfrage wurde durchaus zur Zufriedenheit des amerikanischen Board geregelt. Überdies wurden drei amerikanische Missionare als Vertreter der amerikanischen Donatoren in den Vorstand hineingewählt, nachdem die neuen Verträge den Fremden das Einnehmen einer solchen Stellung ermöglicht hatten. Zum Präsidenten wurde Saibara, ein ernster Christ, gewählt. So konnte denn am 29. November 1900 das 25-jährige Jubiläum der Anstalt als Freudenfest begangen werden, in dem Bewußtsein, daß das gesegnete Werk Nisimas auch in Zukunft fortgesetzt werden wird. In den 25 Jahren waren 4611 Studierende (862 Frauen) durch die Anstalt gegangen. Von den 888 Graduierten waren 95 in den Dienst der Kirche getreten, 147 in den der Schule, 198 in den kaufmännischen Beruf, 28 als Beamte in den Dienst der Regierung (Am. Board's Rep. 1899, 144. Mss. Herald 1899, 223 f. 403 ff. 1901, 93). Als eine segensreiche Wirkung der überstandenen Krisis muß es angesehen werden, daß die Stellung der Anstalt zur Mission und zum Christentum geklärt und gefestigt worden ist, auch hat die entschiedene Stellungnahme der breiteren Öffentlichkeit zu Gunsten des amerikanischen Board dessen Ansehen in Japan mehren helfen. Viel hängt nun für das zukünftige Gedeihen der Doschischa von den Personen ab, welche künftig an der Spitze der Anstalt stehen werden. Bis jetzt hat es glücklicherweise an den rechten Männern nicht gefehlt. Besonders in Kenkitschi Kataoka, der 1902 nach dem Rücktritt Saibaras (dieser hatte sich studienhalber nach Amerika begeben) zum Präsidenten der Doschischa gewählt wurde, hat diese Anstalt einen trefflichen Leiter besessen. Kataoka war nicht nur ein energischer, einflußreicher Mann, sondern vor allem ein entschiedener

warmherziger, bekenntnisfreudiger Christ. Er bekleidete das Ehrenamt eines Ältesten in der Presbyterianerkirche, der er angehörte, und behielt dasselbe auch bei, als er zum Präsidenten des Unterhauses im Parlament gewählt wurde. Das an ihn von mancher Seite gestellte Ansinnen, seine Verbindung mit der Kirche oder wenigstens sein Ältestenamt aufzugeben, um die nichtchristlichen Wähler für sich zu gewinnen, wies er entschieden zurück und seine Gesinnungstreue fand auch bei Andersdenkenden Würdigung und Beifall. Es gereichte der Doschischa zur Ehre und zum Segen, einen so allgemein geachteten und einflußreichen Mann und zugleich eine so fest gegründete christliche Persönlichkeit an ihrer Spitze zu haben. Leider wurde Kataoka nach 1½jähriger Arbeit an der Doschischa, am 31. Oktober 1903 seinem Wirkungskreise durch den Tod entrissen. An seine Stelle ist nun Professor Schinomura getreten. (Miss. Herald 1902, 239 ff. 1903, 166. 1904, 15, 220 f.; vgl. auch The Missionary 1900, 466 f. 1902, 424 f.) Die erfreulicherweise jetzt wieder in christlichem Geiste reorganisierte Schule wurde durch die neuen Schulgesetze bald wieder in Kämpfe hineingeführt, aus welchen sie jedoch siegreich hervorgegangen ist. Im Jahre 1900 sah sich die neue Direktion vor die Alternative gestellt, entweder den Religionsunterricht aus dem Programm der Akademie zu streichen, oder auf deren staatliche Anerkennung zu verzichten. Sie entschied sich für das letztere. Infolgedessen sank die Schülerzahl von 250 auf 158. Unterdessen sind aber der Schule doch trotz ihres entschieden christlichen Charakters die verloren gegangenen Rechte erteilt worden, und 1901 zählte man schon wieder 230 Schüler (Am. Board Rep. 1900, 116 f. 1901, 116 f.) Daß in der reorganisierten Doschischa ein christlicher Geist herrscht, davon legen die alljährlich stattfindenden Taufen von Schülern ein erfreuliches Zeugnis ab. Das Jahr 1902 weist besonders hohe Zahlen auf: 28 junge Männer und 15 Mädchen wurden in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen; ein Besuch des Evangelisten Torrey soll viel Anregung gebracht haben (A. B. Rep. 1903, 123). Einen Veteranen der japanischen Mission hat der Board in der Person seines am 4. November 1900 heimgegangenen Missionars D. M. L. Gordon (geb. 1843), verloren, der, seit 1872 in Japan, zuerst die Gemeinde in Osaka hat gründen helfen, darauf als Missionar und Professor an der Doschischa in Kioto eine gesegnete Tätigkeit entfaltet hat (Miss. Herald 1900, 510 ff.). Nach seinem Tode erschien noch eine Geschichte der japanischen Mission des amerikanischen Board aus seiner Feder (Thirty eventful years, Boston 1901).

Chronik.

1) **Aus dem Hererolande.** Das „Barmer Missionsblatt“ (1904, 56) schreibt: „Die Hereromissionare sind im April, soweit sie jetzt nahe beieinander sind, zu einer Konferenz in Karibib zusammengetreten. Es war für sie ein ernstes und wehmütiges Wiedersehen. Da konnten sie einmal Umschau halten über die Verheerungen, die der schreckliche Sturm angerichtet hatte.

Auf folgenden Stationen ist die Arbeit noch im Gang, wenn auch nicht unter den Hereros, so doch unter den anderen Volksstämmen Deutsch-Südwestafrikas, den Namas, Bergdamaras und den Bastards: Windhuk, Karibib, Otjimbingue, Okahandja, Franzfontein. Hoffentlich nur vorübergehend von den Missionaren verlassen sind die Stationen Okombahe, Omaruru und Gaub. Dagegen ist, menschlich gesprochen, fürs erste vernichtet die Arbeit in Okazeva, Otjosazu, Otjihaënena, Omburo und Otjozondjupa. Ob und in welcher Weise sie auf diesen Stationen einmal wieder aufgenommen werden kann, läßt sich heute noch gar nicht sagen. Indessen sind unsere Missionare nicht mutlos. Sie haben die Augen aufgemacht und gesehen, wo Arbeit für sie ist. Daß sie sich unsern deutschen Landsleuten, den Militär- und Sanitätsbehörden, zur Verfügung gestellt haben, ist selbstverständlich. Aber sie sind auch dabei, neue Arbeiten zu beginnen. So soll jetzt in dem Eingangshafen Swakopmund eine Station angelegt werden. Das war schon lange im Plan, mußte aber immer wieder hinausgeschoben werden. Jetzt meinen unsere Brüder, sei der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen, zumal jetzt einer der älteren, erfahrenen, aber augenblicklich arbeitslos gewordenen Brüder dem jungen Missionar Vedder mit Rat und Tat beistehen kann. Es wohnen in Swakopmund viele Farbige und allerlei Volk, Hereros, Namas, Bastards, auch Ovambos. Und dann wollen die Missionvre jetzt noch eine zweite Arbeit in Angriff nehmen, die gleichfalls schon länger geplant war und, man muß sagen leider, nötig geworden ist. Es soll nämlich in Otjimbingue für die vielen halbweißen Kinder, die aus dem Verkehr der Weißen mit den Farbigen entsprossen sind, — in Windhuk allein werden 63 gezählt! — ein Erziehungshaus gegründet werden, damit sie eine ordentliche und geregelte Erziehung bekommen, die ihnen hoffentlich nicht nur eine irdische, sondern auch die ewige Zukunft eröffnet."

Dazu ergänzen die „Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft" (1904, 262): „Es fand in denselben Tagen, in denen die Konferenz unserer Missionare tagte, eine Versammlung Karibiber Bürger und Ansiedler statt, die durch den auch von uns bedauerten Beschluß des deutschen Reichstages, der die Entschädigung für das zerstörte Eigentum der südwestafrikanischen Ansiedler ablehnte, veranlaßt war und die Absendung einer Farmer-Deputation nach Deutschland zur Aufklärung vorbereitete. Bei dieser Gelegenheit fand nun eine offene und ehrliche Aussprache zwischen den Missionaren und den Ansiedlern statt. Die Herren fühlten sich beschwert, daß in den vielen Preßerörterungen über die Ursachen des Aufstandes nicht genügend hervorgehoben sei, daß neben den mancherlei zweifelhaften Elementen unter den Händlern, deren Tun und Treiben sie auch auf das ernsteste verurteilten, doch auch ein Stamm ehrenhafter Männer in dem Lande ansässig sei; daß bei den Angriffen gegen das Händlerunwesen viel zu sehr generalisiert und durch solche Generalisierung in der deutschen Heimat der Eindruck erweckt sei, als bestände die Ansiedlerschaft eben nur aus Leuten, denen „skrupellose Gewinnsucht", „schlechte Behandlung der Eingeborenen" nachzusagen sei. Unsere Missionare konnten zugeben, daß sich die Ansiedler durch derartige Verallgemeinerungen verletzt fühlen mußten, mußten aber bemerken, daß diese doch nicht auf das Schuld-

konto der Mission als solcher kämen. Und wir pflichten ihnen bei. Wir können unmöglich die Verantwortung für das übernehmen, was selbst in der uns wohlgesinnten Presse geschrieben worden ist, selbst auch nicht, wenn ein Zeitungsreferat den Inhalt eines von einem unserer Missionare in Osnabrück gehaltenen Vortrag skizziert. Jedermann weiß, daß ein solches Referat, ohne direkt die Unwahrheit zu sagen, doch meistens durch einseitige Hervorhebungen und Unterstreichungen einzelner Stellen einen Eindruck erweckt, der im Zusammenhang des ganzen Vortrages gar nicht in der Absicht des Redners lag. Die volle Verantwortung tragen wir dagegen für das, was wir in unseren Berichten veröffentlicht haben, und für alles, was in den Zeitungen mit der Unterschrift unserer Inspektoren erschienen ist. Und selbst da würden wir selbstverständlich keinen Anstand nehmen, sofort einen Irrtum einzugestehen, wenn wir eines solchen überführt werden. Denn Wahrheit ist uns das oberste Gesetz. Wir sind uns aber bewußt, nicht verallgemeinert zu haben. Wir haben immer nur von „manchen" oder „vielen" Händlern 2c. gesprochen. Wenn wir diesen „manchen" oder auch „vielen" Händlern und Ansiedlern nicht mehr die anderen gegenüber gestellt haben, so müssen wir darauf hinweisen, daß wir und unsere Missionare auf das Empörendste angegriffen und verdächtigt wurden, u. a. in besonders häßlicher Weise leider auch von solchen Frauen, die ihre Rettung den eingeborenen Christen und den Missionaren verdanken; vor allen durch die Koloniale Zeitschrift die dabei immer tat, als sei sie das eigentliche Sprachrohr der Ansiedler und Händler. Es ist nur zu natürlich, daß bei dieser maßlosen Hetze gegen die Mission, die begann, noch ehe wir überhaupt gesprochen hatten, die polemische Seite bei uns hervortreten mußte. Wir bezeugen es aber gern, daß wir um alles in der Welt nicht den Eindruck erwecken möchten, als hielten wir die Gesamtheit der Kolonisten für schlechte Elemente. Wir erachten es vielmehr mit unseren Missionaren, die es ausdrücklich betonen, für eine Pflicht der Gerechtigkeit, bei dem uns aufgedrungenen Kampf nicht nur anzuerkennen, sondern auch hervorzuheben, daß es unter den Händlern und Farmern in Südwestafrika auch viele recht ehrenhafte Landsleute gibt, ja daß unter ihnen auch solche sind, die der Mission, die sie aus eigener Anschauung kennen, wohlwollend und freundlich gegenüberstehen. So fand z. B. Missionar Dannert bei den Kaufleuten und Ansiedlern in Omaruru stets eine offene Hand, als er bei verschiedenen Gelegenheiten für den Bau einer Schule, für einige größere Reparaturen an der Kirche, für die Erneuerung der Kirchhofsmauer unter den Landsleuten eine Sammlung anstellte. Noch im letzten Jahr durfte er von zwei Kaufleuten des Platzes je hundert Mark als Beitrag zur Jubiläumsgabe für unsere Mission entgegennehmen.

Mittlerweile liegt nun auch die Denkschrift der erwähnten Ansiedler-Abordnung vor, deren ruhige und maßvolle Darstellung wir anerkennen, wenn sie natürlich auch die ganze Sachlage nur von ihrem Standpunkt aus betrachten, den wir, soweit er auf die Ursachen des Aufstandes eingeht, allerdings nicht durchweg teilen. Die Stellung der Denkschrift zur Kolonial- und *Landesreg*ierung zu kritisieren, ist nicht unsere Sache. Nur über zwei Stellen *möchten wir ein kurzes* Wort sagen. Wenn in der Denkschrift gesagt wird,

daß die Missionare — es ist die einzige Stelle, die sich mit der Mission beschäftigt — „keine weltliche Herrschaft über die Hereros beanspruchten", so ist das eine Anerkennung, die wir dankbar akzeptieren. Wenn die Denkschrift aber weiter sagt, „daß bei den Missionaren ein Interesse für die Ausbreitung des deutschen Einflusses nur wenig hervorgetreten sei", so ist das geschichtlich und tatsächlich unzutreffend, sofern dadurch der Eindruck erweckt wird, als verleugneten die Missionare ihr Nationalgefühl. Geschichtlich haben die rheinischen Missionare bei der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland unserer Regierung anerkannt schätzenswerte Dienste geleistet, und tatsächlich sind unsere Missionare dankbar, wenn sie unter der Obrigkeit ihres eignen Mutterlandes im Frieden arbeiten können. Die zweite Stelle ist, daß die Denkschrift auf Seite 10 schreibt: Die Hereros hätten einen „jeden Deutschen, den sie in ihre Gewalt bekamen, auch Frauen und Kinder auf die grausamste Weise ermordet" und dadurch von neuem den Eindruck erweckt, als seien alle Frauen und Kinder, deren sie habhaft werden konnten, gleichfalls von den Hereros schonungslos abgeschlachtet. Es ist längst von autoritativer Stelle im Reichstag hervorgehoben worden, daß nur die Ermordung von vier Frauen und Kindern stattgefunden hat und daß die Rettung der anderen den eingeborenen Christen zu verdanken sei. Die Gerechtigkeit gebietet es, nicht von neuem die irrtümliche Auffassung der ersten Erregung zu wiederholen."

Von den bereits S. 299, Anm. 1, dieser Zeitschrift erwähnten **Flugschriften:** „Die Rheinischen Missionare und der Herero-Aufstand" ist jetzt das sehr lehrreiche dritte Heft erschienen. Immer überwältigender führen die Tatsachen, welche in diesen Heften mitgeteilt werden, den Beweis, daß nicht nur alle die besonders von der „Kolonialen Zeitschrift" in Kurs gesetzten gemeinen Beschuldigungen gegen die Rheinischen Missionare auf Unwahrheit beruhen, sondern auch, daß ihr Verhalten unter den schwierigsten Verhältnissen ein musterhaftes gewesen ist. Hoffentlich kommen diese Hefte auch dem Reichskanzler zu Gesicht und überzeugen ihn, daß er in seiner bekannten Reichstagsrede (cf. S. 298 dieser Ztschr.) Männern Unrecht getan hat, die auch in der gegenwärtigen schwierigen Lage ihren Landsleuten und speziell der Kolonialregierung zum Teil unter persönlicher Gefahr die wertvollsten Dienste geleistet haben, wie zuletzt noch ein aus Karibib vom 11. Mai datierter Brief des Missionars Kuhlmann beweist, der im „Reichsboten" (Nr. 161) abgedruckt ist. Wenn der Haß gegen die Mission die „Koloniale Zeitschrift" nicht jedes Wahrheitssinnes beraubt hat, so muß sie jetzt diese unhaltbaren Beschuldigungen, mit denen sie die Missionare verleumdet hat, zurücknehmen. Es ist eine Freude zu sehen, wie das so tendenziös getrübte Bild der Missionare immer reiner aus dem Nebel heraustritt, in welchen der von Feindschaft wider die Mission getragene Klatsch es gehüllt hatte.

* * *

2) Wie das Journal des miss. évang. (1904, Juli) meldet, hat nicht nur die Pariser Missions-Gesellschaft, sondern die gesamte evangelische Mission durch den am 27. Mai erfolgten Tod des fast 70jährigen Missionars **Franz Coillard** einen kaum ersetzlichen Verlust erlitten. Ich hoffe, möglichst bald ein Lebensbild dieses Großen unter den Missionaren der Gegenwart zu bringen.

der ebenso befruchtend in das heimatliche Missionsleben eingegriffen, wie durch seinen in der Gründung und Fortführung der Sambesi-Mission bewiesenen christlichen Heroismus allgemeine Bewunderung erregt hat. Ich zweifle nicht, daß er zu den Männern gehört, auf welche das Wort von dem Waizenkorn Anwendung findet, welches viel Frucht bringt, nachdem es in die Erde gelegt ist.

Die vielen Freunde der Pariser Missions-Gesellschaft werden es gern vernehmen, daß das große Defizit, mit welchem dieselbe bedroht war, bis auf ca. 20000 Mk. getilgt ist.

* * *

3) Ihre größte bis jetzt erzielte Einnahme, nämlich rund 8 Millionen Mark, hat in diesem Jahre die Church Miss. Soc. gehabt. Sie befand sich am Schlusse des Etatsjahres gleichfalls in großer finanzieller Bedrängnis, aber ihr unentwegter Glaube ist glänzend belohnt worden. Möchten doch auch unsere deutschen von mehr oder weniger beträchtlichen Defizits bedrückten Missionsgesellschaften bald die gleiche Erfahrung machen.

* * *

4) Wie der C. M. Intellig. (1904, 496) mitteilt, stellt sich das statistische Ergebnis in ihrer **Uganda-Mission** pro 1903 folgendermaßen (die betreffenden Zahlen pro 1902 in Klammern):

Eingeborene ordinierte Geistliche	32	(27).
Eingeborene Laien-Lehrer . .	2076	(1847).
Getaufte Christen	43868	(35897).
Katechumenen	3324	(2947).
Kommunikanten	13112	(11145).
Schulen	170	(49).
Schüler (Knaben und Mädchen)	21687	(12569).
Seminaristen	542	(292).

Das sind redende Zahlen.

* * *

5) Am 15. Juli d. J. feierte die Brüdergemeinde den 200jährigen Gedenktag der Geburt ihres Bischofs Spangenberg, der auch um ihre Mission hervorragende Verdienste sich erworben. Wir kommen auf ihn zurück, nachdem die in Aussicht gestellten Gedenkschriften erschienen sein werden. (Miss.-Blatt der Brüdergemeinde 1904, 191.) Warneck.

* * *

6) In dem „Schwedischen Missionsbunde", der 1903 sein 25jähriges Bestehen gefeiert hat, ist ein Wechsel in der Leitung eingetreten. Durch ein Buch über die Höllenstrafen, deren Ewigkeit er leugnet, hat Dr. Ekman in weiten Kreisen des Missionsbundes so angestoßen, daß er nicht bloß in der Presse heftig angegriffen, sondern auch von einer Konferenz der Distriktsvorsteher gebeten wurde, von seinem Amte als Leiter des Missionsbundes zurückzutreten. Er hat es am 1. April d. J. getan. Lektor P. Waldenström übernahm vorläufig die Leitung und ist nun von der Jahreskonferenz definitiv mit derselben betraut worden. Gleichzeitig hat eine Änderung in den Statuten des Bundes stattgefunden.

7) Die dänische Mission auf der Halbinsel Liaotang ist durch den russisch-japanischen Krieg schwer bedrängt[1]). Ihre Stationen erstrecken sich zwischen Port Arthur, Föngwangtöng und Andung. Ein Teil der Missionare ist nach Tschifu gegangen, einige sind auf den Stationen geblieben; Missionar Vyff in Andung begräbt dort die russischen Toten. Nachdem diese Mission erst durch den Boxeraufstand schwer geschädigt war, ist diese neue Heimsuchung für sie ein hartes Kreuz. Berlin.

Literatur-Bericht.

Handmann: „Die evangelisch-lutherische Tamulen-Mission in der Zeit ihrer Neubegründung.“ Mit 22 Porträts, 1 Bild und 2 Karten. 477 S. Leipzig. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1903. 4,80, geb. 5,30 Mk. Obgleich wir, abgesehen von Plitt bezw. Hardeland („Geschichte der lutherischen Mission“, 2. Aufl., 2. Hälfte), in Karsten's zweibändiger „Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig“ eine reichlich ausführliche Behandlung auch der Anfänge der Leipziger Mission bezw. ihrer grundlegenden Arbeit unter den Tamulen besitzen, so hat der Verfasser denselben Gegenstand, aber unter Beschränkung auf die Zeit der Neugründung (also auf die Jahre von 1840—1860) doch noch einmal selbständig behandelt. Als langjähriger Tamulenmissionar und dann Missionssenior in Leipzig, dem nicht bloß das Missionsarchiv zu Gebote stand, sondern auch noch persönliche Bekanntschaft mit nicht wenigen der Gründer der Tamulenmission verband, war er wie kaum ein anderer zu einer solchen Arbeit berufen; und er hat viel sorgsamen Fleiß auf dieselbe verwendet, so daß eine sich durch saubere Akkuratesse auszeichnende Leistung vorliegt. Vielleicht geht er manchmal etwas umständlicher als notwendig auf Kleinigkeiten ein und vielleicht ist es ihm je und je so gegangen wie es wohl einem Sohne geht, der des eignen Vaters Biographie schreibt, nämlich daß unter der Pietät die Kritik leitet. Nicht in dem Sinne, als ob er die Schattenseiten der Tamulenmission irgendwie beschönigt oder gar verschwiegen hätte; hier ist er Historiker von unbestechlicher Wahrhaftigkeit; aber des Eindrucks kann man sich nicht ganz erwehren, daß in der Beurteilung der Missionsleitung die kritische Seite doch etwas zu kurz kommt und daß eine objektive Prüfung der Grundsätze vermißt wird, welche als das besondere Charisma dieser Mission mit großer Klarheit dargestellt und mit großer Wärme gepriesen werden. Von 1840 bis 1903 ist eine lange Zeit und im Rückblick auf dieselbe darf auch der Vertreter des konservativsten Traditionalismus sich wohl die Frage vorlegen, ob eine Erfahrung von 60 Jahren doch nicht hier und da eine Revision nahe lege. Auch wo diese Grundsätze vortrefflich sind — und bei vielen ist das der Fall — läßt sich fragen, ob das Ergebnis der bisherigen Arbeit wirklich in Harmonie mit ihnen steht. So

1) Dagegen scheinen die Missionen in Korea durch den Krieg wenig gelitten zu haben, in größerer Bedrängnis aber die in der Mandschurei zu sein. D. H.

scheint es mir z. B. zu viel behauptet, daß „als Frucht die Gründung einer auf Gottes Wort fest ruhenden lutherischen Volkskirche unter den Tamulen“ als sich bereits vollziehend gesehen werden könne. Ich lasse ganz dahingestellt, ob die tamulischen Gemeinden der Leipziger Mission wirklich aus bewußt konfessionell lutherischen Gliedern bestehen, aber daß die dortige ca. 21000 Seelen starke lutherische Christenheit schon jetzt eine tamulische Volkskirche darstelle, das ist wohl eine Verwechselung des richtigen Grundsatzes mit dem bisherigen Ergebnis der Arbeit. — Auch sonst ist der Verfasser z. B. wo er auf das Verhältnis zu anderen Missionen zu reden kommt, namentlich englischen, die schon vor dem Eintritt der Leipziger in die Tamulenmission einen Teil des Erbes der alten Hallenser angetreten und dasselbe vor einem gänzlichen Ruin gerettet haben, nicht durchweg gerecht genug, um auch alteram partem zu hören. Aber das alles betrifft Dinge, in denen unser sehr kundiger und sorgfältiger Verfasser nicht ganz unbefangen ist und vielleicht auch auf Grund seiner persönlichen Stellung nicht ganz unbefangen sein kann, und es hindert uns nicht, das eingangs über seine Arbeit ausgesprochene Lob voll aufrecht zu erhalten.

Das inhaltsreiche und immer unterrichtende Buch zerfällt in drei verschieden lange Hauptteile: 1) in eine Vorgeschichte (S. 1—43), in der besonders der dritte Abschnitt: „Die alte dänisch-hallesche Mission unter den Tamulen 1706—1847“ durch seine Präzision sehr gelungen ist; 2) die evangelisch-lutherisch Missions-Gesellschaft zu Dresden und Leipzig 1836—1847 (S. 44—148) a) in der Heimat und b) auf drei Missionsfeldern (Australien, unter den Indianern Nordamerikas und der Eintritt in die Tamulenmission), 15 Unterabteilungen. Dann 3) der eigentliche Hauptteil: Die evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig in ihrer Sturm- und Drangperiode 1848—1860 (S. 149—420) in 28 zum Teil sehr ausgedehnten und inhaltsvollen Unterabteilungen. Außer der einflußreichen Graulschen Tätigkeit und der Geschichte der einzelnen Tamulenstationen sind hier die Abschnitte über die verschiedenen Streitigkeiten, besonders über den Kastenstreit, über die Verfassung und den Betrieb der Mission und über die Missionsgrundsätze von hervorragender Bedeutung. Ein ziemlich langer Anhang (S. 424—467) bringt dann noch eine Reihe Nachträge, von denen viele als geschichtlich wertvoll bezeichnet werden dürfen. Hoffentlich wird es dem Verfasser möglich, auch den zweiten bis auf die Gegenwart sich erstreckenden Teil der Leipziger Tamulen-Mission uns zu schenken.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die schwarze Rasse und ihre Zukunft.[1])

Von D. C. Buchner.

Die Frage, welche uns heute zur Besprechung vorliegt, ist eine, die in gleichem Maße den Missionsfreund wie den Kolonialpolitiker interessieren muß. Wenn das Problem der Verselbständigung christianisierter Gebiete (heutzutage das schwierigste Missionsproblem) dem ersteren diese Frage brennend nahe legt, so dem Kolonialpolitiker die Erkenntnis, daß daß Gedeihen unsrer Kolonien nicht zuletzt davon abhängen wird, ob die schwarze Rasse überhaupt bildungsfähig ist und eine geistige Zukunft hat oder nicht, und wenn dies der Fall ist, von der Anwendung der rechten Mittel, ihr eine solche zu ermöglichen.

Wir haben mit Absicht unser Thema weit umfassend gestellt. „Die schwarze Rasse" umfaßt einen gewaltigen Teil der Menschheit und schließt zugleich in sich eine beträchtliche Zahl von untereinander in mannigfacher Weise unterschiedenen Völkerschaften. Wie es aber trotz aller Verschiedenheit im einzelnen in der weißen Rasse einen gewissen allen gleichen und gemeinsamen Zug gibt, so auch bei der schwarzen Rasse. Wir fragen nach der „Zukunft" der schwarzen Rasse. Wir könnten die Frage auch so stellen: „Hat die schwarze Rasse überhaupt eine Zukunft?" Daß die Völkerschaften der schwarzen Rasse jedenfalls nicht wie andere Völkerschaften, z. B. die Eskimo und Papu, da, wo sie mit der weißen Rasse und ihrer — je nachdem man will — berühmten oder berüchtigten Kultur in Berührung kommen, dem Untergang geweiht sind, hat sich zur Genüge schon bewiesen. Man findet im Gegenteil überall da, wo durch Einfluß der Zivilisation die sie früher ununterbrochen dezimierenden Volkskriege und der Sklavenhandel ein Ende gefunden haben, eine stetige **Vermehrung** der schwarzen Rasse und zwar meines Wissens stellenweise in höherem

---

1) Vortrag, gehalten auf der Brandenburgischen Missionskonferenz. — **Literatur**: W. P. **Livingstone**, Black Jamaica; **Sixto**, Time and J.; **Booker Washington**, Vom Sklaven empor; **Dubois**, The souls of black folks; Dr. **H. Gerhardt**, Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von Amerika von 1860—1890 mit besonderer Berücksichtigung der Negerfrage.

Prozentsatz als bei der weißen. So viel steht also fest, daß **numerisch** und dem volklichen Bestand nach die schwarze Rasse eine Zukunft hat und sich der weißen gegenüber nicht in absteigender, sondern aufsteigender Linie befindet. Das ist aber eigentlich nicht die Frage, die uns beschäftigt, sondern nur die Voraussetzung der im letzten Grund vorliegenden, welche dahin geht: Hat die schwarze Rasse eine **geistige** Zukunft? Ist sie befähigt, die Elemente der ihr auf allen Gebieten dargebotenen Kultur so in sich aufzunehmen, daß sie dieselben innerlich verarbeitet, in ihrer volklich individuellen Art reproduziert und dadurch auf den verschiedensten Gebieten, dem religiösen, politischen, sozialen, sich zu einer den Weißen einigermaßen ebenbürtigen Stellung heraufarbeiten kann? Liegt diese geistige Fähigkeit überhaupt in der Rasse, oder ist diese eo ipso und für alle Zeiten eine inferiore, die eine solche Entwicklung auf keinen Fall nehmen wird? Wir sehen hier ab von dem Urteil derjenigen, welche die Schwarzen als solche Wesen ansehen, die, weil nicht viel höher als die Tiere stehend, auch nicht viel anders als diese zu behandeln sind. Aber auch abgesehen von dieser Unterwertung der Farbigen ging bisher die ziemlich allgemeine Ansicht dahin, daß die schwarze Rasse nicht bloß zur Zeit inferior sei, sondern auch für alle Zeiten inferior bleiben werde. Auch ich habe diese Ansicht lange geteilt, obgleich mein Vater, der Jahrzehnte in Westindien als Missionar tätig war, sie stets bekämpfte. Persönliche Anschauungen, missionarische Erfahrungen und die Beschäftigung mit der Literatur über diesen Gegenstand haben aber nach und nach meine Meinung geändert.

Zum Beleg jener Ansicht von der Inferiorität der schwarzen Rasse weist man hin auf die kläglichen Ergebnisse politischer Tätigkeit in der Negerrepublik Häiti; man zählt die Mißerfolge auf, die an der Westküste von Afrika in Liberia rc. mit politisch und kirchlich selbständig gestellten Negern zutage getreten sind; man erinnert an die vielen Fehlschläge, welche die Mission mit eingebornen Geistlichen erlebt hat. Alle diese Tatsachen sind wahr und unleugbar, nur übersieht man, daß sie doch nur Entwicklungsstufen einer eben erst durch die Berührung mit der Kultur in die geistige Entwicklung eingetretenen Rasse sind. Zur biblischen Begründung hat man auch den — falsch verstandenen — Fluch Noahs über Ham herangezogen: „Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern.“ Nicht wenig zur Verbreitung dieser Ansicht haben auch bei-

getragen unsre Witzblätter, die sich lange darin gefallen haben, den sogen. gebildeten Neger in karierten Hosen und Cylinder und mit ihm die Missionare lächerlich zu machen. Von dieser Art, die Frage zu beantworten, sagt Livingstone mit Recht:

„Die Art, wie die schwarze Rasse dem Publikum in diesen Blättern vorgeführt wird, ist eine Beleidigung sowohl der Kunst wie der Wahrheit. Kein Künstler steigt in den Schmutz von London, um ein typisches Beispiel der angelsächsischen Rasse darzustellen; und den niedrigsten Vertreter der Negerfamilie als Repräsentanten der ganzen Rasse zu nehmen, zumal der höchsten Klasse, und ihn dann noch in Karikatur darzustellen, ist nur ein Beweis jener Ignoranz, welche die Einbildung der Weißen charakterisiert."

Es ist aber unverkennbar, daß in neuerer Zeit sich nach und nach ein Umschwung in der Wertung der geistigen Fähigkeiten der schwarzen Rasse bei denen, die dieser Frage näher treten, vollzogen hat, und daß die Zahl derer, die für das Vorhandensein derselben eintreten, sich stetig mehrt. So sagt Dr. Gerhardt, dessen Schrift ihn als einen sehr genauen Kenner der Neger in Amerika charakterisiert, folgendes: (p. 150)

„Daß der Neger bildungsfähig ist, ist ohne Zweifel, wenn er auch für die nächste Zukunft dem Weißen entschieden inferior ist. Dies ist ja auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß er in Jahrhunderte dauernder Sklaverei und totaler Unwissenheit schmachtete. Dubois und Booker Washington, Fortune u. a. beweisen, daß der Neger es sogar auf eine hohe Stufe der Bildung bringen kann. Freilich darf man nun nicht etwa solche Männer als den Typus des Negers hinstellen wollen. Aber wenn wir hören, daß auf den 34 Lehrinstituten des Südens für Farbige bis jetzt über 2000 Neger graduierten und über 400 auf den nördlichen Universitäten, so müssen wir doch gestehen, daß der Neger bildungsfähig ist."

Es gibt eben nicht nur jene oben angeführten Tatsachen, die für die Inferiorität sprechen, sondern ebensogut andere, die das Gegenteil bezeugen. Wer sich einmal ein wenig mit der aus Negerkreisen hervorgegangenen Literatur beschäftigt, wer Persönlichkeiten wie Dubois, Washington, Sixto und Fortune ꝛc. begegnet, ihre Schriften liest und die geistige Durchbildung, die sie verraten, bewundert, kann in jenes absprechende Urteil nicht ohne weiteres einstimmen. Freilich sind dies zunächst noch einzelne Persönlichkeiten. Aber daß sie nicht allein stehen, dürfte folgendes beweisen: In einer Besprechung des Buches von Dubois werden folgende Tatsachen angeführt:

„In der Avantgarde der Negerrasse stehen Leute, die sich im Geschäftswesen, Handel und Politik, in wissenschaftlichen Berufen, Literatur und Kunst fast durchweg als den Weißen ebenbürtig beweisen. Hunderte von Patenten

sind schon Negern in allen Abteilungen erteilt worden. Die Bell Telephone Company verdankt ihre Übertragungsapparate der Erfindung eines schwarzen Ingenieurs Woods, dessen Kontrollier-System auf der Manhattibahn verwendet wird. Er ist nur etwas über 40 Jahre alt und hat sich schon 43 bedeutende Erfindungen patentieren lassen. Ein anderer Neger, Mc. Coy, hat das beste Maschinenöl Amerikas erfunden. Vor 20 Jahren hat ein Neger aus Virginien eine Versicherungsgesellschaft für gegenseitige Unterstützung in Richmond gegründet mit einem ganz bescheidenen Kapital und kaum 100 Mitgliedern. Jetzt hat eben diese Organisation 50000 Mitglieder und 1 250 000 Frank Immobilien. Sie hat 10 Millionen Franken an Versicherungssummen gezahlt und nebenbei eine Bank, eine Immobiliengesellschaft, eine wöchentliche Zeitung, fünf Läden, ein Hotel und ein Asyl gegründet. Booker Washington und seine Leistungen sind bekannt. Eines der tüchtigsten Mitglieder der letzten Legislatur in Illinois war der Negeradvokat Morris, Mitglied von fünf oder sechs Kommissionen. Sein Einkommen als Rechtsanwalt soll 100 000 Franken im Jahr betragen. Der Fortschritt der Negerrasse wird besonders durch die Ausbildung von Negern als Ärzte bezeichnet. In der Mathematik nimmt Professor Kelly Miller (Howard-Universität) einen hohen Rang ein. Unter den theologischen Kräften zeichnet sich Grimke aus. Sein historisches rotes Haus in Washington ist der moralische Mittelpunkt der Neger in Washington."

Diese Worte besagen nichts weniger, als daß die schwarze Rasse in Amerika auf allen Gebieten der Kultur, der Wissenschaft, der Technik sich auszuzeichnen beginnt. Das ist doch ein anderes Bild, als man gewöhnlich von der schwarzen Rasse hat, und wohl geeignet, die landläufige Meinung von der geistigen Inferiorität der Neger in etwas zu erschüttern.

Die bisher angeführten Tatsachen beziehen sich auf die Neger, die einst unter der Sklaverei seufzten. Ich meine aber, die Beobachtungen und Erfahrungen, die wir Missionsleute in Afrika an Freigebornen gemacht haben, gestatten uns, für die ganze schwarze Rasse Schlüsse daraus zu ziehen. Wir wollen zunächst aber einmal stehen bleiben bei diesen, den emanzipierten Negern, die früher Sklaven waren, und wollen ihre geistige Entwicklung seit der Emanzipation uns zu vergegenwärtigen suchen. Das dabei gewonnene Ergebnis in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten dürfen wir sicher mit Recht auf ihre Stammesgenossen in Afrika rc. anwenden. Gerade aus ihren Kreisen hat man das Material zu jenem absprechenden Urteil über die ganze Rasse genommen. Wir haben darum auch das Recht, zum Vorteil der Gesamtheit aus ihren etwaigen Errungenschaften die Schlüsse zu ziehen.

Die Lage, in der sich die Neger nach der Emanzipation befanden, kann ich besser und treffender nicht schildern, als dies Livingstone in seinem Buch „Black Jamaica“ von den dortigen Schwarzen tut. Lassen Sie mich daher seine Worte anführen, die ich nur insofern ändere, als ich die der britischen Regierung gemachten Vorwürfe auf alle in Betracht kommenden Regierungen anwende, was darum berechtigt ist, weil alle mehr oder weniger dieselben Fehler gemacht haben. Livingstone sagt:

„Wie sich die Freilassung vollzog, darüber berichtet die Geschichte. Der Anbruch der vollen Freiheit 1838 wurde von den Negern im Heiligtum und auf den Bergeshöhen begrüßt. Einige Jahre zuvor hatten sie in einem Ausbruch wilder, unbezähmbarer Wut Eigentum im Wert von einhalb Millionen Pfund zerstört. Nun vollkommen frei geworden, brauchten sie die Freiheit, um zu beten und zu danken. Ein erhebenderes Schauspiel bietet die Geschichte kaum als jenes, da die Menge von schwarzen Sklaven auf den Höhen des Landes kniete, auf den ersten Schein der Dämmerung wartend, der Dämmerung des Tages, an dem sie sich selbst und der Welt als freie Menschen zeigen sollten. — War nun das Recht ihrer bisherigen Eigentümer gewesen, daß sie die Neger als Tiere ansahen und behandelten, so machte man jetzt den Fehler, sie mit einem Male als volle Staatsbürger anzusehen, als den andren ebenbürtig. Während der Agitation für Freilassung der Schwarzen hatte man nicht ins Auge gefaßt, wie für ihre Zukunft zu sorgen sei. Man hatte sie eben nur um jeden Preis frei machen wollen. Nichts zeigt deutlicher, wie wenig der Charakter und die Stellung der Neger verstanden wurden. Für sie war es unmöglich, während ihrer Knechtschaft irgend welche Fortschritte zu machen. Was sie zu Anfang der Sklaverei waren, waren sie auch am Ende derselben. Immerhin war die lange und harte Knechtschaft nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Sie waren an dauernde Arbeit gewöhnt worden. Diese Gewöhnung verlor sich zwar sehr schnell, wie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Tropenländer nicht verwunderlich ist; aber immerhin war sie nicht ohne Nutzen in dem folgenden kritischen Zeitraum ihrer Geschichte. Sie hatten Gehorsam und Respekt gelernt, und diese Eigenschaften waren dauernder und haben sich bis heute erhalten. Für die meisten Sklaven hatte auch die Übersiedelung, trotzdem sie zur Sklaverei führte, doch einen Schritt vorwärts zu einer höheren Existenzstufe bedeutet. Wenn auch körperlich geknechtet, hatte ihr Geist doch die Möglichkeit gehabt, sich etwas mehr zu befreien. Sie hatten gewissermaßen Lehrjahre durchlaufen, die auf ein unabhängiges Dasein in etwas vorbereiteten. Man übersieht häufig diese Vorteile ihrer Sklavenzeit. Jedoch alles in allem genommen, muß man sagen, daß alle diese Tatsachen eine Erhebung der Masse und der Rasse nicht bewirken konnten. Der schwarze Mann war am Vorabend der Emanzipation dem weißen Mann gegenüber ein Kind, unwissend, hilflos, ohne Bewußtsein der von nun an auf ihm ruhenden moralischen Verantwortlichkeit. Sein Sinn war verfinstert und schwer beweglich und zumeist nur empfänglich für

die Einflüsse des Aberglaubens und der Furcht. Er war ganz abhängig von seinen augenblicklichen Impulsen, und diese beherrschten ihn wie ein Tier. Der letzte Beweggrund seiner Sehnsucht nach Freiheit war nicht eigentlich der Trieb nach einem höheren Dasein, sondern einfach der Wunsch, dem Zustand der Zucht und der Kontrolle zu entgehen und nach seinem Belieben zu leben. So war er ein roher Mensch. Allein in Jamaika sollten nun 300000 solcher Halbwilden auf einmal gleichberechtigt neben einer Handvoll gebildeter Ansiedler stehen. War es gerecht, ihnen solches zuzumuten ohne eine Zeit der allmählichen Vorbereitung? Zwar bestimmte man eine kurze Übergangszeit, aber sie verging ohne praktischen Wert. Es war ein gefährliches und der Vernunft hohnsprechendes Experiment; aber man machte es. Hier liegt der letzte und fundamentale Fehler, der zu allen den Fehlern und Leiden die Veranlassung gab, unter denen diese Rasse seitdem zu seufzen gehabt hat. Man hatte nur die Leiber frei gemacht, die Seelen und Sinne waren mehr oder weniger noch unfrei und geknechtet. Eine neue Pflicht ergab sich, aber man ging ihr aus dem Wege. Man hätte die Freilassung in einem längeren Prozeß sorgfältig vorbereiten und zugleich in dieser Zeit für religiöse wie weltliche Erziehung sorgen, eine soziale und das gesamte Arbeitsleben umfassende Gesetzgebung schaffen sollen mit dem Zweck, die Neger in die elementarsten Forderungen der Zivilisation einzuführen. . . . . . Nachdem man die Fesseln der Neger zerbrochen hatte, gab man sie nach kurzer Frist den Wellen preis und meinte, damit sei die Sache getan."

Und von dem sittlichen Zustand, in dem sich der Neger nach der Sklaverei befand, sagt Livingstone:

„Die Neger hatten keinen Begriff von dem, was wir Sünde nennen, und hatten daher auch kein Verlangen, ihr zu entfliehen. Moralität war etwas, was über ihre Begriffe ging. Als sie ihr neues Leben als ein freies Volk begannen, taten sie es tatsächlich auf dem tierischen Standpunkt. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander war allgemein das wie bei den Tieren. Einige gab es, welche infolge der Umstände verheiratet waren; andere lebten in einer freiwilligen Verbindung, welche sie zum Teil eben so heilig hielten als eine irgendwie durch kirchliche Zeremonie geweihte; aber die größte Anzahl gehorchte keinem anderen Gesetz als dem des natürlichen Triebes."

In dieser Darlegung ist klar ausgesprochen, welchen großen Fehler die weiße Rasse gemacht hat, als sie der schwarzen die Freiheit gab. Sie unterließ es, ihr das zu geben, was für sie in diesem Augenblick das allernotwendigste war, die Erziehung zur Freiheit Das ist auch der Fehler, der später wieder und wieder und bis zum heutigen Tage bei der Erwerbung der Kolonien der schwarzen Rasse gegenüber gemacht worden ist und gemacht wird. Die Neger sind überall, wo sie mit den Weißen in Berührung treten, Kinder und Kinder muß man erziehen, und wo man dies nicht tut, darf man

sich nicht beklagen, wenn die Früchte den Erwartungen nicht entsprechen. Ist ein Kind unerzogen, so trifft die Eltern die Schuld. Wenn wir von Erziehung reden, so meinen wir hier Erziehung im weitesten Sinn, jede Anstrengung, die gemacht wird, um die im Erziehungsobjekt liegenden physischen wie intellektuellen Kräfte zur Entwicklung zu bringen und der Kultur dienstbar zu machen. Wir haben solange kein Recht, die schwarze Rasse der Unfähigkeit zu beschuldigen, solange wir nicht die ernste Probe durch Erziehung gemacht haben, ob sich solche Fähigkeiten nicht wecken lassen. Ähnlich wie Livingstone sprechen sich alle anderen aus, welche über diesen Gegenstand mit Verständnis schreiben, besonders nachdrücklich Dr. Gerhardt, welcher u. A. sagt (pag. 118):

„Man lasse den Neger, wo er ist, erziehe ihn und mache ihn zu einem brauchbaren, nützlichen Mitglied der Gesellschaft, wozu er ja nach allen Berichten den besten Anlauf genommen hat" und (pag. 151): „Die einzig mögliche Lösung der Negerfrage sehe ich nicht in der Entfernung des Negers aus seinem Wohnsitz, sondern in einer zielbewußten, kraftvollen, straffen, aber liebevollen Erziehung des Negers."

Was aber von jenem einst Sklave gewesenen galt, gilt von der gesamten schwarzen Rasse. Darin stimmen Missionare, Beamte und Reisende überein. Sehen wir aber in die Geschichte aller Völker, die mit der schwarzen Rasse zu tun hatten, so finden wir überall denselben Fehler bald mehr, bald weniger. Die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Erziehung sowie die Erkenntnis, welche Wege hierbei am zweckdienlichsten einzuschlagen sind, haben sich nur nach und nach Bahn gebrochen.

Mit vollem Recht weist Livingstone darauf hin, daß in jener Zeit nach der Emanzipation die Mission allein den Mangel an Erziehung in etwas ersetzt und gerade auf diesem Gebiet erstaunliches geleistet hat, und was er von Jamaika sagt, gilt ebensogut für die Mission unter den freien Schwarzen in Afrika u. s. w. Livingstone sagt (pag. 38):

„Überall waren die Missionare unter ihnen an der Arbeit. Noch herrschte die Opposition gegen sie, noch wurden sie in ihren Anstrengungen gehindert. Immerhin aber waren sie in dieser Übergangsperiode die einzige Macht auf der Insel, die im guten Sinn wirkte. Sie kauften Land, vermieteten es an die Leute, schossen ihnen Geld vor; sie bauten Schulen und Kirchen, sie legten Wege an. Diese Männer haben in der Tat alle jene Pflichten erfüllt, deren Erfüllung der Regierung oblag". (pag. 44): „Die Missionare waren sehr gering an Zahl, aber man kann gar nicht hoch genug die Arbeit einschätzen, welche

diese Männer auf sich nahmen, um den Bedürfnissen der Lage zu begegnen. Sie wurden im wörtlichen Sinn Väter für Tausende, die das Volk leiteten und erzogen nach allen Seiten des Lebens hin". (pag. 55): „Auf den Schultern der Missionare lag die ganze Last des Negers, sie allein nahmen die Arbeit einer fortschreitenden Zivilisierung auf sich. Es war ein Riesenwerk für eine Handvoll Menschen, und sie hatten das Gefühl wie Kinder, welche mit kleinen Spaten die Wellen des Ozeans zurückdämmen wollen. Es war daher kein Wunder, wenn sie durch Zeiten der Mutlosigkeit, ja der Verzweiflung hindurchgehen mußten." [illegible]: „Die Geschichte der modernen Zivilisation ist recht verstanden eine Geschichte der Evangelisation. Der Missionar ist es, der ein Land zivilisiert; er schafft die Bedingungen, die den Fortschritt überhaupt möglich machen. Er bringt die grundlegenden Ideen, aus welchen Treue und Frieden erwachsen, und nur auf diesen baut sich der Staat auf. Der Prozeß geschieht ungesehen in der Stille, weil er getan wird in verborgener Innerlichkeit; er ist langsam, weil keine dauernde Grundlage in Eile gelegt werden kann; aber er ist gründlich und steht nicht in Gefahr, plötzlich zu verschwinden. Es gibt Zeiten, wo alles, was erreicht worden ist, verschwunden zu sein scheint; aber wenn sich die Gewässer verlaufen, so erweisen sich jene moralischen Grundlagen fester gegründet denn zuvor."

Ähnlich spricht sich auch Sixto in seinem Werke aus, und ebenso zollt Booker Washington der Mission Worte der Anerkennung.

Ziehen wir nun aus unsren bisherigen Darlegungen den Schluß. Jene freigelassenen Neger mußten sich, ohne von der weißen Masse durch eine planmäßige Erziehung dazu tüchtig gemacht zu werden, ihren Weg bahnen, auf welchem ihnen seitens der weißen Rasse ein Hindernis nach dem andern vor die Füße gelegt wurde. Schon allein die von den Weißen den Schwarzen im Rassenhaß gezeigte Verachtung und Geringschätzung bildete und bildet noch heute ein fast unübersteigliches Hindernis der Entwicklung der Negerrasse. Wer davon einen Begriff erhalten will, lese das Buch von Dubois. Es treten einem beim Lesen manchmal die Tränen in die Augen. Stellen wir nun nach etwa 70 Jahren seit der Freil[illegible] die trotz allen diesen Hindernissen seitens der schwarzen Ra[illegible] Bildung und ihre Leistungen in das volle Licht, so mi[illegible] Meinung auch der schwarzen Rasse nicht un[illegible]fähigkeiten anerkennen.

Blicken wir n[illegible]
nachlicher Hinsich[illegible]
Negermission [illegible]
den über den [illegible]

Unfähigkeit. Aber ich meine doch, wenn heute, 70 Jahre nach der Emanzipation, in Westindien neben 30 weißen ordinierten Missionaren 18 ordinierte eingeborne Geistliche im Amt stehen, denen wir im großen und ganzen, mag noch manches fehlen, ein gutes Zeugnis geben können, so ist das ebenfalls ein Ergebnis, welches zu gunsten der schwarzen Rasse spricht. Wir Menschen im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität sind in Gefahr, zu vergessen daß die Geschichte nach ihren Gesetzen in der Entwicklung der Menschheit nicht mit Jahrzehnten, sondern mit Jahrhunderten rechnet.

Wir könnten damit unsre Frage als beantwortet ansehen, wenn uns nicht immer wieder vorgehalten würde, daß das gewonnene Ergebnis doch in Frage gestellt zu werden scheine durch mancherlei Eigenschaften der schwarzen Rasse, die den Kulturfortschritt erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Man zählt uns eine lange Reihe solcher Eigenschaften auf, und wir können unmöglich auf alle im einzelnen eingehen. Greifen wir die zwei schwerwiegendsten heraus. Man wirft der schwarzen Rasse vor eine unheilbare Sucht zur Karikatur und eine unüberwindliche Faulheit.

Es ist unleugbar, daß der Neger stark zur Karikatur neigt, und manch lächerliches Bild habe ich selbst unter ihnen gesehen. Aber laßt uns einmal etwas genauer zuschauen. Die Beobachtung zeigt, daß diese Karikaturen immer mehr verschwinden, je länger der Schwarze in Berührung mit dem Weißen steht. Der Hang zur Karikatur ist offenbar nicht ein für immer dem Neger anhaftender und unverbesserlicher Fehler, sondern nur eine vorübergehende Begleiterscheinung der Berührung mit der Kultur. Wir werden mehr oder minder bei allen Naturvölkern diesen Zug finden. Er hängt zusammen mit dem kindlichen und kindischen Wesen des noch Unerzogenen. Sehen wir nicht dieselbe Sucht der karikierenden Nachahmung an unsren Kindern? Wenn der kleine Bursche den Hut seines Vaters aufsetzt, seinen Stock ergreift, ihm in Sprache und Gang nachahmt, so ist das eigentlich nicht Freude an der Karikatur, sondern er glaubt wirklich, da wesentliches und unwesentliches zu unterscheiden ihm noch fremd ist, mit jenen Äußerlichkeiten etwas von dem anzunehmen, was ihm groß und begehrenswert erscheint. Diesem kindischen Tun, das der Jüngling abstreift, liegt ein Trieb zu Grunde, der, wie jeder Pädagog weiß, von höchster Bedeutung ist, der Nachahmungstrieb. Nehmt diesen Trieb dem Menschen, wie wollt ihr ihn erziehen? Ihn auf

das rechte Ziel zu lenken, zu vertiefen und zu verinnerlichen, ist Aufgabe der Pädagogik, nicht: ihn gewaltsam zu unterdrücken. Daß aber dieser Trieb sich zunächst dem Äußerlichen zuwendet, leicht ein lächerliches Zerrbild hervorbringt, dann immer erfolgreicher mechanisch sich betätigt, um endlich sich dem geistigen Gebiet zuzuwenden, das beobachtet jeder Vater, jeder Lehrer. Daß dieser Trieb ein allgemein menschlicher ist ermöglicht erst die Erziehung, und sein Nichtvorhandensein würde die Möglichkeit der Erziehung überhaupt in Frage stellen. Die schwarze Rasse geht keinen anderen Gang als jedes Kind. Aus jenem Nachahmungstrieb, der sich zunächst ins Lächerliche verliert, entwickelt sich allmählich der tiefere Trieb nach Bildung auf allen Gebieten. Wer die Entstehung und Entwicklung einer Missionsstation im einzelnen zu verfolgen Gelegenheit hat, sieht, wie die Naturkinder erst in der Kleidung, dann in der Wohnung, dann in der mechanischen Arbeit, allmählich auch in der Sprache und in geistigen Anschauungen Nachahmer des Weißen sind, und so werden sie auf allen Gebieten, wenn auch langsam, von der rein äußerlich mechanischen Nachahmung sich durchringen zum selbständigen Erfassen und Durcharbeiten der Bildungselemente. Das Vorhandensein dieses Nachahmungstriebes ist also trotz seiner unleugbaren Verirrung eher ein hoffnungsvolles als ein entmutigendes Zeichen; und die schon angeführte unbestreitbare Tatsache, daß bei längerem Umgang mit dem Weißen sich das Lächerliche und Karikierte immer mehr verliert, ist der beste Beweis dafür, daß auch von diesen Kindern das Wort Pauli gelten wird: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab was kindisch war."

Viel schwerer wiegt der Vorwurf, der Neger sei zu faul zur Arbeit. Ist er wahr, so ist eine tiefere geistige Entwicklung der Rasse kaum zu erwarten, denn diese kann sich nur vollziehen unter dem sittlich stärkenden Einfluß freiwillig getaner Arbeit. Wir müssen also diesem Vorwurf noch etwas nachgehen.

Woher kommt dieser Vorwurf, der Neger sei faul? Man erhebt ihn auf Grund der Erfahrung, welche man mit freigelassenen Negern gemacht hat. Man weist auf den Ruin der Plantagen hin, die, der Sklaven beraubt, aus Mangel an freiwilligen Arbeitern zu grunde gingen.

Ich muß hier leider kürzer sein, als mir selbst lieb ist, und

mich zunächst einmal ohne eingehenden Beweis mit der Behauptung begnügen, daß alle jene Plantagen zu grunde gegangen wären, auch wenn die Freilassung der Sklaven nicht stattgefunden hätte. Sie waren bei ihrem veralteten und verrotteten Betriebe gar nicht imstande, den Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen. Sie standen schon am Anfang des Ruins zur Zeit der Freilassung. Man täuscht sich oft darin, wenn man meint, die Sklavenarbeit sei billiger gewesen als die der freien Arbeiter. Dr. Gerhardt weist schlagend nach, daß der Sklavenbetrieb kostspieliger gewesen sei als der Betrieb mit freien Arbeitern. Aber bei alledem: Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Freigelassenen nicht mehr auf den Plantagen arbeiten wollten und sich dieser Arbeit weigerten. Da nannte man sie faul, und die Faulheit der Neger wurde sprichwörtlich. Mit welchem Recht aber? Wer gerecht urteilen will, muß doch die vorliegenden Verhältnisse, wie sie waren, berücksichtigen. Lassen wir hier Kenner sprechen! Sixto sagt: (65)

„Die plötzliche Freilassung verurteilte den Neger, in die Welt geworfen zu werden, ohne gelernt zu haben, wie man den vielen Schwierigkeiten gegenüber zu handeln habe, mit welchen seine weißen und erzogenen Brüder täglich im Kampfe liegen, und doch erwartete man von ihm, er solle ihnen gleich sein an Stärke, Ausdauer und Kultur. Er faßte die Freiheit auf, als bedeutete sie einen immerwährenden Ruhetag von der Arbeit, welche er ohne Lohn und Ersatz zu tun gezwungen sei, und vermied nun darum die Arbeit, wo und wie er konnte. . . . . Demgemäß floh er vom Zuckerrohrfeld in die Welt als ein Arbeiter, dem die Feldarbeit zum Ekel geworden war, und da er nicht imstande war, sein Brod sich zu erwerben, so schleppte er sich in ein Hospital oder Asyl oder Armenhaus und starb dort, indem er so die Extraausgabe der Wohltätigkeit aufzehrte, welche für seine Erziehung hätte verwendet werden sollen."

Und Livingstone spricht sich folgendermaßen aus:

„Das schwierigste Problem der Tropen ist immer das Problem der Arbeit gewesen. Der Weiße behauptet: Der Neger ist von Natur faul. . . . Diese Beurteilung des Negers ist lange Zeit als unbestreitbare Wahrheit von den weißen Nationen angenommen worden. Sehen wir jedoch etwas genauer zu, so finden wir Verschiedenes, was diese Idee wesentlich umgestalten kann. . . . Der Weiße hat vergessen oder versteht es nicht, was die Sklavenarbeit dem Neger bedeutete, und da er keine Gefühle der Art kennt, nennt er ihre Abneigung zu Akkord- oder Feldarbeit einfach Faulheit. Man kann die Weißen täglich über diese Faulheit schelten hören. Aber man kann fragen: Was gibt denn den Maßstab für den Schwarzen? Wenn die Arbeit in seinen Augen etwas Entwürdigendes hat, wer trägt die Schuld? Nicht der Neger, sondern der zivilisierte Weiße, der „Arbeit" und „unsinnige Mühsal" zu einem und demselben Ding stempelte und die Arbeit mit tierischen Bedingungen des

Lebens verknüpfte. Es ist daher gar nicht überraschend, daß die Neger verlangen, einer Beschäftigung zu entfliehen, die einen gewissen Grad der Sklaverei in sich trägt. Hinter dem Neger liegt der schwarze Schrecken der Sklaverei und **der** Arbeit, die ihn in den Augen der Welt zu einem Tier und nicht zu einem Menschen machte, vor ihm die Glückseligkeit einer höheren Existenz. Wir können ihn nicht tadeln, daß er das Feld flieht als ein übles Ding. Hier liegt auch die Ursache der Abneigung gegen die Kontraktarbeit auf jeglichem Gebiet."

Aus diesem Wort geht wiederum klar hervor, daß der Mangel an zielbewußter Erziehung zur Arbeit, die leider dem Neger gleichbedeutend mit Sklaverei geworden war, ein Hauptfehler seitens der Weißen gewesen ist. Je mehr wir uns aber von der Sklavenzeit und den von ihr geschaffenen Zuständen entfernen, desto mehr wird sich die Wahrheit beweisen, daß auch die schwarze Rasse zur Arbeit ebenso geschickt und willig ist, wie jede andere. Daß diese Tatsache unbestreitbar ist, darin stimmen sowohl die weißen Kenner der Verhältnisse, wie gebildete Neger überein. Das Urteil des Dr. Gerhardt über die nordamerikanischen und das von Livingstone über die jamaikanischen Neger geht dahin, daß der Neger, richtig erzogen und geleitet, ein vortrefflicher Arbeiter werden und sein kann.

Wie aber nun mit den freien Negern, mit welchen wir in unsren Kolonien in Berührung kommen, und denen man doch auch den Vorwurf der Faulheit zu machen gewöhnt ist? Auch bei ihnen hat eine einsichtige Beurteilung aller vorliegenden Verhältnisse das Urteil betreffend die Faulheit der Neger schon sehr gemildert. Es gibt selbstverständlich unter den verschiedenen Rassen große Unterschiede auf diesem Gebiet. Die Togoneger genießen allgemein den Ruf fleißiger und anstelliger Arbeiter. In Deutsch-Ost-Afrika haben unsre Missionare und ebenso alle einsichtigen Weißen, welche die Neger richtig zu behandeln wußten, fast immer mehr Angebot von Arbeitskräften gehabt, als sie zu benutzen in der Lage waren, und wir haben fast durchweg nur von guten Leistungen gehört. Wenn die Kamerunneger dagegen als träge gelten, so bin ich nicht in der Lage, darüber eine eigene Meinung äußern zu können, möchte aber bitten, das endgültige Urteil doch lieber noch etwas aufzuschieben, bis ernstliche Versuche gemacht worden sind, sie zu geordneter Arbeit zu erziehen. Jedenfalls führt Missionar Schuler Tatsachen an, die sehr zu gunsten der Kamerunneger sprechen. Gott bewahre unsre Kolonialregierung jedenfalls vor dem Fehler, vorschnell in unsre Kolonien

Kulis, Javanen oder Chinesen als Arbeitskräfte heranzuziehen, weil „die Neger faul seien."

Meine Beobachtungen auf meinen Reisen gehen jedenfalls dahin, daß dann die Eingebornen von jenen Importierten in jeder Weise geschädigt und zurückgedrängt werden, so daß sie schließlich ein Proletariat bilden, eine Tatsache, die die schwersten Gefahren für die Zukunft in sich birgt.

Jedenfalls ist den einsichtigen Negern, wie aus ihren Schriften ersichtlich, der Wert der Arbeit immer klarer geworden und wird von ihnen voll anerkannt. So sagt Sixto: „Arbeit ist ein göttliches Gesetz, denn sie bringt Zufriedenheit." Booker Washington, dessen ganzes Leben ein Leben hingebender Arbeit ist, sowohl leiblich wie geistig, spricht es deutlich aus:

„Bei dem großen Sprung von der Sklaverei in die Freiheit laufen wir Neger Gefahr, es zu übersehen, daß wir als Volk von der Arbeit unsrer Hände leben müssen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nur Erfolg haben können, wenn wir die Würde und Herrlichkeit der Arbeit begreifen lernen."

Wird diese Erkenntnis allmählich mehr und mehr Gemeingut aller Schwarzen, so wird auch der Vorwurf, der Schwarze sei unheilbar faul, nach und nach verstummen. —

Fassen wir alles früher Gesagte zusammen, so dürfen wir wohl in die Worte Livingstones einstimmen: „Blickt man zurück auf den Anfang, so kann man nicht anders, als den wunderbaren Fortschritt, der gemacht ist, voll anerkennen, und wo stetige Fortschritte in der Vergangenheit waren, da ist unbegrenzte Hoffnung für die Zukunft;" und was Dr. Gerhardt von dem Schwarzen der Südstaaten sagt, daß er bei richtiger Erziehung nicht der Hemmschuh, sondern eine vorwärts bewegende, belebende Kraft für den Süden sein werde.

Wir haben in keiner Weise den Rassenhaß berührt. Wir haben das mit Absicht getan, denn eine eingehende Behandlung dieser Frage würde die uns gebotene Zeit weit überschritten haben. Aber wir müssen zum Schluß das eine sagen, daß in diesem Rassenhaß das schwerste Hindernis für die Entwicklung der schwarzen Rasse liegt. Wird es jemals dem Einfluß des Christentums und der Zivilisation gelingen, dieses Hindernis zu überwinden? Wie schwer dieser Rassenhaß auf der schwarzen Rasse lastet, das lese man in Dubois' Buch

nach. Niemand wird ohne tiefes Mitgefühl das Buch aus der Hand legen. Dr. Gerhardt sagt mit Recht:

„Zur rechten Erziehung des Negers gehört als unbedingtes Erfordernis, daß die Vorurteile, die beide Rassen bis jetzt gegeneinander hegen, aufs ernstlichste bekämpft werden müssen. Der Weiße darf nicht in dem Schwarzen nur das Objekt seiner grenzenlosen Verachtung sehen, und umgekehrt darf der Schwarze in dem Weißen nicht seinen unversöhnlichen Gegner sehen, der ihn niederdrücken und knechten will. Wird Haß und Verachtung hinweggeräumt — den Anfang hierzu müssen die Weißen als die überlegene Rasse machen, haben ihn ja auch zum Teil schon gemacht — dann wird der Schwarze wahrlich nicht der Hemmschuh, sondern eine vorwärts bewegende, belebende Kraft sein."

Ich hoffe, daß niemand unter meinen Zuhörern mein warmes Eintreten für die schwarze Rasse dahin deuten werde, als ob ich behaupten wolle, sie stehe schon auf einer der weißen Rasse einigermaßen ebenbürtigen Stufe. So liegen die Sachen noch nicht. Noch für lange Zeit wird der Schwarze auf allen Gebieten des Lebens und nicht zuletzt auf dem religiösen Gebiet der leitenden und führenden Hand des Weißen bedürfen. Alle voreiligen und unüberlegten Schritte, die Schwarzen kirchlich oder politisch selbständig zu machen, möchte ich aufs ernstlichste zurückweisen. Aber das habe ich mit meinen Darlegungen erreichen wollen, daß wir, sowohl der Missionar wie der Kolonialpolitiker, nicht unsre Arbeit der Erziehung der schwarzen Rasse als eine hoffnungslose und vergebliche ansehen, sondern daß wir sie tun in der Überzeugung, daß einst die Zeit kommen wird, da auch jene schwarzen Völker zur Freiheit der Kinder Gottes auf allen Gebieten gelangen werden. Freilich der Weg ist noch lang, und die Geschichte der Menschheitsentwicklung geht langsamen Schrittes und durch viel Kämpfe und auf- und abwogende Phasen. Ja, es können Zeiten kommen, da unter dem blutigen Ringen der Völker alle bisherigen Bemühungen der Mission und der Kultur vernichtet zu sein scheinen. Trotz alledem, wir, die wir in der Arbeit an dieser schwarzen Rasse stehen, können und dürfen uns getrost das Wort des Apostels aneignen: „So seid nun fest und unbeweglich, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist."

Die Arbeit an dem weiblichen Geschlecht in Indien.

Von Julius Richter.

In der Anfangszeit hat in der indischen Mission — wie überall sonst — die Heidenpredigt beherrschend im Mittelpunkt gestanden; den Heiden in Stadt und Land, zur Zeit und zur Unzeit die frohe Botschaft zu verkündigen, das schien recht eigentlich die Missionsaufgabe zu sein. Allein allmählich drängte sich besonders in Nordindien die Erwägung auf, daß durch eine auch mit noch so großem Fleiße betriebene Heidenpredigt weitaus nicht alle Volksschichten erreicht würden. Diese Erfahrung drängte sich besonders angesichts des weiblichen Geschlechts auf, das doch auch in Indien annähernd die Hälfte der Gesamt-Bevölkerung ausmacht. In ganz Indien verbietet die durch jahrhundertlange Gewöhnung eingewurzelte Auffassung von der Stellung des weiblichen Geschlechts und die daraus folgerichtig erwachsene und rücksichtslos durchgebildete Sitte die Lehrunterweisung der Frauen und Mädchen durch andere Männer als ihre nächsten Verwandten. Ausgenommen von diesem abschließenden Banne sind nur die Frauen der niedrigsten Kasten, besonders der Kastenlosen auf der einen Seite und die kleinen Mädchen, etwa bis zum 10. oder 12. Jahre andrerseits. Der trennende Wall, welcher das weibliche Geschlecht umgibt, wird um so stärker und unübersteiglicher, je mehr man in Indien von Süden nach Norden vordringt, und je nachhaltiger sich auf den einzelnen Gebieten der Einfluß des Islam geltend gemacht hat. Das weibliche Geschlecht Nordindiens ist in die Senana gebannt; man rechnet, daß von den 150 Millionen Frauen und Mädchen Indiens 40 Millionen in abgeschlossenen Senana leben, eine Bevölkerung, größer als die Preußens; diese Senana sind überall in Indien für Missionare oder eingeborene Prediger unerreichbar, in den stark mohammedanischen Städten Nordindiens aber gegen alle christlichen Einflüsse hermetisch verschlossen. Auf dem Wege der Heidenpredigt ist dieser große und einflußreiche Bruchteil der Bevölkerung unzugänglich.

Es ist daher erklärlich, daß die Missionare in Erwägungen eintraten, wie diesem Übelstande abzuhelfen sei, wie man dem weiblichen Geschlechte dem Evangelium nahe bringen könne. Man sagte sich, können das die Männer nicht, so öffnet sich hier eben ein

weites Feld für weibliche Missionsarbeit. Und bei der furchtbaren geistigen Öde, in welcher die Senana-Frauen dahinleben, schien der gewiesene Weg der der Schule zu sein; irgendwie geistige Anregungen, neue Gedanken in die vernachlässigten, verwilderten Frauenherzen zu tragen, sie aus ihrem jahrhundertelangen Schlummer aufzuwecken, ihnen die lebensvolle Welt um sie her mit ihren Idealen und ihren Kämpfen aufzuschließen, das schien eine ebenso reizvolle wie dankbare Aufgabe zu sein. Allein diesen Bestrebungen stellten sich zwei schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg. Einmal war es alte, tiefgewurzelte Anschauung, daß das weibliche Geschlecht nichts lernen könne und nichts lernen dürfe. Vor den Ohren der Frauen auch nur die heiligen Schriften zu lesen, war in den Schastra streng verboten; wenn ihr Auge auf die heiligen Bücher fiel, ihre Hand sie berührte, so wurden sie dadurch befleckt. Die Männer sahen die Frauen als wenig besser denn als unvernünftige Kreaturen an, und diese hatten sich daran gewöhnt, dieses Urteil als richtig hinzunehmen; sie wußten nicht, daß sie auch Verstand hätten, auch lernen könnten. Ja, schlimmer als das, die einzigen Mädchen, welche von Alters her lesen und schreiben lernten, vielleicht gar Gedichte machten, waren die Natsch-Mädchen; und dadurch daß sie allein das Privileg des Lernens hatten, war dieses für die übrigen Frauen arg in Verruf geraten. Eine Frau vergab sich etwas, geriet in den schlimmsten Verdacht, wenn sie lernte! Und ein so tief eingewurzeltes Vorurteil läßt sich nicht mit einem Schlage beseitigen; es gehört unsägliche Geduld dazu, ihm allmählich die Wurzeln abzugraben und die öffentliche Meinung in diesem Punkte umzugestalten. Zweitens findet die Eheschließung in Indien überall unvernünftig früh statt. Nach dem Zensus von 1891 waren verheiratet Mädchen unter vier Jahren 258760, von fünf bis neun Jahren 2,201404, von zehn bis vierzehn Jahren 6,016759. Nach dem Zensus von 1901 gibt es allein in der Provinz Bengalen Witwen unter einem Jahr 433, zwischen ein und zwei Jahren 576, zwischen zwei und drei Jahren 651, zwischen drei und vier Jahren 1756, zwischen fünf und zehn Jahren 34701, zwischen zehn und zwanzig Jahren 218461. Diese Zahlen werfen ein furchtbares Licht auf die ebenso demoralisierende wie schädliche Sitte der Kindheiraten. Und wenn ja auch in weitaus den meisten Fällen dieselben nicht viel mehr sind als Verlöbnisse, so ist es *ebenso lehrreich* als betrübend, daß erst im letzten Jahrzehnt des 19.

Jahrhunderts ein Gesetz erlassen werden konnte, welches das gesetzliche Alter für den Vollzug der Ehe von zehn Jahren, wie bis dahin, auf zwölf Jahre hinaufrückte, und daß die hinduistische Gesellschaft von Bengalen sich gegen dieses Gesetz mit aller Macht stemmte und darin einen Eingriff in ihre Religion sah. Da mit dem Vollzug der Ehe in der Regel auch die Senana-Abschließung ihren Anfang nahm, so war damit die Zeit, in welcher die Mädchen überhaupt für Schulen erreichbar waren, auf die zartesten Kinderjahre bis höchstens zum zehnten oder zwölften Jahre beschränkt.

Die nachfolgende Darstellung ist nun in zwei Richtungen einseitig. Sie hat den Zweck zu erzählen, wie im Lauf des 19. Jahrhunderts jener große, für den heutigen Missionsbetrieb in Indien so charakteristische Zweig der Schwestern-Missionsarbeit herangewachsen ist. Wir können nur beiläufig berühren, was von Anfang der evangelischen Mission und bis heute an treuer und selbstverleugnender Arbeit seitens der Missionarsfrauen- und Töchter geleistet ist. Das ist größtenteils eine Arbeit in der Stille, von der auch in den Missionsberichten nicht viel zu lesen ist. Da das heiße indische Klima den europäischen Frauen zum großen Teile die in der Heimat üblichen Arbeiten in der Küche, im Garten, überhaupt in der Wirtschaft verbietet, und da das zwar unzureichende und unzuverlässige, aber notgedrungen zahlreiche und dabei billige indische Personal diese Arbeiten als seine Domäne in Anspruch nimmt, haben die Missionars-Frauen- und Töchter in Indien meist viel Zeit für missionarische Arbeiten, und es würde ein schönes, ehrenvolles Kapitel der evangelischen Missionsgeschichte sein, könnten wir zusammenstellen, was von ihnen in der Stille geleistet ist. Durchaus nicht nur die deutschen Missionsgesellschaften, sondern z. B. auch die größte und bestgeleitete englische, die C. M. S., stand noch bis in die Mitte der 80er Jahre auf dem Standpunkt, grundsätzlich von der Aussendung eigener Missionsschwestern abzusehen, hauptsächlich deshalb, weil die Frauen, die Witwen und die Töchter der Missionare ausreichend viele und wertvolle Arbeit an dem weiblichen Geschlechte trieben. Ferner können wir in diesem Zusammenhange nur gelegentlich streifen, was zur geistigen und geistlichen Hebung des weiblichen Geschlechts innerhalb der christlichen Gemeinde geschieht. Jene störenden Hemmungen, welche unter der weiblichen Jugend der Heiden die Arbeit so erschweren, fallen hier großenteils weg. Das Heiratsalter ist fast überall in stillschweigen-

der Übereinstimmung für die Christenmädchen auf das 14.—16. Jahr festgesetzt. Es ist also ausreichend Raum für eine gründliche Volks-schul-Erziehung. Und vorher wie nachher sind die Frauen der nach-haltigen Beeinflussung sowohl der Missionare wie ihrer weiblichen Haus-genossen so aufgeschlossen, daß hier ganz andersartige Verhältnisse vorliegen. Auch andersartige Aufgaben. Muß die Mission mit Ernst und Fleiß dahin streben, einen möglichst zahlreichen und gediege-nen eingeborenen Lehrstand zu schaffen, so täte sie nur halbe Arbeit, wenn sie nicht auch den Frauen und Töchtern derselben nachhaltig ihre Pflege zuwendete, und das umsomehr, je geistlich öder und sittlich ver-kommener meist die Volksschichten sind, aus denen das Gros der Christen herstammt. Außerdem braucht die Mission für die sich im-mer weiter ausgestaltende Arbeit an dem heidnischen und moham-medanischen weiblichen Geschlecht ein immer zahlreicheres Personal von Lehrerinnen, Bibelfrauen, Krankenpflegerinnen usw., und es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Frauenmission, diese Hilfskräfte heranzu-bilden. Man behalte bei der nachfolgenden Darstellung im Auge, daß diese beiden großen und wichtigen Seiten der Frauenarbeit nur beiläufig berührt sind.

I.

Die Anfänge der Schwestern-Arbeit (bis 1854). Daß schon die dänisch-hallesche Mission im 18. Jahrhundert auch die her-anwachsende weibliche Jugend der Christengemeinden in ihren Schulen erzogen hat, daß auch in den neueren englischen Missionen sich überall diese Pflicht unabweislich aufdrängte, braucht nicht besonders er. wähnt zu werden. An manchen Orten verband man damit die Pflege der arg verwilderten eurasischen Kinder und suchte sie mit den Christenkindern in Schulen zu sammeln. Meist waren diese Schulen gemischte für Knaben und Mädchen.

Der erste Weg, den man einschlug, um Heidenmädchen unter christlichen Einfluß zu bringen, waren die Waisenhäuser und Asyle, und sie haben, zumal in der nordindischen Mission, während des 19. Jahrhunderts eine gewisse Bedeutung. In den Indien mit einer furchtbaren Regelmäßigkeit heimsuchenden großen Landes-nöten, besonders den Hungersnöten, legte sich schon früh der Mission die Erwägung nahe, daß es ihre Christenpflicht sei, von den der Eltern beraubten Kinder, die dem sicheren Verderben preisgegeben waren und nach denen sich unter den kastengebundenen Hindu

keine rettende Hand ausstreckte, möglichst viele in Waisenhäusern und Asylen zu sammeln und zu erziehen. Da sich Nordindien fast überall als ein besonders harter Missionsboden erwies, verband sich mit dem starken Impuls der christlichen Barmherzigkeit bald die weitere Überlegung, daß es vielleicht der Gott gewiesene Weg sei, inmitten der heidnischen Gesellschaft aus den erwachsenen Zöglingen der Waisenhäuser christliche Familien und Gemeinden gleichsam als einen Anschauungs-Unterricht für die heidnische Umgebung zu schaffen und so die Waisenhäuser als einen Keil zu benutzen, mit dem man sich eine Bahn in die verschlossenen Herzen der Heiden eröffnen könne. Besonders nach der Hungersnot des Jahres 1837, wieder nach der großen Notzeit von 1877—79 und am meisten nach den beiden großen Hungersnöten von 1897 und 1900, welche durch die gleichzeitig wütende Pest nur um so verhängnisvoller wurden, sind Knaben- und Mädchen-Waisenhäuser in Fülle gegründet worden. Als ein gangbarer Weg, an die Herzen des heidnischen weiblichen Geschlechts heranzukommen, haben sie sich nicht bewiesen. Die in die Waisenhäuser aufgenommenen Mädchen wurden fast ausnahmslos gleich nach dem Eintritt getauft; sie erhielten dann eine christliche Erziehung, die unabweislich dank der steten Aufsicht der Missionare einen gewissen ausländischen Anstrich bekam; wenn sie ins Leben hinaustraten, waren sie in ihren Lebensgewohnheiten, in ihrer Anschauungswelt und in ihrem Empfinden ihrer heidnischen Umgebung fremd geworden, sie waren aus der Volksgemeinschaft ausgeschieden. Aus demselben Grunde hat sich der am Anfang des 19. Jahrhunderts mehrfach versuchte Weg, heidnische Mädchen in Kostschulen zu sammeln, also eine Art Mädchenpensionate zu gründen, in denen die Mädchen Kost, Unterricht, Kleidung und Schulbücher unentgeltlich haben sollten, nicht bewährt. Sobald man die Mädchen beköstigen wollte, scheiterte man an der Klippe der Kastenvorurteile; verzichtete man auf die Beköstigung, so ließ sich kein Internatsleben durchführen. Gangbar war dieser Weg nur, wenn sich die Mädchen über die strengen Kastenregeln hinwegsetzten, — aber dann verloren sie die Kaste, und die Taufe wurde für sie der einzige Weg der Rettung. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts hat man kleine Versuche gemacht, unter veränderten Verhältnissen diesen dornenvollen Weg wieder zu betreten.

Sowohl die Londoner (L. M. S.) wie die Baptisten versuchten schon

früh die heidnische Jugend in sehr bescheidenen Schulen, den sog. Basarschulen zu sammeln. Der Londoner Missionar May hatte schon 1829 in Tschinsura und der Umgegend 29 Schulen mit 3500 Schülern im Gang; auch in Madras hatte man mit einem „Kreise von Schulen" einen Anfang gemacht. In diese Schulen suchte man neben den weit überwiegenden Knaben auch einzelne Mädchen zu ziehen. Sowohl der Missionar in Tschinsura wie der in Madras erklärte es für unmöglich, eine Heidenmädchenschule zu begründen. Und doch war das den Sirampurer Missionaren, besonders der tatkräftigen Frau Hanna Marshman, welche darauf besonderen Fleiß verwandte, vorübergehend schon 1811 in Kalkutta geglückt ihre kleine Mädchenschule zählte 40 Kinder, konnte sich aber nicht halten. Etwas erfolgreicher war in Bombay des trefflichen schottischen Missionars John Wilson aufopfernde erste Gattin, die gleich nach ihrer Landung 1829 sich dieser Arbeit hingab und in einigen Jahren 6 Schulen mit 120 Mädchen in Gang hatte. Es kam ihr zustatten, daß unter den dort sehr einflußreichen Parsis die Kaste fehlt und die Marathas sich einer größeren Freiheit des sozialen Lebens erfreuen als die Bengalis. Wilsons zweite Gattin nahm diese Arbeit mit großem Eifer auf und gründete auch ein Heim für arme und verlassene Mädchen.

Inzwischen war im April 1819 in Kalkutta auf Frau Missionar Marshmanns Antrieb eine Gesellschaft entstanden, welche sich speziell die Gründung von Mädchenschulen zur Aufgabe machte, die Calcutta female juvenile Society for the education of native females. Sie brachte 1820 eine Mädchenschule mit 8 Kindern, bis 1824 sechs Schulen mit 160 Kindern zustande. Folgenreicher war im September desselben Jahres 1819 die Entstehung der „Kalkuttaer Schulgesellschaft" zur Begründung von Volksschulen aller Art. Man berechnete, daß es damals in der Hauptstadt und der näheren Umgebung unter 3/4 Millionen Einwohnern nur 4 180 Schüler gab, die irgend welchen Unterricht erhielten, und darunter fast kein Mädchen. Nach einer allerdings unkontrollierbaren Berechnung soll es damals in ganz Indien nur 400 lesekundige Mädchen gegeben haben! Das Bedürfnis nach Volksschulen war also schreiend. Man wandte sich an die „Britische und ausländische Schulgesellschaft" in London, und diese bewog durch einen eigenen warmen Aufruf Miß Cooke, sich der Kalkuttaer Gesellschaft zum Dienste anzubieten und 1821 nach Indien

hinauszureisen. Allein im Vorstand dieser Gesellschaft waren ein Drittel Hindu, und diese legten so nachdrücklich Widerspruch gegen den Plan ein, eine Lehrerin zur Begründung von Mädchenschulen zu engagieren, daß man darauf verzichten mußte. Miß Cooke trat dafür in den Dienst des Kalkuttaer Komitees für die englische Kirchenmission, und sehr bald trieb ihr Eifer sie, eine erste Mädchenschule zu gründen. Als sie noch an den Anfängen des Bengali arbeitete, fand sie bei einem Besuche in einer Knabenschule an der Türe ein Mädchen, das schon seit Monaten vergeblich um Erlaubnis gebeten hatte, auch mit lernen zu dürfen. Solchen Lerneifer mußte sie benutzen; der Sprache erst sehr wenig mächtig, begann sie am nächsten Tage mit 15 Mädchen eine Schule. Und die Zahl wuchs; Ende 1822 hatte sie 3 Schulen mit 50—60 Mädchen, 1824 22 Schulen mit 3—400 Mädchen, 1826 bereits 30 Schulen mit 600 Mädchen. Es gelang ihr und ihren Freunden, für ihre Arbeit den Generalgouverneur Hastings und seine Gemahlin zu interessieren, und unter ihrer Protektion wurde 1824 eine Ladies Society for female native education in Calcutta and the vicinity gegründet, in deren Dienst Miß Cooke trat. Diese hatte sich 1823 mit dem Missionar Isaac Wilson (C. M. S,) verheiratet, wurde aber schon 1828 Witwe und widmete sich nach wie vor mit großem Eifer ihrer Arbeit. Man machte sich, durch die ersten Erfolge ermutigt, 1828 daran, ein eigenes Gehöft zur Wohnung für die europäische Missionsschwester und ihr einheimisches, meist eurasisches Personal, für eine bescheidene Lehrerinnenbildungsanstalt und eine Übungsschule zu errichten. Die C. M. S. spendete dazu 10000 Mk. Besonders erfreulich war, daß ein vornehmer intelligenter Hindu, Radscha Badinath Roy, 20000 Rup. hergab. Mrs. Wilson leitete dies Unternehmen bis 1836; dann legte sie die Leitung nieder und gründete in Agarpara bei Kalkutta ein Mädchenwaisenhaus. Leider wurde sie 1842 Darbystin und zog sich damit von der Missionsarbeit zurück.[1])

1) Frau Missionar Cooke-Wilson wird von allen, welche mit ihr in engere Verbindung gekommen sind, als eine ungewöhnliche, innerlich tief gegründete und bedeutende Persönlichkeit dargestellt. „Ihre Weisheit und ihr zarter Takt, ihre ruhige und doch so sonnige Herzenswärme, ihre tiefe, durchaus freudige Frömmigkeit, ihre . . . Erfahrung zusammen mit einem seltenen praktischen Geschick, alle Gaben ihrer Mitarbeiter, alle Gelegenheiten zu benutzen, trugen ihr ein ungewöhnliches Maß von Zuneigung und Vertrauen ein.“ Weitbrecht, Frauenmission in Indien 83 ff.

Die Fortschritte, welche Mrs. Wilsons Schule machten, das wachsende Verständnis und Mitleid mit der trostlosen Lage des weiblichen Geschlechts in Indien und kräftige Anstöße von einzelnen Missionaren wie dem Amerikaner Daniel Abeel wirkten zusammen, daß am 4. Juni 1834 in London eine Gesellschaft für Frauenmissionsarbeit in Indien begründet wurde, welche bald den Titel „Society for promoting female Education in the East" annahm. Im Jahre 1838 gründete der Kapitän Jameson in Schottland die Scottish Ladies Association for the advancement of female education in India. Diese von Duffschen Idealen erfüllte Gesellschaft spaltete sich bei der Disruption 1843 in zwei Frauenmissions-Gesellschaften für die beiden Kirchen, die Staatskirche und die Freikirche. Am 10. November 1842 gründete in Berlin Frau Minister Eichhorn mit noch zehn Vorstandsdamen den „Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande." Das waren die ersten Vereine, in denen Europas Schwestern der indischen Frauenwelt eine barmherzige Hand entgegenstreckten.

Aber trotz aller gut gemeinten und ernsten Anstrengungen befand sich die Arbeit in Indien noch in den Kinderschuhen. Noch im Jahre 1840 urteilte Frau Missionar Wilson, welche auf diesem Gebiete am meisten Erfahrung hatte, daß ihres Wissens in Bengalen nicht mehr als fünfhundert Mädchen zur Schule gingen, davon die Hälfte in ihren eigenen Schulen. Und wie es mit diesen Schulen stand, schildert Storrow (Our Indian sisters 192—194), und diese Schilderung wird von anderen Sachkennern als zutreffend bestätigt:

„Der Aberglaube war allgemein, daß erzogene Frauen ungehorsame Ehefrauen seien, und daß Männer von Mädchen, die lesen könnten, der Gefahr eines frühen Todes am meisten ausgesetzt seien. Man nahm allgemein an, daß Erziehung die Mädchen verschlagen und unleidlich mache. Da die Senana-Frauen nicht lernten, meinte man, lesen und schreiben schicke sich nur für arme Mädchen niederer Kaste. Nur Unheil und Gefahr könne von einer solchen unerhörten Revolution kommen! Wie könnten auch Mädchen, selbst von den niedersten Kasten, unbewacht und unbegleitet zur Schule gehen! Die Schulstunden störten ihre Mahlzeiten, ihre frommen Übungen, ihre Freiheit bedrohten ihre Kaste, wenn nicht gar ihr Leben! Um diesen Einwänden zu begegnen, hatte man manche Auswege eingeschlagen. Eine Frau holte die Mädchen zur Schule ab und brachte sie wieder nach Hause; sie wurde bezahlt je nach der Anzahl der Kinder, welche sie zusammenbrachte. Gewöhnlich erhielten die Kinder Essen oder Süßigkeiten, von Zeit zu Zeit selbst für schwachen Schulbesuch Geschenke von Geld und Kleidungsstücken. Jede Gabe an

sich war ja nur klein, aber die Summe lief doch ins Geld. Dabei waren die Ergebnisse durchaus nicht ermutigend. Der Schulbesuch war äußerst unregelmäßig. Aus irgend welcher geringfügigen oder eingebildeten Ursache hörte er ganz auf. Selten bemerkte man bei Kindern oder Eltern ein Verlangen zu lernen; Habgier und Argwohn gingen stets darauf aus, die Schulzucht und Ordnung zu durchbrechen, um Extragaben herauszupressen. Je und dann wurde eine ganze Schule durch irgend ein läppisches Gerede gesprengt. Eine Schülerzahl von 25 galt schon als etwas sehr erfreuliches. Sie kamen fast nur aus den niedersten Klassen und Kasten und verließen die Schule vor dem 11. Lebensjahre, um verheiratet zu werden. Bei ihrer großen Jugend, der Oberflächlichkeit ihres Wissens und der völligen Unwissenheit ihrer Umgebung behielten sie kaum etwas von dem, was sie gelernt hatten; es ging meist alles spurlos verloren wie Regentropfen in einem rauschenden Flusse!"

II.

Der Umschwung. 1854—80. Dr. Duff hatte recht geurteilt, eine Besserung dieser trostlosen Zustände war erst möglich, wenn die heranwachsende männliche Jugend soweit mit abendländisch-englischer Bildung durchdrungen war, daß es ihnen unbequem oder unerträglich wurde, gänzlich unwissende Weiber zu haben. Erst wenn in den führenden Schichten der männlichen Bevölkerung sich eine neue Anschauung von der Natur und der Stellung des weiblichen Geschlechts Bahn brach, konnte die Mission in die verschlossenen Türen eindringen. Um die Mitte des Jahrhunderts mehrten sich die Zeichen, daß eine neue Zeit anbreche. Eins der ersten war 1842 ein ganz im stillen tagender Verein in Kalkutta, von dem Duff gelegentlich hörte, die „Gesellschaft gebildeter Hindu zu dem Zwecke, ihre jungen Töchter und anderen weiblichen Verwandten privatim zu unterrichten." (G. Smith, Duff. S. 194) In diesen Kreisen war der Bengali-Geistliche Krishna Mohun Banerjea hoch angesehen, und er benutzte seinen Einfluß, um für die Erziehung der Töchter gebildeter Familien Verständnis zu erwecken. Förderlich war es, daß während bis dahin die englische Kolonial-Regierung allen Bemühungen auf Mädchenerziehung ablehnend gegenüber gestanden hatte, der damalige General-Gouverneur Lord Dalhousie ihnen wohlwollend gegenüberstand und im Jahre 1849 „auf eigene Verantwortung" die Erklärung abgab, „die Regierung müsse die Erziehung der weiblichen Jugend ehrlich und herzlich unterstützen." Und wie das gemeint war, zeigte in demselben Jahre der Präsident des Regierungsrates für Schul- und Erziehungsfragen, Drinkwater Bethune, indem er in Kalkutta auf eigene Kosten eine „Native female school", eine vornehme Töchterschule für Kinder der

besten Familien gründete. Hatte diese Schule zunächst auch nur schwachen Besuch und geringen Erfolg, so war doch der Versuch anerkennenswert. Leider schloß diese vornehme Schule jeden Religions-Unterricht prinzipiell aus. Sie ist in der Hauptsache die Bildungsstätte für die Familien der bengalischen Reformrichtungen, besonders des Brahma Samadsch geworden und hat das Verdienst, daß in diesen Kreisen vielfach eine geradezu musterhafte Mädchenerziehung geübt wird. Die Schule, das Bethune College, gilt noch heute als die vornehmste Töchter-Anstalt Kalkuttas.

Ungleich bedeutungsvoller wurde ein neuer Weg, den die Missionare einschlugen. Im Jahre 1840 veröffentlichte der schottische Missionar Dr. Thomas Smith, ein jüngerer Mitarbeiter Dr. Duffs, in dem einflußreichen „Calcutta Christian Observer" einen Artikel, worin er darlegte, der einzige Weg zu den Herzen des weiblichen Geschlechts in Indien sei der, die Frauen in der Senana selbst aufzusuchen und ihnen dort christliche Unterweisung in Verbindung mit allerlei anderer Anregung zu geben. Der Artikel verursachte viel Kopfschütteln und lebhafte Erörterungen. Erst anderthalb Jahrzehnte später, 1854, wagte es der erst 1853 nach Indien gekomme schottische Missionar John Fordyce mit seiner trefflichen Frau, seines Kollegen Vorschläge in die Tat umzusetzen.[1]) Er gewann dazu eine tüchtige Eurasierin Miß Toogood, das erste Haus, welches sich ihm aufschloß, war das des Babu Cumar Tagore aus dem vornehmen, reichen, aber nur den Kasten linker Hand zugerechneten Hause des Tagore. Als Miß Toogood mit der Bibelfrau Rebekka ihr Haus verließen, um den ersten Besuch zu machen, sagte Fordyce zu seiner Frau: „Dies ist der Anfang einer neuen Ära für Indiens Töchter." Er hat sich nicht geirrt; es war der Anfang der Senana-Mission, nach einem halben Jahrhundert eines der blühendsten und mit Vorliebe gepflegten Zweige der indischen Mission. Bald schlossen sich in Kalkutta mehr Häuser

1) Schon vorher 1842 hatte die Soc. f. prom. fem. ed. eine Missionsschwester zu den Parsifrauen Bombays geschickt. Allein das war deshalb weniger bedeutungsvoll, weil es bei den Parsi das Senana-System nicht gibt, also die eigentümlichen Schwierigkeiten nur in geringem Maße vorhanden sind, welche das indische Frauenleben bietet. Vereinzelte Beispiele von Besuchen, auch von Unterricht in Senana waren auch sonst schon vorgekommen, z. B. in dem Hause des intelligenten Jay Narain Ghosal, welcher der C.M.S. in Benares das Grundstück und Kapital des Jay Narain College schenkte, bei dem aufgeklärten Radscha Badinath Roy u. a.

auf, und eine ganze Anzahl hervorragender, trefflicher Missionarsfrauen warfen sich mit Begeisterung in diese neue Arbeit, bei weitem die hervorragendste unter ihnen Frau Missionar Mullens, die Frau eines Londoner Missionars und Tochter des bekannten Missionars Lacroix. Auch in anderen Städten und Landschaften fand dies Vorbild bald Nacheiferung: in Benares schlossen Frau Missionar Leupolt (als die Missionsschwester Miß Jones 1836 nach Indien gekommen, die erste Sendbotin der Soc. f. prom. fem. educ.) und Frau Missionar Tracey die Senana auf; in Ost-Bengalen wirkte die Missionarsschwester Sale, in Gorakhpur in den Nordwest-Provinzen Miß Bird u. a.

Man hatte sich in Indien, selbst in den engsten Missionskreisen lange nicht für die Aussendung von ledigen Missionsschwestern begeistern können. Noch 1830 hatte der fromme und eifrige Bischof Daniel Wilson auf eine Anfrage, ob er einige solche Schwestern haben wolle, sein Votum dahin abgegeben: „Nein, Damen tun's nicht. Ich bin sowohl grundsätzlich wie aus der Erfahrung meines indischen Lebens dagegen, daß einzelne Damen in ein so fernes Land reisen; es ist fast absolut sicher, daß sie binnen einem Monat nach ihrer Ankunft verheiratet sein würden." (Stock, History I. 316.) Die Verheiratung der Missionsschwestern ist allerdings, darin hat der Bischof ganz recht, stets ein Kreuz aller Schwestern-Missionsarbeit gewesen; aber so störend auch der dadurch bedingte häufige Wechsel im Missionspersonal ist, so wird dieser Nachteil aufgewogen durch den Vorzug, daß auf diesem Wege den Missionaren eine lange Reihe hervorragend tüchtiger Frauen, auch aus den gebildetsten Kreisen zugeführt ist. Noch um die Mitte des Jahrhunderts war die Zahl der ledigen Missionsschwestern — abgesehen von den im Lande wohnenden Angehörigen der Missionsfamilien — verschwindend klein. Erst als sich in der Senana-Mission eine große Tür für ihre Arbeit auftat, mehrte sie sich überraschend schnell. Es kam die Zeit, wo sich fast jede größere englische und amerikanische Missionsgesellschaft eine Frauenhilfs-Gesellschaft mit mehr oder weniger selbständiger Verwaltung angeliederte, und in weitaus den meisten Fällen hatten diese neugegründeten Hilfsgesellschaften ihr erstes und wichtigstes Arbeitsfeld in den Senana Indiens. Wir müssen uns begnügen, die wichtigern aufzuzählen:

Für die S. P. G. Woman's Mission Association in
connexion with the S. P. G. 1866.

für die Bapt.: Miss. Baptist Zenana Mission 1867.
für die Londoner Miss.-Ges.: Ladies Committee
of the L. M. S. 1875 bis 1890.
für die Wesley. Miss.-Ges.: Woman's Auxiliary of
the W. M. S. 1858.
in Nordamerika:
für den Amer. Board of Com. f. F. M.: Woman's
Board for Mission 1868.
(for the Interior 1868, for the Pacific 1873)
für die Amer. Bpt. Miss. Un.: Woman's Bpt.
For. Miss. Soc. 1871.
(for the West. 1871. for California 1S75, of
Oregon 1878)
für die bischöfl. Method.: Woman's For. Miss.
Soc. of the M. E. Church 1869
für die nördl. Presbyterianer: Woman's F. Miss.
Soc. of the Presb. Ch. 1870.
(Northwest 1870; New York 1870; North-New
York 1872; Occidental 1873; Southwest 1877;
Pacific 1888) usw.

Man begnügte sich aber keineswegs mit diesen überraschend schnell aufschießenden zahlreichen Frauen-Hilfs-Gesellschaften, sondern wollte auch noch eigene Senana-Missionsgesellschaften haben. Aus der in Kalkutta sich unabweislich aufdrängenden Notwendigkeit heraus, für die Senana-Arbeit und die Mädchenschulen ein wenigstens irgendwie geschultes einheimisches Personal zu gewinnen, wurde 1852 ein neuer Anlauf gemacht, ein Lehrerinnen-Seminar zu gründen; es wurde zu diesem Zweck die „Normal school for the training of christian female teachers"-Gesellschaft gegründet; sie vereinigte sich indessen schon 1857 mit der vorher erwähnten Schulgesellschaft Mrs. Wilsons als „Normal-, Zentral- und Zweig-Schulen" und nahm nach einigem Schwanken 1861 den Namen „Indian Female Normal School and Instruction Soc." an. (I. F. N. S. and I. S.) Später (1880) hat sie diesen Namen vertauscht gegen den neuen „Zenana Bible and Medical Mission", (Z. B. M. M.) unter dem sie jetzt in Indien und England bekannt ist. Diese vielem Wechsel unterworfene Gesellschaft wurde bald die eigentliche Trägerin und Pfadfinderin der Senana-Mission; sie hatte 1861 in 22 Häusern 160 Frauen und 150 Mädchen hauptsächlich aus den

angesehenen Kasten der Brahmanen, der Schreiber und der Ärzte in Pflege. Neben ihr trat 1860 die amerikanische „Woman's Union Missionary Society", die von Miß Doremus in New-York auf inter-denominationeller Basis gegründet war. Sie hatte das Glück, gleich anfangs in Miß Brittan eine tüchtige, organisationsbegabte Missions-schwester zu finden, welche in Kalkutta und seiner Umgebung die Arbeit des Vereins vortrefflich in Gang gebracht hat, leider dann aber nach Japan ging.

Um die Erfolge, welche bis dahin erzielt waren, annähernd einzuschätzen, stellen wir in einer statistischen Tabellen ebeneinander, was uns an zuverlässigen Zahlen zugänglich ist:

	1851	1861	1871	1881
Missions-Schwestern (incl. Eurasiers)[1]	?	?	370	479
Indisches Hilfspersonal	?	?	837	1643
Mädchenschulen	285	261	664	1120
mit Schülerinnen	8919	12057	24078	40897
Besuchte Senana (mit Schülerinnen)	—	?	1300 (1997)	7522 (9132)

III.

Die Blüte der Schwesternarbeit seit 1880. Einen so großen Aufschwung auch die Schwesternarbeit bereits in dem Vierteljahrhundert von 1854—1880 genommen hatte, so hätte doch damals noch kaum einer geahnt, zu welcher Blüte sich dieser Missionszweig in dem nächsten Vierteljahrhundert entfalten werde. Charakteristisch ist dafür die Entwickelung der Dinge in Verbindnng mit der

1) Eurasierinnen sind in diesem Zeitraum wohl noch reichlich ein Drittel des Personals. Als Halbeuropäerinnen haben sie den Vorteil, gegen die Gluthitze des indischen Sommers wenig empfindlich zu sein und meist eine indische Sprache als Muttersprache zu reden. Indem man sie zu diesem wichtigen Frauendienste heranzog und ausbildete, tat man zugleich ein Werk der Barmherzigkeit an ihrem viel vernachlässigten und geschmähten Geschlecht. Die in Indien errichteten Seminare, besonders die in Kalkutta, waren meist für Eurasierinnen berechnet. Dennoch hat man mit ihnen im ganzen keine guten Erfahrungen gemacht. Als Volksklasse sind sie indolent und charakterschwach. Die Kluft, welche sie von den Senanafrauen trennt, ist meist unüberbrückbar; sie werden von den Hindu fast noch mehr verachtet als von der europäischen Gesellschaft. So eigneten sie sich im allgemeinen nicht dazu, die Bahnbrecher auf einem so schwierigen und zarten Gebiete wie die Senana-Arbeit zu werden.

größten Missions-Gesellschaft, der C. M. S. Diese hatte sich, auch darin sich mit deutschen Auffassungen und Idealen berührend, lange nicht entschließen können, außer den zahlreichen in ihrem Dienste stehenden Missionarswitwen und -töchtern, mit denen sie zum Teil hervorragende Erfahrungen gemacht hatte, ledige Missionsschwestern auszusenden. Sie stützte sich, soweit sie dafür Bedarf hatte, auf die I. F. N. S. a. I. S., die Soc. f. Prom. fem. educ., in etwas auch auf unseren Morgenländischen Frauen-Verein. Die erste dieser Gesellschaften arbeitete in so enger Verbindung mit der C. M. S., daß sie fast wie eine ihrer Hilfsgesellschaften angesehen wurde. Ihren Grundsätzen getreu und aus Loyalität gegen diese Gesellschaft lehnte noch 1880 die C. M. S. jeden Antrag ab, auf eigne Rechnung Missionsschwestern auszusenden, nur mit vereinzelten Ausnahmen, die durch besondere lokale Bedürfnisse bedingt waren. Nun machte sich aber um 1880 in dem Vorstande des I. F. N. S. a. I. S. unter dem starken Einfluß ihrer Präsidentin, einer Lady Kinnaird, Gemahlin des hochangesehenen Freiherrn (Hon.) Arthur Kinnaird, eine Strömung geltend, auch mit nonkonformistischen, besonders presbyterianischen Kreisen Verbindungen anzuknüpfen; es wurde zu den bisherigen anglikanischen ein neuer presbyterianischer Sekretär ernannt. Das erregte in den anglikanischen Kreisen solchen Unwillen, daß sich dieselben zu einem großen Teile von der „unzuverlässig" gewordenen Gesellschaft lossagten. Jetzt wäre für die C. M. S. der geeignete Augenblick gewesen, sich auch eine Frauen-Hilfs-Gesellschaft anzugliedern. Sie war aber davon noch soweit entfernt, daß vielmehr einer ihrer angesehensten Sekretäre, Wright, die Ausgetretenen veranlaßte, sich zu einer unabhängigen Frauen-Missions-Gesellschaft, der „Church of England Zenana Miss. Soc." (C. E. Z.) zusammenzuschließen. Allein die Verhältnisse waren stärker, als alle Pläne der C. M. S. Im Jahre 1887 war, zumal in Verbindung mit den Keswick-Konventionen die Begeisterung für Missionsarbeit in den Kreisen der englischen Frauenwelt so groß, daß sich der C. M. S. in diesem einen Jahre 17 Missionsschwestern anboten, von denen 10 auf eigene Rechnung ausgehen wollten. Da auch von den Missionsfeldern dringende Rufe um Missionsschwestern kamen, gab die Missionsleitung nach, und daß sie recht daran getan hat, beweist das schnelle Anschwellen der Schwestern in ihrem Dienste; von 1887 bis 1894 sandte sie allein 214 Missionsschwestern aus; bis zum Mai 1903

ist die Zahl auf 377 angewachsen! Nachträglich hat sie Versuche gemacht, sich die C. E. Z. in sich aufzunehmen; allein nun zog es diese Gesellschaft vor, unabhängig zu bleiben. Und die Mutter- und die Hilfs-Gesellschaften haben sich loyal dahin geeinigt, daß die letztere ihre Sendboten fast ausschließlich nach Indien, weitaus dem wichtigsten Felde für Schwesternarbeit, schickt, während die Muttergesellschaft ihre übrigen Missionsfelder selbständig versorgt.

Da nunmehr fast alle Missionsgesellschaften, die überhaupt in Indien arbeiten, dorthin auch Missionsschwestern aussenden, und manche, die sonst kein Arbeitsfeld in Indien haben, wie die nordamerikanischen Anglikaner (Prot. Episc. Ch.), wenigstens an der Senana-Arbeit beteiligt sind, würde es ermüdend sein, im einzelnen aufzuzählen, aus wie vielen verschiedenen Kontingenten sich das Heer der Missionsschwestern zusammensetzt. Manche Gesellschaft stellt eine beträchtliche Schar; so hat die Zenana Bible a. Med. Mission (Z. B. M. M.), die alte I. F. N. S a. I. S., 104 Missionsschwestern nebst 53 Hilfsschwestern, ein eingebornes Personal von 191 Lehrerinnen 5 Pflegerinnen und 84 Bibelfrauen; sie hat in 4375 von ihr besuchten Senanas 2728 regelmäßige Schülerinnen, in 64 Tagschulen 3208 weitere Schülerinnen, in 5 Städten Krankenhäuser oder Polikliniken mit 1892 Pfleglingen und fast 100000 Konsultationen, und verwendet auf diese weitverzweigte Arbeit jährlich mehr als 1/2 Mill. Mark. (So im Jubiläums-Jahr der Gesellschaft 1902). Die C. E. Z. hat 220 Schwestern nebst 100 Hilfsschwestern, ein eingeborenes Personal von 800 Bibelfrauen, Lehrerinnen usw., und verwendet auf diese Arbeit jährlich etwa 850000 Mark, etwa zwei drittel der ganzen Arbeit kommt auf Indien. Fast jede der größeren Frauenmissions-Gesellschaften hat irgendwo in Indien Zentralstationen, wo die weit verzweigte Arbeit nach allen Richtungen hin ausgebaut und mannigfaltig ausgestaltet ist, so die C. E. Z. in Palamkotta, die Frauen-Hilfsgesellschaft der S. P. G. in Delhi, die Ladies' Association der vereinigten Freischotten in Madras usw. Man muß einige dieser Zentralstationen studiert haben, um eine Vorstellung von der Vielseitigkeit dieser Arbeit zu bekommen.

Dieselbe ist nicht ganz gleichmäßig über Indien verbreitet: In Kalkutta und der näheren Umgebung sind (neben 99 Missionaren) 103 Missionsschwestern, (neben 6 Katechisten-Seminaren) bestehen 6 Seminare zur Heranbildung von Lehrerinnen, Bibelfrauen und

dergl.; (neben 12 Kostschulen für Knaben mit 659 Zöglingen) stehen 11 Mädchenpensionate mit 990 Zöglingen; in 15600 regelmäßig besuchten Senana rechnet man 7600 Schülerinnen. Im übrigen eigentlichen Bengalen stehen neben 33 Missionaren 46 Missionsschwestern, in den Nordwest-Provinzen (jetzt die „Vereinigten Provinzen") neben 98 Missionaren 228 Missionsschwestern; im Pandschab neben 95 Missionaren 162 Schwestern. Dagegen stehen in der Madras-Präsidentschaft neben 301 ordiniertenMissionaren nur 248 Schwestern. Immerhin kommt fast auf jedem einzelnen indischen Missionsgebiete zur Zeit die Zahl der Missionsschwestern derjenigen der Missionare sehr nahe, wenn sie sie nicht gar überflügelt. Im ganzen gab es nach dem Missionszensus von 1900, der sichersten statistischen Grundlage, in Indien 976 ordinierte Missionare und daneben 1174 Missionsschwestern, also um fast 200 mehr Schwestern. In beiden Zahlen steckt das eurasische Element mit; ist es sicherlich bei den Schwestern erheblich beträchtlicher als bei den Männern, so ist doch der Prozentsatz längst nicht mehr so hoch als in dem früheren Zeitabschnitt Und wenn nicht alles täuscht, ist die Zahl der Schwestern noch weiter in schnellem Anwachsen begriffen; sie ist von 479 im Jahre 1881 bis zum Jahre 1890 auf 711, in dem folgenden Jahrzehnt bis 1900 auf 1174, also um 463 gestiegen, fast um soviel, als es überhaupt bis 1881 zusammen Schwestern gab.

Ob das ein durchaus gesunder Zustand sei, darüber gehen selbst in England und Amerika die Ansichten auseinander. Suchen wir uns ohne jede Voreingenommenheit ein Urteil zu bilden. Daß in den mehr als 40 Millionen Senana-Frauen Indien und den mindestens noch ebensoviel Frauen, welche durch die indische Auffassung von der Stellung der Frau und die Sitte einer tieferen Beeinflussung durch die Missionare und ihre Gehilfen entzogen sind, für eine noch weit größere Zahl von Schwestern eine große Wirkungssphäre gegeben sei, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist fast überall in Indien heute nicht mehr die Frage: wie schließen wir die Senana auf? sondern: woher nehmen wir Arbeiter, um in die sich aller Orten öffnenden Türen einzutreten? Die eigentümlichen Verhältnisse der Senana bringen es mit sich, daß jede Schwester in der Regel nur einen relativ beschränkten Wirkungskreis, höchstens ein paar Dutzend Senana zu bearbeiten im Stande ist, sodaß sie auch in größerer Zahl nebeneinander arbeiten können, ohne gegenseitig ihre Kreise zu stören. Nach-

dem ein halbes Jahrhundert lang die Missionsarbeit fast nur dem männlichen Geschlecht zugute gekommen ist, war es an der Zeit, auch das weibliche ernstlich in Arbeit zu nehmen, umsomehr als man sich aller Orten davon überzeugen mußte, daß dieses besonders zäh an den heidnischen Anschauungen und Gebräuchen festhält. Aber je zarter und intimer die durch die Besuche in den Häusern angeknüpften Beziehungen sind, um so empfindlicher ist ihre häufige Unterbrechung und das Übergehen der Arbeit aus einer Hand in die andere. Und der Wechsel ist in dem Schwesternkreise besonders groß; verschiedene Ursachen tragen dazu bei. Daß im Grunde ledige oder verwitwete Missionare nicht besser tun können als Schwestern zu heiraten, erwähnten wir schon; minder erwünscht ist, daß auch andere Engländer, Beamte und Kaufleute, nicht selten ihre Hände nach ihnen ausstrecken. Die Arbeit in den Senana ist anstrengend und aufreibend, und zwar umsomehr, je mehr die Schwestern täglich persönlich Besuche machen und sich an dem Unterricht beteiligen. Sehr häufig hält die Gesundheit der Schwestern diese Strapazen nur wenige Jahre aus. Unter den Schwestern sind solche besonders zahlreich, welche ganz oder teilweise auf eigene Kosten ausgegangen sind und Vermögen genug besitzen, um daheim unabhängig zu leben. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche der Missionsleitung freier gegenüberstehen und durch manche Schwierigkeit, Krankheit oder Enttäuschung sich von dem Missionsfelde verscheuchen lassen, welche ein von der Leitung auch für seine Existenz Abhängiger überstehen würde. Während von den Missionaren fast überall auch in England und Amerika ein gewisses Maß von geistiger Durchbildung und theologischer Fundierung verlangt wird, ehe sie für den Dienst angenommen werden, ist man in den Frauen-Komitees vielfach allzu geneigt, die Bildungs-Ansprüche an die auszusendenden Schwestern niedrig zu stellen und sich mit der in den gebildeten Kreisen dieser Länder üblichen allgemeinen Bildung zu begnügen. Die Zahl der speziellen Vorschulen für Missionsschwestern ist klein, und nur ein geringer Prozentsatz macht sie durch. Man tröstet sich damit, daß für die Senana-Besuche und die äußerst elementaren Mädchenschulen dieses Bildungsmaß ausreiche. Das mag teilweise richtig sein; aber es gibt keine Gewähr, daß nicht ungeeignete Persönlichkeiten ausgesandt werden, deren Strohfeuer-Begeisterung unter der drückenden Gluthitze der indischen Großstädte nur zu bald verfliegt. Vor allem leidet unter-

dieser mangelhaften Vorbildung die Fähigkeit und die Ausdauer, die indischen Sprachen gründlich zu erlernen und sich in die indische Anschauungswelt und Sitte einzuleben; es liegt auf der Hand, daß gerade bei diesem zarten Dienst von Person zu Person, wie ihn die ganze Senana-Arbeit mit sich bringt, tüchtige Sprachkenntnis und liebevolles Verständnis für indisches Wesen unerläßlich sind. Und gerade auf diesem Gebiete hört man in Indien über die Schwestern oft schmerzliches Bedauern, rühmliche Ausnahmen natürlich abgerechnet.

Bei dem schnellen Anschwellen der Zahl der Schwestern hat sich auch deren Arbeit mannigfaltig ausgedehnt. Die beiden Hauptzweige sind natürlich die Mädchenschulen und die Senanabesuche geblieben. Die Zahl der Mädchenschulen ist auf 1600 angewachsen, mit 83622 Schülerinnen (gegen 47276 im Jahre 1881), die Zahl der regelmäßig besuchten Senana wird auf 51932 angegeben mit 39894 Schülerinnen. Fast zwei Drittel aller Schwestern sind mit diesen beiden Zweigen vollauf beschäftigt. Der vielseitige Verkehr mit dem abgeschlossenen weiblichen Geschlecht zeigte den Missionsschwestern aller Orten, wie viel Krankheitselend und hoffnungsloses Siechtum in den Senana schmachtet; ärztliche Hilfe ist den indischen Frauen in weitaus den meisten Fällen unzugänglich, da es den Ärzten streng verboten ist, die Senana zu betreten, und es einen Stand von Ärztinnen im hinduistischen Indien nicht gibt. Bahnbrechend hat auf diesem Gebiete die edle Lady Dufferin, die Gemahlin des indischen Vizekönigs Earl Dufferin (1884—88), gewirkt. Sie eröffnete den „Lady Dufferin Fund“ und wußte reiche Engländer und Inder zu großen Beiträgen willig zu machen. Aus diesem sehr reichen und gut verwalteten Fonds sind nach und nach in einer großen Zahl meist nordindischer Städte Frauen-Krankenhäuser errichtet und Ärztinnen angestellt; es ist besonderer Fleiß darauf verwendet, den indischen Frauen in den Wochen, wo sie meist schlimm vernachlässigt werden und entweder mit ihren neugeborenen Kindern dahinsterben oder wenigstens den Keim unheilbaren Siechtums davontragen, in besonderen Entbindungsanstalten Hilfe zu bringen und tüchtige Hebammen auszubilden. Neben diesem Fonds haben auch die Missionsgesellschaften diesem Zweige der Arbeit ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und das in dem Maße mehr, als überhaupt die ärztliche Mission in Aufnahme kam. Nachdem schon früher von Nordamerika einige Missionsärztinnen nach Indien gekommen waren, zog 1880 die erste englische Missions-

ärztin aus. Im Jahre 1903 zählte man in Indien 153 geprüfte Missionsärztinnen (davon 105 Engländerinnen), welche etwa fünfzig eigene, nur von Schwestern versorgte, nur für die indischen Frauen und Kinder bestimmte Krankenhäuser und etwa doppelt soviel Polikliniken verwalten. Fast in allen wird Fleiß darauf verwendet, auch genügend durchgebildetes indisches Pflegepersonal heranzuziehen. Die Schwierigkeiten sind sehr groß. So erstaunlich meist die Leidensfähigkeit der Hindu ist, so schwer sind sie zu bewegen, fremde Kranke zu pflegen, zumal solche von anderer Kaste. Heiden sind dazu überhaupt nicht zu brauchen; aber auch bei den Christinnen gilt es tiefgewurzelte Vorurteile zu überwinden, ehe sie die Krankenpflege als Lebensberuf ergreifen. Da die Christinnen meist geringen Herkommens sind, vielfach sogar den Kastenlosen angehören, gilt es weitere Hindernisse zu überwinden, ehe sich die Kranken höherer Kaste von ihnen berühren und verpflegen lassen. Daher kommt es, daß noch immer mit einer gewissen Vorliebe das weibliche Krankenpflege-Personal aus den Eurasiern genommen wird; sie leiden weder unter dem einen noch unter dem anderen Vorurteil. Bei dem dringenden Bedürfnis nach einem einheimischen Ärztinnen-Stand legten es die Missionsleitungen öfter jungen indischen Christinnen von hervorragender Begabung nahe, sich dem Studium der Medizin zu widmen; man benutzte dazu besonders die mediziniſche Fakultät in Agra, wo auch die Bischöflichen Methodisten (M. E.) ein eigenes Kosthaus für ärztliche Studentinnen einrichtete. Allein die Erfahrungen, welche man bei ihrem Zusammenstudieren mit den indischen Studenten machte, waren durchaus ungünstig. Man kam zu dem Schluß, daß ein ärztliches Studium für Christinnen nur möglich sei, wenn man dafür eine eigene, nur den Frauen und den Christinnen zugängliche Bildungsanstalt ins Leben rufen könne. In Ludhiana im Pandschab hat man seit 1894 damit einen Versuch gemacht und auf interdenominationeller Grundlage die „North India School of Medicine for Christian Women" (N. I. S. M.) gegründet; an der Spitze steht Dr. Edith Brown, der noch drei Ärztinnen zur Seite stehen. Die Universität Lahore ist neuerdings nicht abgeneigt, sich diese gut geleitete Schule anzugliedern (zu affiliieren, d. h. ihre Studentinnen zu den von ihr veranstalteten Staatsprüfungen zuzulassen und ihnen akademische Grade zu verleihen), wenn der wissenschaftliche Apparat den dazu bestimmten Anforderungen entspricht.

Da Indien in hervorragendem Maße ein Land der Dörfer ist, lag es nahe, daß die Missionsschwestern ihre Arbeit von den zuerst in Angriff genommenen großen Städten auch auf das Land hinaus verlegten und einen Versuch mit Reisepredigten machten. Zunächst mochte es ja den Hindu ein ungewohnter Anblick sein, einzelne Damen mit Zelten und Bedienung Wochen lang allein im Lande herum reisen zu sehen. Allein sie waren von den ausländischen Herrschern schon so viele ihnen seltsam erscheinende Sitten gewöhnt, daß sie auch diese mit in Kauf nahmen. Und da die Hindu im allgemeinen so harmlos sind, daß der Fremde vom Himalaya bis zum Kap Komorin an den volksreichen Verkehrslinien wie in den abgelegenen Dschungeln unbewaffnet reisen kann, so sind auch die Missionsschwestern bei ihren Zeltreisen keinen weiteren Gefahren ausgesetzt, als ähnliche Reisen daheim oder das indische Klima überhaupt mit sich bringen. Diese Zeltreisen (village mission) haben in den Schwesternkreisen großen Anklang gefunden; zu Anfang der kühlen Jahreszeit ziehen hunderte von Schwestern nach allen Richtungen über das Land, überall die Frauen und Töchter der Dörfer nnd Weiler um sich sammelnd. Sie sind besonders gern gesehene Gäste, wenn sie einen wohlgefüllten Medizin-Kasten mit sich führen und von demselben guten Gebrauch zu machen verstehen. Etwa seit 1880 ist diese Schwestern-Reisepredigt oder Dorfmission zu einem anerkannten Zweige der Schwesternarbeit geworden, besonders in Nordindien.

Die verschiedene Stellung

der evangelischen und katholischen Missionare zu den notorischen Greueln im Kongostaate.

Die im Januar d. J. am Stanley-Pool versammelte Konferenz der evangelischen Kongo-Missionare hat an den König der Belgier folgende Eingabe gerichtet: „Sir, wir, als die Vertreter der protestantischen Missionsgesellschaften im Kongofreistaate, am 30. Januar 1904 in Leopoldville versammelt, bitten, unter Anerkennung der Wohltaten, welche den Landeseingeborenen in manchen Bezirken aus Ew. Majestät Regierung erwachsen sind, Ew. Majestät Aufmerksamkeit auf gewisse neuerliche Vorkommnisse richten zu dürfen, welche bezüglich der schrecklichen Behandlung der Eingeborenen hauptsächlich in *den Gebieten von* Bangela und am Äquator von Mitgliedern dieser Konferenz

zu unserer Kenntnis gebracht worden sind. Die Punkte, welche vornehmlich geltend gemacht werden, sind das drückende Besteuerungssystem und die barbarischen Maßnahmen bei der Einsammlung des Kautschuks. Einzig um der Eingeborenen willen, die uns am Herzen liegen und angesichts der beunruhigenden Todesziffern in diesen Gebieten bitten wir Ew. Majestät inständig, solche Veränderungen bewerkstelligen zu wollen, die geeignet sind, die beklagenswerte Lage von Ew. Majestät Untertanen zu verbessern."

Gegenüber den wiederholten Protesten der evangelischen Missionare wider die allseits bezeugte unmenschliche Behandlung der Eingeborenen im Kongostaate ist charakteristisch das Verhalten der katholischen Missionare und Missionspresse. Man sollte denken, hier hätte ein gemeinsames Vorgehen stattfinden müssen; statt dessen werden katholischerseits die evangelischen Missionare als falsche Zeugen, Feinde des Kongostaates und Wegbahner einer Besitzergreifung desselben durch die Engländer denunziert und wird der Kongoregierung nahe gelegt, sie aus ihrem Herrschaftsgebiete zu vertreiben. So lesen wir nämlich in den „Katholischen Missionen" (1904, Januar, S. 92 und März, S. 139 f. wörtlich:

„Kein Wunder, daß gewisse Kreise in England längst nach einem Vorwand suchen, um das kleine Belgien aus seinem Besitze zu verdrängen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Hetzjagd zu beurteilen, die seit Jahren in einem Teil der englischen Presse gegen den Kongostaat geführt wird. Es ist damit ähnlich wie mit den amerikanischen „Enthüllungen" über die Unfähigkeit und Grausamkeit der Spanier auf Kuba und den Philippinen, die dem Eroberungskriege vorausgingen. Da die Angriffe sich mittelbar auch gegen die katholische Kirche richten, so haben das Tablet, das führende Blatt der englischen Katholiken und Baron de Bethune in der Revue Générale dieselben einer näheren Prüfung unterzogen. Sie stellen nicht in Abrede, daß im Kongostaat manche Mißstände sich vorfinden und daß den Eingeborenen gegenüber Fälle unmenschlicher Grausamkeit vorkamen. Es sei aber ungerecht, die Kongoregierung selbst dafür verantwortlich zu machen. Sie hat dergleichen Ausschreitungen ihrer Beamten stets entschieden verurteilt und die Schuldigen zur Strafe gezogen. Ein großer Teil der Anklagen sei zudem übertrieben, andere geradezu verleumderisch oder in ungerechtfertigter Weise verallgemeinert. Die Berichte stammen meist von englischen Agenten und von protestantischen Predigern, deren Unzuverlässigkeit in manchen Fällen erwiesen wurde. So hatte Burrowes, der Verfasser des Buches: The Curse of Central Africa (der Fluch von Mittelafrika), eine Hauptquelle für die Ankläger des Kongostaates, in einer 1897 veröffentlichten Schrift vielfach das gerade Gegenteil gesagt und damals dem Kongostaat und seinen Beamten ein durchaus ehrendes Zeugnis ausgestellt. „Da beide Schriften sich auf denselben Ort und dieselbe Zeit beziehen, so heben sie sich gegenseitig auf . " (Tablet). Die grausige Geschichte von den 81 abgehauenen und am Feuer gedörrten Händen armer Eingeborener, die kürzlich als frisches Beweisstück durch die Presse ging, war schon vor Jahren in der Times zu lesen und wurde damals von Belgien aus richtiggestellt. Manche dieser Mordgeschichten sind zudem

so unbestimmt in ihren näheren Angaben, daß eine Untersuchung fast unmöglich ist."

„Als willkommene Ergänzung unserer neulichen Darlegung bringen wir folgenden Brief des belgischen Jesuiten P. van Hencxthoven, der als langjähriger Oberer der Kwangomission wohl imstande ist, über den gegen den Kongostaat geführten Preßfeldzug ein Urteil zu fällen. Er macht für denselben in erster Linie die protestantischen Prediger verantwortlich.

„Ich bin überzeugt", so schreibt er, „daß das Zuströmen ausländischer Missionäre nach dem Kongo den Sturz des unabhängigen Kongostaates vorbereitet und die Übernahme der Kolonie durch Belgien unmöglich machen wird. Man fühlt sehr gut, daß am Kongo sich zwei Parteien gebildet haben: die der Bangalese (Engländer) und die der Bangamatadi (Kongostaat). Die erste ist vertreten durch die protestantischen Missionen der verschiedenen Sekten und Nationalitäten, die zweite durch die Regierung des Kongostaates und die katholischen Missionäre, die (fast) sämtlich Belgier sind. Unter den Beamten des Staates finden sich auch Leute anderer Nationalität. Sie stehen aber alle, wie billig, auf seiten der Regierung und werden von den Eingeborenen unter die Bulamatadi einbegriffen. Ich leugne nicht, daß unter den protestantischen Predigern manche Herren im guten Glauben handeln, aber selbst diese gute Absicht vorausgesetzt, ist die Erziehung, die sie den Kindern, und der Unterricht, den sie den Schwarzen erteilen, von unserem Standpunkte aus betrachtet sehr unpatriotisch und dienen ganz dem englischen Einflusse. Man braucht bloß die Kinder, die aus ihren Schulen kommen, sprechen hören. ‚Der Kongostaat und Belgien', so sagen sie, ‚sind bloß kleine, verächtliche Häuptlinge; es gibt nur einen großen Häuptling auf der Welt, das ist England.' Natürlich sagen auch wir beim geographischen Unterricht den Kindern die Wahrheit. Wir lehren sie, daß Belgien im Vergleich zu England, Frankreich, Deutschland und Rußland nur ein kleines Land sei; aber lehren und lehren sind eben zweierlei. Unser Unterricht untergräbt in keiner Weise den der gesetzmäßigen Regierung schuldigen Respekt.

„Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt ein einziges Land gibt, das einen Zustand dulden würde, wie er augenblicklich im Kongostaate besteht. Würden die belgischen Missionäre in Britisch-Indien sich erlauben, in d e r Weise Belgien zu Ungunsten Englands herauszustreichen, die englische Regierung würde ihnen kurzerhand den Laufpaß geben. Falls englische Missionäre sich einfallen ließen, den britischen Einfluß in Französisch-Kongo zu verbreiten, man würde sie schleunigst über die Grenze schaffen. In allen Ländern der Welt würde man so handeln. Nur hier am Kongo läßt die Regierung alles gehen; was sage ich, gehen? Nein, sie begünstigt sogar aus unbegründeter Furcht diese antinationale Propaganda. Unbegründet ist diese Furcht; denn keine Regierung würde dem Kongostaate einen Vorwurf daraus machen, sich innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit zu verteidigen, am wenigsten die englische Regierung selbst.

„Se. Majestät König Leopold II. ist der rechtmäßige Herrscher des *unabhängigen Kongostaates*. Dieser ist bestimmt, mit der Zeit eine Kolonie Bel-

giens zu werden, wie ich dies für mein Vaterland hoffe und wünsche. Es ist daher die Pflicht der Regierung, diese verhängnisvolle Parteibildung in Bangalese und Bangamatadi aufzuheben.

„Man wird vielleicht finden, daß ich in diesem Briefe für eine gewaltsame Ächtung eintrete. Das liegt mir fern. Ich bin vielmehr ein Feind solcher Ächtungen und Gewaltmaßregeln. Als katholischer Missionär habe ich vor den Umtrieben der Protestanten keine Furcht, aber als belgischer Bürger und als alter Kongomissionär, der sich ganz der Wohlfahrt der armen Neger geweiht hat, trete ich ein für die Interessen meines Vaterlandes und des Kongostaates. Es würde mich freuen, wenn meine Warnung bei der Regierung des Kongostaates Gehör fände; es handelt sich ja um seinen Vorteil, ja um seine Existenz und vor allem um die Zukunft der belgischen Kolonie." So weit der alte Missionär.

„Es zeigt sich", schließen die kath. Missionare, „bei dieser ganzen Angelegenheit wieder so recht, in welchem Grade die englischen Missionsgesellschaften sich zur Rolle von Staats- und Handelsagenten hergeben; denn die ganze künstliche Bewegung gegen den Kongostaat ist wesentlich von ihnen ausgegangen zum Zweck, um einer Besitzergreifung durch England die Bahn zu öffnen."

Es ist weder nötig, die Beschuldigungen gegen die evangelischen Missionare zu widerlegen, noch die Tendenz der Denunziation des weiteren zu explizieren. Die beiden Schriftstücke sprechen für sich selbst; ich habe sie nur mitgeteilt, um die Politik zu charakterisieren, durch welche die katholischen Missionare den weltlichen Mächten und auch den weißen Ansiedlern sich empfehlen, wenn diese durch unbequeme Zeugnisse evangelischer Missionare — sagen wir verstimmt sind.

Missionsrundschau.

Die presbyterianisch-reformierte Gruppe zählt folgende sechs Missionen (nach der Reihenfolge ihres Eintritts in die Arbeit): 1) die nördlichen amerikanischen Presbyterianer, seit 1859; 2) die (holländische) „reformierte Kirche in Amerika", seit 1859; 3) die Frauenunion (Woman's Union M. S.), seit 1871; 4) die Cumberland-Presbyterianer, seit 1877; 5) die (deutsche) „reformierte Kirche in den Vereinigten Staaten", seit 1880, und 6) die südlichen Presbyterianer der Vereinigten Staaten, seit 1890. Eine siebente, die Mission der Vereinigten Presbyterianerkirche von Schottland, ist mit dem Tode ihres letzten, und zuletzt einzigen Missionars, H. Waddell, 1900 erloschen (Proc. Tokyo Conf. 1900, 976 f.).

Die Mission der nördlichen amerikanischen Presbyterianer zerfällt in eine östliche (außer Tokio und Yokohama noch den Hokkaido umfassend) und eine westliche (mit sechs Stationen auf der Hauptinsel Hondo und einer

auf Schikoku). Die östliche Mission ist die ältere. Hier liegt das Zentrum der presbyterianischen höheren Erziehungsarbeit. In Tokio, in der südlichen Vorstadt Schirokanemura, befindet sich die allen presbyterianisch-reformierten Missionen gemeinsame Hochschule Meiji-Gakuin mit theologischer Fakultät. Sie hat die durch die neuen Schulgesetze herbeigeführte Krisis glücklich überstanden. Auch hier hatte die notwendig gewordene Loslösung vom staatlichen Schulsystem zunächst ein Fallen der Schülerzahl herbeigeführt, doch hat auch hier ein freundlicheres Entgegenkommen der Regierung den Schaden wieder gut gemacht. Die akademische Abteilung wird von ca. 170 Schülern besucht (Am. Presb. Rep. 1900, 143. 1901, 181. 1903, 187). Die gleichfalls in Tokio befindliche, unter der Leitung der nördlichen amerikanischen Presbyterianermission stehende höhere Mädchenschule, Joschi Gakuin, ist neben dem kongregationalistischen Kobe-Kollege die bedeutendste Anstalt dieser Art in Japan. Sie umfaßt einen zehnjährigen Kursus (Vorbereitungs- und akademischer Kursus je 4 Jahre, der advanced course 2 Jahre) und zählte (1903) 203 Schülerinnen, darunter 102 Kostschülerinnen. Einen guten Einblick in das Leben der Schule gewährt die Schilderung des Fräulein Parsons, der Herausgeberin des trefflichen presbyterianischen Frauenmissionsblattes „Woman's Work for Woman", welche auf einer größeren Reise zahlreiche weibliche Lehranstalten auf den verschiedenen Missionsgebieten ihrer Kirche, und darunter auch diese Schule, aus eigener Anschauung kennen gelernt hat (Woman's Work for Woman 1903, 201 ff.). Eine andere Mädchenschule, die auch zu den höheren gerechnet werden muß, haben die Presbyterianer in Sapporo, die Hokusei Jo Gakko, neben der methodistischen Mädchenschule in Hakodate die bedeutendste auf Hokkaido, mit 140 Schülerinnen. Zwei Tagschulen mußten infolge der neuen Schulgesetze geschlossen werden (Am. Presb. Rep. 1900, 144. 1901, 185). Von den noch bestehenden verdienen zwei Elementarschulen in Tokio erwähnt zu werden, welche in selbstloser aufopfernder Arbeit der ärmsten Bevölkerung der Stadt dienen. In Tokio befindet sich auch eine Bibelfrauenschule. Eine Zeitschrift wird (mit Ausnahme eines noch zu erwähnenden Bibelblättchens), meines Wissens, von dieser Mission nicht herausgegeben. Das offizielle Organ der „Kirche Christi in Japan" ist das wöchentlich in Tokio erscheinende Blatt „Fukuin Shimpo" (Auflage ca. 800 Exemplare?). Während in der östlichen Presbyterianermission der Schwerpunkt der Arbeit auf dem Gebiete der Schule liegt, ist in der westlichen Mission die evangelistische Arbeit die bei weitem überwiegende. Das Evangelium wird durch Reisepredigt auch in die Umgebung der Stationen getragen. Ein neues Mittel, die Kunde vom Christentum weiteren Kreisen zu bringen, ist hier von Missionar Fulton in Fukui in Anwendung gebracht worden. Da erfahrungsmäßig viele, besonders auf der Westküste von Hondo, wo der Buddhismus noch eine starke Macht repräsentiert, für das Christentum Interesse hegen, doch die persönliche Berührung mit dem Missionar scheuen, hat er sich in den Lokalblättern erboten, allen etwaigen Interessenten, die es wünschen, kostenfrei nähere Auskunft über das Christentum schriftlich mitzuteilen. Der Erfolg dieser Inserate übertraf alle Erwartungen, und 1903 erhielten bereits 328 Personen durch ein monatlich erscheinendes Blatt regelmäßigen Unterricht im Christentum (Am. Presb. Rep. 1899, 155.

1903, 197). Die Gemeinden auf beiden presbyterianischen Missionsgebieten wurden zu Anfang 1903 auf 36 mit 5825 Kirchengliedern angegeben, ein Zuwachs von 606 Gliedern im Laufe eines Jahres (gegen 308 im Jahre 1900 und 293 in 1901). Am 14. November 1902 starb Missionar D. T. T. Alexander (geb. 1850) nach 25jähriger Wirksamkeit in Japan, ein gründlicher Kenner des Alten Testaments und Vertreter der positiven Theologie, dabei ein bescheidener, selbstloser Mann, allgemein geliebt und geachtet (Assembly Herald 1903, 54 f. Am. Presb. Rep. 1903, 193 f.).

Die Mission der „reformierten Kirche in Amerika" (früher: Dutch Reformed Church), welche sich über die Hauptinsel (Nordjapan-Mission) und über Kiuschiu (Südjapan-Mission) erstreckt, ist, wie bereits erwähnt worden, ganz besonders schwer von Geldnöten betroffen. Das Budget der Mission ist so knapp bemessen, daß nicht nur eine weitere Ausdehnung des Werkes unmöglich scheint, sondern auch die Fortführung der Arbeit im früheren Umfange mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Sowohl auf dem Gebiete des Erziehungswesens, als in der direkten Missionsarbeit macht sich der Geldmangel schmerzlich fühlbar. Für das Jahr 1901 wurde das Budget soweit beschnitten, daß man sich geradezu vor die Notwendigkeit gestellt sah, eine der Lehranstalten der Südjapan-Mission, entweder das Steele College (höhere Knabenschule) oder das Sturges Seminary (höhere Mädchenschule) in Nagasaki zu schließen oder zu verkaufen. Zunächst wurde die drohende Gefahr dadurch hinausgeschoben, daß einige Spezialgaben einliefen und ein auf Urlaub in Amerika weilender Missionar seine Rückkehr nach Japan auf ein Jahr aufschob, um der Missionsleitung die Reisekosten und ein Viertel seines Jahresgehalts zu ersparen. Daß dieser Ausweg bei der ohnehin schon sehr geringen Zahl der Missionare auf dem Arbeitsfelde nicht unbedenklich ist, liegt auf der Hand. Zudem wurde die drohende Gefahr dadurch nur hinausgeschoben und keineswegs aufgehoben (Ref. Ch. Rep. 1901, XIII. 1902, 70. Mission Field XIV, 381). Die Beschneidung der Geldmittel hat auch vielfach eine Beschneidung des Kursus und so eine Verstümmelung der Anstalt zur Folge gehabt. Zwar ist das seit 1897 noch immer andauernde Geschlossensein der theologischen Abteilung des Steele College (Ref. Ch. Rep. 1898, XIII f. 1903, XII) bei der Überfülle von Predigerseminaren in Japan kein Unglück, zumal die einheimischen Theologen der reformierten Mission im Meiji Gakuin eine tüchtige Ausbildung im Geiste ihrer Kirche genießen können. Ungleich schlimmer ist es, daß dem Ferris Seminary der höheren Mädchenschule in Yokohama, nachdem es bereits seine Vorbereitungskurse eingebüßt, 1897 auch die akademischen Kurse genommen worden sind. Dadurch ist nicht nur die Zahl der Schülerinnen gewaltig zurückgegangen, sondern das Ansehen der ganzen Schule hat stark gelitten. Außerdem fehlt es ihr jetzt an geeigneten Lehrerinnen, welche früher aus den akademischen Kursen des Seminars hervorgingen, welche, im Geiste dieser Anstalt erzogen, die Freudigkeit besaßen, ihr später mit ihrer Kraft uneigennützig zu dienen. Nun müssen Lehrkräfte aus anderen Seminaren bezogen werden, und diese sind für ein so geringes Gehalt, wie die reformierte Mission es zu bieten gezwungen ist, schwer zu haben. Bei der wachsenden Nachfrage nach Lehrkräften

in Japan haben sich die Gehaltsansprüche sehr gesteigert. Lehrerinnen, die früher 15—20 Yen monatlich bezogen, beanspruchen jetzt 25—50 Yen. Es liegt die Gefahr nahe, daß die Mission, welche auf billige Lehrkräfte angewiesen ist, nun mit minderwertigen Kräften vorlieb nehmen muß; mindestens ist ein häufiger Wechsel des Lehrpersonals eine unvermeidliche Folge solcher Sparsamkeit. Auch das Steele College stimmt in dieselben Klagen ein (Ref. Ch. Rep. 1898, XIII. 60 f. 1899, XIII. 53. 1900, 60. 1902, 68. 1903, 48. 65). Noch verhängnisvoller beinahe ist die Wirkung des herrschenden Geldmangels auf die direkte Missionsarbeit. Die wenigen Stationen sind meist nur mit einem einzelnen ordinierten Missionar besetzt, sodaß die Beurlaubung oder Versetzung eines einzigen Missionars oft einen ganzen weiten Distrikt auf längere Zeit der missionarischen Aufsicht und Leitung beraubt, wohl gar die gänzliche Aufgabe eines Arbeitsfeldes zur Folge haben kann. In der Nordjapan-Mission ist z. B. 1898 eine neue Station Ichinoseki gegründet worden; seitdem aber Missionar Harris die ältere Station Aomori übernehmen mußte, deren bisherige Verwalterin, Fräulein Winn, nach Amerika gereist war, ist die vielversprechende Station nicht wieder besetzt worden (Ref. Ch. Rep. 1899, 62. 1900, 64). Seitdem Missionar Scudder-Nagano im Oktober 1902 aus Gesundheitsrücksichten nach Amerika reisen mußte, bleibt eine ganze große Provinz ohne ständigen Missionar (ibid. 1903, 41). In der Südjapan-Mission hat die Berufung des Missionars Oltmans-Saga zum Professor an die theologische Fakultät des Meiji Gakuin die Aufgabe von Kumamoto zur Folge gehabt, da der dortige Missionar nach Saga versetzt werden mußte. Abgesehen davon braucht Saga dringend noch einen zweiten Missionar (Mission Field XV, 428 f. Ref. Ch. Rep. 1903, 58). — Der greise Missionar Ballagh in Yokohama feierte 1901 sein 40 jähriges Amtsjubiläum, und ein Jahr später beging die von ihm gegründete Kaigan-Gemeinde in Yokohama, die älteste und größte protestantische Gemeinde in Japan, ihr 30. Jahresfest. Am 10. März 1872 war es, daß neun von Ballagh getaufte junge Leute sich zusammentaten und die erste evangelische Gemeinde in Japan bildeten. Im Laufe dieser 30 Jahre war sie auf 655 Glieder angewachsen (Ref. Ch. Rep. 1902, 37. Mission Field XV, 248 ff.). Es wäre sehr zu bedauern, wenn diese um die Christianisierung Japans so hochverdiente altehrwürdige Mission auf den Aussterbeetat gesetzt sein sollte, wie es jetzt beinahe den Anschein hat.

Auf die übrigen Missionen dieser Gruppe brauchen wir nicht so ausführlich einzugehen. Die (deutsche) „reformierte Kirche in den Vereinigten Staaten", welche im Juni dieses Jahres das 25 jährige Jubiläum ihrer Japan-Mission feiern konnte, hat ihre Hauptstation in Sendai, wo sich eine höhere Knaben-Lehranstalt (Tohoku Gakuin) befindet, ein College mit siebenjährigem Kursus und ein Predigerseminar umfassend, — ein wichtiger Mittelpunkt christlichen Einflusses im Norden von Hondo, dem sogenannten Tohoku —, sowie eine Industrieschule und eine Mädchenschule (Miyagi Jo Gakko). Je ein Missionar ist in Tokio und in Yamagata stationiert. Eine Übersicht über das Arbeitsfeld nebst Kartenskizze bieten Miss. Gleanings 1901, Nr. 8. Das Gebäude des Miyagi Jo Gakko ist am 8. März 1902 durch eine

Feuersbrunst zerstört worden (Ref. Ch. in the U. S., Rep. 1899—1902, 9 ff). — Die Cumberland-Presbyterianer haben ihre wichtigsten Stationen in Osaka und Wakayama und legen ebenso, wie die südlichen Presbyterianer (auf West-Hondo und Schikoku) das Hauptgewicht auf die evangelistische Tätigkeit, während die Frauenunion-M. G. der japanischen Frauenwelt das Evangelium durch ihre Kostschule in Yokohama und die evangelistische Arbeit ihrer Missionarinnen und einheimischen Bibelfrauen nahe zu bringen sucht. Eine der Begründerinnen dieser letzten Mission, Fräulein Crosby, welche 1870 in Japan gelandet ist, steht noch immer auf ihrem Posten. Die von ihr geleitete erwähnte Schule (Kyoritsu Jo Gakko) ist die älteste Mädchenschule in Japan (interessante Schilderung in The Missionary Link 1904, Nr. 2, pag. 4 f.).

Wir kommen nun zur methodistischen Gruppe, welche durch folgende Missionen vertreten ist: 1) Nördl. bischöfl. Methodisten, seit 1873; 2) Kanadische Methodisten, seit 1873; 3) Evangelische Gemeinschaft (Evangelical Association), seit 1876; 4) Methodistisch-protestantische Kirche, seit 1880; 5) Südl. bischöfl. Methodisten, seit 1886; 6) die Vereinigten Brüder in Christo, seit 1896; endlich 7) die freien Methodisten.

Die Mission der nördl. bischöfl. Methodisten in Japan bildet zwei Konferenzen, von denen die nördliche einen großen Teil von Ost-Hondo, von Nagoya bis Aomori, sowie ganz Hokkaido umfaßt, während die südliche, erst 1898 abgeteilte Konferenz sich über Kiuschiu erstreckt. Die Organisation der Arbeit ist eine vortreffliche. Jede der Konferenzen ist, der heimatlichen Kirche entsprechend, in Distrikte eingeteilt, diese wiederum in circuits. 1903 hatte die Nordjapan-Konferenz 7 Distrikte mit 57 circuits, 3460 vollen und 1700 Probegliedern, die Südjapan-Konferenz 4 Distrikte mit 14 circuits, 922 vollen und 466 Probegliedern. Die größten Gemeinden der nördlichen Konferenz sind die Zentral- und die Kudan-Gemeinde in Tokio (300 bezw. 234 volle Mitglieder; in ganz Tokio in 7 Gemeinden 1030 Mitglieder), ferner Yokohama (190 Kgl.), Hakodate (150 Kgl.). In der südlichen Konferenz (gute Übersicht in Gospel in All Lands 1900, 145 ff.) hat der westliche Distrikt (Nagasaki, Fukuoka, Kurume) die stärksten Gemeinden (Deschima-Gemeinde in Nagasaki: 232 Kgl.). Erwähnenswert ist die Arbeit des eingeborenen Pastors Nagano (seit 1892) auf den Lu-tschu-Inseln, welche in mancher Beziehung ein harter Boden sind. Wenn im Meth. Ep. Rep. 1900, 258 der größere numerische Erfolg der methodistischen Missionen in Japan im Vergleich zu denen der anderen Denominationen als eine Frucht ihrer „revival methods" hingestellt wird, so wird man jedenfalls soviel zugeben müssen, daß die Methodisten einen sehr anerkennenswerten Eifer in der evangelistischen Tätigkeit zeigen, wovon die sichtbaren Resultate nicht ausbleiben. Die von verschiedenen Orten berichteten revivals mögen aber allerdings, näher besehen und nüchtern geprüft, oft genug mit ungesunder Gefühlserregung zusammenhängen und bisweilen Strohfeuern gleichen. Bei einem so leicht erregbaren Volk, wie die Japaner, ist von gefühlsmäßigen revivals nicht allzuviel bleibende Frucht zu erwarten. Daß gelegentlich sogar sechsjährige Knaben in Versammlungen öffentlich betend auftreten (Meth. Ep. Rep.

1899, 203), ist vom Standpunkt der evangelischen Nüchternheit entschieden zu beanstanden. In der Erziehungsarbeit wird auch von den nördl. Methodisten Bedeutendes geleistet. An höheren männlichen Lehranstalten besitzen sie das Aoyama Gakuin in Tokio mit Kolleg- und Akademie-Kursus, sowie das Chinsei Gakkwan (ein Seminar) in Nagasaki. Als Predigerseminar dient das Philander Smith Biblical Institute in Tokio, und es besteht die Absicht, eine Vereinigung sämtlicher methodistischer Missionen zwecks gemeinsamer Ausbildung ihrer Theologen in einer Union Methodist Theological School herbeizuführen. Die protestantischen Methodisten und die „Vereinigten Brüder in Christo" haben bereits einen guten Anfang gemacht, indem sie ihre Theologen dem Philander Smith Institute zugewiesen haben (Meth. Ep. Rep. 1899, 210. 1902, 301. 1903, 338). Solch eine Vereinigung wäre mit Freuden zu begrüßen, denn das Vorhandensein so vieler kleiner und kleinster Predigerseminare in Japan bedeutet geradezu eine nutzlose Verschwendung von Kräften und Geldmitteln, welche anderswo viel nötiger sind. Mehrere Mädchenschulen werden von der Frauenmissionsgesellschaft der bischöfl. Methodisten unterhalten. Als die höchsten sind zu nennen: Das Kwassui Jo Gakko (weibliches College) in Nagasaki und das Aoyama Jo Gakuin in Tokio. In Yokohama besteht ein Seminar für Bibelfrauen. Hervorragend ist endlich die literarische Tätigkeit der Methodisten, welche von ihrem großen Verlagshause in Tokio ausgeht. — Die letzten Jahre haben der methodistischen Mission auch mehrere Heimsuchungen gebracht: Die Zerstörung der Kirche zu Kagoschima durch einen Typhon (Meth. Ep. Rep. 1900, 273), den Brand des Hauses der Gospel Society in Yokohama (ibid. 264), vor allem aber die traurige Katastrophe in Hirosaki, wo in der Nacht vom 18./19. Januar 1899 das Missionshaus niedergebrannt ist, wobei die Frau des Missionars Alexander ihren Tod in den Flammen gefunden hat (Gospel in All Lands 1899, 136. Woman's Missionary Friend 1898—99, 319).

Literatur-Bericht.

3. **Simon: „Tole. Vorwärts."** Mit 21 Bildern und 1 Karte der Ostküste von Sumatra mit den Timorlanden. Gütersloh 1904. 132 S. Geb. 1 Mk. Es ist dies das erste Bändchen einer Serie von Broschüren, welche die Rheinische M. G. unter dem Gesamttitel: „Auf Missionspfaden; Schilderungen aus der Arbeit der Rh. M." in zwangloser Folge herauszugeben beabsichtigt. Der Titel dieses ersten, schön ausgestatteten Bändchens orientiert den mit der Geschichte der Rh. M. Bekannten sofort über seinen Inhalt. Kurz vor seinem Tode telegraphierte der Inspektor Schreiber dieses zur Losung für die gesegnete Batakſche Mission gewordene „Tole" (Vorwärts) nach Sumatra und sofort begann der Eroberungszug in das bisher noch unerschlossene heidnische Gebiet am Ostufer des Tobasees, um es dem von der

Ostküste aus vordringenden Mohammedanismus bei Zeiten zu entreißen. In diesem Zuge fiel vornehmlich dem Missionar Simon die Führung zu und seine mit verschiedenen Stationsanlagen endenden Rekognoszierungsreisen sind es, die er in dem vorliegenden Bändchen mit großer Frische und Anschaulichkeit (nach einer vorhergegangenen orientierenden Vorgeschichte) erzählt.

2. **Pieper**: „Unkraut, Knospen und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte." Steyl. 1900. Geb. 10 Mk. Quart. S. 729 mit vielen fast unterschiedslos guten Illustrationen, unter denen die bunten nach chinesischem Vorbilde eine besondere Zierde des Buches bilden. Der Verfasser ist Missionar der Missions-Gesellschaft des göttlichen Wortes (Steyler Mission) und hat 12 Jahre in Süd-Schantung gearbeitet; auf dieses sein Arbeitsgebiet sind auch wesentlich die Schilderungen beschränkt, die er gibt. Der Titel ist sehr gesucht. Unter „Unkraut" soll das heidnische, unter „Knospen" das christliche China und unter „Blüten" der Missionar in China geschildert werden! Die zahlreichen Unterabteilungen jeder dieser drei Abschnitte entsprechen auch nicht durchgehends der Hauptüberschrift. Sonst ist das Buch sehr geschickt geschrieben; der Verfasser hat entschiedene Begabung zur volkstümlichen Schriftstellerei, nur grenzt die Volkstümlichkeit manchmal stark ans Burleske und derb Drastische; die eingestreuten zahlreichen Geschichten dienen sehr zur Veranschaulichung, es sind aber auch manche darunter, die trivial oder wenig wahrscheinlich sind. So hätte er z. B. die „merkwürdige, aber wahre Geschichte", die mit den Worten eingeleitet wird: „Maria, Hilfe der Christen, ist zweifellos auch Hilfe der Heiden, die guten Willens sind und sie mit Vertrauen anrufen, als Beweis dafür diene folgende Begebenheit" — lieber weglassen sollen. Aber sie ist charakteristisch für den katholischen Geschichtenschreiber. Es wird nämlich umständlich erzählt, wie ein Neuchrist seine an einen Stockheiden verheiratete, an „Mundkrampf" leidende Tochter statt mit Wasser mit chinesischem Branntwein tauft. „Wenige Minuten nachher gibt die Kranke scheinbar den Geist auf." Nach 5—6 Stunden erwacht die vermeintlich Tote, berichtet eine wunderbare Marienerscheinung und predigt den Heiden, sie ermahnend, Christen zu werden. Bald darauf stirbt die Wiedererwachte wirklich und „manche Heiden gingen in sich." „Merkwürdig ist jedenfalls", schließt der Erzähler, „daß die Kranke plötzlich wieder sprechen konnte, da ihr dieses seit 5—6 Tagen vollständig unmöglich gewesen war; merkwürdig auch, daß sie von der ungiltigen Taufformel und Materie wußte, da sie doch so gut wie nichts von den katholischen Sitten und Gebräuchen kannte." Ja, allerdings — merkwürdig! Sonst kann man viel aus dem Buche lernen, nicht bloß über den katholischen Missionsbetrieb und aus der katholischen Missionsgeschichte, sondern auch über die Chinesen, obgleich hier manche sehr anfechtbare Behauptungen unterlaufen, z. B. daß die chinesische Sprache 100000 Schriftzeichen haben soll (S. 552).

3. „Christlicher Volkskalender 1905." Herausgegeben von der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. 40 Pfg. Wir empfehlen den 64ten Jahrgang dieses trefflichen Kalenders an dieser Stelle darum, weil er eine anmutige Biographie Dr. Aug. Schreibers, des gesegneten Inspektors der Rheinischen Missions-Gesellschaft bringt, die zugleich ein bedeutungsvolles Stück der Geschichte dieser Gesellschaft zur Darstellung enthält.

4. Von den wertvollen „Basler Missionsstudien“ sind wieder drei (22—24) lehrreiche Hefte erschienen:

a) **Wurm**: „Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. 50 Pfg.

b) **Haller**: „Die Vorbildung unserer Missonare.“ 50 Pfg.

c) **Steiner**: „Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika.“ 40 Pfg. Dieses Heft sollte besonders unter den Kolonialpolitikern verbreitet werden.

5. **Meinhof**: „Fünfundsiebzig Jahre Hallescher Missionsarbeit.“ 75 Pfg. Für Mitglieder der Missionskonferenzen bei direktem Bezuge 60 Pfg. Berlin. Missionsbuchhandlung 1904. Eine von dem Pastor der Halleschen Neumarktsgemeinde, dem Nachfolger D. Hoffmanns, verfaßte schön illustrierte und fesselnd geschriebene Festschrift zur Feier des 75jährigen Jubiläums des Halleschen Missionsvereins, eines der ältesten und bedeutendsten der Berliner Missions-Gesellschaft I., die mehr als lokalen Wert hat. Als ein Stück Hallescher Kirchen- und Missionsgeschichte hat sie allerdings für die Hallenser spezielles Interesse, aber viele ihrer Züge sind nicht nur typisch für das heimatliche Missionsleben überhaupt, sondern von den Trägern dieses Missionslebens haben auch Männer wie Ludwig von Gerlach, Aug. Tholuck, Friedrich Ahlfeld und Heinrich Hoffmann eine weit über Halle hinausreichende Bedeutung. Ich empfehle aber das 48 Seiten starke, elegant ausgestattete Schriftchen besonders darum der allgemeinen Beachtung, weil es als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Missionslebens in Deutschland Anregung zur Verabfassung ähnlicher Missionsvereins-Monographien geben möchte, an denen es noch sehr fehlt und die für eine Gesamtgeschichte der heimatlichen Entwicklung der deutschen Mission doch unentbehrliches Quellenmaterial sind. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Der Einfluß des südafrikanischen Krieges
auf den äußern und innern Zustand der Berliner Mission in Südafrika.

Von Miss.-Insp. Sauberzweig Schmidt.

I.

Das südafrikanische ist das älteste und größte der fünf Missionsgebiete der Berliner Missionsgesellschaft. Dort arbeiten ihre Sendboten seit dem Jahre 1834, also genau seit siebzig Jahren. Das Gebiet reicht vom Kap der guten Hoffnung bis an die Grenze von Zentralafrika, ist ungefähr 225 geographische Meilen lang und sechzig Meilen breit, so groß wie Deutschland und Italien zusammengenommen. Es umfaßt die Staaten der Kap-, Oranjefluß- und Natalkolonie, von Transvaal und Maschonaland. Über diese große Fläche liegen unsere Stationen, wie die Sterne über den Himmel hin zerstreut und zwar 57 Hauptstationen, 179 Außenstationen und 264 Predigtplätze. Auf ihnen stehen 75 weiße Missionare, 23 europäische Hilfskräfte und 807 eingeborene Helfer, von denen 186 besoldet und neun ordiniert sind. Sie predigen das Evangelium vom Reich Gottes unter den Völkerschaften der Hottentotten, Xosa, Zulu, Betschuanen, Koranna, Bassutho, Matabelen, Bawenda, Bakaranga in etwa zehn verschiedenen Mundarten. Diese Zahlen zeigen, daß es sich um eine große Missionsarbeit handelt.

Schon im Beginn des Krieges wurden die verschiedensten Meinungen über den Einfluß, den er auf Südafrika ausüben würde, laut. Nun er beendet ist, ist man nicht mehr auf Vermutungen angewiesen, denn seine Folgen liegen großenteils klar zu Tage. Und diese Folgen sind ein verwüstetes Land und ein innerlich zerrissenes Volk. Der alte Gegensatz zwischen englisch und afrikanisch ist durch den langen und erbitterten Kampf verschärft, und das frühere einträchtige Beieinanderwohnen ist bis auf den Grund erschüttert worden. Und nicht nur dies: auch das Volk der Buren ist in zwei Lager gespalten. Den Ruhm bewundernswerter Tapfer-

keit verdient in Wirklichkeit nur ein Bruchteil von ihnen, nämlich diejenigen, welche bis zum Ende des Krieges standgehalten haben; diejenigen aber, welche zu den Feinden übergelaufen sind und gegen die eignen Brüder gefochten haben, werden jetzt von den Tapfern und Getreuen verachtet, verstoßen und von der Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossen und sind daher im Begriff, eine selbständige Kirchengemeinschaft zu bilden, wie es scheint unter Mithilfe der Regierung.

Vor dem Kriege bestand der Begriff Ausländer nur für Transvaal, jetzt gilt er für ganz Südafrika. Namentlich haben die Deutschen unter ihrem Ausländertum zu leiden. Sie haben durch die ausgesprochene Parteinahme des deutschen Volkes für die Buren den Haß der Briten stärker auf sich gezogen als selbst die Buren. Das macht die Stellung unserer deutschen Missionare in Südafrika unter der britischen Regierung schwieriger als sie ehedem unter der Burenregierung war. Es wird geraume Zeit und taktvolles Verhalten erfordern, bis dieser Schade ausgeglichen ist. Das also sind die Folgen des Krieges: ein verwüstetes Land, ein innerlich zerrissenes Volk und eine bemißtraute Mission.

Es fehlte im Beginn des Krieges nicht an Stimmen, welche behaupteten, er werde einen gewaltigen Umschwung und Aufschwung bringen in jeder Hinsicht, auch für die Mission. Letzteres konnten nur Missionsunkundige meinen, denn nirgends in Südafrika waren die Missionserfolge größer als in den ehemaligen Burenstaaten; sie waren weit größer als in den alten englischen Kolonien. Aber auch der in anderer Hinsicht erwartete Fortschritt ist bisher nicht eingetreten. Es ist freilich anzunehmen, daß die nächsten fünf Jahre, welche für die Entwicklung Südafrikas viel Interessantes zeitigen werden, einen Aufschwung im Handel und Wandel und namentlich in der Mineninduſtrie bringen werden. Aber zur Zeit läßt der erwartete Aufschwung, auch in der Mineninduſtrie, die vor dem Kriege im Flor stand, noch auf sich warten. In einem Teile der Goldminen ruht der Betrieb ganz, in einem anderen zum Teil, weil die Arbeitskräfte fehlen, und diese fehlen, weil die Löhne nach dem Kriege herabgesetzt sind. Während, wie mir der Manager der Robinson-Mine, die ich besuchte, mitteilte, vor dem Kriege 180000 Kaffern in den Johannesburger Minen beschäftigt waren, standen im Jahre 1903 nur 80000 in der Arbeit. Europäische Arbeiter, deren jetzt in Johannesburg

etwa 5000 unbeschäftigt sind, will man nicht haben, weil man fürchtet, sie könnten Wahlrecht beanspruchen und so den Goldkönigen gefährlich werden. Daher hat man gegen den Widerspruch eines großen Teils der weißen Bevölkerung Chinesen ins Land gebracht. Infolge des Niedergangs der Minenindustrie herrscht aber eine starke Depression in der gesamten Geschäftswelt. Die Unzufriedenheit ist eine große, und sie ist am lautesten unter den englischen Afrikanern.

Wie die Industrie so liegt auch die Landwirtschaft darnieder. Nur wenige von den zerstörten Farmen sind bisher wieder aufgebaut. Ein großer Teil Menschen wohnt in Zelten, die zahlreich im Lande zu sehen sind. Es fehlt an Baumaterial und an Handwerkszeug. Die einst so mächtigen Rinder- und Schafherden, der frühere Reichtum Südafrikas, sind verschwunden. Es fehlt an Ackergeräten, Wagen, Zugtieren. Vor allem fehlt es den Besitzern an Geld zur Anschaffung der zu einem landwirtschaftlichen Betriebe nötigen Dinge, zumal viel Geld nötig ist, da die Preise sehr hoch und die Entschädigungen entweder gar nicht oder in unzureichendem Maße gezahlt sind. Manchen Farmern wurden z. B. als Entschädigung für ein Schaf 75 Pfennige gezahlt, während es 25—30 Mark kostet. Die Hälfte der Entschädigungsgelder soll in die Taschen der Entschädigungskommissionen gewandert sein, was viele Prozesse hervorgerufen hat. Erschwert wird die Wiederinstandsetzung der Farmen auch durch die erhöhten Frachtsätze des Eisenbahntarifs.

Die Mission, welche auf manchen Stationen zu deren Erhaltung auch Landwirtschaft in größerem oder geringerem Maßstabe treibt, wird davon mitbetroffen. Zum Beispiel ist der ziemlich erhebliche Viehbestand von Bethanien und Springfontein von den britischen Truppen genommen und bisher trotz einer Vereinbarung mit Lord Kitchener nicht zurückerstattet worden. Eine ganze Reihe unserer Missionare hat weder Schaf noch Rind noch Pferd. Ohne Pferd aber ist der Missionar nicht imstande, seine oft Tagereisen weit entfernten Außenstationen und Predigtplätze zu besuchen. Die Gesellschaft wird daher Ochsen und Pferde wieder kaufen müssen, und diese sind jetzt sehr teuer. Kostete vor dem Kriege ein Ochse 100 Mark, so ist er jetzt für 300 Mark kaum zu haben. Ein gesalzenes Pferd, d. h. ein solches, das die afrikanische Pferdekrankheit überstanden hat, ist unter 1000 Mark nicht käuflich.

Aber das ist nicht der einzige Schade: Zwei unserer Haupt-

stationen, Woyentin und Ermelo, und mehrere Außenstationen sind vollständig niedergebrannt, in Woyentin außerdem 110 schöne viereckige Häuser der farbigen Gemeindeglieder. Das Herz blutete mir, als die verarmte Gemeinde noch obdachlos und noch hirtenlos vor mir stand und ich ihr keinen andern Trost geben konnte als den, daß dieser Zeit Leiden nicht wert seien der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Die Stationen müssen wieder aufgebaut werden, und Bauten sind in Südafrika jetzt entsetzlich teuer.

Zudem haben sich die Lebensmittel dermaßen verteuert, daß es unseren bescheidenen Missionaren schlechterdings nicht möglich ist, mit ihren früheren Gehältern länger zu bestehen. Daher sind die Gehälter nach dem Kriege erhöht worden. Das ist eine starke laufende Mehrbelastung unseres Etats.

Weiter aber: Die Verwaltung von Transvaal kostet jetzt vier- bis fünfmal so viel als in der Burenzeit; die Unterhaltung der Polizei allein kostet 25 Millionen Mark. Zur Deckung der Ausgaben wird darum all und jeder herangezogen, auch die Missionen. In der Burenzeit genossen sie Steuerfreiheit; jetzt aber werden wir von den Munizipalitäten besteuert, und zwar in Johannesburg für das Baugrundstück, auf dem die Station steht, mit jährlich 5200 Mark, in Pretoria für ein größeres Grundstück in der Stadt mit jährlich 5467 Mark.

So ist unsere ganze Missionsarbeit in Südafrika durch den Krieg erheblich und für alle Zukunft verteuert. Zu der laufenden Verteuerung kommen noch die einmaligen Kosten zur Begleichung der Kriegsschäden. Im Verhältnis zu ihrer Größe sind bisher nur verschwindend geringe Beträge als Ersatz gezahlt worden.

Der Personalbestand unserer Mission ist durch den Krieg nicht erheblich geschwächt worden. Ein Missionar, der eifrige Daniel Heese jun. in Makapaansport, ist von einem australischen Offizier ermordet und beraubt worden. Es gereicht dem Lord Kitchener zur Ehre, daß er das Gnadengesuch des Kriegsgerichts mit sofortiger Erschießung des Mörders und die Eingabe des Berliner Komitees um Zahlung von Schadenersatz mit Gewährung von 50000 Mark, durch deren Zinsen der Unterhalt der verwaisten Missionarsfamilie zeitlebens sicher gestellt ist, beantwortet hat. Zehn Missionare haben in Kriegsgefangenschaft gesessen, manche sehr lange, und nicht nur sie, sondern *auch die andern* Missionare, namentlich die in den Burenstaaten, haben

im Kriege samt ihren Familien entsetzlich schwer zu leiden gehabt. Einige von den Gemeinden sind vollständig versprengt, andere in die Konzentrationslager gebracht worden. Über eine Gemeinde, die von Malokong in Nordtransvaal, ist sogar seitens eines grausamen heidnischen Häuptlings eine Christenverfolgung ergangen, und fünf Christen haben in ihr den Märtyrertod erlitten. Etwa 300 Außenplätze konnten zwei Jahre hindurch von den Missionaren nicht besucht werden, da das Verlassen ihrer Stationen ihnen streng untersagt war. Die Bewohner dieser Außenplätze sind zum großen Teil auch zerstreut worden. Aber die Versprengten haben sich doch nach Friedensschluß meist wieder gesammelt und sind auf ihre Stationen zurückgekehrt.

An Verleitung zum Abfall hat es nicht gefehlt. Sie ging hauptsächlich von den Mitgliedern der englischen Missionen aus, die unsere Gemeinden zu sich herüberzuziehen suchten. „Die deutschen Missionare“, so hieß es, werden samt den Buren zum Lande hinausgejagt; nur britische und farbige Geistliche werden in Zukunft geduldet werden.“ Dergleichen und manches andere wurde unsern Christen vorgespiegelt, um Mißtrauen gegen ihre Missionare zu erwecken. Und die Versuchung wog für sie um so schwerer, als auch sie die Briten mit Freuden als Befreier begrüßten. Dennoch sind sie treu geblieben und haben die Hoffnung, daß ihre Missionare ihnen würden wiedergegeben werden, nicht sinken lassen. Sie galten ihnen als international, als die Gottesmänner, die über den Parteien stehen und keinen andern Beruf haben als den, das Reich Gottes zu bauen.

Der deutsche Missionar steht ja zu seiner Gemeinde ganz anders als durchschnittlich der englische. Viele englische Missionare treiben selbst wenig Mission, sondern überlassen dies ihren Nationalhelfern, kommen daher auch nicht in enge Fühlung mit ihren Gemeindegliedern. Der deutsche Missionar dagegen kennt jedes einzelne Schäflein seiner Herde; er ist wirklich ihr Hirte. Seine Gemeindeglieder nennen ihn „Vater“, und das ist er auch. Und von einem Vater läßt man so leicht nicht. Mit Jubel haben die Gemeinden nach dem Friedensschluß ihre aus der Gefangenschaft entlassenen Missionare wiedergeholt, sind ihnen stundenweit entgegengegangen und haben sie singend nach ihren Stationen zurückgeleitet. Missionar Brune in Kimberley schreibt: „Nach der Seite hin hat unsere Missionsarbeit eine Feuerprobe bestanden, wie sie kaum schärfer gedacht werden kann.“

Damit kommen wir auf den Einfluß des Krieges auf den

inneren Zustand unserer Gemeinden. In dem Jahre 1899, in welchem der Krieg ausbrach, stand unsere Mission in den Burenstaaten in ihrer höchsten Blüte. In diesem Jahre wurden auf der Station Mphome in Nordtransvaal 388 Farbige, und auf Medingen, gleichfalls in Nordtransvaal 229, also auf zwei Stationen in einem Jahre über 600 Farbige getauft, und groß waren die Erfolge auch auf andern Stationen. Da legte sich der Krieg wie ein kalter Nachtfrost auf das blühende Erntefeld.

Bur und Kaffer sind von altersher Feinde. Kein Wunder; denn die Buren nahmen den Kaffern ihr Land und ihre Freiheit und bedrückten sie vielfach. Darum sehnten sich die Kaffern nach einer Veränderung der Zustände. Sie hofften, die Briten würden ihnen ihre unbeschränkte Freiheit wiedergeben, die Buren würden verjagt und die Farmen unter die Eingeborenen verteilt werden. Das versprach man ihnen auch. Das glaubten sie, Heiden wie Christen. Was man wünscht, das glaubt man. So lag in der Botschaft: „Die Briten machen Krieg mit den Buren!“ für die Farbigen eine Fülle von Glück, und mit Wonne wurde am Herdfeuer von Heiden und Christen schon im voraus von der herrlichen Zeit gefabelt, deren Morgenrot an ihrem Horizonte bereits dämmerte. Aber unter den Christen gab es auch nüchterne, welche sagten: „Wir bleiben immer Knechte und müssen dem dienen, der über uns herrscht.“ Und nun kamen die Briten wirklich mit ihren vielverheißenden Grundsätzen: „Freedom, equal rights and justice to all, Freiheit, gleiche Rechte und Gerechtigkeit für alle!“

II.

Unsere Stationen wurden zum Kriegsschauplatz. Der Missionar durfte nicht über die Grenzen seines Gehöfts hinausgehen, er hatte nichts, der Unteroffizier alles zu sagen. Die Gemeinden waren ganz der Willkür der britischen Truppen preisgegeben und zwar nicht nur die 14 Gemeinden, die überhaupt keinen Missionar unter sich hatten, sondern auch diejenigen, in deren Mitte der Missionar weilte. Die Zuchtlosigkeit und Sittenlosigkeit der Soldateska war groß, und der Missionar war gegen sie völlig ohnmächtig. Was sollte aus den Christengemeinden werden? Sollte wirklich der Ertrag einer siebzigjährigen sauren Arbeit mit einem Schlage vernichtet werden? Würden die Gemeinden und namentlich die Jugend in ihnen der Verführung *und dem Verderben* anheimfallen? Das war die bange Frage. Nun,

ich kann heute diese Frage beantworten, nachdem ich 46 unserer Hauptstationen in Südafrika besucht habe, und ich sage: die Christengemeinden sind nicht nur äußerlich wieder fast vollzählig vorhanden, sondern sie haben auch innerlich verschwindend wenig Schaden gelitten. Sie haben die drei Kriegsjahre hindurch tapfer standgehalten. Sie sind mit vereinzelten Ausnahmen der Versuchung nicht erlegen, sondern haben Glauben gehalten. Sie haben bewiesen, daß ihr Christentum nicht äußerliche Tünche, sondern Wahrheit ist, daß sie nicht bloß Christen heißen, sondern Christen sind. Ich gebe hiermit kein Urteil ab, sondern berichte eine Tatsache. Und eben diese Tatsache ist ein unwiderleglicher Beweis für die Solidität unserer Christengemeinden und ein Beweis für die Solidität der Arbeit unserer Missionare. So stehn also die Gemeinden heute da als ein Lobebrief ihrer Missionare. Sind die Befürchtungen hinsichtlich des äußern Schadens durch die Ereignisse weit überboten worden, so sind auch die Erwartungen bezüglich der Treue und Standhaftigkeit unserer Gemeinden weit übertroffen worden. Aller äußere Schade ist nichts gegenüber dieser großen Erfahrung, die uns Gottes Gnade an unseren Christengemeinden hat erleben lassen.

Doch seien auch Zeugnisse von Missionaren selbst angeführt. Einer schreibt: „Das kirchliche Leben der Gemeinde hat durch den Krieg keine Einbuße erlitten“, ein anderer: „Wir müssen Gott danken; denn wenn man ermißt, wie laut der Schlachtruf durch das Land ging, wie wild die Zeit gewesen und wie groß die Versuchungen aller Art, wenn man das alles mit eignen Augen angesehen und mit eignen Ohren gehört hat, dann wundert man sich, daß sich die Gemeinden so gut gehalten haben.“ Ja, unsere Gemeinden sind durch die harten Prüfungen innerlich erstarkt und gestählt. Wie die Eiche im Sturm ihre Wurzeln nur um so tiefer schlägt, so ist ihr Glaube und ihre Treue nur um so fester gewurzelt.

Aber es würde eine Versäumnis sein, wenn von dem Einfluß, welchen der Krieg auf die heidnischen Farbigen gehabt hat, geschwiegen würde. Die Mission hat es ja nicht nur mit Christengemeinden zu tun, sondern die Heiden sind ihr Objekt, und welcher Art dies Objekt ist, ist für sie von Wichtigkeit. Der Heide ist einsichtsloser als der Christ; das ist von vornherein einleuchtend. Die Christen dachten nicht ganz so optimistisch über die Folgen des Krieges wie die Heiden und blieben im ganzen und großen neutral. Sie

reichten sowohl dem verhaßten Bur als dem willkommenen Briten, der sie darum anging, Lebensmittel, wenn sie etwas hatten. Ja, es hat sogar an Beispielen besonderer Feindesliebe bei ihnen nicht gefehlt. Nicht so die Heiden. „Nun sind wir die Herren", hieß es bei ihnen, „nun wird das Land unter uns geteilt, Soldaten werden unsere Töchter heiraten, und wir werden die weißen Frauen heiraten, und die Weißen werden uns dienen müssen. Die Heiden wurden auch besonders gehätschelt. Ein himmelschreiendes Unrecht war es, daß sie bewaffnet wurden. Das war selbst die Ansicht von Engländern. Die ganze Wildheit und Grausamkeit, welche durch die lange Friedensarbeit der Missionare schon stark herabgemindert war, wurde in den Schwarzen wieder entfacht. Ihre Frechheit kannte keine Grenzen. Das war ein Leben, mit dem Gewehr im Arm und dem Patronengurt um die Schulter auszuziehn, die Bauernplätze zu plündern, das Vieh zu rauben, die Bauern einzufangen und in das englische Lager abzuführen. Aber schon während des Krieges erhielt der Freiheitstaumel der Heiden einen Dämpfer. Die britischen Söldner hatten eine eigentümliche Art von den Farbigen etwas zu kaufen. Sie kauften nämlich Eier, Hühner, Mais und andere Dinge ohne Geld. „For saving your country, für Rettung eures Vaterlandes", so lautete die Bezahlung. Aber von dieser Bezahlung ihrer Retter hatten die Farbigen nichts. Als dann ihrer viele ebenso wie die Buren in die Konzentrationslager abgeführt wurden, ohne dort Zelt, Arzt oder sonst etwas zu erhalten, und ihrer viele starben, da wurden sie nachdenklich; aber sie trösteten sich: Es ist Krieg, wenn erst der Friede geschlossen sein würde, dann würde das goldne Zeitalter anbrechen. Und der Friede kam; aber siehe, da kam auch der Baas Frederik wieder auf seine Farm und dort der Baas Hendrik und hier der Baas Jan und dort der Baas Piet, und sie, die Schwarzen, erhielten keine Farmen. Ja noch mehr, der zurückgekehrte Bur erschien auf den Kafferkraalen und erkannte diesen Ochsen und jene Kuh als sein Eigentum, und das Erstaunen der Farbigen war groß, als der englische Kommissar für die Buren Partei ergriff und die Kaffern zur Herausgabe des Viehes zwang. Auch die Soldaten heirateten nicht die Kafferntöchter, und die Kaffern bekamen keine weißen Frauen. Die Gewehre mußten sie wieder herausgeben, und nicht einmal ihre Landeswaffe, den Speer, durften sie mehr besitzen. Das war eine bittere Enttäuschung nach so hochgespannten Hoffnungen.

Aber die Schwarzen sind sich durch ihre Bewaffnung ihrer Kraft gegenüber dem weißen Manne bewußt geworden. Sie haben gesehen, daß sie ein Faktor sind, mit dem man rechnen muß. Das werden sie nicht vergessen, und wer weiß, ob man nicht noch einmal die Saat wird ernten müssen, die man gesäet hat. Das Ansehen des weißen Mannes unter den Farbigen hat durch den Krieg erheblich gelitten. Das fällt auch auf den Missionar zurück, denn er ist auch ein Weißer.

Und noch mehr. Die Farbigen haben mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß die alten Burengesetze aufgehoben werden würden. Sie sind jedoch bestehen geblieben, nur mit dem Unterschied, daß sie in der Burenzeit gemütlich gehandhabt wurden, jetzt aber streng durchgeführt werden. So müssen nach wie vor die Schwarzen in Transvaal für jede Trauung eine Gebühr von 60 Mark zahlen. Andere Abgaben sind sogar erhöht worden. Im Freistaat zahlte früher der Farbige 10 Mark Steuer jährlich, jetzt muß er 20 zahlen. In Transvaal zahlten früher die erwachsenen jungen Leute vom 20sten Lebensjahre ab 12½ Mark Steuer, jetzt müssen sie vom 16ten ab 40 Mark entrichten. Für einen Haushund ist eine Steuer von 10 Mark, für einen Jagdhund eine solche von 80 Mark jährlich zu zahlen. Wie es heißt, hat die Regierung im vergangenen Jahre 60 Millionen Mark aus den Farbigen herausgepreßt, was fast unglaublich erscheint. Irgend welche Gegenleistungen werden ihnen nicht geboten. Der Verdienst ist im Gegenteil verringert, der Lohn in den Goldminen herabgesetzt. Die Behandlung der Farbigen ist durchaus nicht milder geworden. Anfangs gestattete man den Farbigen, Landbesitz zu erwerben. Als aber einige Häuptlinge Mine machten, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, wurde sie wieder zurückgezogen. Kein Wunder, daß die Farbigen gegen die Weißen mißtrauisch geworden sind.

Die Regierungsvertreter in Südafrika selbst sind mit den häufig wechselnden gesetzlichen Bestimmungen, die sie handhaben müssen, vielfach unzufrieden. Es ist dies nicht zu verwundern. Denn bei der Mannigfaltigkeit der Völker, die Großbritannien unter seinem Szepter vereinigt, hat sich ihm die geschichtliche Notwendigkeit aufgedrängt, gewisse Prinzipien in Behandlung der Eingeborenen ein für allemal festzulegen. Als unveräußerlich werden sie zum Teil auch auf Verhältnisse angewandt, für welche sie nicht passen. So wurden denn in den regierenden Kreisen Südafrikas Stimmen laut, welche offen

sagen: „Wir müssen den Befehlen aus London gehorchen, aber dort versteht man nicht, was praktischer Weise getan werden muß.“

So wollte man beispielsweise die aus der Burenzeit stammende Plakkerwet, derzufolge nicht mehr als fünf farbige Familien auf einem Platze wohnen dürfen, ausführen. Manche Native Commissioners erhoben jedoch dagegen Einspruch, und sie scheinen durchgedrungen zu sein; denn der Superintendent Krause der Nordtransvaalsynode erhielt auf eine Eingabe, die er wegen einiger mit Auflösung bedrohter Außenstationen machte, die beruhigende Antwort, daß die Plakkerwet auf Haupt- und Außenstationen der Mission nicht angewandt werden würde.

War man nun schon in Regierungskreisen mit den gesetzlichen Bestimmungen betreffend der Farbigen nicht immer zufrieden, so leuchtet ein, daß die Farbigen selbst dies erst recht nicht waren.

Sie erhoben denn auch öffentlich Klage. Die setschuana geschriebene Betschuanenzeitung führte in dieser Beziehung eine freimütige, oft kühne Sprache, noch mehr aber die von einem schwarzen Geistlichen, names Komo, in Pietersburg herausgegebene „Seilo la babathso“ d. h. „Das Auge der Schwarzen.“ In dieser Zeitung dankt man für das Entgegenkommen der Regierungsbeamten, fährt dann aber heftig los gegen diejenigen Engländer, die mit dem Boden des europäischen Englands auch ihre heimischen Prinzipien verlassen haben. Es ist zu verwundern, daß die Regierung zu der revolutionären Sprache dieses Blattes schweigt. Sie läßt es gehen, solange es Druckerschwärze bleibt und handelt nach dem Grundsatze des Präsidenten Krüger: erst wenn die Schildkröte ihren Kopf aus dem Gehäuse herausstreckt, dan kap ons de kop af. Die genannte Zeitung ist das Organ der sogenannten Native Vigilance Association, deren Motto lautet: „United we stand, divided we fall.“ Nun dies Motto wird für lange Zeit noch eine Utopie bleiben; denn der Kaffer kann nicht einig sein. Auf den 30. April d. J. hatte der genannte Komo eine Versammlung aller Häuptlinge und aller schwarzen Geistlichen von Transvaal nach Pietersburg berufen. Aber diese Massenversammlung ist von der Regierung, die sich auf den Wachtposten begeben hat, noch in letzter Stunde verboten worden, obwohl die Wachsamkeitsvereinigung Eduard VII. als ihren König anerkennt. Komo ist auf Erholung nach der Kapkolonie gegangen, und das Gros der Kaffern urteilt: sie bekommen nichts zu stande. Aber wieder ein-

schlafen wird diese Bewegung schwerlich; Freiheitsgedanken, die in einem Volke aufkommen, lassen sich nicht so leicht unterdrücken. Die Vereinigung sucht übrigens auch die Missionare für sich zu gewinnen, und sie hat unter ihnen Freunde und Zweifler. Die Mission dürfte hier nur vermittelnd und versöhnend eingreifen.

Aber auch diese selbst, die Mission oder richtiger das Christentum hat durch den Krieg in den Augen der heidnischen Bevölkerung an Wert verloren. Die Missionare haben als die Boten, welche den Frieden verkündigen, den Farbigen stets gepredigt, daß Raub und Blutvergießen Sünde sei, und haben durch ihren Einfluß bei den Häuptlingen so manchen Raubzug und Überfall verhindert. Jetzt aber haben zwei weiße, christliche, evangelische Völker, von denen ein jedes den Anspruch darauf erhebt, ein besonders frommes Volk zu sein, drei Jahre lang einen so blutigen und schonungslosen Krieg gegen einander geführt wie die Heiden niemals. Wird der Missionar auch fernerhin seinen Einfluß in gleicher Weise geltend machen können oder werden ihm die Heiden entgegenhalten: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen?“

Der Missionar galt bisher allen schwarzen Völkerschaften als sakrosankt, weshalb auch die Missionsgeschichte Südafrikas von einem wissentlichen Missionarsmorde kein Beispiel aufzuweisen hat. Die Gefangensetzung vieler Missionare während des Krieges und schlimmeres hat sie in den Augen der Farbigen des Charakters der Unverletzlichkeit entkleidet und dementsprechend ihr persönliches Ansehen vermindert.

Weiter: Als eine besondere Frucht des Krieges wächst in Südafrika eine große Zahl von Bastardkindern auf, welche der Sittenlosigkeit der Söldner ihr Dasein verdanken, und jedes einzelne dieser Kinder ist in seiner Person ein beredter Zeuge gegen das Christentum der weißen Christen. Ferner sind nach dem Kriege tausende von zweifelhaften Individuen in Südafrika hängen geblieben, und ihre Zahl wird durch die Einwanderung leichtlebiger Existenzen aus aller Herren Länder fort und fort vermehrt. Sie alle demoralisieren das Land und entehren den Christennamen vor den Heiden und erschweren so die Arbeit der Mission; denn mit Recht werden die Heiden nun der Aufforderung zur Bekehrung den Einwurf entgegensetzen: wir verlangen nicht Christentum, sondern Christen zu sehen, um den wahren Wert der christlichen Religion zu erkennen.

III.

Es erübrigt noch eine Perspektive in die Zukunft zu eröffnen. Eine solche Perspektive ist freilich nicht ganz leicht und auch nicht ganz sicher; denn in Südafrika ist zur Zeit noch alles im Fluß begriffen. Die Entwicklung ist noch nicht einmal zu einem vorläufigen Abschluß gelangt, so daß das Wort des Philosophen Hegel zutrifft: „Die Taube der Diana fliegt erst am Abend". Deshalb ist das Folgende problematischer Natur.

Zunächst seien die Lebensbedingungen der Mission unter der Buren- und der britischen Herrschaft in Vergleich gestellt. Der Bur war Baas, d. h. unumschränkter Herr auf seinem Platze. Er lebte wie er wollte, tat was er wollte, behandelte seine Schwarzen, wie er wollte. Das war mit den Staatsgesetzen vereinbar. Mancher behandelte seine Leute hart. Aber doch hatte der Berichterstatter der „Täglichen Rundschau" Recht, wenn er behauptete:

„Für den Bur kommt zuerst er selbst in Betracht, dann das Pferd, das er reitet, und dann der Kaffer, der für ihn arbeitet; dann kommt lange Zeit nichts, und dann erst kommt der Ausländer, der in sein Land eindrang." Der Bur schätzte seinen Kaffer mehr als den Ausländer, und der Kaffer lernte bei dem Bur nichts Schlechtes. Die Buren sind im allgemeinen ein sittenstrenges und religiöses, wenn auch einseitig religiöses Volk. Der Kaffer erwarb sich auf der Burenfarm manche Fertigkeit und Geschicklichkeit im Hausbau, in den Handwerken, in der Viehzucht, im Landbau usw. Als ich im Landstrich Marapyane die schmucken Häuser und die mancherlei Kunstfertigkeiten der Bakhatla bewunderte, sagte man mir: Dieser Stamm ist mehr als andre den Buren dienstbar gewesen. Diese patriarchalische Zeit ist nun für immer dahin. Der Bur muß sich jetzt nach dem Gesetz richten; denn auch auf sein Verhältnis zu seinen Farbigen wird das: „Freiheit und gleiches Recht für alle" angewandt.

Dasselbe gilt nun auch von der Mission. Auch der Missionar war Baas auf seinem Missionsplatze. Jede Station hatte ihre festen Platzgesetze, die mit den Landesgesetzen nicht im Widerspruch standen, und die Platzgesetze wurden streng gehalten. Darüber wachte der Missionar mit seinen schwarzen Kirchenältesten. Wer sie übertrat, wurde bestraft. So wurden heidnische Gewohnheiten und Unsitten durch fortgesetzte Bekämpfung nicht nur durch das Wort der Mahnung, sondern auch durch die Zucht der Strafe ausgerottet. Die Strafen bestanden nicht in Freiheitsstrafen, sondern zumeist in Strafarbeiten, die der ganzen Gemeinde zugute kamen, z. B. im Wegebauen und Wegebessern, Wasserdämme anlegen und ausbessern, Wasserschlote graben, Mithilfe bei Kirchen- und Schul-

bauten und ähnlichem. Die Strafen waren zumeist derart, daß die Leute gleichzeitig praktisch etwas lernten. Die verhängten Strafen wurden auch willig abgeleistet. So herrschte Ordnung auf den Stationen, und die Gemeinden empfanden diese Ordnung selbst als die größte Wohltat und forderten sie zu ihrer eignen Selbsterziehung. Die Schwarzen sind ja Kinder und müssen erzogen werden, und dieser Erziehung verdanken wir unsere soliden Missionsgemeinden. Die Buren verstanden und übten selbst eine den Farbigen angemessene Erziehung an diesen. Daher war auch in den Burenstaaten das äußerliche Benehmen des Farbigen gegen den nach Sitte, Wissen und Können höherstehenden Weißen im allgemeinen das eines wohlerzogenen Kindes. In Zukunft aber treten andere, den Farbigen gegenüber zur Zeit verkehrte Humanitätsprinzipien der Briten: „Freiheit und gleiches Recht für alle" in Kraft. Das gibt verzogene Kinder. Die Platzgesetze auf unseren Stationen werden wir über kurz oder lang revidieren müssen, um nicht mit den kommenden Landesgesetzen in Konflikt zu geraten. Das ist ein Nachteil für unsere Mission und auch für die englische Kolonie. Auf den Stationen, wo die alte Ordnung schon jetzt nicht mehr beobachtet werden kann, haben die Missionare ein anderes Verfahren eingeschlagen. Hatte sich jemand gegen die Platzgesetze vergangen, so wurde er in herkömmlicher Weise verurteilt, ihm aber bei Verkündigung des Urteils gesagt: wir haben kein Recht, dich zu bestrafen, wenn du die Ableistung der Strafe nicht freiwillig übernimmst. Die Bestraften haben dann in der Regel ihre Freiwilligkeit erklärt. Das ist ein idealer Zustand; ob er sich aber auf die Dauer behaupten wird??

Eine zweite Gefahr liegt für uns in der weiteren Ausbreitung der englischen Missionen, namentlich der anglikanischen, welche große Anstrengungen machen und ihre Absicht, aggressiv vorzugehen und das Land auch kirchlich so weit als möglich englisch zu machen, bereits bekundet haben. Die englischen Gesellschaften üben wenig, um nicht zu sagen, keine Kirchenzucht und locken durch ihre laxe Praxis die schwachen Elemente, welche unsrerseits in Kirchenzucht genommen werden, zu sich herüber. Ferner geben sie den farbigen Gehilfen Gehälter, mit denen die arme deutsche Mission nicht Schritt halten kann. Bisher waren wir die führende Mission in Transvaal oder wie die Farbigen sagen: „Luther ist Baas." Will Luther aber Baas bleiben,

dann muß er alle Anstrengungen machen und sich mahnen lassen: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ „Luther“ hat gebracht, gepflügt, gesät, bewässert, und nun, wo das Feld weiß ist zur Ernte, lasse er nicht andre schneiden. Dazu müssen aber noch neue Punkte besetzt, neue Stationen angelegt werden.

Das ist nun aber, und darin liegt eine dritte Schwierigkeit, zurzeit nicht möglich, wegen der zu erwartenden Verschiebung der farbigen Bevölkerung. Die einzelnen Stämme sollen disloziert und in festbegrenzte Landreservate verwiesen werden. Wohin diese Reservate gelegt werden, weiß zurzeit die Regierung selbst noch nicht. Wir aber müssen warten, wohin die Kaffern verpflanzt werden, ehe wir an Neugründungen denken können. Ja es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß einige unsrer Stationen durch die Versetzung der Farbigen aufgelöst werden. Dies Damoklesschwert schwebt u. a. über Pretoria, einer herrlichen Station.

Nicht ohne Einfluß auf die Mission ist auch die Importierung von Chinesen in Transvaal, wie das Beispiel von Natal zeigt. In Natal sind seit langen Jahren tausende von heidnischen und mohammedanischen indischen Kulis importiert worden. Überall wohin man kommt: auf der Eisenbahn, in den Hotels, in Privatwohnungen sind Kulis angestellt. Die Hunderttausende von Zulukaffern werden nicht herangezogen. Sie werden als Proletariat geachtet und sinken dazu herab. Ob die Einführung von Chinesen in Transvaal ähnliche Dimensionen annehmen wird, läßt sich nicht sagen. Wünschenswert ist es nicht, daß das Gold von Transvaal nur ins Ausland, in die Taschen der Goldkönige und der Chinesen wandert, anstatt in die der kolonialen Bevölkeruug und der Farbigen. Aber es liegt vielleicht doch auch ein Segen darin, daß die Kaffern nicht den Gefahren und Versuchungen der großen Städte und der Minendistrikte ausgesetzt, sondern gezwungen werden, bei dem besser gesinnten Burenstand und bei der Kolonialbevölkerung in den Städten, wo sie bessere Aufsicht und mehr Anleitung und Ausbildung für das praktische Leben erhalten, ihren Erwerb zu suchen. Das wird auch der Anbahnung einer gegenseitigen Verständigung und Harmonie zwischen der weißen Bevölkerung und den Farbigen förderlich sein.

Endlich komme ich zu dem letzten Punkt. Er betrifft die Bildung der Eingeborenen. Ganz Südafrika ist britisch geworden, *vom Kap* bis zum Sambesi. Da wir als Mission mit der Politik

nichts zu tun haben, so haben wir uns in diese Tatsache zu finden und die britische Obrigkeit als die uns von Gott gesetzte anzusehen und uns nach ihr zu richten. Unsre Schwarzen sind Untertanen König Eduards, Angehörige des britischen Weltreiches. Das wird den Kaffern denn auch so oft und so reichlich gesagt, daß sie es schließlich begreifen müssen; und allerdings bedeutet es für sie auch etwas mehr, als wenn sie früher freistaatsche oder transvaalsche Untertanen waren. Nun sollen sie aber nicht nur Engländer heißen, sondern sie sollen auch englisch gemacht werden, und dies Ziel strebt man zu erreichen vermöge der Schulbildung.

Das Schulwesen ist das Gebiet, auf welchem die Regierung und die Mission zusammentreffen. Aus diesem Zusammentreffen erwächst den englischen Missionen keinerlei Schwierigkeit; denn ihre Grundsätze bezüglich der Anglisierung und des Volkstums der Eingeborenen decken sich mit denen der Regierung. Es ist den englischen Missionen gewiß wichtig, die Eingeborenen zu christianisieren, aber es ist ihnen ebenso wichtig, sie zu anglisieren. Sie arbeiten mehr oder weniger alle an der Zerstörung des Volkstums der Eingeborenen.

Anders die deutschen Missionen. Unsere höchsten Grundsätze sind die, die Völker zu christianisieren und ihnen ihr Volkstum zu erhalten. So dienen unsere Missionare den wahren Interessen der Kolonien und des Vaterlandes am besten.

Unter britischer Herrschaft sind wir nun nicht imstande, unsere Grundsätze voll aufrecht zu erhalten. Es sei denn, daß wir auf die Schulen überhaupt verzichten, und das können wir nicht; denn „wer die Jugend hat, hat die Zukunft". Die britische Regierung wünscht, daß die Kafferjungen und Kaffermädchen englisch lernen, und würde uns, wenn wir ihren Wünschen nicht entsprächen, mit Übelwollen begegnen. Die Wünsche der Regierung decken sich zudem mit denen der Eingeborenen. Bei diesen zeigt sich jetzt vielfach das Streben nach äußerer Bildung, insbesondere danach, ein paar englische Brocken sich anzueignen, sich als gentlemen und ladies zu kleiden und so als etwas zu gelten. Viele suchen sich auch die Kenntnis der englischen Sprache zu eigen zu machen, weil sie ihnen die Aussicht auf höheren Verdienst bietet. Sie alle würden unsere Mission nicht für voll ansehen und würden uns vielleicht gar den Rücken kehren, wenn wir ihr Verlangen nicht befriedigten. So sind wir

also durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen, den Regierungslehrplan anzunehmen.

Damit werden wir aber vor eine weitere Schwierigkeit gestellt, insofern nämlich dieser Lehrplan dem Religionsunterricht keine Stelle einräumt. Er fordert vier bis fünf tägliche Unterrichtsstunden, und es bleibt dem Missionar überlassen zuzusehen, wie und wann er den Religionsunterricht außerhalb des Lehrplanes erteilen kann. Bei diesem Zurücktreten des Religionsunterrichts gegen die anderen Unterrichtsfächer liegt die Gefahr, daß er zu kurz kommt, auf der Hand. Nur die Weisheit und Energie des Missionars kann dies verhüten. Denjenigen Schulen, die nach offiziellem Lehrplan arbeiten und der staatlichen Aufsicht sich unterstellen, gewährt die Regierung eine jährliche Geldunterstützung, den sogenannten Grant, dessen Höhe nach dem jeweiligen Stande der Leistungen, nach dem Lehrermaterial, nach der Schülerzahl und anderm mehr, bemessen wird. Dieser Grant ist ein wahres Danaergeschenk für uns; denn weit entfernt unser Schulwesen zu verbilligen, wie es scheinen könnte, verteuert er es vielmehr. **Ein** Pfund Sterling geben die Engländer, und für zehn Pfund Sterling wollen sie zu sagen haben. Die Regierung knüpft an die Gewährung des Grants nicht nur die Pflicht der Übernahme ihres Lehrplans, sondern auch die Berechtigung, zu bestimmen, wann und wie wir die Schulhäuser zu bauen, sie einzurichten und zu reparieren haben, macht ihre Ausstellungen an den Lehrkräften u. s. w. So kommt es, daß uns unser Schulwesen trotz des Grants in den englischen Kolonien teurer zu stehen kommt als in den ehemaligen Republiken. Aber wir müssen mit der Regierung Hand in Hand gehen, wir können nicht anders, und darum wollen wir es auch tun und zwar ehrlich, nicht bloß pro forma, und wir wollen es Gott und der Kunst der Missionare überlassen, das Karikaturenhafte, das die englische Schulbildung mit sich bringt, aus den Eingeborenen wieder herauszubringen und zu verhindern, daß die Farbigen anstatt mit christlichem Glauben erfüllt zu werden, nur mit einem Kulturfirnis überzogen werden.

Hiermit ist im wesentlichen der Einfluß charakterisiert, welchen der südafrikanische Krieg auf unsere Mission ausgeübt hat und fernerhin ausüben wird. Die Veränderungen sind einschneidend und die Schwierigkeiten, die vor uns liegen, nicht gering. Es wäre verkehrt, wollten wir uns über sie hinwegtäuschen. Nein, sie klar zu erkennen

und ihnen unverzagt entgegenzuarbeiten gilt es. Dann sind sie nicht unüberwindlich. Das Fundament, welches in unseren Christengemeinden gelegt ist, ist fest und stark, und ich bin überzeugt, daß wie bisher auch in Zukunft die Taufziffer von Jahr zu Jahr eine größere werden wird. Was aber auch immer die Zukunft für Südafrika bringen mag: in allem Wechsel, in allen Stürmen, in allem Parteihader und in allen Völkerschwankungen ist und bleibt Gottes Reich eine βασιλεία ἀσάλευτος (Ebr. 12, 28).

Durch „törichte" Predigt.

Vortrag des Bischofs von Viktoria auf der Missionars-Konferenz in Hongkong.[1])

Als ich kürzlich eine Darstellung der früheren Kriege zwischen England und China und der Vergangenheit unserer Kolonie (Hongkong) las, war es mir interessant zu bemerken, wieviele Namen von damals beteiligten Schiffen unsrer Flotte heute noch von Schiffen unseres chinesischen Geschwaders getragen werden. Wie verschieden, so mußte ich mir immer wieder sagen, sind doch die damaligen und die heutigen Kriegsschiffe! Anno 1840 verließ sich England noch auf seine hölzernen Mauern; das Material zum Bau seiner Schiffe, war im Walde gewachsen und zu ihrer Fortbewegung war man auf Segel angewiesen. Heute sind unsere Schiffe aus Eisen, in riesigen Werkstätten erbaut, und ihre Bewegung hängt ab von kolossalen Maschinen; vom Vordersteven bis zum Heck, vom Kiel bis zur obersten Mastspitze sind sie ein kompliziertes Netz von Maschinen. Dieser Vergleich zwischen einst und jetzt vermag uns ein Bild zu geben von der Veränderung, welche im Laufe des letzten halben Jahrhunderts über die Welt gekommen ist. Wir leben in einem Zeitalter der Maschinen. Die Speisen, die wir essen, die Kleider, die wir anziehen, und die Gegenstände des täglichen Gebrauches sind, wenn nicht selbst

1) Ch. M. Int. 1904, 592 ff. — Ich unterbreite diese Ansprache eines langjährigen, erfahrenen Missionsarbeiters der ernstesten Erwägung nicht blos der Missionare, auch der heimatlichen Geistlichen; sie enthält eine sehr beherzigenswerte Wahrheit für unsere Zeit, die nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt ist, auch in der geistlichsten Arbeit in Maschinenbetrieb zu geraten, und die Kraft der „törichten" Predigt zu unterschätzen.

Maschinen, doch mit Maschinen hergestellt. Vor einigen Wochen besuchte mich ein Herr und zeigte mir eine von ihm erfundene Maschine, welche zur gewünschten Stunde eine Kerze und eine Flamme entzündet, Wasser kocht, Tee bereitet und eingießt und dann schließlich die Klingel des Weckers ertönen läßt. Es fehlte nur noch, daß sie den Tee tränke und den Herrn rasierte; aber vielleicht kommt auch das noch einmal.

Diese Steigerung des Maschinenwesens erstreckt sich nun, wie mir scheint, auf alle Lebens- und Arbeitsgebiete. Die Verwaltung eines Landes, eines Kreises, einer Gemeinde und einer Schule, die Organisation von Kirche, Mission und Pfarramt, selbst die unsrer Liebestätigkeit, alles ist von der Maschine beherrscht. Besucht man ein heimatliches Kirchspiel, so ist man starr vor Verwunderung über den Umfang der vorhandenen Maschinerie; die Zeit manches Pfarrers scheint fast ganz von dem Besuche von Sitzungen und laufendem Räderwerke ausgefüllt. Dasselbe könnte von manchem unter uns gelten, nicht zuletzt vom Bischof einer Kolonie wie die hiesige ist. Und wenn wir nun zum Gegenstande unserer heutigen Beratung kommen, so ist für die Missionsarbeit, wie sie sich in den letzten fünfzig Jahren entwickelt hat, nichts so charakteristisch wie das gewaltige Anwachsen einer Missionsmaschinerie. Vor fünfzig Jahren verstand man unter „Mission" eine Anzahl zumteil verheirateter Männer, deren Zeit ganz ausgefüllt war von dem Bemühen, persönlich den Heiden das Evangelium Christi zu verkündigen. Heute versteht man unter „Mission" ein ausgedehntes, kompliziertes System von Maschinerie: Schulen für Knaben und Schulen für Mädchen, Schulen für Christen und Schulen für Heiden, höhere Schulen für Männer und höhere Schulen für Frauen, Schulen für Unterricht in Englisch und Schulen für Realien; Industrieschulen, Blindenschulen usw. Wir haben ferner ärztliche Mission: Hospitäler für Männer und für Frauen, Entbindungsanstalten und Aussätzigenasyle, männliche und weibliche Ärzte, etliche mit, etliche ohne Hospital. Wir haben Veranstaltungen zum Übersetzen, zum Drucken und Herausgeben der verschiedensten Literatur erbaulichen und moralischen Inhalts, wissenschaftliche Werke und Schulbücher. Da gibts Kirchen, Kapellen und Hallen, Geistliche, Katechisten, Evangelisten und Lehrer verschiedener Art, männliche und weibliche, europäische und chinesische. Wir haben Körperschaften zur Selbstunterhaltung und Selbstverwal-

tung, Missionsvereine eingeborener Christen, Studentenvereine, Endeavour-Vereine und was sonst noch? Räder auf Räder, eine komplizierte Maschinerie, deren Betrieb klare Köpfe und starke Hände erfordert und der von dem, was vor fünfzig Jahren eine „Mission" ausmachte, recht sehr verschieden ist.

Nun will ich nicht etwa diese Maschinerie kritisieren. Vieles davon mag notwendig, alles mag nützlich sein. Ich für meine Person glaube, daß wir zuviel davon haben, aber ich gebe gern zu, daß ein großer Teil davon die natürliche Ausdehnung und Entwicklung der Mission darstellt. Wenn ich nur sehen könnte, daß es das natürliche Wachstum und den Fortschritt der eingeborenen Kirche in China darstellt! Wenn das der Fall wäre, wollte ich mich herzlich darüber freuen. Aber so ist's leider nicht. Fast alles, was ich beschrieb, ist lediglich Missionsmaschinerie, vorwiegend von ausländischem Gelde unterhalten und eingestandenermaßen zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden eingerichtet. Worauf ich nun jetzt den Finger legen möchte, ist folgendes: Ist die Vermehrung von Maschinerie das beste Mittel das Evangelium auszubreiten? Oder wäre es nicht möglich, daß die Predigt von dem gekreuzigten Christus — ich nehme an, daß wir alle einstimmig darin den letzten Zweck aller Missionsarbeit sehen —, wäre es nicht möglich, frage ich, daß dieses Werk durch den modernen komplizierten Missionsbetrieb zuweilen mehr gehindert als gefördert würde? Wäre es nicht besser, zu den Methoden zurückzukehren, welche unsere Vorläufer in China, durch die Verhältnisse genötigt, angewandt haben und welche gewiß dem methodischen Vorbilde alter, erfolgreicher Missionare, von den Aposteln bis heute, mehr entsprechen? Ich bin nicht darauf vorbereitet, eine bestimmte Beantwortung dieser Fragen selbst zu liefern; aber ich glaube Ihnen Gründe anführen zu können für die Ansicht, daß die heutige gesteigerte Missionsmaschinerie ihre großen Nachteile hat. Lassen Sie mich zwei bis drei Momente hervorheben.

Zunächst kostet die viele Maschinerie sehr viel Geld. Große Gebäude, Kolleges, Schulen, Hospitäler und andere Anstalten wachsen über ganz China hin empor, und ihre Entstehung wie ihre Unterhaltung kostet schweres Geld. Wären sie das wirksamste Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums, so dürften wir natürlich die Kosten nicht scheuen, aber ich halte es nach meiner persönlichen Erfahrung und Beobachtung für fraglich, ob die Errichtung umfangreicher An-

stalten zur „Beeinflussung des Volkes“, und indirekter Christianisierung so wirksam ist wie die Anwendung einfacherer und direkterer Methoden.

Die viele Maschinerie kostet ferner viel Männer und viel Zeit. Es gibt eine Menge von Missionaren in China, Männer und Frauen; aber ich möchte wohl wissen, wie viele von ihnen im Maschinenbetriebe und wie viele persönlich mit der Evangeliumsverkündigung beschäftigt sind. Ich habe starke Gründe für die Annahme, daß ein großer Prozentsatz von Missionaren niemals Heidenpredigt treibt und viele für diesen Zweck nicht einmal hinreichend ausgerüstet sind. Männer und Frauen werden in den Maschinenbetrieb hineingezogen, ehe sie Zeit gehabt haben die Sprache zu lernen, geschweige denn die chinesische Literatur. Die Zahl der männlichen und weiblichen Missionsarbeiter, deren Sprachkenntnisse nicht über ein gewisses Maß von Fertigkeit in irgend einem örtlichen Dialekte hinausgehen, denen die Klassiker oder irgend ein Buch im gewöhnlichen chinesischen Stile versiegelte Bücher sind, ist sehr bedeutend. Sie sind eben Räder in der Maschine und haben keine Zeit gehabt, eine Anzahl der notwendigsten Erfordernisse für Evangelisation unter den Chinesen sich anzueignen oder, wenn sie diese auch erlangt hatten, sie zu verwerten. Mir ist's vorgekommen, daß ein Missionar von sechs Dienstjahren eine Einladung zur Heidenpredigt ablehnte, weil er dazu nicht imstande sei. Ich glaube, solcher gibt es viele. Und was Eingeborene betrifft, so muß die Zahl unsrer besten Christen, die in den Maschinenbetrieb hineingezogen werden und niemals dazu kommen, das Evangelium ihren heidnischen Landsleuten zu predigen, eine sehr große sein. Unlängst habe ich mit einer Gruppe trefflicher Männer darüber gesprochen. Sie gaben alle zu, daß sie jetzt nie mehr den Heiden predigen. Früher waren sie alle tüchtige Evangelisten gewesen, aber sie waren in den Maschinenbetrieb verflochten worden und hatten aufgehört zu evangelisieren.

Endlich die Frage: Liegt nicht die Gefahr nahe, daß man sich mehr auf die Maschinerie verläßt als auf die Kraft der evangelischen Predigt und des heiligen Geistes? „Sie ziehen's alles mit dem Hamen und fahen's mit ihrem Netze und sammeln's mit ihrem Garne; des freuen sie sich und sind fröhlich. Darum opfern sie ihrem Netze und räuchern ihrem Garne.“ (Habakuk 1, 15.) Wir sind sehr geneigt zu glauben, eine vorzügliche Maschinerie bedeute

auch eine vorzügliche Mission; man kann Männer hören, die für den Bau eines Hospitals oder einer Schule für englische Sprache eintreten, „um Opposition niederzubrechen" oder „um den Weg zu ebnen"; aber die Kraft Gottes liegt nicht in Medizinpillen oder Anstalten, sondern in dem gekreuzigten Christus.

Aber, so wird gewiß Mancher einwenden, ist nicht alles, was du Maschinerie nennst, vortrefflich geeignet, die Erkenntnis Christi zu verbreiten? Ist nicht was du einfache evangelische Predigt nennst, sei es in Predigthallen oder auf den Straßen und in den Dörfern, tatsächlich zum großen Teile erfolglos? Gewiß. Ich erkenne dankbar an, daß, soweit meine Erfahrung reicht, Gott sich auch der „Maschinerie" zur Bekehrung von Seelen bedient. Ich gebe auch aus reichlicher eigener Erfahrung zu, daß ungeheuer viel von einfacher, direkter, gläubiger Predigt des Evangeliums scheinbar erfolglos bleibt. Ich betone aber: „scheinbar". Denn nach ausgiebiger, eigener Erfahrung und Beobachtung des Missionsfortschritts in China bin ich überzeugt, daß in der Regel der Schein trügt und der wirkliche Fortschritt des Christentums in China viel mehr die Frucht der „törichten Predigt" ist als die Frucht der modernen Missionsmaschinerie. Diese Behauptung kann ich zwar nicht beweisen. In geistlichen Dingen hat die äußere Wahrnehmung oder persönliche Beobachtung wenig Beweiskraft, denn der heilige Geist bindet sich nicht an die Arbeit nach einer besonderen Methode. Aber ich kann Ihnen einige Gedanken bieten, die für manchen unter Ihnen Stoff zum Nachdenken sein dürften und sie zu der schlichten Predigt ermutigen werden, welche heutzutage oft für „töricht" gilt, nach meiner Überzeugung aber das Hauptmittel ist, dessen sich Gott zur Bekehrung und Rettung der Menschheit bedient.

Ich halte mich nicht damit auf die Tatsache festzustellen, daß 18 Jahrhunderte hindurch, von der Apostelzeit an, einfach die Predigt ohne die in den letzten Jahren entwickelte Maschinerie das Hauptmittel zur Gründung und Erbauung von Gemeinden gewesen ist. Die Geschichte liegt offen vor Ihnen wie vor mir. Darum will ich lieber auf Selbsterlebtes hinweisen, welches Ihnen vielleicht neu ist.

Meine Erfahrung geht zurück auf intimen Verkehr mit vielen Bahnbrechern der protestantischen Mission in China; mit Männern, welche die Gemeinden gründeten, auf deren Weiterentwicklung wir jetzt beschränkt sind. Obgleich sie mit unermeßlichen Schwierigkeiten

zu kämpfen hatten und oft lange Jahre warten mußten, ehe sie Früchte sahen, hatten sie doch Erfolg, wunderbaren Erfolg. Wie wurden nun ihre Früchte gewonnen? „Durch törichte Predigt“, stete, unermüdliche Verkündigung einer unwillkommenen Botschaft, ohne Hospitäler und Kolleges, ohne komplizierte Maschinerie, durch geduldige, anhaltende Predigt von dem gekreuzigten Heilande in Predigthallen und an Straßenecken, in Stadt und Land. Die Lektion, die ich als Jüngerer von diesen Bahnbrechern gelernt habe, lautet: „Predige und treibe Andere an zu predigen.“

Ich selbst habe mehrmals Zeuge sein dürfen von merkwürdigem Wachstum der christlichen Gemeinde. Ich habe erlebt, daß das Evangelium in Bezirken, in denen es vorher nicht gehört worden war, Wurzel schlug und Gemeinden entstanden, welche jetzt viele Hunderte, ja Tausende von Bekehrten zählen. Es sind Bezirke darunter, in denen bis heute noch sehr wenig „Maschinerie“ sich findet; überall ist das Pflanzen und Begießen „durch törichte Predigt“ geschehen, nicht durch Einrichtung von Hospitälern, Kolleges und anderen Maschinenbetrieben.

Großen Eindruck hat es auch auf mich gemacht, daß auf eine seinerzeit scheinbar erfolglose Evangelisation nach Jahren eine auffallende geistliche Ernte folgte. Ich könnte Sie an verschiedene Orte führen, an denen vor langer Zeit meine Gehilfen und ich auf unseren Evangelisationsreisen meines Wissens als die ersten das Evangelium gepredigt haben; jetzt gibt es dort blühende Gemeinden. Wir wußten damals von keinen Erfolgen; wir wissen auch von keinem Zusammenhange zwischen unserer damaligen Predigt und den jetzigen Gemeinden, aber ich glaube, daß die Worte unseres Herrn da erfüllt sind: „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen auf's Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächset, daß er's nicht weiß.“ (Mark. 4, 26. 27).

Zu großer Ermutigung gereicht mir ferner die Tatsache — mir wenigstens scheint es Tatsache zu sein —, daß während die direkt durch schlichte Evangelisationspredigt erzielten Bekehrungen der Zahl nach offenbar geringer sind, die so Bekehrten doch nach meiner Erfahrung tiefer angeregt und eifriger sind, ihren Landsleuten von dem Schatze zu erzählen, den sie gefunden haben, als diejenigen, welche in Anstalten zu Christo geführt worden sind. Ich bezweifle keinen Augenblick, daß die letzteren wirklich bekehrt worden sind, aber ob

sie nun glauben zur Evangelisation gehöre eben die Anstalt als unentbehrliche Maschinerie oder woran es sonst liegen mag, sie erweisen sich im Weitertragen des Wortes zu anderen weniger eifrig und weniger wirksam als die durch die einfachere Methode der Evangelisationspredigt Erweckten, welche diese Methode in ihren eigenen Häusern und Dörfern selbst sofort nachahmen können. Natürlich rede ich aus meiner beschränkten Erfahrung heraus und bin bereit, mich berichtigen zu lassen, aber ich bin aus Erfahrung gewiß, daß Gott in bemerkenswertem Grade auf die Evangelisationspredigt sein Siegel gedrückt hat, und wenn wir bedenken, daß das Evangelium in China hauptsächlich durch den Dienst eingeborener Christen ausgebreitet wird so dürfte bei einer Erörterung über das Wertverhältnis von „Maschinerie“ und „törichter Predigt“ dieser Punkt wohl Erwägung verdienen.

Ich fürchte, Sie schon zu lange in Anspruch genommen zu haben und eile zum Schlusse. Mein Schluß ist folgender: Lassen Sie uns den größten Wert auf die Predigt legen, lassen Sie uns die evangelistische Tätigkeit betonen. Ich sage nicht: Lassen Sie uns keinerlei Maschinerie benutzen, aber ich sage: Lassen Sie uns die Maschinerie an zweite Stelle setzen. Die Gefahr ist jetzt groß, daß sie an erste Stelle gesetzt wird. Lassen Sie uns selbst den Entschluß fassen, Evangelisten zu sein. Wir mögen eine Maschine zu bedienen, eine Anstalt zu leiten haben und solche Leitung mag sehr wichtig sein, aber nie soll uns derartige Tätigkeit hindern, in und außer der Anstalt Evangelisten zu sein. Nichts wird unserer eignen Seele mehr Segen bringen, nichts wird zur Anfeuerung unserer Umgebung, unserer Anstaltsgehilfen und unserer Gemeindeglieder mehr beitragen, als stetige, eifrige Evangelisationsarbeit an den Seelen anderer. Mit zärtlicher Erinnerung betrachte ich oft die Bilder früherer Zöglinge, die ich in einer Anstalt auszubilden hatte; viele dieser Männer hat Gott in einer, ich möchte sagen, apostolischen Tätigkeit zur Gründung und Erbauung von Gemeinden gebraucht, und ich schreibe ihren Eifer und Ernst dem Umstande zu, daß wir stets, mochten wir im College wohnen oder draußen im Lande weite Reisen zusammen machen, tüchtige Evangelisationsarbeit mit dem regelmäßigen Gange unseres Studiums verbunden haben.

Das führt mich auf mein letztes Wort, welches, so wichtig es meines Erachtens ist, doch nur kurz sein kann. Lassen Sie uns auf

unsere eigne Ausbildung für diese Arbeit bedacht sein, lassen Sie uns eingeborene Christen dazu ausbilden. Zuerst uns selbst. Bilden wir uns doch nicht ein, daß selbst fließendes Sprechen eines Dialektes einen Ersatz bilden könnte für die Unkenntnis chinesischer Denkweisen und Geistesrichtungen, zu deren Würdigung das Studium ihrer Literatur unerläßlich ist. Bilden wir uns auch nicht ein, daß wir den scheinbar so leichten, in Wirklichkeit aber außerordentlich schwierigen Beruf eines Evangelisten wirksam ausrichten könnten ohne beharrliches, sorgfältiges, betendes Studium der heiligen Schrift. Und wenn die Eingeborenen Christen werden sollen, als welche sie Gott sei Dank in hunderten von Fällen sich bewährt haben, wirksame Evangelisten und Pastoren, so müssen wir sie ebenfalls dazu ausbilden. „Was du von mir gehört hast, das befiel treuen Menschen, die da tüchtig sind auch andere zu lehren". So schreibt Paulus an Timotheus und das ist meines Wissens der einzige Grundsatz für aggressive Missionarstätigkeit im Unterschiede von pastorierender Tätigkeit, welchen der Apostel angibt, ausgenommen den zusammenfassenden Satz: „Tue das Werk eines Evangelisten" (2. Tim. 4, 5).

Zur Beurteilung
der durch den japanisch-russischen Krieg geschaffenen Lage.

Pfarrer Schiller, Missionar des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, hat nach der Rückkehr von seinem Urlaubsaufenthalte in Deutschland nach Japan über die durch den russisch-japanischen Krieg geschaffene Lage sehr beachtenswerte Mitteilungen gemacht, die im wesentlichen mit den Anschauungen der Majorität der japanischen Missionare sich in Übereinstimmung befinden dürften[1]) und die ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten zu sollen glaube. Er schreibt:[2])

1) Vergl. Miss. Rev. 1904, 569: The Russo-Japanese war and Christian missions in the East, von dem Missionar Hulbert in Korea. Ebd. S. 689: The war and Christian work in Japan von Missionar Mac Nair in Tokio. Ebd. S. 698: The Japanese prime minister an the war and religions liberty in Japan. An interview with Count Katsura von Missionar Imbrie in Tokio. Auch Assembly Her. 04, 597. The Missionary 04, 386,

2) Z. M. R. 1904, 247.

„Zum zweiten Male hat uns ein deutscher Ozeandampfer dem fernsten Lande des Ostens zugetragen, wiederum wie vor neun Jahren ungewissen, kriegerischen Verhältnissen entgegen. Damals freilich war der Tag meiner Ankunft in Japan zugleich der erste Tag eines neugeschlossenen Friedens, den Japan dem niedergeworfenen Riesenreich China in Shimonoseki diktiert hatte. Heute wird das Ringen länger und furchtbarer sein; denn wenn auch der russische Koloß anscheinend auf tönernen Füßen ruht, so hat er doch ganz andere Machtmittel Japan entgegenzustellen, als einst China. Es ist merkwürdig, wie sehr man sich in Europa von dem Kriegsausbruch hat überraschen lassen, der doch längst unvermeidlich war. Schon vor neun Jahren, als durch die gemeinsame Intervention von seiten Rußlands, Frankreichs und Deutschlands Japan um einen Teil seiner Siegesbeute gebracht war und die Liaotung-Halbinsel an China zurückgeben mußte, hieß es in Japan allgemein, daß der nächste Krieg gegen Rußland gerichtet sein werde, und die Kriegsrüstungen begannen in großem Maßstabe. Und je mehr nun Rußland in der Mandschurei sich festsetzte, um so klarer war es, daß es zum Kriege kommen müsse, wie denn auch die japanischen Zeitungen kein Hehl daraus machten, während die Russen in unglaublicher Verblendung dabei verharrten, daß Japan nie den Mut zu einem Angriff finden würde, eine Anschauung, in der Rußland durch die Äußerungen der europäischen kontinentalen Presse nur bestärkt wurde. Aber die nationale Ehre Japans, die durch Rußland wiederholt verletzt war, verlangte den Krieg, ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung, da das Übergreifen der russischen Pläne nach Korea hin Japans Selbständigkeit und Ausdehnungs-Möglichkeit bedrohte; dazu kamen dann noch ideale Faktoren, die bei einem so sentimentalen Volke, wie es das japanische ist, eine wichtige Rolle spielen: das Gefühl der doppelten Verpflichtung, zunächst Korea und China gegen das skrupellose Vordringen Rußlands zu schützen und sodann beide Länder der modernen Kultur zuzuführen, deren Ausbreitung in Ostasien durch Rußlands Ausdehnungspolitik bedroht war.

Man hat uns oft gefragt, ob wir nicht lieber in so unruhigen Zeiten zu Hause bleiben wollten. Aber wir rechneten sicher auf zwei Dinge. Einerseits auf die Tüchtigkeit der japanischen Flotte, die es verhindern würde, daß das japanische Inselreich selber der Schauplatz des Krieges werden könnte, und sodann auf das eines Kulturvolkes würdige Benehmen der japanischen Bevölkerung auch in aufgeregten Zeiten. Gerade über den letzteren Punkt ist man sich vielfach in Europa leider immer noch nicht klar. Japan ist ein altes Kulturland und brauchte es nicht erst durch Übernahme europäischer Kultur zu werden; die letztere hat nur die schon vorhandenen starken Kulturkräfte vertieft und bereichert, aber nicht von Grund aus Neues geschaffen; das Neue liegt nur in den neuen Formen, die die japanische Kultur angenommen hat. Es geht also nicht an, Japan als den Parvenu unter den Nationen zu betrachten und als solchen zu verachten. Daß unsere kaufmännischen und industriellen Kreise in Japan einen unangenehmen Konkurrenten betrachten, ist unvermeidlich. Aber es empfiehlt sich doch wohl für die Folge, sich zu diesem Konkurrenten freundlicher zu stellen, wie es seiner Bedeutung entspricht. — —

Und nun die Ankunft in Japan selbst. Eigentlich war kaum etwas in

dem üblichen Bildeverändert ... Wenn Selbstbeherrschung ein Zeichen von innerer Bildung ist, so muß man das japanische Volk um dieser Eigenschaft willen bewundern. Man glaube darum aber nicht, daß die japanische Nation sich in Sorglosigkeit wiege. Sie weiß, daß es ein Kampf auf Leben und Tod ist, den sie führt, ein Kampf um die Grundlagen einer würdigen Existenz, aber sie geht diesem Kampfe mit einer großartigen Ruhe entgegen, entschlossen, alle Opfer zu bringen, welche nötig sind. Man weiß sehr wohl, daß der Krieg unendliches Leid in unzählige Familien bringen wird, aber eine japanische Mutter spricht zu ihrem Sohne wie jene spartanische der alten Sage: „Kehre zurück, entweder mit oder auf deinem Schilde," und jede Familie wird es sich zum Stolze anrechnen, wenn ein Glied auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland gefallen ist. Ja diejenigen, welche, in Kriegsgefangenschaft geraten, später heil zurückkehren werden, müssen einen harten Stand in ihrem Volke haben, denn es ist eine stolze japanische Sitte, lieber sich zu entleiben, als sich dem Feinde auszuliefern. Darum blutet aber doch auch manches japanische Herz vor Leid und Sorge, nur daß es mehr im Verborgenen getragen wird. Es ist rührend, die Frauen vom Lande zu sehen, welche mit Nadel und einem Streifen Baumwollstoff die Straßen der großen Stadt Kyoto durchziehen, um sich von tausend verschiedenen Jungfrauen je einen Faden einnähen zu lassen, um so für den fernen Sohn oder Gatten einen hagel- oder hiebsicheren Panzer herzustellen. Auch die Sorge für die Familien, welche durch den Krieg ihres Ernährers beraubt sind, wird in energischer Weise in die Hand genommen. In Kyoto haben vor allen Dingen die Christengemeinden eine energische Hilfsaktion in die Wege geleitet und die einzelnen Stadtviertel zu diesem Zwecke unter sich geteilt, und außerdem stricken und handarbeiten die Frauen unserer Gemeinde wie unzählige andere Japanerinnen unermüdlich für die Truppen im Felde, um ihnen ihr schweres Los zu erleichtern. Daß die Kriegführung der Japaner gegen Kombattanten und Nichtkombattanten eine humane ist, bedarf nach dem Vorhergesagten keiner Erwähnung mehr; jedenfalls ist die Gesittung im japanischen Heere größer als bei ihrem Gegner, bei Kosaken und sibirischen Truppen, von deren Zügellosigkeit in den japanischen Kriegsliedern schauerliche Dinge erzählt werden. Entspräche ein solches humanes Verhalten nicht schon der Höhe der japanischen Zivilisation, so würde doch schon der nationale Ehrgeiz, es den höchststehenden Kulturnationen gleichzutun, die Japaner zur Maßhaltung und Selbstbeherrschung auch dem Feinde und Schwachen gegenüber antreiben.

Es hat nicht an Befürchtungen gefehlt, daß der Krieg zwischen Japan und einer europäisch-christlichen Macht die fremdenfeindlichen und antichristlichen Instinkte im japanischen Volke entfesseln würde. Aber solche Befürchtungen haben sich bisher als grundlos erwiesen. Freilich verdient auch die japanische Regierung das Lob, dergleichen schon im Keime erstickt zu haben durch Erlasse gleich zu Anfang des Krieges an alle Bezirksregierungen, die denselben ihre Verantwortlichkeit für das Leben und die Behandlung der Ausländer einschärften, durch Verfügungen an sämtliche höheren und niederen Schulen, wodurch den Schülern ein höfliches Verhalten gegen die Ausländer eingeschärft wurde, durch Instruktionen an sämtliche Priester, Prediger und re-

ligiöse Lehrer, buddhistische, shintoistische und christliche, wodurch dieselben an ihre Pflicht gemahnt wurden, ihren Pfleglingen einzuprägen, daß Japan ein Land mit völliger Religionsfreiheit sei und daß jede Art von religiöser Intoleranz mit dem Staatsgrundgesetz sich nicht vertrüge. Einen schweren Stand hat natürlich die griechisch-katholische Missionskirche in Japan, da es auch hierzulande Toren gibt, die dieser Kirche russische Interessen vorwerfen. Aber auf der japanischen Synode dieser Kirche wurde doch beschlossen, den verdienten russischen Bischof Nikolai zu ersuchen, mit seinen Gehilfen ruhig im Lande zu bleiben und seine religiöse Arbeit weiter zu treiben. Interessant ist auch das zweistündige Interview, das der amerikanische Presbyterianer-Missionar Dr. Imbrie mit dem Premierminister Graf Katsura im Laufe des Mai über die sogenannte „gelbe Gefahr" hatte (vgl. Japan Times vom 28. Mai 1904), worin der Minister ausführlich die oben dargelegten Grundsätze und Instruktionen der Regierung erörterte und besonders auch darauf hinwies, daß im Heer und in der Flotte, in hohen und niederen Stellungen, viele Christen sich befänden (z. B. Kontre-Admiral Uryo), daß christliche Literatur ungehinderten Zugang zu den Lazaretten habe, daß eine verhältnismäßig große Anzahl von Krankenpflegerinnen Christen seien, und daß ein Arrangement getroffen sei, wonach sechs amerikanische und englische (protestantische) Missionare und ebenso viele japanische Geistliche als Seelsorger die Truppen nach der Mandschurei begleiten könnten — die Transportkosten trägt die Heeresverwaltung (!). Zum Überfluß fand noch am 16. Mai in Tokyo eine Versammlung von Vertretern der verschiedenen Religionen, hauptsächlich Buddhisten und Christen statt, welche erklärten, daß der jetzige Krieg nichts zu tun habe mit den Verschiedenheiten von Religion und Rasse, welche die russischen Zeitungen im Anfange des Krieges geflissentlich betonten, um dadurch gegen Japan Stimmung zu machen. Man sieht aus alledem, wie ängstlich das offizielle und nichtoffizielle Japan bemüht ist, allen Anschein zu vermeiden, als ob es nicht mit beiden Füßen auf dem Standpunkt der modernen Zivilisation stehe.

Auf der Reise nach Ostasien wurde mir innerhalb und außerhalb Europas, besonders aber in Shanghai, immer wieder entgegengehalten, daß Japan nach einem siegreichen Kriege im Übermaße seines Stolzes alle Europäer aus seinen Reichsgrenzen vertreiben würde. Wer so urteilt, kennt das wirkliche Japan nicht. Daß nach einem siegreichen Kriege die Japaner mit neuem Eifer sich auf die Weiterentwicklung ihrer Industrie und die Ausdehnung ihres Handels legen werden, ist selbstverständlich. Aber es ist das ihr gutes Recht und hat mit Fremdenfeindlichkeit nichts zu tun. Man vergesse doch nicht, daß Japan für die offene Tür in Korea und Nordchina kämpft, und daß die Früchte seines Sieges allen Kulturnationen zugute kommen werden. Man vergesse aber vor allem nicht, daß Japan ein Kulturstaat im modernen Sinne ist mit modernen Anschauungen in Politik und Religion, daß also ein Zurück zum alten Exklusivismus für Japan ebenso unmöglich ist, als z. B. für das deutsche Reich ein Rücksinken in mittelalterliche Zustände trotz des Zentrums, der Jesuiten und der Marianischen Kongregationen. Man sollte es endlich auch in Deutschland einsehen. England hat durch sein Bündnis mit Japan bewiesen,

daß es die Kulturstellung Japans anerkennt und dadurch ein starkes Dankbarkeitsgefühl im japanischen Volke hervorgerufen; Amerika hat schon jahrzehntelang keine Gelegenheit versäumt, seine Sympathien für Japan zu bezeigen und die Ankunft von amerikanischen Krankenpflegerinnen zur Unterstützung der Tätigkeit des japanischen Roten Kreuzes hat große Begeisterung für Amerika wachgerufen — den Gewinn werden auch die amerikanisch-englischen Missionen davontragen.

Eine ruhige Betrachtung der Verhältnisse müßte eigentlich jeden überzeugen, daß ein Sieg Japans über Rußland von unendlichem Segen für die Entwicklung Ostasiens sein wird. Denn dadurch würde mit einem Schlage Ostasien, Korea und China definitiv der europäischen Kultur erschlossen. Japan vertritt eine konstitutionelle Staatsverfassung, Rußland den Absolutismus; Japan vertritt die Aufschließung Ostasiens für ungehinderten Welthandel, Rußland möchte Korea und die Mandschurei für andere verschließen, sowie es ja auch die amerikanischen Konsuln für die Mandschurei nicht zuließ. Japan vertritt allgemeine Volksbildung (schon jetzt besuchen 88,05 Prozent aller schulpflichtigen Kinder, und zwar 93,78 Prozent aller Knaben und 81,08 Prozent aller Mädchen den Unterricht), wie jämmerlich es mit der russischen Volksbildung bestellt ist, weiß jedermann; Japan vertritt Religionsfreiheit, Rußland läßt nur die Missionstätigkeit der griechischen Kirche zu und gefährdet die blühenden protestantischen Missionen in Korea und der Mandschurei. Um bei dem letzten Punkte zu verweilen: ein Sieg Japans läßt einen mächtigen Aufschwung der protestantischen Missionstätigkeit in ganz Ostasien erwarten. Machten sich doch die japanischen Christen selbst schon auf, um selbständig in den Nachbarländern Mission zu treiben. Der erste Japaner, der als Missionar nach Korea gehen soll, ist schon gewählt. Man denke sich, was für ein wichtiger Faktor in der Missionsgeschichte Chinas und Koreas es werden muß, wenn das aufstrebende Japan, das vor noch nicht langer Zeit auf einem ähnlichen Standpunkt der Christentumsfeindschaft stand, wie diese beiden Länder, selber seine Friedensboten sendet und missionarischen Einfluß ausübt!

Das sind natürlich noch Zukunftsträume, aber eine große Wandlung scheint sich doch jetzt in Ostasien zu vollziehen. Nicht nur, daß eine neue Weltmacht mit jugendlicher Frische auf den Plan tritt, nicht nur, daß eine große eigenartige Kulturwelt, die ein Drittel der Menschheit umfaßt, sich der westlichen Kultur, der das zweite Drittel angehört, immer mehr annähert, es kommt auch ein neuer Impetus in die protestantische Mission Ostasiens, vor der sich eine weite Perspektive der schönsten Aussichten auftut. Wir wissen, daß am letzten Ende doch alles an Gottes Segen gelegen ist. Aber wir deutschen evangelischen Christen sollten uns doch an dieser Wende der Zeiten für die Völker Ostasiens ernstlich die Frage vorlegen, ob wir nicht bei der Neuordnung der Dinge in missionarischer Beziehung energischer eingreifen müßten, als es bisher der Fall gewesen ist."

Missionsrundschau.

Japan III.

Von P. Friedrich Raeder.

Die kanadischen Methodisten arbeiten in Mittel-Hondo (Tokio, Schizuoka, Kanazawa u. a.) in 5 Distrikten. Die meisten Gemeindeglieder (416) hat die Gemeinde in Kofu, sowie die Azabu-Gemeinde in Tokio (380). Die Arbeit ist überwiegend evangelistisch. Doch besteht in Tokio auch ein Kollege, das Toyo Eiwa Gakko, verbunden mit theologischem Seminar, das wohl demnächst in dem zu gründenden gemeinsamen methodistischen Seminar aufgehen wird. — Die evangelische Gemeinschaft hält allein Tokio mit amerikanischen Missionaren besetzt und zählt (1903) 11 organisierte Gemeinden mit 1022 Kirchengliedern. Das Predigerseminar in Tokio mußte einige Jahre lang wegen Fehlens von Applikanten geschlossen bleiben, bis es 1900 wieder mit 3 Studenten eröffnet werden konnte. Die Gründung einer Bibelfrauen-Schule ist in Aussicht genommen. Merkwürdigerweise steht diese Denomination dem Plane eines organischen Zusammenschlusses aller methodistischen Kirchen in Japan ablehnend gegenüber. Die letzte Generalkonferenz der Kirche (in Berlin, Ontario, im Oktober 1903) erklärte die Ausführung dieses Planes für „nicht vorteilhaft“ für das Missionswerk. Die Gründe sind leider aus dem Bericht nicht zu ersehen (Verhandl. d. 23. Gen.-Konf. der Ev. Gem. 1903, 22 f., 107. 108). — Die protestantischen Methodisten (Methodist Protestant Church) arbeiten in Mittel-Hondo in den Distrikten Tokio, Schizuoka und Nagoya mit (1902) 619 Gemeindegliedern und einem Kollege (in Nagoya). Weil aber letzteres keinen akademischen Kursus besitzt und darum lediglich als Vorbereitungsschule für höhere Lehranstalten gilt, so wechselt der Schülerbestand zu oft, als daß die christliche Erziehungsarbeit an ihnen recht zur Geltung kommen könnte. Darum erwog man schon die Frage, ob die Schule nicht lieber geschlossen werden sollte, entschied sich aber schließlich für Fortführung der Arbeit (Meth. Prot. Ch. Rep. 1901, 9. 31). In den Gemeinden machten sich eine Zeitlang die Einflüsse der Lehren Dowie's, des bekannten amerikanischen „zweiten Elias“, ziemlich stark geltend, doch kann diese Gefahr jetzt als überstanden angesehen werden (ibid. 24. 26). Die Wirksamkeit von Missionar Murphy-Nagoya, des mutigen Bekämpfers der Prostitution in Japan, ist bereits in dem einleitenden Artikel (1904, 262) erwähnt worden.

Die südlichen Methodisten haben sich die östliche Hälfte von Hondo und das gegenüber liegende Schikoku, teilweise auch Kiuschiu als Arbeitsfeld erwählt. Die Hauptstation ist Kobe, wo sich das Kwansei Gakuin (Akademie und theologisches Seminar) befindet. In Hiroschima ist eine höhere Mädchenschule mit Musikabteilung. Der Ausbildung von Bibelfrauen dient die Lambuth Memorial School in Kobe. Die Zahl der Gemeindeglieder in 3 Distrikten und 14 circuits betrug (1903) 855. — Die „Vereinigten Brüder in Christo“, welche früher nur in Tokio eine Hauptstation besaßen, sind nun, nachdem Missionar Knipp an die Doschischa berufen worden ist, auch in Kioto

vertreten (The Search Light 1903, 276). In der kurzen Zeit ihres Wirkens in Japan haben sie 130 Kirchenglieder gesammelt. — Endlich haben die freien Methodisten (Free Methodist Church), die früher auf der Insel Awaji gegenüber Kobe) einen einheimischen Pastor Kawabe unterhielten, zwei verheiratete amerikanische Missionare nach Japan gesandt. Während einer sich in Sumoto auf Awaji niedergelassen, bleibt der andere in Osaka (Free Meth. Ch. Ann. Minutes 1903, 282).

Die Anglikaner haben ganz Japan in 6 Bistümer eingeteilt, von denen zwei (Kioto und Tokio) der amerikanischen, vier den englischen Missionen (Süd-Tokio und Osaka der S. P. G., Kiuschiu und Hokkaido der C. M. S.) angehören. Der bereits 1898 von der Kioto-Diözese abgetrennte, aber zunächst noch vom amerikanischen Bischof von Kioto mitverwaltete amerikanische Missionsdistrikt Tokio hat 1900 in der Person des Missionars Partridge (bis dahin Leiter des amerikanischen Kollege in Wutschang, China) einen eigenen Bischof erhalten (Prot. Ep. Rep. 1900, 165 f. Spirit of Missions 1900, 217 ff.), so daß nun zwei anglikanische Bischöfe in Tokio residieren. Man hofft aber in der näheren oder ferneren Zukunft Tokio zum Sitze eines einheimischen japanischen Bischofs machen zu können. Die 7. Synode der Nipon Sei Kokwai 1902 hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt und bereits ein Comité zur Beschaffung und Verwaltung eines Fonds zu diesem Zweck gewählt (Spirit of Missions 1902, 498 ff. C. M. S. Proc. 1902—1903, 383 f.).

Die älteste der in Japan arbeitenden anglikanischen Missionen, ja die älteste aller protestantischen Missionen in Japan, die Protestant Episcopal Church in U. S. A., hat zwei von einander durch die dazwischenliegende englische Süd-Tokio-Diözese räumlich getrennte Arbeitsgebiete. Die nördliche Mission (die östliche Hälfte von Hondo umfassend) mit (1903) 1184 Kommunikanten hat ihren Schwerpunkt in Tokio. In der Stadt und Umgebung befinden sich 7 Kirchen und Kapellen, darunter die Dreifaltigkeits-Kathedrale im Stadtteil Tsukiji. Die Gemeinden an anderen Orten sind sehr klein, nur Aomori hat mehr als 50 Kommunikanten. Die Anstalten dieser Mission konzentrieren sich gleichfalls alle in der Hauptstadt: Das theologische Seminar (Trinity Divinity and Catechetical School), das St. Pauls-Kollege (das neuerdings nach Hinzufügung einer postgraduate class direkt zum Eintritt in die Universität vorbereitet: Rep. 1903, 183), das Mädchen-Kollege (St. Margaret's School, deren akademischer Kursus gleichfalls durch Hinzufügung einer Klasse erweitert worden ist: Rep. 1903, 187), ferner ein Waisenhaus (im Vorort Oji), sowie ein Hospital (St. Luke's Hospital), das anfänglich, nur von einem eingeborenen Arzt geleitet, keineswegs seiner Bestimmung entsprach und zeitweilig geschlossen blieb, bis es 1900 in Dr. Teusler einen tüchtigen Leiter gewonnen hat. Dieses Hospital erweist namentlich den besser situierten Japanern und Fremden gute Dienste. Damit ist seit 1902 auch ein Kursus für japanische Krankenpflegerinnen verbunden (Prot. Ep. Rep. 1899, 183. 1900, 198. 1901, 210. 1903, 184. Spirit of Mission 1903, 220 ff.). Ein Ladies Institute in Tokio ist jetzt finanziell unabhängig, wird jedoch auch weiterhin im Geiste der Mission geleitet. Wie lange die anderen erwähnten Missionsschulen noch in

Abhängigkeit von der Mission bleiben werden, scheint recht ungewiß. Bezeichnend ist es, daß die Absicht der Mission, eine amerikanische Missionsdame mit der Oberleitung der Margaret School zu beauftragen, auf so energischen Widerstand bei den beteiligten japanischen Kreisen gestoßen ist, daß man davon Abstand nehmen mußte (Prot. Ep. Rep. 1902, 227 f.). Aus dem St. Paul's Kollege vernehmen wir die Klage, daß es seit Einführung der neuen Schulgesetze der Schule viel schwerer falle, die Schüler christlich zu beeinflussen; da Religion nur außer den Schulstunden gelehrt und niemand zum Besuch der Religionsstunden genötigt werden darf, seien die Tagschüler nicht immer zu erreichen (ibid. 1903, 227 f.). Um so mehr nimmt man sich der japanischen Studentenwelt an. In Tokio hat die protestantisch-bischöfliche Mission 1902 ein Church Home in der Nähe der Universität gegründet, mit Lesezimmer und Unterhaltungsräumen, um den Verkehr von christlichen Japanern und Fremden mit den japanischen Studenten zu vermitteln (ib. 1903, 179, 227). — In der Kioto-Diözese (717 Kommunikanten in 34 Gemeinden) hat die Mission an ihren höheren Schulen wenig Freude erlebt und allein die höhere Mädchenschule, die St. Agnes School in Kioto, bleibt in Verbindung mit der Mission als ein schätzenswerter Faktor der Christianisierungsarbeit. Mit dem Ladies Institute in Osaka hat jede Verbindung aufgehört, und zwar wegen tiefgehender Differenzen mit dem eingeborenen Gründer und Leiter der Anstalt, Differenzen, welche allem Anschein nach speziell den christlichen Charakter der Schule betrafen (Prot. Ep. Rep. 1899, 177. 205; diese Nachricht kommt übrigens etwas überraschend, nachdem noch im Rep. 1898, 221 von der „tüchtigen Leitung" des „devoted principal" die Rede war!). Die Mittelschule in Nara ist geschlossen worden, nachdem sie (unter japanischer Leitung) ihren christlichen Charakter eingebüßt hatte (ib. 1899, 183. 205. 1901, 214. 238). Auch diese Diözese hat ein gutes Missionshospital (St. Barnabas-Hospital in Osaka). Die evangelistische Tätigkeit wird in beiden Missionen eifrig betrieben, einige neue Punkte sind mit amerikanischen Kräften besetzt worden. Arbeitermangel bildet auch hier ein Hindernis für die energischere Ausdehnung des Werkes und man hat sich schon zu einer Erhöhung der Pastorengehälter genötigt gesehen (ib. 1899, 205. 1903, 230).

Eine weit ausgedehnte und erfolgreiche Arbeit wird von der Church Miss. Society auf West-Hondo (einschließlich eines Teils von Schikoku), Kiuschiu und Hokkaido getan. Die C. M. S. erhebt keinen Anspruch darauf, mit den anderen Missionen im höheren Schulwesen zu konkurrieren. Große Lehranstalten, wie die vorhin genannten, besitzt sie gar nicht, nur einige gewöhnliche Kostschulen für Knaben und Mädchen werden unterhalten. Um so mehr wird auf dem Gebiet der Heidenpredigt geleistet. Verhältnismäßig groß ist die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte: 1903 kamen auf 30 Missionare 46 weibliche Missionsarbeiterinnen. Der Frauenmission wird also viel Aufmerksamkeit zugewandt, aber auch Bibelkurse für junge Männer werden vielfach in Japan von Damen geleitet. Die große Zahl der verfügbaren Kräfte setzt dafür auch die Mission in Stand, die verschiedensten Zweige der evangelistischen Tätigkeit in Angriff zu nehmen. Wir hören von Bibelklassen für Studenten, Polizeibeamte, Krankenpflegerinnen, Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen. Ra-

mentlich daß man sich der Fabrikarbeiter annimmt, ist mit Freuden zu begrüßen. Diese Leute, welche tagüber 12 Stunden auf den Fabriken arbeiten, und jede zweite Woche während der Nachtstunden (C. M. S. Proc. 1902—03, 390 f.), haben bis jetzt noch sehr wenig Fürsorge erfahren. Sehr zeitgemäß ist auch die Gründung eines Pensionats für junge Mädchen der besseren Stände in Tokio, in welchem Schülerinnen der höheren Regierungsschulen, namentlich der Pearesses School und der höheren Mädchenschule, aufgenommen und verpflegt werden (C. M. S. Proc. 1898—99, 386. 1901—02, 413). Denn seitdem der Religionsunterricht aus den Schulstunden verbannt ist, muß um so mehr Gewicht auf solche christliche Erziehungsanstalten gelegt werden, in welchen die Zöglinge sich dauernd in christlicher Atmosphäre aufhalten. Liebliche Zweiglein am Baume der christlichen Barmherzigkeit sind: Das Aussätzigenasyl in Kumamoto mit etwa 25 Insassen, die kleine Blindenschule in Gifu, in der etwa 15 blinde Knaben und Mädchen von einem gleichfalls blinden Katechisten unterrichtet werden und welche sich auch besonders der Sympathien japanischer Kreise sowie deren materieller Unterstützung erfreuen darf, sowie ebendaselbst ein Heim für entlassene Sträflinge (C. M. S. Proc. 1899—1900, 440. — 1901—02, 415. 1902—03, 398. — 1901—02, 415 f. 1902—03, 399 f.). Von besonderem Interesse ist endlich die Arbeit unter den eingeborenen Stämmen der Lu-tschu- (Riu-Kiu-) Inseln und Hokkaidos. Auf den ersteren wurde anfänglich nur von Kagoschima aus gearbeitet, da das ungesunde Klima die dauernde Stationierung eines europäischen Missionars oder auch eines japanischen Geistlichen dort nicht ratsam erscheinen ließ. Doch hat sich ein japanischer Geistlicher der Kirchlichen Mission seitdem für die wenig lockende Stelle freiwillig gemeldet und ist seit 1898 in Nafa stationiert. Eine einheimische Bibelfrau arbeitet in Okinawa. Sowohl Japaner als Eingeborene erweisen sich als recht zugänglich, und der erfreuliche Eingang ermutigt dazu, dort eine höhere Mädchenschule zu gründen (C. M. S. Proc. 1898—99, 393. 1899—1900, 436. 1900—01, 482). Bekannter ist, namentlich durch die Veröffentlichungen des eifrigen Missionar Batchelor, die Mission unter den Ainu auf Hokkaido. Sie wird auch ferner von der C. M. S. eifrig gepflegt, und es besteht unter sämtlichen auf der Insel arbeitenden evangelischen Missionen ein stillschweigendes Übereinkommen, nach welchem sämtliche Ainu-Katechumenen der C. M. S. zugewiesen werden. Aber die immer weiter auf der Insel vordringende japanische Kultur hat auch dieses weltabgeschiedene eigenartige Völkchen nicht unbeeinflußt gelassen. Nicht nur sind die Ainu im Aussterben begriffen (es sollen ihrer nur noch etwa 16000 Seelen vorhanden sein), sondern der Rest beginnt sich immer mehr dem japanischen Volkstum zu assimilieren. Auch die Ainu-Sprache weicht der japanischen. Missionar Batchelor, der sich um diese Sprache besondere Verdienste erworben, indem er sie zur Schriftsprache erhoben und mehrere Teile der heiligen Schrift in dieselbe übersetzt hat, meint selbst, daß es nicht mehr nötig sei, in der Ainu-Sprache zu lehren (C. M. S. Proc. 00—1901, 486). Auch unter der durch Einwanderung ständig zunehmenden japanischen Bevölkerung Hokkaidos hat die C. M. S. eine *achtungswerte* Mission. In Hakodate ist ein Hospital mit ca. 50 Betten und

ein Magdalenium. Bemerkenswert ist, daß diese Mission hier bei der Durchführung des self-support eine besondere, von der Praxis der anderen Denominationen abweichende Methode verwendet. Während bei den Kongregationalisten und Presbyterianern die sich selbst unterhaltenden Gemeinden ihren Predigern die Gehälter selbst auszahlen, müssen die mit der C. M. S. verbundenen Hokkaido-Gemeinden ihre Beiträge in eine besondere Zentralkasse (der Hokkaido Pastoral Aid society) fließen lassen, welche die Gagierung der Pastoren besorgt. Dadurch wird es vermieden, daß die Pastoren in unmittelbare Abhängigkeit von ihren Gemeinden gebracht werden, was bekanntlich in Japan große Unzuträglichkeiten mit sich bringt, häufigen Predigerwechsel und lange Vakanzen. Aber diese verhältnismäßig unabhängige Stellung ihrer Pastoren will den Gemeinden nicht recht gefallen, denn am liebsten möchten sie alle älteren Pastoren baldigst los werden und statt dessen junge Leute anstellen, die in England oder Amerika gewesen sind (C. M. S. Proc. 1902—03, 406 f.). Mit den Arbeitern anderer Denominationen sucht die C. M. S. im Unterschied von ihrer sich mehr abseits haltenden hochkirchlichen Schwestergesellschaft, der S. P. G. (wie auch der Prot. Episc. Church), freundschaftlich-brüderlichen Verkehr zu pflegen. Besonders auf Hokkaido arbeitet die C. M. S. in bestem Einvernehmen mit den anderen Denominationen. In Hakodate pflegen die einheimischen Pastoren der presbyterianischen, methodistischen und anglikanischen Kirchen sogar regelmäßig einmal monatlich die Kanzeln zu tauschen. Seit 1901 versammeln sich auf Anregung des Bischofs Fyson sämtliche evangelische Missionsarbeiter Hokkaidos zu einer gemeinsamen Konferenz (ibid. 1901—02, 423 f.)

Ähnlich wie die C. M. S. beschränkt auch die hochkirchliche Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.) ihre Tätigkeit in den Diözesen Süd-Tokio und Osaka fast ausschließlich auf Gemeindepflege und Evangelisation. In ersterer Diözese hatte sie Ende 1902 in Tokio und anderen 13 Ortschaften 1170 Getaufte und 606 Kommunikanten, in letzterer in 6 Orten (größte Gemeinde — 108 Kommunikanten — in Kobe) 456 Getaufte und 221 Kommunikanten. — Hochkirchlich sind auch die von der St. Pauls-Gilde in England unterhaltenen Missionen der St. Andreas-Bruderschaft und der St. Hilda-Schwesternschaft (St. Andrew's University Mission und St. Hilda's Mission), beide in Tokio. Das von der ersteren Mission begründete theologische Seminar ermangelt der Aspiranten, und die Räume dienen zur Zeit als Studentenkonvikt für Zöglinge japanischer höherer Schulen in Tokio. Ihre eigene Schule (St Andrew's Boys' School) kann die Schüler bloß für eine japanische Mittelschule vorbereiten. Am großen japanischen Kolleg, dessen Gründer der nun schon verstorbene namhafte japanische Moralist Fukuzawa ist, sorgt die Mission für englischen Unterricht und veranstaltet für die Schüler Bibelkurse im benachbarten Kirchenhause. Die St. Hilda-Schwesternschaft hat ein „Home for Mission Women" zur Heranbildung von einheimischen Missionshelferinnen, eine Schule für Mädchen aus höheren Ständen, eine Handarbeitsschule, sowie ein Waisenhaus, welches sich in hochkirchlichen Kreisen in England vieler Sympathien erfreut. Das St. Andrew's House in Tokio bildet aber auch das Zentrum evangelistischer Arbeit in der Stadt, sowie in fünf Distrikten in der Umgebung Tokios, während die St. Hilda-Schwesternschaft

ebendaselbst an der Frauenwelt arbeitet. Auf den Bonin-Inseln nimmt sich die St. Andreas-Bruderschaft einer kleinen Kolonie von englisch redenden Ansiedlern verschiedener Nationalität an, welche 1875 mit dem Übergang der Inseln in den Besitz Japans japanische Untertanen geworden sind, sowie der von diesen Einwanderern und japanischen Frauen stammenden Mischlinge (Missions in the Dioc. of South Tokio, Ann. Rep. 1901, 17 ff.; vgl. Official Year Book of the Ch. of Engl. 1904, 275. — „The Christian Movement", pag. 97 ff.). — Die anglikanische Kirche von Kanada arbeitet im mittleren Teil der Insel Hondo. Von kanadischen Missionsarbeitern finde ich 1901 besetzt: Matsumoto, Ujeda und Nagano in der Provinz Nagano und Naoetsu in der Provinz Niigata. Die Arbeit scheint vorwiegend evangelistischen Charakter zu tragen. Näheres über dieselbe ist mir jedoch nicht bekannt. — Zu erwähnen ist endlich, ehe wir von den anglikanischen Missionen Abschied nehmen, der Tod zweier wohlverdienter Missionare, der Archidiakonen Warren von der C. M. S., gestorben den 8. Juni 1899, und Shaw von der S. P. G., gestorben im März 1902 (C. M. S. Proc. 1899—1900, 414 f. S. P. G. Rep. 1901, 112).

Der baptistischen Gruppe gehören die Missionen folgender amerikanischer Denominationen an: 1) Der amerikanischen (nördlichen) Baptisten (Amer. Baptist Miss. Union), s. 1872; 2) der Campbelliten (Disciples of Christ), s. 1883; 3) der „Amerikanischen Christlichen Kirche" (Amer. Christian Convention), s. 1887; 4) der südlichen Baptisten (Southern Baptist Convention), s. 1889.

Die (nördlichen) amerikanischen Baptisten haben ihre Stationen, welche Mittelpunkte für die weit ausgedehnte und eifrig betriebene Heidenpredigt bilden, auf Hondo und Hokkaido zerstreut. Außer Tokio und Yokohama sind Mito und Sendai an der nordöstlichen Küste besetzt. Weitere Zentren sind Osaka und Kobe. Ganz isoliert liegt die Station Schimonoseki an der südwestlichen Spitze von Hondo. Auf Hokkaido endlich gibt es Hauptstationen in Nemuro und (seit 1901) Otaru. Von den (Anfang 1903) 2157 Gemeindegliedern entfallen auf die erste Gruppe von Missionsstationen 1440 (die Gemeinden des Tokio- und des Yokohama-Bezirks allein zählen 477 bezw. 513 Glieder, Sendai 357), auf Osaka und Kobe 511 Glieder, auf Schimonoseki 110, während auf Hokkaido erst 96 Gemeindeglieder gesammelt worden sind. Die einzige höhere Lehranstalt dieser Mission ist die Duncan Academy in Tokio. Auf den christlichen Charakter dieser Schule wird großes Gewicht gelegt und aus diesem Grunde hat man bis jetzt auf den Besitz staatlicher Rechte verzichtet. Die Zahl der Schüler ist freilich infolge dessen nicht groß: 1902 wurde die Akademie von durchschnittlich nur 70 Schülern besucht und 6 bestanden ihr Schlußexamen (Am. Bapt. Rep. 1900, 171. 1903, 226). Dafür bildet aber diese Schule einen sehr geeigneten Unterbau für das in Yokohama befindliche Predigerseminar, in welchem, im Unterschied von den meisten anderen Seminaren, die ausländischen Missionare ihre Position nicht aufgegeben haben zu gunsten der einheimischen Lehrkräfte. Sie befolgen damit den Rat des greisen Missionars Davis vom amerikanischen Board, welcher gesagt haben soll: „Behaltet nur eure Missionare im theologischen Seminar, so lange

ihr irgend könnt!“ Und damit scheinen sie ganz gut zu fahren. Wenigstens sollen ihre Prediger von der liberalen Theologie am wenigsten angekränkelt sein (Am. Bapt. Rep. 1903, 219 f.). Die Frauen-Missionsgesellschaft unterhält Mädchen-Kostschulen in Tokio, Yokohama und Himeji, sowie mehrere Kindergärten. Ein interessantes Missionszentrum der Baptisten ist **Kobe**. Von dort aus werden die Lu-tschu-Inseln von amerikanischen Missionaren zum Teil auf längere Zeit (Am. Bapt. Rep. 1900, 174. 1901, 181) besucht. Naha ist die Station eines japanischen Evangelisten. Ungleich bedeutender und hoffnungsvoller ist das 1899 von den Baptisten in Angriff genommene Werk auf den **Inseln des japanischen Binnenmeeres**. Die bis dahin kaum beachteten zahlreichen Inseln, welche zwischen den größeren (Hondo, Schikoku und Kiuschiu) zerstreut liegen, mit ihrer nicht unbedeutenden Bevölkerung, werden jetzt von einem zu diesem Zweck gebauten Dampfer „Fukuin Maru“ („Frohe Botschaft“ — das erste „Missionsschiff“ in Japan!) regelmäßig besucht. Der Leiter dieser Mission, Kapitän Bickel, scheint der rechte Mann für diese Arbeit zu sein. Durch seine interessanten, packenden Berichte versteht er auch die heimatliche Missionsgemeinde für das neue Unternehmen zu gewinnen. Man hat es in dieser Inselwelt mit Leuten zu tun, welche, abgesehen von wenigen, die auf Reisen mit dem Christentum in Berührung gekommen sind, vom Evangelium überhaupt noch nichts gehört haben. Die verhältnismäßig abgeschlossene Lage der Inseln bringt es mit sich, daß deren Bewohner in der Kultur etwas zurückgeblieben sind und auch das Heidentum hier einen ursprünglicheren Charakter trägt. Tempel und Götzenbilder sind überaus zahlreich, aber ebenso auch Zaubermittel und Amulette. Der Predigt gegenüber erweisen sich die Leute zugänglich. Den Predigern fehlt es nicht an Zuhörern, Hausbesuche werden freundlich aufgenommen und zahlreiche Besucher kommen an Bord des Schiffes. Natürlich darf man sich von solchen flüchtigen Besuchen, wie sie das Missionsschiff den einzelnen Inseln abstatten kann, nicht allzuviel bleibenden Erfolg versprechen. Darum sollen zunächst drei Distrikte gebildet werden mit je einem von einem japanischen Evangelisten zu besetzenden Zentrum auf einer größeren Insel. Die regelmäßigen Touren des Missionsschiffes sollen es dem betreffenden Evangelisten ermöglichen, sämtliche Dörfer seines Distriktes an Bord des Dampfers regelmäßig zu besuchen, während er in der übrigen Zeit in seiner Station einen festen Ausgangspunkt für die Arbeit in der näheren Umgebung besitzt. So ist auch unter den hier obwaltenden eigentümlichen Verhältnissen Stationsarbeit und Reisepredigt zweckmäßig kombiniert. Allerdings wird es wohl bei diesen drei geplanten Stationen nicht bleiben dürfen, von denen bis 1903 erst zwei besetzt waren. (Am. Bapt. Rep. 1900, 175 ff. 1901, 182 ff. 1902, 183 ff. 1903, 230 ff. Bapt. Miss. Magazine 1901, 629 f.)

Von den übrigen baptistischen Missionen hat die der **Campbelliten** oder „Jünger Christi“ (Disciples of Christ) die meisten Christen gesammelt. An 16 Orten sind es (1903) 992 Kommunikanten. Von amerikanischen Missionaren sind Tokio, Akita, Sendai und Osaka besetzt. In Tokio und Akita sind auch die größten Gemeinden (441 bezw. 104 Kommunikanten). Schularbeit wird nur in Tokio getan. 20 Jahre ist man auch ohne Predigerseminar

ausgekommen, doch länger wollte es so nicht gehen. So ist denn im Februar 1903 in Tokio eine Bibelschule (Drake College) eröffnet worden (The Missionary Intelligencer 1902, 331 f. 1903, 378). — Die „Christliche Kirche" (American Christian Convention) hat in Japan zwei Missionsfelder mit Zentren in Tokio und Sendai mit zusammen 413 Kgl. In Tokio unterhält sie ein Seminar zur Ausbildung von Evangelisten und Bibelfrauen. Der Sendai-Distrikt ist der größere mit 5 organisierten Gemeinden und 15 Außenstationen. Eine dritte Station als Bindeglied zwischen dem nördlichen und südlichen Arbeitsfelde (voraussichtlich in Utsonomiya) soll gegründet werden (The Christian Missionary X, 7. The Christian Annual 1904, 21 ff.). — Die kleine Mission der südlichen Baptisten, welche auf Kiuschiu arbeitet, hat es (1903) nur erst auf 120 Kirchenglieder gebracht.

Von den übrigen in Japan arbeitenden evangelischen Missionen lassen sich noch einige in ein paar mehr oder weniger einheitliche Gruppen zusammenfassen, während ein Rest noch übrig bleibt, der sich in keiner besonderen Gruppe unterbringen läßt. Sind auch die meisten dieser Missionen von geringerer Bedeutung, so wird es sich doch empfehlen, auch die kleinsten, meist wenig bekannten Missionen, wenigstens diesmal nicht völlig mit Stillschweigen zu übergehen, da auch ihre Kenntnisnahme zur Vervollständigung des bunten Gesamtbildes der vielgestaltigen evangelischen Missionsarbeit in Japan notwendig scheint. Aber meist können wir oder müssen sogar (in Anbetracht der oft nur spärlich fließenden Quellen) uns sehr kurz fassen.

Zunächst mögen die Lutheraner mit ihren drei kleinen Missionen hier Erwähnung finden, welche sämtlich Kiuschiu sich zum Arbeitsfeld erkoren haben und miteinander in engerer Verbindung stehen. Die Vereinigte lutherische Synode im Süden (United Synod of the Ev.-Luth. Church in the South), seit 1892 in Japan, unterhält 3 verheiratete Missionare in Saga (dieses der eigentliche Mittelpunkt) und Kumamoto, wo besonders unter den zahlreichen Studenten gearbeitet wird; 1902 zählte man 117 Getaufte (Miss. Rep. Un. Synod of the Ev.-Luth. Ch. in the South 1900–02). In engem Zusammenhang mit dieser Mission arbeitet die Vereinigte dänische lutherische Kirche in Amerika, welche einen von der erstgenannten Synode ausgesandten Missionar (Winther) übernommen hat. Missionar Winther, zuerst in Saga, ist 1901 nach Kurume gegangen und arbeitet dort selbständig mit einem Evangelisten (ibid. p. 17 f. Lögstrup, Nordiske Missionaerer 1902, 31 f.). Eine finländische Gesellschaft (Lutherska Evangeliiföreningen) hat einen verheirateten Missionar in Nagasaki (seit 1900) und eine Missionarin in Saga (Lögstrup, p. 25). — Eine vierte lutherische Mission, die der norwegisch-amerikanischen Lutheraner (Synoden for den norsk ev.-luth. Kirke i America) ist, nachdem ihr Missionar Birkelund (seit 1892 in Japan) seine (ärztliche) Missionsarbeit in Tokio wegen Erkrankung seiner Frau hat aufgeben müssen, zeitweilig aufgehoben (Beretning om det 26de Synodemöde 1902, II, 31. Ber. om Femtiaars-Jubilaeet 1903, I, 177).

Eine Gruppe für sich bilden auch die sogenannten liberalen Missionen, unter denen der Allg. evangelisch-protestantische Missionsver-

ein den größten Einfluß ausübt und als einzige in Japan arbeitende deutsche Missionsgesellschaft unser besonderes Interesse beansprucht. Die theologische Stellung des Vereins ist in der Missionsliteratur bereits genugsam erörtert worden. Daß in Japan die Missionare dieses Vereins ein „freieres" Christentum vertreten, kann angesichts ihrer eigenen Aussagen und Urteile (vgl. z. B. Z. M. R. 1902, 25 f. 249) keinem Zweifel unterliegen. Ebenso steht es fest, daß während die übrigen protestantischen Missionen in Japan, so verschieden in einzelnen Punkten ihre Anschauungen auch sein mögen, sich doch auf dem Grunde des gemeinsamen Christusglaubens und der gemeinsamen Stellung zur Hl. Schrift als der entscheidenden Norm in Glaubensfragen als eine „christliche" und „evangelische" Mission miteinander verbunden fühlen, die „liberalen" Missionen von den meisten als nicht zu dieser Gemeinschaft gehörend betrachtet werden. Daß einige mehr oder weniger nach links neigende Theologen innerhalb der „positiven" Missionen zu vermitteln suchen, ändert nichts daran (Vgl. Z. M. R. 1901, 155). Das Urteil über den Segen oder Unsegen der Arbeit der „liberalen" Mission in Japan wird sich selbstverständlich nach der Stellung der Beurteilenden richten, je nachdem man die apostolische Christusverkündigung oder das moderne historisch-kritische Jesusbild für die Grundlage des christlichen Glaubens hält.

In Bezug auf einzelne missionsmethodische Fragen hat ja der Verein mit der Zeit sich den alten Missions-Gesellschaften, an denen man nicht nur ihre „pietistische Engherzigkeit", sondern auch die „Zweckmäßigkeit der bisherigen Arbeit" auszusetzen fand, erfreulicherweise vielfach genähert. Während anfangs die Missionare für eine bestimmte Zeit verpflichtet wurden, wird ihnen seit 1893 der Missionsberuf nur auf Lebenszeit übertragen (Vgl. „Zur Verteidigung gegen D. Dalton", S. 15 mit S. 49 und Jahresbericht 1898—99, 25). Während noch 1895 D. Spinner auf Grund seiner Missionserfahrung die Notwendigkeit der Erlernung der japanischen Sprache für einen Japan-Missionar in Abrede stellte (vgl. „Zur Verteidigung gegen D. Dalton, S. 20 ff.), schreibt Missionar Wendt 1902: „Wir haben alle Ursache, darauf Gewicht zu legen, daß für die Zukunft in unserer Mission möglichst viele Missionare möglichst tief eindringen in das Studium der japanischen Volksseele. Dazu ist aber eine weitgehende Kenntnis der Sprache und Literatur die conditio sine qua non (von mir gesperrt, R.). Übersetzungen lehren uns den Geist der Sprache und damit die Volksseele nicht genügend verstehen. Wir müssen aber dazu im stande sein, wenn einmal, früher oder später, der Entscheidungskampf zwischen dem Christentum und seinen Gegnern hier gekämpft wird. Und nicht bloß für solchen kritischen Zeitpunkt, überhaupt für unsere Arbeit gilt es, daß je weniger man Sprache und Literatur des Landes wirklich, d. h. unabhängig von Dolmetschern beherrscht, mit um so stumpferen Waffen man kämpft" (Z. M. R. 1902, 142). In der theologischen Schule wird immer noch (wie allerdings auch teilweise in anderen theologischen Seminaren in Japan) der Unterricht in englischer Sprache erteilt, und man hofft einmal in Zukunft zur deutschen Unterrichtssprache übergehen zu können (Z. M. R. 1899, 252)!! Als zu erstrebendes Ziel müßte man aber, meine ich, doch einzig und allein im Auge behalten, daß die zukünftigen Diener der ja-

panischen Kirchen auch ihre sachwissenschaftliche Ausbildung in ihrer eigenen Muttersprache erhalten.

Was die Verkündigung betrifft, so scheint diese (in Befolgung des in den Vereinsstatuten ausgesprochenen, im übrigen auch den älteren Missionen nicht fremden Grundsatzes, „christliche Religion und Kultur unter den nichtchristlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheitselemente") vorwiegend apologetischen Charakter zu tragen, was übrigens auch von einigen anderen Missionen in Japan, die dem Zeitgeist sich anbequemen zu müssen glaubten (vgl. die oben S. 324 von mir angeführten Äußerungen von Missionaren) zeitweilig galt. Gewiß hat die Apologetik auch in der Heidenmission ihr gutes unbestreitbares Recht und kann unter Umständen zur Notwendigkeit werden, aber sie vermag im günstigsten Fall, wenn sie dem Gegner keine Konzessionen macht und nichts von der vollen christlichen Wahrheit preisgibt, doch nur Hindernisse hinwegzuräumen. Wahres Leben schaffen kann nur das positive Schriftzeugnis, das schlichte „Wort vom Kreuze". Auch die sehr fleißig betriebene literarische Arbeit des Vereins verfolgt, nach den Titeln der Veröffentlichungen zu urteilen, dieselben Tendenzen. Die Monatsschrift „Schinri" ist als solche wegen Mangels an Abonnenten eingegangen und ist durch eine in zwanglosen Heften erscheinende „Schinri-Bibliothek" ersetzt worden (Jahresbericht 1900—01, 32 f.). Die „liberale" Richtung tritt natürlich auch hier deutlich hervor. Ein Band will z. B. die Japaner mit der modernen religionsgeschichtlichen Auffassung der alttestamentlichen Religion bekannt machen (Gunkel, Sagen der Genesis), ein anderer (von O. Schmiedel) behandelt nach Harnack „das moderne Christentum und die Wunderfrage". Harnacks „Wesen des Christentums" war bereits mit kritischen Bemerkungen eines methodistischen Missionars teilweise im methodistischen Kirchenblatt „Gokyo" in japanischer Übersetzung veröffentlicht worden, doch hat Missionar Schiller sich gedrungen gefühlt, „eine neue, richtigere Übersetzung aus dem Deutschen" (vermutlich ohne kritische Bemerkungen) zu veranstalten (Z. M. R. 1903, 29). Dadurch ist bedauerlicherweise auch auf japanischem Missionsboden ein Harnack-Streit entbrannt. Eine deutsche Missionarin im Dienste der C. M. S., Fräulein Huhold, hat im „Japan Evangelist" zu Harnacks Auffassung des Christentums Stellung genommen und daraufhin „hat Pfr. Wendt sich der Mühe unterzogen, diese Polemik (in der „Japan Mail") zu beleuchten" (ibid. 1903, 191). Eine neue Zeitschrift in deutscher Sprache („Wahrheit") ist im März 1900 gegründet worden (Z. M. R. 1900, 155 f.). Der Herausgeber derselben, Missionar Pfr. Haas, ist in Anerkennung seiner Leistungen in Erforschung des älteren japanischen Buddhismus, sowie seiner Tätigkeit an der theologischen Schule zu Tokio von der Straßburger theologischen Fakultät zum Dr. theol. honoris causa promoviert worden (Z. M. R. 1904, 127). Missionarisch wertvoll ist die von Missionar Wendt angefertigte Übersetzung des Matthäus- und des Markus-Evangeliums in die japanische Umgangssprache, durch welche die Heilige Schrift auch den niederen Volksklassen zugänglich gemacht werden soll. Leider ist aber das einzige Exemplar des Manuskripts des ersteren Buches bei einem Brande des Bibelhauses in Yokohama ein Raub der Flammen geworden (Jahresbericht 1899—1900,

31. 1902—03, 31). Außer Tokio ist 1900 auch Kioto als Hauptstation besetzt worden, nachdem dort kürzlich eine neue japanische Universität entstanden ist, und am 27. Dezember 1901 ist dort bereits eine kleine Gemeinde gegründet worden (Z. M. R. 1900, 154 f. Jahresbericht 1901—02, 35). In Tokio besteht (außer der schon erwähnten theologischen Schule) eine Armen-, eine Handarbeits- und eine deutsche Fortbildungsschule, welche, zunächst dazu bestimmt, deutsch verstehende Japaner in der Kenntnis der deutschen Sprache weiterzuführen und sie mit unseren Klassikern bekannt zu machen, indirekt auch der Mission dienen soll (Jahresbericht 1902—03, 34). Die Zahl der Gemeindeglieder betrug (1903) 193 (darunter 150 Kommunikanten). In Tokio und Yokohama, Kioto und Kobe nimmt sich der Verein auch der Deutschen an.

Die amerikanischen Universalisten sehen ihre Aufgabe darin, ihre Anhänger mit Liebe zu einem „heiligen Leben" zu erfüllen, als der natürlichen Folge des Bewußtseins, daß Gott ein allzeit gegenwärtiger und liebender Vater ist. Diese Gotteserkenntnis wird uns „durch die Offenbarung des Lebens und der Lehren Jesu von Nazareth" vermittelt. Die Universalisten haben ihre Hauptstation mit Mädchenschule und Frauenarbeit in Tokio, sodann aber auch einheimische Evangelisten in Osaka, Nagoya, Schizuoka, Numazu, Sendai. Die Zahl der Gemeindeglieder ist nur gering: (1903) 121 (The Christian Movement, p. 129 ff. Universalist Gen. Convention Minutes 1903, 32 f. Jap. Mission Directory 1904). — Die Unitarier, welche seit 1899 eine Association in Tokio besitzen und eine eigene Zeitschrift „Rikugo Zasshi" herausgeben, haben neuerdings ihre auswärtigen Arbeitskräfte zurückgezogen, und die japanische Gemeinde hat sich 1901, am 8. April, dem Geburtstage Buddhas, mit der Sekte der „Neu-Buddhisten" vereinigt, in dem Bewußtsein: „Wir, die christlichen Buddhisten, und die buddhistischen Christen gehören zusammen" (Unitarian Year-Book 1901, 11. Z. M. R. 1901, 313).

Von den übrigen japanischen protestantischen Missionen ist die der amerikanischen Quäker oder „Freunde" (Amer. Friends) die älteste, 1885 begründet (Skizze ihrer Geschichte in: Friends' Miss. Advocate 1901, 34 ff.). Der Begründer dieser Mission, J. Cosand, hat 1900 seine Verbindung mit den „Freunden" gelöst und sich neuerdings der Mission der „United Brethren in Christ" angeschlossen. Als Hauptstationen sind Tokio und Mito besetzt. In Tokio besteht eine Mädchenschule, welche in „Woman's Work for Woman" 1903, 206 von Frl. Parsons aus eigener Anschauung als Typus einer christlichen „vernacular mission school" geschildert und sehr günstig beurteilt wird. Das Schulgebäude ist am 13. Dezember 1902 niedergebrannt (Amer. Friends' Board of For. Miss. Rep. 1903, 21. Friends' Miss. Advoc. 1903, 44 ff.). Außer den fest stationierten Evangelisten unterhalten die Quäker auch einen japanischen Reisesekretär, der im Interesse der „Bible and Prayer Union of Japan" wirkt (Minutes of Baltimore yearly meeting of Friends 1900, 31. Am. Fr. B. of For. M. Rep. 1903, 22). Die Zahl der Christen wurde für 1902 auf 301 Kirchenglieder und 1059 „Anhänger" angegeben. — Rein evangelistischen Charakter haben die Allianzmissionen. Die Christian and Missionary Alliance (Newyork), seit 1889, hat einen verheirateten Missionar und drei ein-

zelne Missionarinnen, und ihr Hauptquartier ist in Hiroschima. Eine der Damen hat 1902 eine neue Arbeit in Atsuta, einem Fischerort nicht weit von Nagoya, unter einer bigott-buddhistischen Bevölkerung begonnen (Chr. and Miss. Alliance, 2. Mai 1903, S. 237). Die bisherige Frucht der Arbeit sind nur 30 Getaufte in der ganzen Mission. — Die vom Evangelisten Franson in Amerika gegründete Skandinavische Allianzmission ist rühriger und arbeitet mit mehr sichtbarem Erfolg. Im östlichen Distrikt ihres Arbeitsfeldes sind außer Tokio noch 3 Stationen, im westlichen Takayama, in der Provinz Gifu, besetzt; 1902 wurden 161 Getaufte gezählt, 1903 bereits 277.

Zur Vervollständigung

des Artikels über das Nestorianer-Denkmal in Si-ngan-fu.

Herr Genähr spricht die Ansicht aus, daß der Nestorianismus in China durch den Kaiser Wu-tsung (841—846) ausgerottet worden sei, und daß die Nestorianer, welche Marco Polo im 13. Jahrhundert in China vorfand, mit den Nestorianern, von welchen das fragliche Denkmal handelt, in keinem Zusammenhang stehen.

Somit müßten wir annehmen, daß zu irgend einer Zeit zwischen dem Tod Wu-tsungs und dem Besuch des venetianischen Kaufmanns in China eine neue nestorianische Mission oder eine Immigration von Nestorianern in China stattgefunden habe. Das ist doch kaum denkbar, besonders wenn wir uns erinnern, daß damals die nestorianische Kirche unter dem Joch des Mohamedanismus nur noch ein klägliches Dasein fristete.

Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß die nestorianische Kirche das Auflösungsdekret des Wu-tsung überlebt hat. Das ist um so wahrscheinlicher, als Wu-tsung nach Erlaß seines Dekretes nur noch zwei Jahre lebte. Nach seinem Tod hat der Buddhismus noch weiter bestanden und dies ist auch ohne Zweifel beim Nestorianismus der Fall gewesen.

Außer dem Zeugnis des Marco Polo haben wir auch das von dem Franziskanermönch Johann von Monte-Corvino, dem Gründer der ersten römischen Mission in China. Derselbe wurde von Kublai Khan, dem ersten Kaiser der Mongolen-Dynastie (1295—1637) günstig aufgenommen und machte sich sofort mit großem Eifer an die Bekehrung der Chinesen.

Dabei stieß er aber auf ein unerwartetes Hindernis, nämlich das Vorhandensein einer andern christlichen Kirche, derjenigen der Nestorianer. In einer veröffentlichten Briefsammlung dieses Mannes lesen wir in einem Schreiben vom Jahre 1305 folgendes:

„Die Nestorianer, welche sich die Bezeichnung Christen anmaßen, aber von der Wahrheit abgewichen sind, üben hier einen solchen Einfluß aus, daß *sie es zu* hindern vermögen, daß die Christen von verschiedenem Ritus eine *andere Lehre* verbreiten als die ihrige, oder Bethäuser errichten, so klein sie

auch seien. Sie hetzen das Volk auf gegen mich und haben selbst gewagt, mich eines Mordes anzuklagen. Im Lauf von fünf Jahren mußte ich wiederholt vor Gericht erscheinen, um mich zu rechtfertigen. Durch Gottes Güte und dank dem Geständnis eines der ihrigen hat der Kaiser sich zuletzt von meiner Unschuld überzeugt und meine Gegner mußten samt ihren Familien in die Verbannung wandern."

An einem andern Ort spricht sich Pater Johann noch in folgender Weise aus:

„Ein Nestorianer, welcher der kaiserlichen Familie angehört, hat sich zum katholischen Glauben bekehrt und sind ihm zahlreiche Religionsgenossen nachgefolgt. Er erbaute eine schöne Kirche zu Ehren Gottes, der heiligen Dreieinigkeit und des Volkes, und hieß sie: Kirche Roms. Seine Brüder, welche ebenfalls dem nestorianischen Glauben anhingen, wurden alle durch ihn zur römischen Kirche bekehrt; leider sind sie nach seinem Tod wieder zu ihrer früheren Sekte zurückgekehrt."

In denselben Briefen lesen wir noch, daß Pater Johann 5000 Heiden in Peking getauft habe; er fügt aber bei, daß ohne die Wühlereien der Nestorianer es deren 30000 gewesen wären.

Angesichts dieser Briefauszüge kann das von Richthofen angeführte Zeugnis eines Mönches von Bagdad, daß er im Jahre 980 nur noch einen einzigen Nestorianer in China angetroffen habe, nicht in Betracht kommen.

Ich habe Richthofen nicht zur Hand, um das angeführte Zitat auf seine Glaubwürdigkeit oder Wahrscheinlichkeit zu prüfen; vermute aber, daß da irgend ein Irrtum vorliegt. Jedenfalls geht aus Pater Johanns Briefen unwidersprechlich hervor, daß zu seiner Zeit die Nestorianer in China eine mächtige Glaubensgenossenschaft bildeten.

Dieselbe ging gleich der ersten römischen Mission während der Wirren, welche der Fall der Mongolen-Dynastie verursachte, zu Grunde.

Neuchâtel. Ch. Piton.

Chronik.

Eine unerwartete Krisis für die Vereinigte freie Kirche in Schottland. Am 1. Oktober 1900 schloß sich die 1843 begründete Free Church of Scotland mit den United Presbyterians zu der Vereinigten freien Kirche von Schottland zusammen, nachdem bereits seit 1863 Verhandlungen über diese Union geführt worden waren (A. M. Z. 1901, 96). Seitens der ca. 200000 erwachsene Kirchenglieder zählenden Vereinigten Presbyterianer war für die Union einmütig gestimmt worden, innerhalb der schottischen Freikirche war eine verschwindende Minorität aus den Hochlanden (27 gegen 643 Stimmen) gegen die Vereinigung gewesen. Diese ca. 5000 kommunionberechtigte Kirchenglieder (gegen etwa 360000) vertretende Minorität strengte einen Prozeß wider die Vereinigte Freikirche an, in welchem sie das Besitzrecht beanspruchte auf das gesamte Vermögen der Freien Kirche in Schottland wie auf dem

Missionsgebiete, sowohl auf alle Baulichkeiten wie auf alle Fundierungs-Kapitalien im Gesamtwerte von fast 200 Millionen Mark. Sie begründete diesen Rechtsanspruch dadurch, daß sie nach der Vereinigung mit den Unit. Presbyterians allein die rechtmäßige freie Kirche von Schottland repräsentiere, da durch die Union der bekenntnismäßige Charakter derselben alteriert worden sei. Während die 1843 begründete Free Church an dem Establishment (der Staatskirche) insoweit festhalte, daß sie die Fundierung bezw. Erhaltung der Kirche seitens des Staats nicht prinzipiell bekämpfe, sondern nur betone, daß die Unabhängigkeit und Selbstregierung der Kirche unter der staatlichen Subvention nicht leiden dürfe, verträten die Vereinigten Presbyterianer prinzipiell absolute Trennung von Kirche und Staat. Auch in Glaubenssachen bestehe bezüglich der Prädestinationslehre ein Unterschied; durch die Vereinigung habe die Freie Kirche die strenge kalvinistische Prädestinations-Lehre aufgegeben; die Vereinigte freie Kirche von Schottland sei also jetzt eine andere als die ursprüngliche von 1843. In den beiden schottischen Instanzen wurden die Kläger abgewiesen, aber die höchste Instanz, von welcher es keine Berufung gibt, das Haus der Lords, sprach am 1. August dieses Jahres das gesamte Eigentum der (jetzt Vereinigten) freien Kirche von Schottland der klagenden Minorität zu. In der Motivierung wurde zwar der Kirche als der „vereinigten Körperschaft der christlich Gläubigen" das Recht eingeräumt, ihre Glaubenslehren zu modifizieren; anders aber werde die Sache, wenn Fonds für die Aufrechterhaltung dieser Glaubenslehren gestiftet wären. Dann hätten ihre Nachfolger als Nutznießer nicht das Recht, Lehren der Väter zu ändern. Es sei auch nicht der Fall, daß hier zwei Körperschaften in vollständiger Harmonie übereingekommen wären, ihre Fonds zu vereinigen. Die, wie sie meint, die ursprüngliche Freikirche vertretende Minorität besteht nun auf ihrem Schein, aber großmütig will sie bis zum 1. Juli 1905 der Vereinigten freien Kirche den Besitz lassen, vorausgesetzt, daß sie das richterliche Urteil anerkenne und sich aller Angriffe auf die Gegner enthalte. Die Aufregung über diesen unnatürlichen Richterspruch ist groß im ganzen Lande; selbst der Erzbischof von Canterbury hat sich zu einer Vermittlung erboten. Am 10. August trat nun die Kommission der Generalsynode der Vereinigten freien Kirche zusammen, um in feierlicher Sitzung über die Stellungnahme zu dem letztinstanzlichen Entscheid der Lords zu beraten. Diese Beratung verlief in überaus würdiger, maßvoller Weise, ohne Angriffe auf die Richter, nur konstatierend, „daß hier irgendwo etwas Ungerechtes liege". (All that we have to say is that there is something wrong somewhere.) Einmütig und mit Nachdruck wurde das Recht einer lebenden Kirche verteidigt, „ihren Glauben zu amendieren und ihre Konstitution zu modifizieren" unter nachdrücklicher Betonung, daß Christus ihr Haupt und sein Wort ihre oberste Richtschnur sei, aber untergeordnete Glaubenspunkte der Revision offen stehen; eine lebende Kirche sei nicht unter die Kategorie einer Trust-Kompanie zu rubrizieren; sie existiere unabhängig von ihrem Besitz, der nicht zu ihrem Wesen gehöre. Einmütig und mit ebensolchem Nachdruck wurde ferner erklärt, an der geschlossenen Union unbedingt festzuhalten, bezüglich der Regelung der Finanzfrage Gott zu vertrauen und um ihretwillen die Freiheit der Kirche nicht zu opfern. Sodann wurde beschlossen,

einen vorläufigen Notstandsfonds von 1 Million Mark zu sammeln, zu welchem über die Hälfte bereits gezeichnet war, eine Kommission eingesetzt, um bis zum November über die weiter zu unternehmenden Schritte bestimmte Vorschläge zu machen und eine zuversichtliche Botschaft an die Missionare verabfaßt, um sie über Erhaltung und Fortgang ihres Werkes zu vergewissern. Wie die unerwartete Krisis auch ausgehen möge, jedenfalls werde sie zum inneren Gewinn der Kirche ausschlagen. (Rec. Unit. Free Ch. 1904, 397.)

Man hätte denken sollen, daß eine proportionale Teilung des Kirchenvermögens die einfachste und richtigste Lösung dieser ganzen Streitsache hätte gewesen sein müssen. Die Vereinigte freie Kirche hat der Minorität ihren ganzen Besitz gelassen und ist zu jeder billigen sonstigen Hilfe bereit gewesen; umsomehr muß ein richterlicher Entscheid überraschen, der wieder einmal beweist, daß das alte Sprichwort noch immer recht hat: Summum ius summa iniuria.

Literatur-Bericht.

Wurm: „Handbuch der Religionsgeschichte." Calw, 1904. 4 Mk. Eine sehr willkommene Gabe, für welche der als Religionenforscher den Lesern dieser Zeitschrift aus einer ganzen Reihe religionswissenschaftlicher Aufsätze wohlbekannte Verfasser sich den Dank der Theologen und sonderlich auch der Missionare verdient hat. Kenntnis der Religionsgeschichte wird je länger je mehr ein unabweisbares Bedürfnis, und je mehr die religionswissenschaftliche Konstruktionskunst ins Kraut schießt, desto unentbehrlicher sind solche religionsgeschichtliche Arbeiten, die uns die Religionen darstellen, wie sie in Wirklichkeit sind, eine überaus schwere Aufgabe, die noch lange nicht in der Weise gelöst ist, daß gesichertes Material genug vorliegt, um Systeme auf demselben aufzubauen, die nicht bloße Gedankengebilde wissenschaftlicher Modedoktrinen sind. Einen beachtenswerten Beitrag zu solcher der Wirklichkeit möglichst entsprechenden Religionenkunde liefert das nüchterne Buch Wurm's, in welchem auf Grund umfassender Studien aus den gediegensten Werken der angesehensten Religionenforscher — Lüken wäre als veraltet besser weggelassen worden — das möglichst zuverlässigste Material in übersichtlicher Gruppierung und wohltuender Verständlichkeit bearbeitet ist.

Es sind über die Einteilung der Religionen viele mehr oder weniger subtile Schemata aufgestellt worden, über die das 2. Kapitel der Einleitung des vorliegenden Buchs eine — allerdings nicht ganz vollständige — Übersicht gibt. Unser Verfasser teilt die gesamten Religionen in drei Hauptgruppen: 1) die Religionen der unkultivierten Völker; 2) die National- und 3) die Universal-Religionen, und diese Einteilung ist ebenso brauchbar für das praktische Bedürfnis wie inhaltlich berechtigt. Die Unterabteilungen der Religionen der unkultivierten Völker sind dann wesentlich nach den Erdteilen geordnet und jedesmal durch eine instruktive Übersicht eröffnet. Ein summierender Rückblick schließt diesen ersten Teil ab, der darum am kürzesten gehalten worden ist (S. 27—80), weil viele dieser Religionen sich sehr ähneln;

sie bestehen fast alle im Dämonendienst, und haben alle keine Geschichte. Das zuverlässigste Quellenmaterial bilden hier die Forschungen der Missionare. Daß Fetischismus bezw. Animismus nicht die ursprüngliche Form der Religion, sondern eine Entartung derselben ist, daß sie fast überall einen allerdings oft sehr verdunkelten monotheistischen Hintergrund haben, das ist ein Ergebnis auch der Wurmschen Untersuchung, welches endlich in der Religionswissenschaft allgemeine Anerkennung finden sollte. Vielleicht hätte es noch nachdrücklicher geltend gemacht werden können. Wenn bezüglich der Verwandtschaft der polynesischen Sprachen S. 69 bemerkt wird, daß sie für die dortige Mission ein ebenso großes Förderungsmittel gewesen sei, wie für die apostolische Mission die griechische Sprache, so ist das eine Übertreibung.

Am ausführlichsten ist die zweite Gruppe behandelt (S. 81—350). Sie umfaßt die vorderasischen Religionen: die babylonische, assyrische, kananitische mit den verwandten (arabische und aramäische) und die ägyptische; die chinesische und die japanische Religion (beide vielleicht zu kurz); die arischen Nationalreligionen in Asien (den Brahmanismus in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen und viel knapper den Parsismus); die europäischen Nationalreligionen (die griechische, die römische, die der Kelten, Germanen, Gallier und Slaven); und endlich in ihren Grundzügen die israelitische Nationalreligion — jeder Abschnitt übersichtlich und einsichtig gegliedert. Wie am eingehendsten, so ist auch am selbständigsten der Brahmanismus behandelt, was in dem Vorwort genügend motiviert ist. Dilgers treffliches Werk: „Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum" (1902) ist dem Verfasser dabei sehr zu statten gekommen. Dieser Abschnitt (S. 148—241) darf ein kleines Kabinetstück genannt werden. Nur in das Verständnis der uns so fremdartigen Vedanta-Philosophie hätte noch etwas tiefer eingeführt werden können. (Vgl. M. Müller, „Theosophie und psychologische Religion". 1895. 9. u. 10. Vorlesung.)

Die dritte Gruppe endlich (S. 352—426) umfaßt den Buddhismus und den Islam, beide verhältnismäßig kurz, aber knapp und klar, und die religionsgeschichtliche Stellung des Christentums, diese leider nur auf wenigen Seiten und darum zu allgemein, die absolute Bedeutung des Christentums nicht spezialisiert genug erweisend.

Der theologische Standpunkt des Verfassers, der auch der unsrige ist (vgl. Ev. Missionslehre, 3. Abt., 3. Abschnitt, Kapitel 29: Religiöse Beschaffenheit des Missionsgebiets) ist der des Offenbarungs-Glaubens gegenüber der bloßen Entwicklungsdoktrin, wie sofort im Vorwort freimütig bekannt und am Schlusse nachdrücklich wiederholt wird. Und die religionsgeschichtlichen Tatsachen, welche gehäuft in dem nüchternen Buche vorgelegt werden, sind ein sehr beachtenswerter Beitrag zum Erweise der in der Bibel geoffenbarten Wahrheit bezüglich der religiösen Entwicklung der Menschheit. Warneck.



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Mission auf Nias von 1897—1904.

Von Missionar H. Sundermann. Zurzeit in Moers a. Rh.

Sechs Jahre sind wieder verflossen, seit ich über die Entwicklung unserer Nias-Mission von 1884—1897 einen Aufsatz in dieser Zeitschrift veröffentlichen durfte,[1]) wogegen meine kurze Übersicht über die erste Periode von 1865—84 in den Jahrgängen 1884 und 85 erschien.

Von 1865—74 war auf Nias ausschließlich Saatzeit, aber auch als von 1874—90 hie und da eine, wenn auch noch mehr oder weniger spärliche Ernte eingebracht werden konnte, ahnte man noch kaum, daß wir gegen die Wende des Jahrhunderts hin und in den Jahren, die seit derselben wieder dahingegangen sind, in einer so herrlichen fröhlichen und allgemeinen Ernte stehen würden. Der Umschwung bahnte sich an, als nach dem in meinem letzten Aufsatze beschriebenen mißlungenen Versuche im Süden der Insel Fuß zu fassen, neue Vorstöße gemacht wurden. Der eine derselben betraf eine kleine Etappe an der Ostküste südwärts, mit Anlage der Station Humene durch Missionar Thomas und der zweite ein Hindurchdringen quer durch die ganze Insel bis nach der Westküste. Über beides konnte ich 1898 schon berichten, sowie auch über die Anlage einiger weiterer Stationen an dem neu eröffneten Wege nach dem Westen. Seitdem ist nun die Zahl der Missionare um ein bedeutendes vermehrt und es ist eine ganze Reihe von neuen Stationen angelegt worden, die fast alle kaum geahnte Erfolge zu verzeichnen haben, sodaß es wohl der Mühe wert ist, einmal wieder einen Einblick in diese so erfreuliche Entwickelung zu geben.

Der besseren Übersicht halber teile ich den ganzen bis jetzt besetzten Teil der Insel in drei Gebiete (statt vier in dem Aufsatz von 1898, da „der Süden" vorläufig wegfällt) nämlich:

1. die Ostküste, mit den Stationen Gunung Sitoli, Dahana, Ombolata, Humene, Sogaeadu, Bozihona und Bouso (letztere nördlich von dem Eingangshafen Gun. Sitoli);

---

1) 1898, 446.

2. das Innere, mit den Stationen Lolowua, Lahagu und Lolomboli und

3. die Westküste, mit den Stationen Sirombu, Lahusa und Lolowa'u, und als Anhang dazu die Station Hinako auf einer der gleichnamigen kleinen Gruppe von Inselchen nahe an der Westküste.

1. Die Ostküste.

Der Leser wird sich vielleicht erinnern, daß die Stationen Gun. Sitoli, Ombolata und Dahana, abgesehen von dem mißglückten Versuche im Süden, bis 1890 die einzigen blieben. Wie auf denselben bis zu diesem Zeitpunkte nach und nach kleine Christengemeinden gesammelt wurden, ist früher erzählt worden. Nun hat auch auf diesen in schönem Wettbewerb mit den neuen Stationen, die Arbeit eine sehr beträchtliche Ausdehnung erfahren und besonders erfreulich ist dabei, daß nun endlich auch eine ganze Reihe von Filialen unter eingeborenen Gehilfen angelegt werden konnte, sodaß jetzt Gun. Sitoli deren zwei, Ombolata drei und Dahana eins hat. Ein Dorf nach dem anderen hat sich erschlossen und ein Häuptling nach dem anderen sich bereit erklärt, das Christentum anzunehmen. Immer mehr Taufen aus den Heiden konnten stattfinden und nach dem letzten Jahresberichte zählt die Gemeinde Gun. Sitoli 944 Glieder und 130 Taufbewerber, Ombolata 1473 resp. 180 und Dahana 777 resp. 350. Nach Ombolata ist vor einigen Jahren das Gehilfen-Seminar verlegt worden und es stehen dort jetzt zwei Missionare, oder augenblicklich sogar drei, da sich noch ein junger Bruder, behufs Vorbereitung auf seine demnächstige Arbeit, dort aufhält. Auf Gun. Sitoli steht noch immer der, wenn auch alternde, so doch noch sehr rüstige Missionar Kramer, der schon die erste Taufe auf Nias, im Jahre 1874, an der Seite des Gründers der Nias-Mission, Missionar Denninger, mit vollziehen durfte.

Gehen wir etwas weiter nach dem Süden hinaus an der Küste entlang, so gelangen wir nach dem im Jahre 1890, als ersten Schritt der neuen Ausdehnung, angelegten Humene. Über die so günstige Entwickelung dieser Station, in den ersten Jahren ihres Bestehens, habe ich 1898 berichtet. Auch diese hat angehalten und so wies die Gemeinde nach 13jährigem Bestehen der Station eine Seelenzahl von 1637 Gliedern und 245 Taufkandidaten auf. Auch diese Station ist *mit drei* Filialen umgeben und die Arbeit auf derselben, die schon

sehr beträchtlich ist, besonders für den noch jungen Bruder Rudersdorf, dehnt sich immer weiter aus. Leider hat es dort in den letzten Jahren durch mancherlei Wechsel hindurchgehen müssen. Gerade am Schlusse des Jahres 1900 starb der Gründer und zehnjährige Leiter der Station, unser ältester Mitarbeiter Missionar Thomas, nach nahezu dreißigjährigem Dienste, ziemlich plötzlich, obwohl er bisher noch in voller Kraft seine Arbeit hatte verrichten können. Dies war besonders zu bedauern, im Blick auf das 5 Jahre vorher von ihm dort wieder eröffnete Gehilfenseminar, welches eben in schöner Entwickelung war. Gerade war ein geräumiges Seminargebäude errichtet worden und eben war ein junger Theologe, Missionar Ufer von Barmen, angekommen, der mit in diese Arbeit eintreten sollte. Nun hatte sich freilich gezeigt, daß Humene gesundheitlich nicht der günstigste Ort sei für ein solches Unternehmen; es gab viel Fieber dort und in der letzten Zeit sogar auch Schwarzwasserfieber. Da sagten wir uns: weil die Sache nun nicht mehr an eine Person gebunden ist, so wird es um so eher geraten sein, das Seminar nach dem nicht zu fernen und gesunderen Ombolata zu verlegen. Da die Gebäude ausschließlich aus Holz hergestellt werden, so sind sie leicht abzubrechen und können leicht transportiert werden. Garnicht lange nachher stand das Seminar auf Ombolata und die Arbeit an der Erziehung der Gehilfen konnte aufs neue aufgenommen werden. Leider war Missionar Ufer noch ein Neuling in der Sprache und dazu kam noch, daß der ältere und erfahrene Stationsmissionar Fehr zur Erholung in Europa weilte und auch seine Stelle zurzeit von einem jungen Mitarbeiter versorgt wurde. So gab es allerdings einen unliebsamen Aufhalt, aber doch brauchte das Werk, dank auch einem tüchtigen auf dem Seminar in Depok (Batavia) ausbildeten eingeborenen Hilfslehrer, nicht ganz unterbrochen zu werden. Unterdessen hat sich nun Ufer weiter eingearbeitet und Fehr ist schon vor 1½ Jahre wieder in seine Arbeit eingetreten und somit ist nun die Ausbildung von Gehilfen im Geleise, auf die ja bei der gewaltigen Ausdehnung unseres Werkes auf Nias besonderer Wert gelegt werden muß. Augenblicklich sind 20 Seminaristen am Platze.

Nach diesem Blick auch auf diesen Zweig unserer Arbeit, der einer der wichtigsten ist, setzen wir unsere Reise an der Ostküste weiter fort und erreichen von Humene aus, auf etwa dreistündigem Ritte, die im Jahre 1899 von Missionar Momeyer angelegte Sta-

tion Sogaeadu. Der Weg ist meistens herrlich, da man fast immer auf dem festen Meeresstrande reiten kann.

Hier hatte sich in neuerer Zeit in der weiter hinauf sehr fruchtbaren Ebene eine ganze Menge von Volks- und Stammresten angesammelt, die durch die Räubereien und Bedrängungen der sog. Kopfschneller aus dem Innern des südlichen Teiles der Insel vertrieben worden waren. Diese hörten von der Mission auf der Station Humene und so kamen die Häuptlinge und baten um einen Missionar, in erster Linie von demselben Schutz erhoffend gegenüber den räuberischen Einfällen vom Süden her, denn wo sich ein Missionar ansiedelt, da wird es durch das große Ansehen, was wir bei den Leuten haben, in dieser Beziehung bald anders und es treten ruhigere und geordnete Zustände an die Stelle. Aber dies war es doch nicht allein, sondern es war auch der eine oder andere unter den Leuten, der ein reges Interesse am Worte Gottes nahm und mit Eifer den Heilsweg zu erlernen begann.

So zog nun 1899 der junge Missionar Momeyer dort hinaus und schlug seine Hütte unter diesen Leuten auf, mit vollen Armen aufgenommen. Und gerade hier ist ein fast beispielloser Erfolg zu verzeichnen. In gar nicht langer Zeit waren 1000 Namen in das Taufbewerber-Register eingetragen. Neuerdings hat freilich eine Sichtung stattgefunden in bezug auf die Bewerber und ist eine ziemliche Anzahl vorläufig wieder gestrichen worden, aber doch weist die Statistik von Ende 1903 auf: 536 Getaufte und 600 Taufbewerber und das alles nach reichlich 4jährigem Bestehen der Station.

Im Jahre 1900 hatte ich die Freude, dort das Himmelfahrtsfest mitfeiern und die Festpredigt halten zu dürfen. Eine Kirche gab es noch nicht, sondern nur einen alten Schuppen unter dem Momeyer sein erst vor kurzem fertig gestelltes Wohnhaus gezimmert hatte und nun war es erhebend für mich, daß ich unter diesem notdürftigen Schutzdache eine solche Menge von andächtigen braunen Zuhörern vor mir hatte, wie ich sie auf Nias bisher noch nicht gewohnt war, und die ich nun hinauf weisen durfte zum König aller Könige, der zur Rechten Gottes sitzt und gesagt hat: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen." Ich hatte ungefähr den Eindruck, als stehe ich auf einem Missionsfeste im Ravensberger- oder Tecklenburgerlande im Freien auf einem Bauernhofe, oder im Walde.

Im folgenden Jahre waren wir auf derselben Station zu unserer Jahreskonferenz versammelt. Unterdessen hatte Momeyer eine Kirche gebaut, die etwa 900—1000 Menschen faßte, und bei dem Gottesdienste, der im Anschluß an die Konferenz in der Landessprache gehalten wird, war diese Kirche gedrängt voll Zuhörer.

Wie von Humene nach Sogae adu, so erscholl von hier aus die Kunde von der Mission wieder bis nach dem einige Stunden weiter nach dem Süden zu liegenden Bosihona und bald bat man auch von dort um einen Missionar. Schon 1900 waren wir dort zur Untersuchung und fanden in Biouti einen Häuptling, der ein für das Evangelium geöffnetes Herz zeigte, Mbumbu si hono mit Namen. Wir durften gleich einen Platz für die Station aussuchen und es sollen in dem Gebiete 6—7000 Menschen wohnen. Leider konnte die Station wegen Arbeitermangels nicht sofort angelegt werden, aber 1903 hat Missionar Rabeneck sie fertig stellen und beziehen können. Er fand sofort einen schönen Eingang und hatte nicht lange auf Frucht seiner Arbeit zu warten. Schon kommen 2—300 Leute zu den Gottesdiensten und es wird bereits in 3 verschiedenen Dörfern Taufunterricht erteilt.

Aber noch sind wir auf dieser Ostlinie, nach dem Süden zu, nicht am Ende des beeinflußten Gebietes. Schon kommen neue Bitten um eine Niederlassung von dem wieder ein gut Stück weiter liegenden Bawalia. Anfangs schickten unsere Brüder, da sie selbst den Ort augenblicklich noch nicht besuchen konnten, einen Häuptling und einen eingeborenen Lehrer, die von den Leuten von dort abgeholt und denen alle mögliche Hilfe gewährt wurde; irre ich nicht, wollten sie den Häuptling, der nicht gut gehen konnte, sogar tragen. Einen Weg zu bahnen ließen sie sich auch bald bereit finden. Und als nun die Gesandten hinkamen, wollten sie sofort in deren Gegenwart die Götzen wegwerfen, obwohl sie erst gerüchtsweise vom Christentum gehört haben. Das Hinterland soll stark bevölkert sein. Eine Stationsanlage ist geplant, aber immer wieder heißt es: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter." Die Kräfte reichen noch lange nicht aus, zumal sich die Insel im allgemeinen bedeutend dichter bevölkert zeigt, als man früher annahm. Vor 25 Jahren dachte man noch mit etwa 6 Missionaren für Nias auszukommen, dagegen sind es jetzt schon 20 und wir haben erst ein verhältnismäßig kleines Gebiet besetzt.

Treten wir nun den Rückweg nach dem Norden an, so gelangen wir, mehrere Stunden nördlich von Gun. Sitoli, zu der ebenfalls noch neuen Station Bouso, die dort im Laufe des verflossenen Jahres von Missionar Noll errichtet wurde. Auch er hat sofort einen schönen Eingang gefunden; schon hunderte von Leuten haben sich ihm angeschlossen. Der Norden der Insel hatte bisher noch immer etwas zurückstehen müssen, wir hatten dort eben nur das, was von Gun. Sitoli aus erreicht wurde. Gerade in dieser vermutlich auch stärker als bisher angenommen wurde bevölkerten Gegend drohte am ersten Gefahr vom Islam, da die an den Küstenorten des Nordens bis herum nach Hinako hinaus ansäßigen Mohammedaner mit dem friedlichen Völkchen im Inneren ohne Gefahr und Schwierigkeit verkehren können, wogegen es bei dem mörderischen Volke des Südens bisher noch kaum mohammedanische Küstenansiedlungen gab.

Begeben wir uns nun von Gun. Sitoli aus über Dahana in

2. Das Innere.

Der Weg ist, wenn auch primitiv, so doch passabel. Die holländische Kolonial-Regierung hat uns eine Reihe von Jahren hindurch mit Geld unterstützt für die Anlage eines Weges, aber die Anlage selbst blieb uns überlassen. Da galt es erst ein Terrain zu suchen, wo sich überhaupt durch die Hügel und Berge hindurch und um dieselben herum ein Weg anlegen lasse. Fast alles ist mit Wald, Dickicht und Gestrüpp bewachsen, sodaß man das Gelände garnicht übersehen kann. Da gilt es nun in der tropischen Hitze hindurch zu dringen und mühsam, oft an den Sträuchern, an den Hängen, sich festhaltend den besten Lauf des demnächstigen Weges zu suchen, ehe man Leute hinschicken kann, die das Gebüsch aufhauen und die Hänge einhacken. Vielfach findet man auch nicht gleich das Beste und man hat den Weg später noch wieder zu verlegen, wenn sich herausstellt, daß sich vielleicht eine zu starke Steigung, oder eine sumpfige Stelle umgehen lasse. Dann kommen die Flüsse, die bei starkem Regen keineswegs unbedeutend sind, und deren steile und weiche Ufer oft bedeutende Mühe verursachen. Der Ojo, vor der Station Lahagu, hat etwas über 50 Meter Wasserbreite.

Trotz aller Schwierigkeiten ist es uns im Laufe des letzten Jahrzehnts gelungen, einen Reitpfad quer durch die Insel zu bahnen;

es sind 12 Stunden Reitens von einer Küste zur andern. An diesem Wege liegen im Innern die Stationen (abgesehen von dem nur 1 Stündchen von der Küste liegenden Dahana) Lolowua, Lahagu und Lolomboli.

Nachdem wir in Dahana bei der Missionarsfamilie Probst eine kurze Rast gehalten haben, setzen wir die Reise fort und erreichen auf allmählich ansteigendem Wege, auf dem die Schwierigkeiten des hügeligen Terrains nun meistens überwunden sind, nach gut zweistündigem Ritte die von dem Schreiber dieses im Jahre 1896 angelegte Station Lolowua, in herrlicher schon etwas luftiger und kühler Höhengegend, auf den Vorhöhen des Botombawo-Gebirges. Ganz in der Nähe, um einen Hügelvorsprung liegend, grüßt uns auf der Höhe das freundliche 1899 erbaute Holzkirchlein, wogegen die Missionarswohnung halb im Grünen versteckt liegt.

Über die ersten schönen Erfolge hier durfte ich schon 1898 berichten, und auch in den nächsten Jahren entwickelte sich die Arbeit schnell weiter, sodaß ich bald ein Gemeindlein von gegen 300 Seelen gesammelt hatte. In Lolowua selbst wurde ein Haus nach dem anderen von den Götzen gesäubert, während sich die anderen naheliegenden Dörfer noch mehr zurückhielten. Dann kam es zu Anfang dieses Jahrhunderts wie eine Erweckung über die ganze Umgegend und ein Dorf und ein Häuptling nach dem anderen, und eine Familie nach der andern kamen zum Gottesdienste, resp. zum Taufunterrichte. Eine Zeitlang konnte ich fast an jedem Sonntage neue Leute in die Liste der Taufkandidaten eintragen, dann 20 und dann 25 Namen auf einmal, bis schließlich die Zahl 400 überschritten war. Einen guten Evangelisten hatte ich an einem gewissen Kadongo von Tetehosi, der immer wieder neue Familien zu gewinnen suchte. In Krankheitsfällen ging er zu den Leuten (Heiden) und betete mit ihnen und ermahnte sie, dem Götzendienste den Abschied zu geben. Nun hatten diese Taufbewerber gehört, daß ich mit meiner Familie eine Erholungsreise nach Europa anzutreten gedenke und da wollten sie gerne noch erst von mir getauft werden, was ich einer großen Anzahl auch noch gewähren konnte.

So wurde in der Pfingstzeit 1902 ein Sonntag für diese Tauffeier bestimmt, an dem mein langjähriger Mitarbeiter, Missionar Kramer von Gun. Sitoli, herauf kam, um mir beizustehen bei der großen Zahl. Und kaum läutete die Glocke, so strömten sie schon

von allen Seiten herbei, Christen, Täuflinge und Heiden, und bald hieß es: die Kirche ist viel zu klein, sie faßt die Leute nicht. Dann wurden noch Bänke aus der Schule geholt und schließlich legte man Bretter auf den Boden des Ganges, worauf sich die setzten, die sonst keinen Platz fanden und so wurde das Kirchlein gestopft voll und aus dieser großen Schar wurden dann über 200 an dem einen Morgen getauft. Familienweise traten sie heran und ich hatte 2 Stunden an einem Stücke zu taufen, worauf ihnen dann an der anderen Seite des Chors von Bruder Kramer die Hände aufgelegt wurden, zur Einsegnung. Außer diesen konnte dann noch eine Anzahl getauft werden auf der Nebenstation Hilimbowo und hin und her in den Dörfern und so wurden es in kurzer Zeit 285, sodaß sich die bisher noch kleine Gemeinde wie mit einem Schlage verdoppelte.

Wie eben schon erwähnt, hatte ich im Laufe der Zeit auch schon ein Filial anlegen können, wo ich einen eingeborenen Lehrer stationierte und zwar in dem eine Stunde westlich von Lolowua gelegenen Dorfe Hilimbowo, wo in kleinem Umkreise über 500 Menschen wohnen. Auch dort war der Eingang recht erfreulich und so konnten schon wiederholt Tauffeiern stattfinden. Besondere Freude hatte ich in Hilimbowo an drei kräftigen Häuptlingssöhnen (Brüdern). Der zweitjüngste von diesen dürfte zur Zeit wohl als der eigentliche Häuptling angesehen werden, da er der intelligenteste ist und da sein ältester Bruder, der vierte aus der Familie, nicht gerade zu den schlausten gehört und sich bisher noch vom Christentume ferne hielt. Die drei Brüder, die mit den ersten getauft wurden, mit ihren Familien, sind in christlicher Erkenntnis in hervorragender Weise gefördert, wie man es nicht bei allen findet.

Früher hatte die Familie nicht den besten Ruf. Der älteste von den drei getauften Brüdern erzählte mir, er sei früher der reinste Verbrecher gewesen, schon in seiner Jugend habe sein Vater gesagt, es sei wohl das beste, daß man den Jungen einfach totschlage, da doch nichts aus ihm werde. Um so mehr hatte ich nun meine herzliche Freude daran, als ich gerade diesen eines Tages über Wiedergeburt und Herzenserneuerung reden hörte, zu einem anderen, auf der Veranda meiner Studierstube und zwar so, daß ich kaum noch etwas hinzuzusetzen hatte.

Weitere Filiale sind geplant und Lolowua kann deren mit der *Zeit vielleicht* 5—6 erhalten. Vor einigen Jahren wurde ich auch

von den Häuptlingen von Ononamolo, mehrere Stunden nordwestlich von meiner Station eingeladen, sie einmal zu besuchen. Ich bat sie daraufhin, mir einen notdürftigen Weg durchzuschlagen und einige kleine Brücken zu machen, damit ich doch reiten könne. Als dies geschehen war, machte ich mich auf den Weg und sowie ich nur ankam, baten sie, einen der jungen Missionare bei ihnen stationieren zu wollen, lieber aber werde es ihnen noch sein, wenn ich selbst auch diese meine zweite Station wieder verlasse und mich zum drittenmale neu bei ihnen ansiedle. Als ich dann erklärte, daß das doch nicht wohl angehe und daß auch die jungen Mitarbeiter längst versprochen seien, der eine diesem Häuptling, der andere jenem, da sagten sie: „Ja, die können noch warten, zu uns nur einmal zuerst.“ Sie teilten mir mit, daß etwa 1 Dutzend Dörfer schon ihre Bereitwilligkeit kund gegeben haben, die Gottesdienste zu besuchen und daß das ganze Stationsgebiet etwa 20 Dörfer umfassen könne. Trotzdem aber hat jene Gegend noch nicht in Betracht kommen können für die Anlage einer Station und überhaupt ist es nicht möglich, überall Stationen anzulegen, wo dies gewünscht wird.

In Lolowua besteigen wir nun wieder unsere Pferdchen und reiten über das Botombawo-Gebirge nach der nächsten Station Lahagu, die ziemlich genau in der Mitte der Insel liegt. Auf dem im allgemeinen leidlich guten Pfade (d. h. wenn er von dem ihn immer wieder schnell überwuchernden Grase gesäubert worden ist) haben wir vier Höhenzüge und drei bei Regenwetter nicht ungefährliche Flüsse zu überschreiten, den Moezoi, den Idano Doa und den Ojò, der letztere ist der größte. Wir erreichen ihn am jenseitigen Rande seines breiten und sehr fruchtbaren Tales, wo er sich ganz nahe an den sich dort wieder erhebenden Hügeln, auf denen dann sofort das Hauptdorf der Landschaft Lahagu liegt, vorbeidrückt. Bei trockenem Wetter ist er, wie auch die übrigen, sehr gut zu durchreiten, hat es aber kurz zuvor stark geregnet, dann muß ein langer schmaler Kahn zu Hilfe genommen werden (ein ausgehöhlter Baumstamm). Wir setzen uns in denselben hinein, mit unserem Gepäck und den Pferdesätteln und die Pferde müssen, vom Kahn aus am Stricke gehalten, nachschwimmen, was sie bei einiger Übung willig tun. Allerdings passierte es uns auch, daß sich am späten Abend in der Dunkelheit ein Pferd losriß und ein ganzes Stück den Fluß hinabgetrieben wurde, wo wir es gewaltig schnaufen hörten, bis es glücklich am jenseitigen Ufer wieder Boden gewann.

Nun werden die Sättel wieder auf die triefenden Pferde geschnallt und wir erreichen in etwa 5 Minuten, nachdem wir das Dorf passiert haben, etwas hinter demselben, auf sanft ansteigender Höhe das gastliche Haus des Missionars Lagemann, dicht am Rande eines herrlichen Gebirgswaldes. Lahagu war einst eine gesegnete Landschaft, sozusagen die Kornkammer von Nias und ich habe mir erzählen lassen, von jemand, der das selbst noch gesehen hatte, daß im Ojö-Tale die Kokospalmen so dicht gestanden haben, daß man von der Krone der einen in die der anderen geklettert sei, was schon etwas heißen will, da Palmen ja keine Zweige haben, sondern nur Blätterkronen mit allerdings sehr kräftigen langen Blattstielen. Die Bevölkerung war zahlreich und dicht, so daß eine noch lebende alte Frau erzählen konnte, es sei dort, wo sich jetzt ein großer Wald befindet, jenseits der Missionsstation, kaum Brennholz zu haben gewesen.

Jetzt meistens Ruinen und einige unbedeutende Dorfreste. Kokospalmen sieht man kaum noch. Alles verwüstet durch die Raubzüge und Kopfjägerei der Bewohner des Südens und zwar, wie man hörte, durch die eigene Schuld der Lahagu-Häuptlinge, die, anstatt zusammen zu halten und sich dieser räuberischen Einfälle zu erwehren, sich gegenseitig verraten und verkauft haben. Allerdings muß man auch dabei bemerken, daß die Gegend des Fiebers wegen verschrien ist und daß das letztere doch auch tüchtig aufgeräumt hat unter der Bevölkerung und daß es auch wohl die Energie gelähmt hat. Nun fragt der Leser vielleicht: Warum legt ihr denn in einer solchen Gegend eine Station an? und ich antworte, daß dabei verschiedenes in Betracht kam.

Erstens waren wir vor 12 Jahren noch nicht so überall hin eingeladen zu Stationsanlagen wie heutigen Tages; zweitens war es wichtig, daß ein Verbindungsglied geschaffen werde zwischen den Stationen im Osten uud dem damals noch sehr einsamen Sirombu im Westen, und drittens durfte man hoffen, daß sich das gesegnete Lahagu, im Anschluß an eine Missionsstation, wieder mehr bevölkern werde. Letzteres ist auch schon eingetreten, wenn auch leider nicht in dem Maße, wie man gehofft hatte, da kein Häuptling da war, der Geschick gehabt hätte, die Sache zu befördern. Der alte Tesugi von Sisobahili hatte nicht das richtige Verständnis und sahe in den Zugezogenen Objekte seiner Ausbeutung. Er selbst wandte sich aller-

dings bald dem Christentume zu, aber leider ist er noch nicht einmal ein Durchschnittschrist geworden und infolge dieser ganzen traurigen Verhältnisse macht das Volk, mit wenigen Ausnahmen, einen sehr ruinenhaften Eindruck, worunter Missionar Lagemann sehr hat seufzen müssen. Und somit hat sich die Arbeit dort nicht in dem Maße entwickelt, wie auf den meisten anderen Stationen. Nichtsdestoweniger aber finden wir nach dem neuesten Jahresberichte auf Lahagu 208 Getaufte und 350 Taufbewerber und besonders erfreulich ist, daß sich in der letzten Zeit verschiedene Gegenden im Umkreise der Station dem Evangelio erschlossen haben. Eine Nebenstation ist bereits gegründet und weitere stehen in Aussicht. Der alte Tesugi ist vor kurzem gestorben, erfreulicherweise nicht ohne daß er die Leute doch noch zur Annahme des Christentumes ermahnt hatte. Hoffen wir nun auch, daß mit dem neuen Geschlechte sich bessere Verhältnisse anbahnen!

Setzen wir unsere Reise von Lahagu aus weiter fort, so haben wir erst längere Zeit durch einen prächtigen Wald zu reiten. Prächtige Baumriesen zu beiden Seiten des Weges von gewaltigen Lianen umschlungen und von anderen Schmarotzern bewachsen; hie und da vielleicht auch ein vom Sturme umgeworfener Baum, der den Weg versperrt. Dann müssen wir erst unsere eingeborenen Begleiter herbeirufen, die unterdessen mit dem Schritt unserer Pferdchen nicht mehr ganz konkurrieren konnten, damit sie mit den großen Messern, die sie im Gürtel tragen, das Hindernis durchhauen, um eine Passage für uns zu schaffen; ohne weiteres kann man nur selten durch. Hier im Walde überall frisches Leben: da schreien die Affen, da schlagen die Vögel, da schwirren die Cycaden, da summen die Bienen in blühenden Bäumen und ab und zu hört man auch den klagenden Ruf eines Rehs. Die allmählig höher steigende Tropensonne stiehlt sich nur verschämt durch die Blätterkronen der Bäume. Umsomehr empfinden wir die Hitze, wenn wir weiter hinaus zumteil über schattenlose Flächen zu reiten haben, besonders da, wo dieselben mit dem hohen alangalang, od. niass. o'o (dem harten indischen Grase) bewachsen sind. Der Weg ist auch hier leidlich, abgesehen von einigen schmutzigen und weichen Stellen in der Waldgegend. Nach längerem Suchen hat er sich so legen lassen, daß wir keine allzu bedeutenden Steigungen mehr haben und also unsere Pferdchen nicht allzu sehr zu bemitleiden brauchen.

Auch hier erreichen wir nach einem Ritte von gut 3 Stunden die nächste Station nämlich Lolomboli, unter Missionar Sporket; sie liegt bereits im Gebiete des Moroo=Flusses. Hier haben wir nun ganz andere Verhältnisse vor uns, als im Lahagu=Gebiete. Die Bevölkerung ist zahlreich, kräftig und energisch. Das Land fruchtbar und verhältnismäßig gesund für die Bewohner. Wohin man seine Blicke schweifen läßt, überall sieht man mit Kokospalmen gekrönte Höhen, ein Zeichen der vielfach fast ganz darin versteckten Dörfchen und dazwischen schöne Reisfelder, trockene und bewässerte, neben Bataten=, Mais= und anderen Pflanzungen. Der Räubereien und der Kopfjägerei von Süden her hat sich dieses Volk so ziemlich zu erwehren gewußt.

Mit dieser Wohlhabenheit und Energie des Volkes geht nun aber auch Hand in Hand ein stolzes Selbstbewußtsein, ja geradezu Frechheit, wovon wir verschiedene empfindliche Proben gekostet haben. Und so hat es auch ziemlich lange gedauert, bis wir dort Eingang fanden. Aber trotz allerlei unliebsamer Vorfälle ging die Stationsanlage ihren Gang und allmählich wurde alles still. Im Jahre 1899 hatte ich dort in dem Dorfe Licobahili noch ein abschreckendes Erlebnis, aber 2 Jahre später konnte Missionar Sporkel berichten, daß er besonders infolge seiner ärztlichen Praxis Eingang gefunden habe. Aus dem Häuptlingshause seien die Götzen entfernt und 57 Personen von dort haben sich in die Liste der Taufbewerber eintragen lassen. Jetzt befindet sich auf Lolomboli ein ansehnliches Häuflein Christen, 126 Getaufte und 100 Taufbewerber, eine Schule ist erbaut und ein Lehrer stationiert worden.

Eine weitere Station für das „Innere“ ist eben in Vorbereitung und zwar 6—7 Stunden von Lolowua aus, nach dem Süden zu. Dort kommen wir in das Gebiet der bis vor kurzem so berüchtigten Räuber Sita mbaho, Balo halu und Bawa Duhu, deren neuere Geschichte sehr interessant ist; über ihr Vorleben wird man wohl allerlei erfahren, wenn sie einmal Christen werden, was in absehbarer Zeit wohl der Fall sein kann, da wenigstens die beiden ersteren schon um einen Missionar bitten. Ein Weg von dort nach Lolowua ist in Angriff genommen. Die genannten Häuptlinge haben denselben durchschlagen lassen und jetzt wird von der holländischen Regierung weiter daran gearbeitet. Der unsere Mission sehr unterstützende Beamte Herr Eman wünscht auch sehr die Errichtung einer

Missionsstation in jener Gegend und vor kurzem meldete mir der junge Missionar Fries, daß er und die Brüder Kramer und Schmidt mit Herrn Eman eine Reise dorthin gemacht und daß sie bereits bei Sita mbaho einen prächtigen Stationsplatz gefunden haben. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ möchte man auch hier ausrufen.

Bei Gelegenheit der Visitationsreise unseres Inspektors Dr. Schreiber im Jahre 1899 richteten wir eine Bittschrift an die Regierung in Batavia, dahin lautend, daß dieselbe doch Vorkehrungen treffen möge, daß dem Räuberunwesen und der Kopfjägerei im Innern der Insel gesteuert werde. Dieser Bitte wurde entsprochen; Militärpatrouillen zogen durch das Land und es dauerte nicht lange, bis sie den berüchtigten Sita mbaho gefangen mitbrachten. Er wurde eine Zeitlang in halber Gefangenschaft auf Gun. Sitoli festgehalten, aber auf einem folgenden Zuge, auf dem der damalige Beamte ihn wieder mitnahm zur Dienstleistung, fand er das Weite. Neuerdings hat er sich aber freiwillig wieder gestellt und wie es scheint, ist ihm die Flucht verziehen worden.

Sein Genosse Balo halu war klüger, indem er seine Zuflucht zur Mission nahm. Vor einigen Jahren waren noch böse Gerüchte über ihn im Umlauf, daß er unsere Station Humene überfallen, den Missionar Thomas ermorden wolle u. s. w., sodaß die Regierung dort eine Zeitlang Wache halten ließ. Geschah es nun infolge der Gefangennahme Sita mbahos, oder was sonst die Anregung gegeben haben mochte, genug, eines Tages kam eine Botschaft nach Lolowua, durch die ich von Balo halu zu einem Feste eingeladen wurde Nun durfte ich mir aber nicht die Kraft zutrauen, den weiten Weg zu Fuße zu machen und reiten konnte ich bei der Wegelosigkeit auch nicht. Somit blieb mir nichts anderes übrig, als meinen eingeborenen Lehrer mit einigen anderen Vertrauensleuten zu meiner Vertretung zu senden. Diese kehrten nach etwa einer Woche zurück, überbrachten mir als Geschenk von Balo halu ein lebendes Schwein und berichteten, er habe vor ihnen geschworen, sein früheres Leben aufgeben und ein ordentlicher Mensch werden zu wollen, sodann wolle er mich auch nächstens besuchen, nur habe er vorläufig im Anschluß an das gegebene Fest noch allerlei Geschäfte zu erledigen. So verging wieder eine geraume Zeit. Plötzlich wurde mir eines Nachmittags gemeldet, Balo halu sei als Gast bei einem gewissen Falo-

lowa, der nur etwa 3/4 Stunden von meiner Station entfernt wohnte. Nun standen wir gerade bereit, um am nächsten Morgen in aller Frühe die Reise zu unserer Jahreskonferenz anzutreten, sodaß es mir nicht möglich war, Balo halu zu dem holländischen Beamten zu begleiten; ich schickte also Boten und ließ ihn bitten, herüberzukommen, damit ich mit ihm Rücksprache nehmen könne und am nächsten Morgen erschien er auch vor Tagesanbruch. Er machte, wenn auch einen etwas scheuen, so doch gar keinen übelen Eindruck. Als ich ihn daran erinnerte, daß er ja meinen Kollegen habe überfallen wollen, lächelte er und erwiderte: „Ich Missionsstationen überfallen!" Er versprach mir dann, nach unserer Rückkehr wieder bei mir vorsprechen zu wollen, und er hielt Wort; aber nun hatte ich Mühe, ihm soviel Vertrauen einzuflößen, daß er es wagte, mit mir zum Kontroleur zu gehen. Ich bemerke hierbei, daß ich mit dem letztern bereits abgemacht hatte, daß ich ihn bringen wolle nnd daß ihm nichts geschehen solle. Schließlich setzte einer meiner getauften Häuptlinge seinen Sohn zum Pfande. Da ließ er sich bewegen und wir brachen mit bedeutendem Gefolge auf. Jedermann war erstaunt, auch die Chinesen und Mohammedaner und die holländischen Beamten auf Gun. Sitoli; es war als ob ich ein Wundertier herführe. Wir bewogen ihn, seine Hauptwaffen, die große Lanze und sein großes Schwert, die er bis dahin trug, in der Missionarswohnung dort abzulegen, als dann aber am Hoftor des Kontroleurs ein Polizeidiener herzusprang uud ihm in etwas brüsker Weise auch noch einige kleinere dolchartige Messer aus dem Gürtel riß, da befürchtete ich einen Auftritt, aber es gelang mir, Balo halu zu beruhigen, mit dem Bedeuten, daß das eben so Sitte sei und daß er alles wieder erhalte.

So wurde er mit den uns begleitenden christlichen Häuptlingen auf die Veranda der Beamtenwohnung geführt, wo sich schon der Kontroleur und die Offiziere versammelt hatten. Es wurde ihm eine Zigarre angeboten und freundlich mit ihm geredet; seine Sünden wurden nicht erwähnt. Er erklärte sich dann bereit, sich der Regierung zu unterwerfen und den Eid der Treue zu leisten. Da nun diese Eidesleistung erst ein paar Tage später stattfinden konnte, so bat ich, nach Lolowua zurückkehren zu dürfen, aber sofort erklärte Balo halu: „Nein, du bleibst hier; wenn du gehst, dann gehe ich auch!" ein Zeichen, daß er der Sache doch noch nicht so recht traute. So mußte ich auch bleiben. In der Zwischenzeit wurde ihm die

Kaserne und das Militär gezeigt und besonders auch die Kanonen und Gewehre. Aus den letzteren wurde durch einen dicken Baum und durch ein großes Blech mit Wasser geschossen, um Balo halu die Wirkungen dieser neuen Militärgewehre zu zeigen. Schließlich stellte man eine Art von Kriegsartikeln auf, die er beschwören mußte. Dann bewirtete er noch die übrigen Häuptlinge, wozu er sich von mir das Geld lieh, welches er aber später ehrlich zurückzahlte. Dann konnte die Heimreise angetreten werden, aber nicht ohne daß Balo halu gleich um einen Missionar gebeten hatte. Ich glaube, daß gerade durch diese Sache das Vertrauen der Binnenländer zu uns Missionaren bedeutend gewachsen ist. Balo halu ist jetzt unser bester Freund. Er brachte auch bald seine Frau und eine erwachsene Tochter zu meiner Frau; beide machten einen sehr netten Eindruck. Möge nun die Stationsanlage in seiner Gegend bald zur Tatsache werden.

Die Frauenbewegung in der Norwegischen Missionsgesellschaft.

Von Pastor Berlin.

Die Norwegische Missionsgesellschaft hat von Anfang an eine sehr feste Stütze und eine große Förderung bei den Frauen ihres Volkes gefunden. Gustava Kjelland war es, die zum ersten Male die Frauen ihrer Gemeinde um sich sammelte, um mit ihnen für ihre Missionare in Afrika zu spinnen und zu nähen, und ihr Werk fand Nachahmung, sodaß eine stetig wachsende Anzahl von Frauenvereinen der Mission diente. Man schätzt ihre Anzahl auf 3—4000, die sich über das ganze weithin gestreckte Land verteilen. Eine genaue Statistik dieser Frauenvereine gibt es nicht. Sie sind bisher in die Organisation der N. M. G. nicht aufgenommen und haben keinen Einfluß auf deren Verwaltung und Leitung geübt, sondern sich damit begnügt, der großen Sache des Herrn in der Stille zu dienen. Hier und da ist es — wie es scheint, schon seit Jahrzehnten — üblich gewesen, daß Frauen in den Missionsvereinen als Mitglieder an den Abstimmungen und Wahlen teilnahmen, es ist auch

vorgekommen, daß Frauen zu Abgeordneten zu den Kreisversammlungen[1]) gewählt und als solche zugelassen sind, während in andern Fällen die Wahlen von weiblichen Abgeordneten oder von Abgeordneten von Frauenvereinen nicht als giltig anerkannt wurden; doch ist das wohl nur vereinzelt geschehen und von der Allgemeinheit nicht besonders beachtet worden.

Allmählich aber trat eine Änderung ein. Die „Frauenfrage", die ihren Weg durch die Welt nahm, berührte auch die entlegenen Gestade und Täler Norwegens, und bei dem radikalen Zuge, der dem norwegischen Volke eigentümlich ist, brach sie sich dort schneller und breiter als in andern Ländern eine Bahn. Die Frauen haben dort 1901 das kommunale Wahlrecht erhalten (mit einigen Einschränkungen, sodaß etwa die Hälfte der Frauen dieses Recht besitzt) und haben es auch bei den seitdem vorgenommenen Neuwahlen, wenigstens in den Städten, zahlreich ausgeübt, ein Umstand, der z. B. für Gastwirtschaften bedeutungsvoll gewesen ist. Wie das aktive, so haben die Frauen auch das passive kommunale Wahlrecht; eine große Anzahl von Ämtern, im Schulrat, in der Armenfürsorge, in der Gesundheitspflege, in der Gefängnisverwaltung, sind ihnen zugänglich gemacht, und damit ist ihrer Tätigkeit zu Gunsten des allgemeinen Wohles ein weites Feld eröffnet. Noch weiter schien dieses Feld sich ausdehnen zu sollen, als im letzten Winter das Ministerium Hagerup einen Gesetzentwurf einbrachte, der den Frauen die Zulassung zu einer ganzen Reihe von staatlichen Ämtern gewähren sollte, allein dieser Gesetzentwurf fand in der Volksvertretung nicht die erwartetete Aufnahme und ist noch nicht Gesetz geworden. Auch das politische Wahlrecht, das von vielen norwegischen Frauen heiß ersehnt wird, ist ihnen noch nicht verliehen, da es dazu einer Veränderung des bestehenden Grundgesetzes bedarf. Aber die Bewegung ist im Fluß, und da ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in das Leben der Missionsvereine eingedrungen ist: Prinzipien wollen sich durchsetzen. So wurde im Kreise Drammen schon auf der Kreisversammlung von 1899 die Frauenfrage behandelt und auf einer Verbandsversammlung im Kreise Bodö 1901 der Grundsatz ausgesprochen, daß die der Missionsgesellschaft angehörenden Frauen stimm- und wahlberechtigt sein sollten. Im folgenden Jahre richteten zwei

1) Vgl. Zu der Organisation der N. M. G. diese Zeitschrift 1901 S. 66.

Kreisvorstände (Kristiania und Drammen) an den Hauptvorstand den Antrag, die Frage nach dem Frauenstimmrecht den Kreisversammlungen vorzulegen. Der Hauptvorstand ging darauf ein, wollte aber zuvor die Kreisvorstände darüber hören. Diese empfahlen, trotz einzelner Meinungsverschiedenheiten, die Angelegenheit den Kreisversammlungen vorzulegen, und so brachte der Hauptvorstand die Frauenfrage in seinem Rundschreiben für die Kreisversammlungen des Jahres 1903 zur Verhandlung, um dadurch die erforderliche Beschlußfassung der Generalversammlung vorzubereiten.

Dieses Rundschreiben (Norsk M. T. 1903 Nr 9) behandelt die Fragen: 1. Welchen Gewinn kann man für die Missionssache als Folge des den Frauen bewilligten Stimmrechtes erwarten? 2. Welche Umstände lassen sich gegen diese Bewilligung geltend machen? 3. Welche Folgen würde die Bewilligung für die Verwaltung der Gesellschaft haben? Bei diesem letzten Punkt kommt in Betracht: a) in welcher Weise soll das aktive Wahlrecht der Frauen ausgeübt werden? b) sind Bestimmungen erforderlich in bezug auf die Anzahl der Abgeordneten zu den Kreis- und Generalversammlungen?[1] c) soll den Frauen auch die Wählbarkeit beigelegt werden? im Bejahungsfalle, sollen sie nur zu Abgeordneten oder auch zu Vorstandsmitgliedern wählbar sein? wie weit soll sich die Wählbarkeit erstrecken: Verbandsversammlung? Kreisversammlung? Generalversammlung? Vorstand der Ortsvereine? der Kreisvereine? Hauptvorstand? Es ergeben sich also eine Menge von einzelnen Fragen, wie das bei einer so tiefeingreifenden Neuerung nicht anders sein kann. So objektiv das Rundschreiben auch gehalten war, so war doch die Stellung des Hauptvorstandes zu der Frage klar: er stand ihr freundlich gegenüber.

Im Juni und Juli 1903 traten die neun Kreisversammlungen zusammen. Die Frauenfrage wurde sehr eingehend besprochen, meistens erforderten die Verhandlungen zwei, auch drei Sitzungen. Versuche, die hier und da gemacht wurden, die Beschlußfassung zu vertagen, fanden keine Unterstützung, selbst der wiederholt gemachte Vorschlag, die ganze Angelegenheit erst den Frauenvereinen zur Behandlung zuzuweisen, wurde überall zurückgewiesen: man sieht daraus, wie tief das Bewußtsein von der Notwendigkeit, diese Sache zur Entscheidung zu bringen, in den norwegischen Missionskreisen wurzelte. Es würde ermüdend sein, die Verhandlungen der einzelnen Kreisversammlungen darzustellen, da selbstverständlich vielfach dieselben Gründe pro et

1) Bisher sind solche Bestimmungen noch nicht vorhanden gewesen, trotzdem der Hauptvorstand wiederholt ihren Erlaß angeregt hat, um die Vertretung der Vereine gleichmäßiger und gerechter zu gestalten.

contra geltend gemacht wurden. Daher wird es genügen, diese Gründe nach gewissen Gesichtspunkten geordnet kurz anzuführen.

In erster Linie handelte es sich um die biblische Grundlage. „Der Kardinalpunkt ist: ist es gegen Gottes Wort? Gottes Wort muß Richtschnur bleiben“ — das ging durch die Verhandlungen hindurch. Die Gegner des Frauenstimmrechts beriefen sich auf 1. Kor. 14, 34; 1. Tim. 2, 14; 1. Pet. 3, 4 und 1. Mose 2, 18 ff.; 3, 16. Paulus und Petrus — so wurde es mit besonderem Nachdruck auf der Versammlung von Drammen hervorgehoben — haben sich gegen das Auftreten der Frau im öffentlichen Leben ausgesprochen, und das muß eine Versammlung, welche zu allererst fragt: was sagt Gottes Wort? bedenklich machen, Bestimmungen zu treffen, die nicht in vollem Einklange mit Gottes Wort stehen. Hiergegen wurde geltend gemacht, daß es sich in 1. Kor. 14, 34 um das öffentliche Lehramt der Frau in der Gemeinde handle, das von keiner Seite befürwortet werde; in der Teilnahme der Frauen an Verhandlungen über Missionsfragen liege keine öffentliche Lehrtätigkeit. Gegen 1. Tim. 2, 12 wurde V. 10 ins Feld geführt; ebenso wurde wiederholt das „hier ist nicht Mann noch Weib“ hervorgehoben. Auch eine so angesehene Persönlichkeit, wie der (inzwischen verstorbene) Bischof Heuch trat dafür ein, daß biblische Gründe gegen das Stimmrecht der Frauen nicht geltend gemacht werden können, und wenn die Gegner behaupten, es sei keine Bibelstelle für das Stimmrecht der Frau anzuführen, so sei ebenso wenig eine Stelle zu finden, die klar und deutlich dagegen spräche. Die praktischen Fragen, die im Laufe der Zeit aufkommen, — hob ein anderer hervor — seien aus der Bibel nicht ohne weiteres zu entscheiden. Die von den Freunden der Bewegung gegebenen Hinweise auf Maria Magdalena, die den Jüngern die Botschaft von der Auferstehung zu überbringen hat, auf das samaritische Weib, das den Leuten von Sichar Jesum als den Messias verkündigt, auf die Prophetin Hanna (Luk. 2) dürften wohl nicht grade als beweiskräftig anzusehen sein.

Eine andre Reihe von Gründen bewegte sich auf dem psychologischen Gebiete, zum Teil noch an die biblischen Gründe sich anschließend. Das Weib — hieß es — soll in der Stille, in der Zurückgezogenheit leben, die große Macht des Weibes liege in dem stillen, demütigen Wandel, im Glauben und der in dem ganzen Wirken sich *ausprägenden* Liebe. Im engeren Kreise sei die Frau berufen zu

wirken, öffentliches Auftreten des Weibes schade der Weiblichkeit, entfremde die Frau dem Familienleben, für das sie geschaffen sei, diene der Emanzipation, die womöglich auf die Frau auf der Kanzel oder im Storthing hinsteuere. Am besten sei es, die Frau in ihrer stillen Arbeit zu belassen; sie in das öffentliche Leben hineinzuziehen, das heiße sie zu erniedrigen statt sie zu erhöhen. Ihre Aufgabe sei es zu dienen, nicht zu herrschen; in der Zeit der Apostel haben die Frauen wohl mitgearbeitet, aber nicht eine leitende Stellung gehabt. Der Mariatypus sei das Ideal für die Frauen, und mit diesem Ideale stimme es nicht überein, zu belehren und zu diskutieren. Sara hat ihren Platz in der Hütte. Auf 1. Pet. 3, 4 wurde in diesem Zusammenhange gern hingewiesen. Gegen diese gewiß nicht zu übersehenden Gründe wurde geltend gemacht — z. B. von Bischof Heuch — daß die Häuslichkeit und die Weiblichkeit des Weibes nicht zu leiden brauchen, wenn es an Missionsversammlungen teilnähme; durch das Mitwirken von Frauen würde der Ton in diesen nur gewinnen, auch für den Mann habe es seine Gefahren, an Diskussionen teilzunehmen. Auch der bekannte Missionar Nielsen-Lund trat gegen diese Bedenken auf: die Frau könne in der Stille und öffentlich wirken, ohne ihre Weiblichkeit einzubüßen; eine Königin auf dem Throne könne doch ihre Weiblichkeit behalten, während auch eine Frau, die sich auf das Haus beschränke, in hohem Grade unweiblich sein könne. Auch wenn es Stimmrecht habe, könne das Weib seiner dienenden Stellung getreu bleiben. Haben etwa die draußen auf dem Missionsgebiet wirkenden Frauen ihre Weiblichkeit verloren? Der Befürchtung, daß die Frauen schließlich in Folge ihrer starken Beteiligung an der Mission die Herrschaft in der Gesellschaft an sich reißen würden, wurde damit begegnet, daß tatsächlich die Frauen in ihren Vereinen die Männer zur Leitung heranziehen. Wurde die Fähigkeit der Frauen, eine leitende Stellung einzunehmen, bezweifelt, so wurde dagegen auf die Leitung hingewiesen, welche die Frauen in den „christlichen Vereinen junger Frauen“ tatsächlich üben, sowie auf alles das, was sie in andern Vereinen oder in ihnen übertragenen Ämtern geleistet haben; ja, in manchen Dingen (vgl. Basare, Feste) haben die Frauen eine größere Geschicklichkeit im Veranstalten als die Männer.

Mit Nachdruck hoben die Freunde der Sache hervor, daß es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit sei, den Frauen, die

so viel für die Mission leisten, auch einen gewissen Einfluß auf ihre Leitung einzuräumen. Die Zahl der Frauenvereine übersteigt die der Männervereine bedeutend (3—4000 gegen 900), die Frauen sind den Männern vielfach an Missionskenntnis überlegen, weil sie die Missionsblätter besser lesen, sie leisten eine bedeutende Arbeit für die Mission und sammeln auch einen beträchtlichen Teil der Missionsgelder[1]) — es ist daher nur gerecht, daß die, welche mitzahlen, auch bei der Verwendung des Geldes beteiligt sind; es ist nicht richtig, sie als „bloße Arbeitsbienen" zu betrachten oder — wie es anderswärts ausgedrückt wurde — sie den Arbeitsstab tragen zu lassen, während der Mann allein den Herrscherstab trägt. Das Christentum hat die Frau aus ihrer Erniedrigung erhoben und dem Manne gleichgestellt, das muß auch hier zum Ausdruck kommen. Ist der Mann das Haupt, so ist das Weib das Herz. Beide müssen zusammen wirken. Die Gegner hoben hervor, daß die Frauen in ihren Vereinen ja ihre eigne Verwaltung haben und daß die bisherige Verwaltung der Norwegischen Missionsgesellschaft sich hinreichend bewährt habe, um ein Bedürfnis nach neuen Veranstaltungen nicht aufkommen zu lassen.

Viel wurde über die Zweckmäßigkeit der größeren Beteiligung der Frauen hin und her gesprochen. Vielen erschien es geraten, den Wünschen der Frauen entgegenzukommen. Aber grade hierüber kam es zu einer großen Kontroverse. Die Frauen — so behaupteten viele — haben ja gar kein Verlangen, fühlen gar keinen Trieb, aus ihrer bisherigen Stellung in der Missionsarbeit herauszutreten und größere Rechte zu gewinnen. Ein Reiseagent bemerkte, er habe im ganzen Stift Bergen keine Frau getroffen, die sich über den Mangel des Stimmrechts und der Mitarbeit in der Leitung beklagt habe. Wozu, hieß es, den Frauen ein Recht einräumen, nach dem sie gar nicht fragen? Andre Redner hatten andre Erfahrungen gemacht, so ein Reiseagent im Kreise Hamar. Missionar Borgen hatte auf seinen Reisen die Wahrnehmung gemacht, daß die Frauen nach Anteilnahme an der Verwaltung Verlangen tragen, ein anderer, daß es die Frauen vielleicht nicht so sehr danach, als hauptsächlich nach der Teilnahme an den größeren und wichtigeren Versammlungen verlangt. Man

1) Die Jahresrechnung gibt keine Auskunft über den Anteil der Frauenvereine an den Missionsaufbringungen der N. M. G. Auf der Generalversammlung wurde dieser Anteil einmal auf $^2/_3$ geschätzt.

darf also wohl annehmen, daß in den norwegischen Frauenkreisen verschiedene Stimmungen vorhanden sind, und das ist bei dem Unterschied von Stadt und Land, von radikal und konservativ ja sehr begreiflich. Wenn nun tatsächlich in manchen Frauenkreisen solche Neigungen zu stärkerem Hervortreten vorhanden sind, so erschien es vielen geraten, diesen Neigungen entgegenzukommen, um das Interesse der Frauen an der Mission überhaupt zu vergrößern („Gebt ihr Männer uns Stimmrecht in Missionsangelegenheiten, so fühlen wir unsre Verantwortlichkeit ganz anders," haben Frauen gesagt) und insbesondere sie fester an die Norwegische Missionsgesellschaft zu knüpfen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Nichtberücksichtigung solcher Wünsche verstimmend und zurückstoßend wirken muß, zumal da ein gewisses Verlangen nach der Bildung von neuen Vereinen vorhanden ist; so soll der „Missionsverein der Lehrerinnen" Neigung haben, sich als eigne Missionsgesellschaft zu konstituieren. Die Beteiligung der Frauen an der Leitung der N. M. G. wurde als Mittel bezeichnet, solchen Neigungen vorzubeugen. Viel wurde von dem Gewinn gesprochen, der dem Missionsleben aus dem stärkeren Hervortreten der Frauen erwachsen würde. Die größeren Versammlungen (Kreis- und Generalversammlungen) wirken in hohem Maße anregend, auch die Verbandsversammlungen, die freilich nur eine erbaulich-anregende, keine administrative Bedeutung haben. Besitzen die Frauen dazu Zutritt auch als Abgeordnete und können sie (auch dieser Punkt wurde berührt) als Abgeordnete an den gewährten Reisevergünstigungen usw. teilnehmen, so können ihre Berichte und Anregungen dem örtlichen Vereinsleben sehr zu statten kommen. Es gibt auch in der Leitung der Mission viele Dinge, bei denen eine Mitwirkung von Frauen nur vorteilhaft sein kann (Familienangelegenheiten der Missionare, Angelegenheiten der Missionslehrerinnen, Erziehungsanstalten auf dem Missionsfelde usw.), da über solche Dinge Männer vielfach nicht recht urteilen können. Sind weibliche Kräfte auf dem Missionsgebiete je länger je mehr in Tätigkeit getreten — und es wurde beklagt, daß die N. M. G. nicht eher und nicht mehr sich die Gaben des weiblichen Geschlechtes zu nutze gemacht habe —, so empfiehlt es sich auch, in der heimatlichen Verwaltung und Leitung den weiblichen Gaben und Kräften einen größeren Raum zur Betätigung zuzuweisen, das hoben namentlich die anwesenden Missionare Nielsen, Johnson, Borgen, hervor. Die norwegische Mission — so wurde ge-

äußert — ist nicht bloß ein Kind der norwegischen Männer, sondern auch der norwegischen Frauen, und an dem Kinde hat die Frau ebenso großen Anteil wie der Mann. Darum muß die Frau auch in der Missionsarbeit zu tun haben; sollte nicht manche Einseitigkeit in der Arbeit sich von dem Fehlen der weiblichen Mitarbeit herschreiben? Das in den „christlichen Vereinen junger Frauen" heranwachsende Geschlecht wird einst die Mission tragen, und seine in dieser Vereinsarbeit gewonnene Kraft wird der Mission zu gute kommen. Andrerseits befürchtete man ungünstige Folgen, wenn die Frauen stärker hervortreten: die Männer würden schließlich verdrängt werden, Mißgunst und Eifersucht würden nicht ausbleiben und die Arbeit lähmen, die Frauen würden immer mehr Ansprüche stellen und die Versammlungen durch die größere Anzahl von Teilnehmern schwieriger und schwerfälliger werden.

Endlich wurde als entscheidender Grund hervorgehoben die Konsequenz der Entwickelung. Die Frauenfrage ist auf allen Gebieten hervorgetreten. In vielen Vereinsorganisationen (Seemannsmission, Innere Mission, Enthaltsamkeitssache, Sonntagsschule usw.) haben die Frauen einen größeren Einfluß erhalten, im bürgerlichen Leben wird ihnen eine Tätigkeit nach der andern erschlossen, im kirchlichen Leben sind Vorbereitungen ähnlicher Richtung im Gange — kann sich die Mission der ganzen Schwerkraft dieser vorwärts drängenden Bewegung entgegenstellen? Dann müssen die Gegner des Frauenstimmrechtes den Frauen auch die Ausübung ihres Rechtes im bürgerlichen Leben widerraten, und welchen Schaden würde es bringen, wenn die christlichen Frauen sich zurückhalten und dem Unglauben das Feld in der Gemeindeverwaltung überlassen? Nein, die Bewegung ist im Gange, sie läßt sich nicht aufhalten. Wird die Frage jetzt nicht entschieden, so kehrt sie früher oder später wieder, bis sie eine der öffentlichen Meinung genügende Beantwortung gefunden hat. Die Konsequenz der Entwickelung machte sich geltend, wo es sich darum handelte, Stimmrecht und Wählbarkeit der Frauen gegeneinander abzuwägen. Gegen das erstere erhoben sich nur wenige Stimmen, mehr gegen ihre Wählbarkeit; aber immer wieder klang es durch: die Wählbarkeit ist die Konsequenz des Stimmrechts, Stimmrecht ohne Wählbarkeit ist etwas halbes, Kaffee ohne Zucker und Sahne, wie der Vorsitzende in Drammen sagte. Wird jetzt die Wählbarkeit nicht zugestanden, so steht man vor einem unbefriedigenden

Zustande, der auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden kann. Im Kreise Drammen, der in dieser Sache überhaupt an der Spitze zu marschieren scheint, wurde die Äußerung einer „hervorragenden und angesehenen Missionarsfrau" mitgeteilt, wonach den Frauen am bloßen Stimmrecht wenig liegt, sie verlangen nach Einfluß, nach Mitwirkung in den Missionssachen. Viel wurde verhandelt über die Frage, wie weit die Wählbarkeit der Frauen sich hinauf erstrecken sollte. Vorsichtiges, schrittweises Vorgehen! war die Losung der einen, die andern wollten die Frauen gleich bis in den Hauptvorstand hinein gewählt wissen; selbst Bischof Heuch war, wenn die Umstände es erforderten, nicht gegen diesen letzten Schritt. Nicht einmal die Festsetzung eines Verhältnisses in der Anzahl der zu Abgeordneten und Vorstandsmitgliedern gewählten Männer und Frauen fand bei manchen Zustimmung, während andre sich für $^1/_3$, höchstens $^1/_2$ Frauen aussprachen.

Was war nun das Ergebnis der langen und eifrigen Verhandlungen? Im Kreise Kristiania war der Ausgang unentschieden: der Antrag, sich für Stimmrecht und Wählbarkeit der Frauen zu erklären, wurde nur mit 55 gegen 55 Stimmen angenommen; doch erhielt der Antrag, es in bezug auf die Frauen bei dem bisherigen Zustande zu belassen, nur 27 Stimmen, so daß also auch hier eine $^3/_4$ Majorität zugunsten der Bewegung sich ergab. In den andern 8 Kreisen wurde das Stimmrecht der Frauen zum Teil einstimmig, zum Teil gegen geringe Minoritäten befürwortet, vorausgesetzt, daß die Frauen den allgemeinen Missionsvereinen als Mitglieder angehören; die Frauenvereine als solche kommen nicht in Betracht. In bezug auf die Wählbarkeit trat eine große Mannigfaltigkeit der Anschauungen hervor. Am weitesten gingen die Beschlüsse der Kreisversammlungen in Kristianssand und Stavanger, die den Frauen Platz in allen administrativen Versammlungen und Vorständen gewährt wissen wollten, und in Bodö, das den Frauen als Mitgliedern der Vereine alle Rechte der Vereinsmitglieder beilegte. Für Wählbarkeit nach Maßgabe der zu erlassenden Bestimmungen sprachen sich Tromsö und Drammen aus. Bergen wollte Wählbarkeit zu Abgeordneten bis zur Generalversammlung und „nach den wachsenden Anforderungen des Lebens" auch zu den verschiedenen Vorständen gewähren, Hamar nur Wählbarkeit bis zur Kreisversammlung und Kreisvorstand, unter ausdrücklicher Ablehnung

der Wählbarkeit zu Generalversammlung und Hauptvorstand. Trondhjem lehnte die Wählbarkeit zu den Kreisvorständen, zur Generalversammlung und zum Hauptvorstand (diese einstimmig) ab und wollte die Frauen auf die Verbands- und Kreisversammlungen und auf die Vorstandschaft in den Orts- und Verbandsvereinen beschränken. Beschränkungen in der Zahl der Abgeordneten wurden in mehreren Kreisen für notwendig gehalten, als Verhältniszahl für die weiblichen Abgeordneten wurde $1/3$ (Hamar) und $1/2$ (Stavanger) befürwortet; die andern Kreisversammlungen faßten darüber keine Beschlüsse oder überließen die näheren Festsetzungen dem Hauptvorstande bezw. der Generalversammlung.

Auf Grund dieser Beschlüsse wurde 1904 die Angelegenheit der Generalversammlung (der höchsten gesetzgebenden Stelle der N. M. G.) vorgelegt. In seinem „Zirkular an die Generalversammlung" (Norsk M. T. 1904, S. 244 ff.) spricht der Hauptvorstand sich über seine Stellung zur Sache aus. Wenn auch, sagt er, die Frauen noch keine Forderung gestellt haben, so ist ihre Bedeutung doch so groß, daß man sich fragen muß, ob ihnen nicht ein entsprechender Einfluß einzuräumen ist. Die Gerechtigkeitsgründe hielt der Vorstand nicht für entscheidend, die Frauen pochen nicht auf ihr Recht. Wichtiger ist ihm die Frage, ob die Mission einen Gewinn davon hat, wenn die Frauen bei der Verwaltung und Leitung der Missionsangelegenheiten mehr beteiligt werden. In die Ortsvorstände werden die Frauen mehr Leben und Wärme hinein bringen, und ihr Eintreten in die allgemeinen Missionsvereine wird auch die jetzt ganz freistehenden Frauenvereine fester an die N. M. G. binden, womit dieser nur gedient sein kann. Das Zirkular geht dann ausführlich auf die biblischen Bedenken ein und kommt zu dem Ergebnis, daß es sich 1. Kor. 14, 34 und 1. Tim. 2, 12 um das Auftreten in gottesdienstlichen Versammlungen handle, nicht aber in Verwaltungsangelegenheiten. Die Tätigkeit der Frauen in den Vorstandsversammlungen ist eine Tätigkeit im engeren Kreise, die durch das Neue Testament nicht verboten wird. Das Zirkular berührt dann die Gestaltung der neuen Verhältnisse und faßt seine Vorschläge so zusammen:

1. Den für die N. M. G. arbeitenden Frauen wird das Stimmrecht in Angelegenheiten der Gesellschaft in gleicher Weise wie den für die Mission der Gesellschaft arbeitenden Männern verliehen.

2. Bedingung für ein solches Stimmrecht ist, daß sie entweder Mitglieder eines allgemeinen Missionsvereins in der Gesellschaft sind und an dessen Arbeit teilnehmen, oder einem für die Gesellschaft tätigen Frauenverein angehören, der sich an einen solchen Missionsverein angeschlossen hat.

3. Das Stimmrecht wird in dem allgemeinen Missionsverein ausgeübt, indem auch die auf Grund von 1—2 stimmberechtigten Frauen an seinen Wahlhandlungen teilnehmen.

4. Die in der Gesellschaft stimmberechtigten Frauen sind zugleich wählbar sowohl zu Abgeordneten (zu den Kreis- und Generalversammlungen[1]), als auch zu Mitgliedern der Vorstände der allgemeinen Missionsvereine. Doch sollen die Frauen niemals mehr als die Hälfte der Mitglieder des Vorstandes ausmachen.

Die Generalversammlung, der man überall mit großer Spannung entgegensah, fand Ende Juni in Bergen statt und war stark besucht. 379 Vereine waren durch 439 Abgeordnete vertreten, davon kam allerdings auf den Bergenschen Kreis die Hälfte (186 Vereine mit 239 Abgeordneten) und etwa 130 Vereine auf die nahe gelegenen Kreise Trondhjem und Stavanger; die ferneren Kreise waren nur schwach vertreten, Tromsö z. B. nur mit einem Abgeordneten. Die Verhandlungen über die Frauenfrage waren sehr lebhaft und wurden erst am zweiten Tage zu Ende gebracht. Die Gründe, welche für und wider ins Feld geführt wurden, waren dieselben, die schon auf den Kreisversammlungen geltend gemacht worden waren, nur daß man die Frage weniger als eine Frage der Gerechtigkeit betrachtete. Mit Nachdruck betonten die Gegner die Paulinischen Stellen und erhoben den Vorwurf, daß Paulus durch die Zeitströmung beiseite gespült würde, aber auch die Anschauungen des Hauptvorstandes fanden in dem Missions-Sekretär Lars Dahle u. a. eifrige Fürsprecher. Viel wurde über das Berechtigte und Unberechtigte des Zeitgeistes, über Erhöhung und Erniedrigung des Weibes durch die ganze Frauenbewegung gesprochen, und offen erklärte einer der Stimmführer des Konservatismus: es handle sich nicht darum, Argumente ins Feld zu führen, sondern die entgegengesetzten Meinungen beruhen auf verschiedener Lebensanschauung, Geist steht gegen Geist. Die konservativ Gerichteten stellten den Antrag:

„In Erwägung, daß auf der jetzigen Generalversammlung der Bergensche Kreis überwältigend vertreten ist, und in der Hoffnung, daß bei weiterer Überlegung eine Ordnung sich finden läßt, durch welche die Frauenvereine der Gesellschaft einen organischen Einfluß auf die Verwaltung der Gesellschaft er-

---

1) Selbstverständlich also auch zu den Verbandsversammlungen.

halten, ohne daß die durch Gottes Wort dem Weibe zugewiesene Stellung Schaden leidet, wird die Entscheidung der Frage nach der Teilnahme der Frauen an der Verwaltung der N. M. G. bis zur nächsten Generalversammlung[1]) ausgesetzt.

Dieser Antrag wurde mit überwältigender Majorität abgelehnt und der Vorschlag des Hauptvorstandes angenommen, und zwar Punkt 1 und 3 gegen einzelne Stimmen, Punkt 2 gegen 33, Punkt 4 gegen 45 Stimmen; jedoch wurde der letzte Absatz (doch sollen die Frauen niemals mehr als die Hälfte der Mitglieder des Vorstandes ausmachen) mit 211 gegen 189 Stimmen gestrichen. Ein Zusatzantrag von Sekretär Dahle: den Hauptvorstand zu ersuchen, der nächsten Generalversammlung einen Vorschlag zu unterbreiten, der darauf abzielt, die Anzahl der Abgeordneten (d. i. zur Generalversammlung) zu begrenzen, und eine gleichmäßigere Vertretung für die verschiedenen Teile des Landes zu schaffen — wurde einstimmig angenommen.

So hat die Bewegung, die verhältnismäßig schnell wie eine Flutwoge dahergegangen ist, einen großen Erfolg gewonnen. Ihr letztes Ziel hat die radikale Richtung allerdings noch nicht erreicht, aber eine neue Entwicklung ist durch die Beschlüsse der Generalversammlung von 1904 für die Norwegische Missionsgesellschaft begonnen, von der man noch nicht wissen kann, wohin sie weiter führen wird. Möge sie die Gefahren vermeiden, welche ihre Gegner befürchten, und den Gewinn bringen, den ihre Freunde erhoffen!

❧ ❧ ❧

Was China am meisten not tut.

Auszug aus einem Offenen Briefe an die chinesischen Gelehrten von Archidiakon A. E. Moule.[2])

Mehr als 40 Jahre sind es her, seit ich zum erstenmale Ihr berühmtes Land betrat; doch habe ich die letzten acht Jahre krankheitshalber in England zugebracht. Nachdem nun durch die Gnade des Himmels meine Gesundheit völlig wieder hergestellt ist, bin ich

1) d. h. auf drei Jahre.

2) Nach der englischen Übersetzung des Verfassers, Ch. M. Intell. 1904, 351 ff.

auch mit Lust und Freude wieder nach China zurückgekehrt. Warum? So frage ich mich selbst immer wieder, und die Antwort wage ich im ersten Teile meines Briefes zu geben. Zum andern handelt es sich, nachdem ich wieder hier bin, um die Frage, ob mein Kommen und meine Mission Sie, meine verehrten Herren, etwas angeht oder nicht. Zum dritten und letzten frage ich selbst und werde vielleicht von Ihnen gefragt, mit welchem Rechte und zu welchem Zwecke ich schließlich zum ersten Male gekommen und jetzt noch einmal wiedergekommen bin in Ihr Reich der Mitte.

Meine Heimat kann sich allerdings mit Ihrem ehrenwerten Vaterlande an Größe und Erzeugnissen nicht messen; aber es gibt darin manche hübsche Landschaft, die das Auge entzückt, und dem Gedächtnisse wie dem Herzen teuer ist. Ferner bringen die Jahreszeiten uns wie Ihnen die fünf Getreide- und die acht Obstsorten, den Erdboden schmücken viele bunte und wohlriechende Blumen. Freunde und Verwandte waren auch um uns. Mein Herz ist ganz und gar nicht von Stein; wie hätte ich also den Abschied nicht schmerzlich empfinden sollen? Beängstigend wirkte die lange Fahrt und der Gedanke an die weite Ausdehnung Ihres Vaterlandes, an die Menge des Volkes und den Reichtum der Erzeugnisse; zu alledem noch die Frage, ob wir von unseren westlichen Flüssen und Wäldchen etwas bringen können, was wir Ihnen zur Beachtung und Annahme darbieten dürfen.

Die so lange schon empfundene Zuneigung gegen Ihr ehrenwertes Land verdanke ich meinen verehrten und geliebten Eltern, welche ihre acht Söhne, unter denen ich der sechste bin, in den rechten Wegen unterrichtet und erzogen haben. Ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit, daß es ein Hauptvergnügen an Feiertagen war, einige vorzüglich kolorierte Abbildungen chinesischer Berge und Ebenen, welche zugleich den Reis-, Tee- und Seidenbau darstellten, zu betrachten und immer wieder ihre Abzeichnung zu versuchen. Die Bilder glichen ungefähr Ihren künstlerischen Ackerbau- und Weberei-Bildern, nur waren sie mit europäischem Pinsel gemalt. Später, als wir anfingen, Geschichte zu studieren, erfuhren wir, welche ungeheuer lange Zeit seit Gründung des chinesischen Reiches vergangen ist, und lernten auch Einiges von der weiten Ausdehnung seiner Grenzen, der landschaftlichen Mannigfaltigkeit seiner Provinzen und der Menge seiner Bewohner. Unvergeßlich blieb uns die Tatsache,

daß, als der große Westen noch wild, unzivilisiert und ohne geordnete Staatswesen war, in so früher Zeit Ihr ehrenwertes Land schon eine geregelte Verwaltung, gute Erziehung und höfliche, gebildete Sitten hatte. Einer unserer englischen Dichter hat Ihr Land mit den Worten gepriesen:

„Ein Volk so zahllos wie der Sand am Meere,
Und als das mächtigste der Welt sich rühmend,
Dabei zufrieden, wo es war, zu bleiben,
Jahrtausend lang entschlossen nur zu pflegen
Des Friedens Künste, und in Gold zu wandeln
Den Boden, drauf sie stehn, und Blätter, die sie
Jahraus, jahrein von ihren Bäumen pflücken."

Darum wage ich als einer, der Ihr Land schon lange geliebt hat, über drei Punkte kurz zu sprechen mit der Bitte, meinen Mangel an Geschick nicht zu hart zu beurteilen und zu belächeln.

Erstens möchte ich beschreiben, was Ihr ehrenwertes Land an klassischer Literatur besitzt nebst Ihrem Erziehungssystem, ihrer Verwaltungstheorie, Ihrem Reichtum und Wohlstand, den Erzeugnissen Ihres Bodens und den Lehren und Vorschriften, welche unter Ihrem Volke bekannt sind. Natürlich kann ich über diese Punkte niemals so schreiben, wie Sie, meine Herren, es können, und es mag Ihnen allerdings ein Lächeln abnötigen, daß ich mir herausnehme einen solchen Versuch zu unternehmen. Aber mich treibt dabei die Hoffnung, Sie einigermaßen davon überzeugen zu können, daß wir im Westen weder ganz unwissend über Vergangenheit und Gegenwart Ihres großen Landes sind noch das Studium desselben vernachlässigen noch irgendwie Ihre Größe unterschätzen. — — —

Zum andern will ich in Kürze an das erinnern, was Ihnen, ehrenwerte Herren, zur etwaigen Beachtung und Benutzung vom Westen überbracht worden ist, z. B. Maschinen, Abhandlungen über höhere Astronomie und Geographie, Eisenbahnen, Telegraphen, Elektrizität, auch moderner Betrieb von Kohlen- und Goldminen; ferner unsere Entdeckungen in der ärztlichen Wissenschaft und in vielen Gewerben und ihre geschickte Anwendung für heutige Bedürfnisse. Ich kann dies alles nicht im Einzelnen beschreiben, aber eine kurze Aufzählung möge mir gestattet sein. — — —

Zum dritten, und das ist weitaus das Wichtigste, hat mich, *Ihren geringen* Diener, und meine Brüder und Freunde etwas be-

wogen über Gebirge und Meere ostwärts zu kommen, was so hoch über den anderen eben erwähnten Gründen und Gegenständen steht, wie der Himmel über der Erde ist, denn der Mensch ist in diesem jetzigen Leben ein Fremdling und Pilgrim, und wir fragen uns (eine höchst wichtige Frage): Wohin gehe ich? Wir sind wie die Reisenden, die bei der Fahrt über den Ozean sicher wissen möchten, wie es ihnen gehen wird und wo sie sich aufhalten werden, wenn sie gelandet sind. Was ich oben erwähnte: Maschinen, Eisenbahnen, elektrische Leitungen, dient ja nur dem Stolze und der Ruhmsucht oder im besten Falle zu kurzer Benutzung für die, welche unterwegs sind. Wie kann es den Vergleich aushalten mit dem, was auf das künftige Leben sich bezieht, mit dem Plane der Erlösung der Seele? Was soll werden, wenn man keinen Frieden mit Gott hat? Ach, der Mensch ist von Gott getrennt. Wie? Kann er denn wieder mit ihm versöhnt werden? Wenn diese Lehre aber nicht vom Himmel ist, so ist sie keine Lehre, ist überhaupt unnütz. Wir, die wir mit großer Sorgfalt nachgeforscht und untrügliche Beweise dafür gefunden haben, daß diese Erlösung, von heiligen Männern der Vorzeit 3000 bis 4000 Jahre zuvor geweissagt, erfüllt und vollendet ist in der Person Jesu Christi, — wir versichern Sie auf Grund dieser Beweise, daß die Lehre vom Himmel ist. Wir verkündigen ferner, daß sie die ganze Menschheit angeht. Wir verkündigen drittens den heiligen Willen Gottes, welcher uns befohlen hat in alle Welt zu gehen und diese Erlösungslehre zu predigen. Viertens wage ich zu betonen, daß der Gehorsam gegen diesen Befehl, welcher mich hierher geführt hat, die größte Darstellung der Liebe ist, welche den Nächsten liebt wie sich selbst.

Von dieser vierfachen Erwägung geleitet, sind wir absichtlich in Ihr berühmtes Land gekommen, nicht etwa rein aus Reiselust, dessen kann ich Sie versichern, auch nicht aus Geschäftsabsichten oder irgend welchem anderen Beweggrunde, am wenigsten, glaube ich, geschah es aus Hochmut und weil wir persönlich Ihnen überlegen zu sein glaubten, sondern um zu zeigen, daß die himmlische Lehre wirklich die Offenbarung der höchsten Liebe ist.

* * *

... Was ist nun also in letzter Linie die wahre Absicht und der Zweck, zu welchem ich als Prediger in Ihr ehrenwertes Heimatland gekommen bin? Einige sagen, wir sollten nur gutes Mutes

sein; die Bewohner aller Länder würden stufenweise fortschreiten; der Rohe und Ungebildete würde allmählich abgeschliffen und gebildet werden, der Gesetzlose würde dem Gesetze sich fügen. „Vermehrt nur eure Schulen, führt Verbesserungen der Technik ein; nach und nach werden dann die Kriege aufhören, die Brüderschaft der Nationen wird anerkannt werden, Schiedsgericht und Zivilisation wird an die Stelle von Stammesfehden und Prozessen treten. Die Menschheit wird auf dem Wege der Selbstentwickelung dem Ziele der Vollkommenheit entgegengehen. Gewiß, der Mensch steht jetzt in seiner Kindheit, aber er wird durch die Jugend zum Mannesalter fortschreiten und von Stufe zu Stufe zu seiner edlen Bestimmung emporklimmen."

Andere setzen Folgendes auseinander: „Gebt uns hohe Löhne, einträgliches Geschäft oder ehrenvolle, vorteilhafte Anstellungen im Staate, gebt uns eine Reihenfolge von guten Ernten, helft uns selbst und unseren Familien von Krankheiten frei werden, dann wird es uns leicht werden gut zu sein und gut zu handeln." Ich antworte darauf: Grade das Gegenteil ist wahr. Sei erst gehorsam, tugendhaft und rechtschaffen, dann wird sicherlich Gutes über dich ausgeschüttet. Und meine allgemeine Antwort auf die ersterwähnte Spekulation lautet: Das wird nicht geschehen. Warum? Einfach darum, weil tatsächlich das, was alle Völker und Ihr ehrenwertes Land mit ihnen am meisten bange machen und mit Angst erfüllen muß, jene Wurzel alles Elends, jener Ursprung aller Unordnung, jenes übelste und hassenswerteste Ding ist: die Sünde. Alles, was du an erhoffter Verbesserung, Reform und Erneuerung aufzählst, ist erst Frucht. Wie kannst du auf gute Frucht hoffen, so lange die böse Wurzel zurückbleibt? Man fürchtet, daß die heutige Macht und Blüte der Völker Grund zu Besorgnissen gibt. Wie wird die Macht angewandt? Ist es nicht Tatsache, daß das Wachstum an Kenntnissen, die Verbreitung von Bildung, die Fortschritte der Technik u. s. w. eins ihrer hauptsächlichsten Resultate und eine bedeutsame Anwendung in dem Bau großer Kriegsschiffe, dem Gießen großer Geschütze und in der Kriegswissenschaft finden.

Ich freue mich zu sehen, daß Ihre alten Weisen und Ihre heutigen Patrioten vor allem die Bildung eines tugendhaften Charakters im Volke wünschen, Gerechtigkeit und gesetzliches Verhalten. Von Reichtum, Ehre und Macht ist dies so grundverschieden wie der Himmel hoch über der Erde ist.

Aber lassen Sie mich fragen: Gibt es einen sicheren Plan, nach welchem man diese böse Sündenwurzel ausrotten kann und wir zu unserer ursprünglichen, vom Himmel verliehenen Güte zurückkehren und treu dem lebendigen Gotte dienen können, sodaß nicht nur das Reich in Frieden und das Volk gesegnet ist, sondern auch das von den meisten so gehaßte Wort „Tod" abgeschafft wird? Denn unsere heilige Schrift sagt uns: „Der Tod ist der Sünde Sold" und wiederum: „Der Stachel des Todes ist die Sünde." Dürfen wir dann nach dem Tode auf ewiges Leben hoffen? Unter ewigem Leben in seiner Realität ist zu verstehen ewiger Segen. Denn wo die Sünde vertrieben ist, wohnt Gerechtigkeit im Lande. Und ist das nicht ein Bild grenzenloser Glückseligkeit? Wenn dem nun so ist, können wir erforschen, wo schließlich das tötliche Gift der Sünde seinen Sitz hat? Grade hier, sage ich: in uns. Ursprünglich leben, weben und sind wir in Gott, wie Ihr Sprichwort es ausdrückt: „Der Himmel erzeugt Niemanden ohne einen Segen für ihn, die Erde erzeugt keine Pflanze ohne eine Wurzel." Die Blätter, Blüten und Früchte eines Baumes hängen davon ab, daß sie mit dem Stamme und seiner Wurzel verbunden sind. Abgeschnitten vom Zweige, liegen sie wohl ein oder zwei Tage grün da und scheinen lebendig, aber früher oder später verdorren sie und werden in das Feuer geworfen. Oder ein anderes Gleichnis. Ein Taugenichts von Sohn verläßt sein Elternhaus und hängt sich tatsächlich an Fremde, die er Vater und Mutter nennt. Solch Leben verdient nicht Leben zu heißen. Mag es ihm auch eine Zeitlang gut gehen, mag er Geld machen und sich vergnügen, früher oder später wird doch Unglück und Ruin über ihn kommen. Nun also, wenn der Mensch sündigt — und es ist dabei ganz gleich, ob seine Sünde, wie man zu sagen pflegt, groß oder klein ist — so trennt ihn die sündige Tat vom göttlichen Leben als einen Toten und Verworfenen. Wir haben grade diesen Ausdruck in unserer heiligen Schrift: „Entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist." Ist das richtig, dann bedeutet die Sünde zweifellose Zerstörung. Wie kann dann der Mensch jemals auf wahre Glückseligkeit hoffen und auf ein Leben, welches wirklich Leben ist? Ein Blatt oder Zweig, welcher zur Erde gefallen ist, kann sich nicht selbst erheben und mit dem Baume wieder vereinigen, den er verlassen hat. Ein ruchloser Sohn, der seinen Vater verlassen hat, kann, wenn der Vater sich nicht aus Erbarmen

aufmacht, von selber es nicht wagen dem Vater unter die Augen zu treten. So ist der Mensch, welcher gesündigt hat, außerstande, alles neu zu machen und sich selbst mit seinem beleidigten himmlischen Vater zu versöhnen. Alte Weise und moderne Denker vermögen durchaus keinen Plan der Selbsterlösung zu ersinnen. Buddha möchte uns glauben machen, daß alle Leiden der Welt von unserem Empfinden, unseren streitenden Leidenschaften herrühren. „Beseitige jede Empfindung, so wird alles gut." Das ist ein Irrtum. Die Ursache aller Leiden ist Missetat, Übertretung und Sünde gegen den himmlischen Vater. Wonach wir darum trachten als nach einer Sache von äußerster, unendlicher Wichtigkeit, ist eine Lehre, die uns Vergebung und Heilung von der Sünde bringt. Gott sei Dank, wir haben diese Lehre.

Die heilige Schrift erzählt uns: „Da wir noch schwach waren nach der Zeit, ist Christus für uns Gottlose gestorben." Das will sagen: Grade als wir ohne irgend einen Plan oder Hoffnung auf Erlösung waren, kam der Herr, eins mit dem ewigen Vater und dem ewigen Geiste, selbst der Schöpfer Himmels und der Erden, auf die Erde nieder und ward Mensch in eigener Person, um unsere Sünden wegzunehmen. Erst erfüllte er für uns alle Gerechtigkeit, hielt jedes Gebot untadelig, überwand die großen geistlichen Feinde unsrer Seele, verkündigte Gottes Wahrheit und offenbarte seine Allmacht und Allbarmherzigkeit, indem er Kranke heilte, Tote auferweckte und den Winden und Wogen im Sturme gebot, daß sie ihm gehorchten und ganz stille wurden. Dann trug er mit unermeßlicher, unaussprechlicher Liebe gegen Ihr großes Land und gegen alle Menschen unter dem Himmel die Strafe der Sünde, den Tod. Wir hatten diese Strafe, diesen Hohn verdient, er trug alles an unserer Statt. Wir waren zum Tode verurteilt, er starb für uns. Wir waren von Gott entfremdet, er brachte sich selbst als Sühne für unsere Sünden dar. Der große Mittler gab sein Leben hin und starb am Kreuze, um uns von unseren Sünden loszukaufen. Durch den Glauben an ihn werden wir versöhnt mit Gott. Durch des heiligen Geistes Gnade sind wir wieder Söhne und Töchter des allmächtigen Gottes geworden, wie die Schrift sagt: „Durch ihn haben wir den Zugang in einem Geiste zum Vater." Dann empfangen wir jenes Leben wieder in ihm. Wir erhalten geistliche Kraft, Gott zu gehorchen und in diesem Leben Gutes zu tun. Er will alle Gläu-

digen leiten und bewahren. Denen die Gott lieben, werden alle Dinge zum besten dienen. Unglück wird sich in Segen verwandeln. Wir sollen vorwärts schreiten als pflichtgetreue Kinder zur Ehre unseres himmlischen Vaters und mit der frohen Kraft, andere wirklich so zu lieben, wie wir uns selbst lieben. In der künftigen Welt haben wir dann die sichere Hoffnung auf ewiges Leben. Bitte, bedenken Sie, meine Herren, daß es hienieden keinen dauernden Bestand gibt. Alles wird sich wandeln und wechseln. Weisheit, Lust und Ehre dieser Welt vergeht. Darum ist es von höchster Wichtigkeit, für die großen Angelegenheiten der zukünftigen Welt zu sorgen. Wir im fernen Westen waren ursprünglich viel ferner von der Wahrheit, viel unwissender und tiefer gesunken als Sie. Das ist anders geworden, nicht durch unsere Macht oder Verdienst. Wir verdanken es ganz und gar der freien Gottesgabe des Evangeliums von seinem Sohne. Ich selbst habe es umsonst empfangen, umsonst möchte ich es Ihnen geben. Nachdem ich große Gnade von Gott erlangt habe und weiß, daß Ihr ehrenwertes Land diese frohe Botschaft noch nicht völlig gehört hat, möchte ich eingedenk des wahren Wortes „Innerhalb der vier Meere sind alle Menschen Brüder" einen Beweis davon liefern, den höchsten Beweis echter Liebe; und weil ich weiß, daß in keinem andern Heil ist als in dem Herrn Jesu, darum bin ich ostwärts über das Meer zurückgekommen, um mein Glück mit Ihnen, ehrenwerte Herren, zu teilen. Und ferner: Alle wahren Wohltaten und Glückseligkeiten sind inbegriffen in diesen höchsten Segen. Denn Wissen, wie tief es auch sein mag, ist nur zeitlich; Glück, wie groß es auch sein mag, vergeht wie ein Bach in heißer Wüste. Zweifellos kann das Wissen wie jede Gabe Gottes von wirklichem Nutzen sein, und man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß gottesfürchtige und gottgehorsame Völker mehr als andere gedeihen, wie unsere Schrift es ausdrückt: „Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Trotzdem werden Sie, wenn Sie Ihr Herz nur an diese zeitlichen Dinge hängen, in den Freuden dieser Welt wahrscheinlich den süßen Duft vermissen. Nur wenn wir zu handeln verstehen wie Mencius es empfiehlt: „Gib das Leben dran, um Gerechtigkeit zu bewahren," vermögen wir beides zu bewahren. Der Herr selber sagt: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren." „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten zum

ewigen Leben." „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Mit einem Worte, der Herr Jesus, der eingeborene Sohn Gottes, gibt uns alles Leben, alle Seligkeit, und dieses Leben ist ewig, diese Seligkeit unendlich und ewig süß, wie wir lesen: „Christus ist göttliche Kraft und göttliche Weisheit," und wiederum: „Er ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung."

Sie mögen wohl fragen, wie ich, ein Ausländer und ein Mann, der auf Gelehrsamkeit keinen Anspruch machen darf, dazu komme, Sie in dieser Weise zu belästigen. Ich kann nur erwidern, daß ich aus völlig lauterem Beweggrunde und ernstestem Verlangen gewagt habe, so an Sie zu schreiben. Die Botschaft ist vom Himmel. Ich beschwöre Sie, verachten Sie die Botschaft nicht wegen der Unvollkommenheit des Boten!

„So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns. So bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott! Denn Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt."

Missionsrundschau.

Japan IV. (Schluß).

Von P. Friedrich Raeder.

Die sabbatarischen Adventisten, Seventh Day Adventists (eine amerikanische Sekte, welche den Sonnabend statt des Sonntags feiert und auf ärztliche Mission daheim und draußen ganz besonderes Gewicht legt), haben 1896 auch in Japan, in Tokio, Evangelisationsarbeit begonnen, neuerdings auch ärztliche Mission. Auch ein Monatsblatt, „Owari no Fukuin", wird herausgegeben (Tokyo Gen. Conference Proceed. 931. The Christian Movement 126). — Die etwas abenteuerliche Christian Catholic Church in Zion, welche in der Buße, dem Glauben und dem Gehorsam das Wesen des Christentums erblickt, an Christum als den Helfer von leiblicher Krankheit glaubt, die Taufe durch dreimaliges Untertauchen vollzieht, Tabak, Alkohol und „unreine Speise" verwirft, im übrigen aber jedermann seine Meinung *läßt, hatte noch* 1900 in Yokohama eine Mission, als deren „conductor"

ein Rev. Cairns zeichnete (Tokyo Conf. Proceed. 920). Ob diese Mission noch existiert, kann ich nicht sagen: im Miss. Directory 1904 finde ich weder Rev. Cairns noch die Zion Church verzeichnet. — Dagegen hat die interdenominationelle Hephzibah Faith Mission, welche (1894 durch F. L. Smelser in Yokohama begonnen) die Lehre von der Heiligung besonders betont, noch eine „Gospel Mission" in Choschi, Prov. Schimosa, mit neuerdings 24 Getauften. Besonders eifrig werden h. Schriften und Traktate verbreitet (Tokyo Conf. Proc. 924. The Chr. Movement 127. Jap. Miss. Directory and Statist. 1904). — Die Heilsarmee arbeitet seit 1895 in Japan. Ihr erstes „Korps" wurde in Tokio gegründet, bald aber auch die Arbeit auf Yokohama und im Westen der Hauptinsel auf die Distrikte Okayama und Kozuke ausgedehnt. Die Hauptstärke der Armee liegt auch in Japan auf dem Gebiete der Schriftenverbreitung („Toki-no-koye", der japanische „Kriegsruf" in 11000 Exemplaren) und besonders der Liebesarbeit. Der Arbeit an Gefallenen habe ich schon bei Schilderung der Gesamtlage in Japan (A. M. Z. 1904, 262) Erwähnung getan. Ebenso nimmt man sich der entlassenen Strafgefangenen an (Ex-Prisoners' Home). Eine „Liga der Barmherzigkeit", eine organisierte Gruppe von Frauen, besucht die Arbeiterfrauen in ihren Häusern, pflegt Kranke, hilft Armen mit Rat und Tat usw. Indirekt zum Wohle Japans wirkt auch das Ausländern dienende Seemannsheim in Yokohama. Die Heilsarmee zählt in Japan 14 ausländische und 63 japanische „Offiziere" in 39 „Korps" (The Chr. Movement 121 ff. Miss. Direct. 1904).

Zu erwähnen sind endlich als bedeutende Faktoren in der Christianisierungsarbeit in Japan: die Bibelgesellschaften (Bible Societies' Committee for Japan), welche 3 ausländische Agenten (in Yokohama, Tokio und Kobe) und zahlreiche japanische Kolporteure im ganzen Lande unterhalten und 1901 ca. 200000 Exemplare heiliger Schriften in Japan verbreitet (davon 115000 Exemplare verkauft) haben; die Traktatgesellschaft (Japan Book and Tract Society) in Tokio, welche sich die Verlegung und den Druck guter christlicher Schriften angelegen sein läßt; die christlichen Vereine junger Männer in Tokio, Yokohama, Kobe, Nagasaki und anderen Städten, welche durch Veranstaltung von Bibelklassen, Evangelisationsversammlungen u. s. w. die jungen Männer zu erreichen suchen. Ferner arbeiten außerdem in Japan noch eine Anzahl von „unabhängigen" Missionaren, Ausländern sowie einheimischen, und eine Reihe von Privat-Anstalten unter ausländischer oder japanischer Leitung suchen durch Übung christlicher Liebestätigkeit dem Christentum den Weg zu bahnen. Ich nenne nur folgende: die Central Gospel Mission des unabhängigen Missionars Cowman in Tokio, verbunden mit einer Bibelschule und Reisepredigt in verschiedenen Teilen des Landes (The Chr. Movement, p. 128); das Hospital für Augenkranke, das Dr. Whitney in Tokio gegründet hat und bis jetzt erfolgreich leitet; das von der Edinburger Aussätzigen-Mission unterhaltene Aussätzigen-Asyl in Tokio, in welchem unter Leitung eines japanischen Arztes, Dr. Kitazato, ca. 50 Kranke verpflegt werden (Bapt. Miss. Magazine 1902, 99 f.); das Heim für entlassene Sträflinge, das ein Japaner, Hara, 1897 in Tokio, anfänglich in seinem eigenen

Hause ins Leben gerufen (ibid. 1902, 100 f.); das bekannte, aus kleinen Anfängen erwachsene Waisenhaus des Japaners Ischii in Okayama.

IV.

Die römisch-katholische Kirche hat Japan in 4 Diözesen eingeteilt: Tokio (Erzdiözese; den mittleren Teil von Hondo umfassend), Hakodate (Nord-Hondo, Hokkaido), Osaka (West-Hondo und Schikoku) und Nagasaki (Kiu-schiu und Lu-tschu). Die Arbeit wird von Sendboten des Pariser Missionsseminars (Société des Missions-Étrangères) getan, welche darin von Klosterbrüdern (Marianiten und seit 1896 Trappisten) und Schwestern (Schwestern vom heiligen Paul von Chartres, Lehrschwestern vom heiligen Kinde Jesus von Chauffailles [Dames de St. Maur], sowie neuerdings Cisterciense-rinnen) unterstützt werden. Seminare in 3 Diözesen sorgen für Heranbildung eines einheimischen Priester- und Lehrerstandes. Die Ordensleute haben auch bereits Japaner für das Mönchsleben zu gewinnen verstanden.

Im folgenden sollen zunächst, um einen Vergleich der Fortschritte der katholischen Mission mit denen der evangelischen zu ermöglichen, die statistischen Daten der letzten Jahre in einer Tabelle zusammengestellt werden. Die Daten für die Jahre 1898—1901 entnehme ich den Loomis-Braithwaite'schen Tabellen, die für 1903 dem Jahresbericht der Société des Missions-Étrangères (Compte rendu des travaux de 1903).

	1898.	1899.	1900.	1901.	1903.
Bischöfe:	4	4	4	4	5
Missionare:	106	108	106	109	121
Europäische Klosterbrüder:	51	59	49	50	81[1])
Europäische Schwestern:	102	114	103	116	325[1])
Einheimische Priester:	26	30	32	34	31
Katechisten:	284	280	278	98 (?)	268
Einheimische Mönche:	2	2	10	12	?
Einheimische Nonnen:	20	12	20	22	?
Seminarschüler:	69	50	44	32	43
Gemeinden:	246	251	251	252	?
Getauft im Laufe des Jahres, Erwachsene:	2073	2022	1402	1370	1624[2])
Getauft im Laufe des Jahres, Kinder:	2909	2855	3114	3021	3382
Darunter Kinder heidnischer Eltern[3]):	1279	1255	1332	1323	1590
Gesamtzahl der Katholiken:	53427	53924	54602	55824	58086
Schüler:	3646	3441	4329	3993	4519
Kinder in Waisen- und Industrieanstalten:	2031	1842	1804	1823	2110

1) In diesen Zahlen sind die einheimischen Mönche und Nonnen mit eingeschlossen.

2) Davon 831 in articulo mortis.

3) In articulo mortis getauft.

Es ist wohl kaum nötig zu bemerken, daß diese Zahlen nicht ohne weiteres den auf Seite 334 gegebenen Zahlen der evangelischen Mission gegenübergestellt werden dürfen. Während die evangelischen Missionen in den überaus meisten Fällen nur die erwachsenen und vollberechtigten Gemeindeglieder zählen, werden in der römischen Mission alle „Katholiken" gezählt, nämlich alle Getauften einschließlich der unmündigen, und vermutlich auch die Katechumenen. So würde es ein falsches Bild ergeben, wenn man ohne weiteres, wie es von Unkundigen häufig genug geschieht, die Zahl der evangelischen „Kirchenglieder" und der römisch-katholischen „Anhänger" als Ergebnis beiderseitiger Missionsarbeit unbesehen nebeneinander stellt und daraus Schlüsse auf die angebliche Rückständigkeit der evangelischen Mission zieht. Ebensowenig darf man zur Vergleichung der beiderseitigen Missionserfolge die Zahl der Taufen einander gegenüberstellen, auch wenn man die getauften Kinder ganz beiseite läßt und nur die Zahl der getauften Erwachsenen miteinander vergleicht. Denn auch unter diesen sind die Taufen in articulo mortis überaus häufig. Im Jahre 1903 betrug sie nach offizieller Angabe 831 von 1624, also mehr als die Hälfte. Von den getauften Kindern sind ohnehin durchschnittlich 45 % Kinder „heidnischer Eltern", also in Todesgefahr getauft. Die Häufigkeit solcher Taufen wird im offiziellen Bericht (Compte rendu 1903, 39) dem Eifer der „trefflichen Schwestern vom St. Paul" zugeschrieben. So sind also die Daten der evangelischen und katholischen Mission durchaus ungleichwertig. Das müssen wir im Auge behalten, wenn wir auf Grund der Loomis'schen Angaben konstatieren, daß, während die Zahl der evangelischen „Kirchenglieder" sich im Jahrzehnt 1892—1901 um ca. 31,27 % vermehrt hat, die der römischen Katholiken in derselben Zeit nur um ca. 24,6 % gewachsen ist, und zwar beträgt der Prozentsatz des ziffernmäßigen Wachstums in absteigender Linie im Zeitraum 1892—1895: 12 %, 1896—1898: 6½ % und 1899—1901: 4,5 % (in der evangelischen Mission: 8,95 % bezw. 5,87 und 13,79 %).

Über Abfälle verlautet, soviel ich sehen kann, in den Berichten garnichts. Daß solche überhaupt nicht stattfinden, ist höchst unwahrscheinlich. Auch die offiziellen statistischen Angaben gestatten keinen Schluß auf die Zahl derselben. Die Zahlen der Getauften und des faktischen Zuwachses weichen zwar erheblich voneinander ab (1896—1898 bei 10646 Taufen, und zwar von 6869 Erwachsenen und 3777 Kindern christlicher Eltern, ein Zuwachs von nur 3125; 1899—1901 bei 9874 Taufen, und zwar von 4794 Erwachsenen und 5080 Kindern christlicher Eltern, ein Zuwachs von nur 2397), wenn man aber die unter den gegebenen Umständen außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer in Betracht zieht (etwa 50 % der getauften Erwachsenen müssen, als in articulo mortis getauft, außer Betracht bleiben, und die allgemeine Sterblichkeitsziffer in den Gemeinden muß bei der verhältnismäßig großen Zahl von Kindern auch nicht gering sein und der normalen[1]) ziemlich gleichkommen), so bleibt wenigstens für 1899—1901 kein ersichtliches Manko, welches auf Rech-

1) Diese beträgt für Japan nach dem Durchschnitt der Jahre 1896 bis 1901 etwa 2,07 %.

nung der stattgehabten Abfälle zu setzen wäre. Die Jahre 1896—1898, in welchen der faktische Zuwachs nach meiner Berechnung wenigstens 700 Seelen mehr betragen müßte, werden allerdings ziemlich sicher den römischen Gemeinden einige Sichtungen gebracht haben. Es wäre aber übrigens auch nicht befremdlich, wenn die geringere Zahl von Abfällen in der katholischen Kirche in Japan nicht nur auf ungenauer Statistik beruhen, sondern mehr oder weniger den Tatsachen entsprechen sollte, denn die katholischen Gemeinden rekrutieren sich hauptsächlich aus der Landbevölkerung und aus den Mittelklassen des Volkes (Kath. Missionen 1901—02, 268. 1902—03, 254), welche sich nicht in dem Maße von den Strömungen der Zeit fortreißen lassen, wie die studierende Jugend, welche das Gros der protestantischen Gemeinden ausmacht. Dem gebildeten Japaner, der seine Kultur von den geistig und kulturell hochstehenden protestantischen Völkern des Westens entlehnt hat, gilt die katholische Religion leicht als „dekadente Religion dekadenter Völker". „So ein moderner Japaner, der wie fast alle seine Landsleute auf der Höhe der Zeit zu stehen vermeint, würde eher daran denken, eine Dampfmaschine oder ein Zweirad veralteten Systems zu kaufen, als katholisch zu werden. Diese Religion, so befürchtet er, würde nur seinen Charakter schwächen und ihn gegebenenfalls den kürzeren ziehen lassen, ähnlich wie 1870 die katholischen Franzosen und unlängst die katholischen Spanier im Kampfe mit dem protestantischen Amerika. Dazu würde er bei den französischen Missionaren nicht so günstige Gelegenheit finden, Englisch zu lernen, d. h. die Sprache, die er vor allen lernen will, als im Verkehr mit den englischen und amerikanischen Reverends" (Kath. Missionen a. a. O., nach Jll. Cath. Miss.). Außerdem ist das Papsttum mit seinem Ultramontanismus und seinem Unfehlbarkeitsdogma dem heimatliebenden und aufgeklärten Japaner höchst anstößig und macht ihm den Katholizismus unannehmbar. Die größten Erfolge hat die katholische Mission bisher auf der Insel Kiu-schiu gehabt, wo sich 40028 von ihren 55824 Christen finden. Freundliche Aufnahme und viele Anhänger findet der Katholizismus auf den entlegenen Lu-tschu-Inseln, wo er 1898 in der Stadt Naze auf der Insel Oschima festen Fuß gefaßt hat (Jahrb. der Verbr. des Glaubens 1900, 258. Soc. des Miss. Compte rendu 1903, 19 ff.).

Um so gewaltigere Anstrengungen machen aber jetzt die Katholiken, um auch die Geistesaristokratie des Landes für ihre Religion empfänglich zu machen. Diesem Zweck sollen vor allen Dingen höhere Schulen dienen. Unter der Leitung von Marianiten-Schulbrüdern bestehen größere Kollegien in Tokio („Stella matutina" mit 276 Zögl.), Yokohama (St. Josephskolleg mit 106 Zögl.) und Nagasaki (210 Zögl.). Freilich entspricht der missionarische Erfolg bis jetzt noch nicht den Erwartungen. Die überwiegende Zahl der Schüler sind und bleiben Heiden (Kath. Miss. 1901—02, 157). Für Mädchen höherer Stände gibt es Pensionate in Tokio, Yokohama und seit 1903 in Schizuoka mit zusammen ca. 350 Zöglingen (vergl. Annales de la Soc. des Miss. étr. 1904, 175 f.). P. Ferrand hat einen eigentümlichen, ganz den jesuitischen Grundsätzen entsprechenden Plan gefaßt, um dem Katholizismus Eingang in höheren und maßgebenden Kreisen zu verschaffen. Er gründet seinen Plan auf das Adoptivsystem, das in Japan sehr verbreitet ist. „Er

will geistig gut veranlagte Söhne armer Familien adoptieren, ihnen eine katholische und auch sonst ausgezeichnete Erziehung geben, die sie befähigen soll, einstens in ihrem Lande eine hervorragende Rolle zu spielen und damit den katholischen Ideen in allen Kreisen Eingang zu verschaffen" (Kath. Missionen 1901—02, 157). Ob er diese Idee bereits in die Tat umgesetzt, entzieht sich meiner Kenntnis, wohl aber hat dieser Pater seitdem bereits zwei Konvikte für japanische Studenten gegründet, 1899 in Tokio („Nazarethhaus") und neuerdings auch in Kanazawa (ibid. 1903–04, 87. Compte rendu 1903, 12 f.). Ein anderer Missionar, P. Ligneul, entfaltet eine recht fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit im Interesse des Katholizismus und sucht durch seine Schriften mit den gebildeten Klassen in Fühlung zu kommen. In Tokio und Kanazawa, den nunmehrigen Zentren der katholischen Arbeit an Studenten, sollen englisch-katholische Buchhandlungen gegründet werden, um den japanischen Studenten zu zeigen, „daß es auch englisch redende Katholiken und englische katholische Bücher gibt" (Kath. Missionen 1901—02, 156, 176. Compte rendu 1903, 13. — Kath. Missionen 1903—04, 87). Eine katholische Revue „Koye" erscheint zweimal monatlich. Die Ordensleute sind sehr tätig auf den verschiedensten Gebieten der christlichen Liebesarbeit, in Hospitälern, Armenapotheken, Waisenhäusern, Krippen u. s. w. Zu erwähnen ist das Aussätzigen-Asyl in Gotemba in der Erzdiözese Tokio mit 75 Pfleglingen (Kath. Missionen 1902—03, 262). Nur indirekte Missionsarbeit, durch gelegentlichen Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung, treiben die zu den beschaulichen Orden gehörenden Trappisten, welche 1896 ein Kloster Notre Dame du Phare („Unsere Liebe Frau vom Leuchtturm") bei Hakodate gegründet haben, sowie die Cistercienserinnen (Kloster „Von den Engeln", gleichfalls in der Nähe von Hakodate). Das Trappistenkloster ist am 29. März 1903 niedergebrannt (Jahrb. d. Verbr. d. Gl. 1903, 209 f. Kath. Missionen 1902—03, 262).

Wir kommen zum Schluß zur russisch-orthodoxen Mission in Japan. Auch hier stelle ich die Daten in einer Tabelle zur Vergleichung zusammen, wobei ich jedoch die Loomis'schen Tabellen, wo nötig, nach den offiziellen russischen Berichten ergänzen und gelegentlich berichtigen zu müssen glaubte. Diesen Berichten entnehme ich auch die Daten pro 1903 (Prawoslawny Blagowestnik 1904, I, 115).

	1898.	**1899.**	**1900.**	**1901.**	**1903.**
Russische Missionare:	3	3	4	4	3
Einheimische Priester:	27	27	27	27	28
Einheimische Diakonen:	4	4	5	7	8
Katechisten:	153	156	156	156	146
Gemeinden[1]):	226	231	257	259	260
Getauft im Laufe des Jahres (Erwachsene und Kinder):	970	989	1009	983	1036

1) Die Loomis'schen Zahlen für 1898—1901 (169, 170, 173, 174) geben augenscheinlich nur die ganz oder teilweise sich selbst erhaltenden Gemeinden.

Gesamtzahl der Gemeindeglieder[1]):	24531	25231	25994	26680	28230
Schüler:	190	168	139	125	175

Aus der offiziellen Statistik ergibt sich, daß die russische Mission im Jahrzehnt 1892—1901 um 6355 Seelen (31,3 %) gewachsen ist, und zwar 1892—1895 um 11 %, 1896—1898 um 8,6 % und 1899—1901 um 8,8 %. Doch kann ich nicht umhin die Richtigkeit der offiziellen Zahlen der Gemeindeglieder-Statistik stark anzuzweifeln. Diese Zahlen werden nämlich auf die Weise gewonnen, daß man von der Zahl der Neubekehrten die der verstorbenen Gemeindeglieder in Abzug bringt und den Rest als faktischen Zuwachs ohne weiteres mit der Gemeindegliederzahl des vorigen Jahres summiert. Die Summa würde naturgemäß nur in dem Fall stimmen, wenn die russische Mission in der glücklichen Lage wäre, niemals den Abfall eines ihrer Glieder beklagen zu müssen. Da aber solches äußerst unwahrscheinlich ist, so haben wir es sehr wahrscheinlich nur mit künstlichen Zahlen zu tun, mit welchen nicht viel anzufangen ist.

Was von der römisch-katholischen Mission gesagt worden ist, daß ihre Anhänger hauptsächlich aus dem niederen und Mittelstande gewonnen werden, das gilt noch viel mehr von der russischen Mission. Abgesehen von einem äußerlich prunkvollen und, wo ein gut geschulter Kirchenchor vorhanden ist, einen gewissen Reiz auf die Sinne ausübenden liturgischen Gottesdienst vermag ja die russische Kirche ihren Gläubigen nicht viel zu bieten. Die Predigt fehlt zwar im Gottesdienst der japanischen orthodoxen Kirche nicht, doch predigen in der Regel nur die Katecheten, auch wo Priester an einer Gemeinde angestellt sind (Praw. Blag. 1902, I, 8). Dazu kommt noch bei den Japanern das Vorurteil gegen die russische Religion, als die ausgesprochene Nationalreligion eines in politischer Beziehung gefährlichen Nachbarvolkes. Nicht wenige in Japan erblicken in der Annahme dieser Religion geradezu einen Verrat an der eigenen Nation und dem eigenen Vaterlande. Und in der Tat ist die russische Kirche zu sehr Nationalkirche, als daß sie außerhalb der Grenzen des russischen Reiches, zumal unter einem in nationaler Hinsicht so empfindlichen Volke, wie die Japaner, heimisch werden könnte. Bischof Nikolai ist freilich ein verständiger und von wirklichem Missionseifer beseelter Mann, der für das japanische Volkstum viel Verständnis besitzt, viel mehr, als man bei einem Russen Verständnis für ein fremdes Volkstum voraussetzen möchte, und er bemüht sich ehrlich, die japanische orthodoxe Kirche auf eine nationale Basis zu stellen und seinen Christen den Ruhm der Loyalität zu wahren. Als im Sommer 1903 auf der Synode die verfängliche Frage verhandelt wurde, wie sich die japanischen orthodoxen Christen im Fall eines Krieges mit Rußland zu verhalten hätten, suchte er den Leuten klar zu machen, daß sie allerdings in solchem Fall verpflichtet wären, gegen die Russen als gegen ihre Feinde bis aufs Blut und Leben zu kämpfen und ihr Vaterland mannhaft zu verteidigen, wobei sie aber nicht vergessen dürften, daß sie als Christen ihre Feinde nicht hassen sollen, zumal diese im gegebenen Fall ihre Glaubensbrüder wären (Praw. Blag. 1903, III, 187 f.). Aber es wird dem jetzt 68jäh-

1) *Kinder mit* eingerechnet.

rigen Mann schwerlich gelingen, seine japanische Kirche von Rußland loszulösen; ist er doch selbst nur unter dem Titel eines „Bischofs von Reval“(!) Bischof von Japan geworden! So sehr ist die russische Kirche mit dem russischen Staate verbunden! Und nachdem jene auf der Synode 1903 erwogene Möglichkeit eines Krieges mit Rußland zur Wirklichkeit geworden ist, wird die orthodoxe Kirche Japans eine schwere, vielleicht gar verhängnisvolle Krisis durchmachen müssen. Zwar haben die orthodoxen Christen in Japan schwerlich Gewalttätigkeit oder auch nur Bedrückung von seiten des Staates zu gewärtigen. Der Bischof konnte nach Ausbruch des Krieges melden, daß die japanische Regierung ihm und seinen Christen allen möglichen Schutz zugesagt habe und die griechische Kirche in Japan noch immer dieselbe Freiheit und Sicherheit genieße, wie zu Zeiten des Friedens (Praw. Blag. 1904, I, 337. II, 62). Der japanische Staat wird schwerlich gegen die russische orthodoxe Kirche und gegen seine russisch-orthodoxen Staatsangehörigen so vorgehen, wie der russische Staat gegen die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen und gegen Finland vorzugehen für nötig hält. Immerhin kann aber dieser Krieg für die fernere Entwickelung der russischen Mission in Japan verhängnisvoll werden. Was sonst die Tätigkeit der russischen Mission betrifft, so wird auf dem Gebiete der Schule nichts nennenswertes geleistet. Für literarische Arbeit besteht eine Übersetzungskommission am Seminar zu Tokio und es erscheint ein zweiwöchentliches Kirchenblatt „Seikyo Shimpo“, sowie ein monatliches Blatt für Frauen. Ein drittes, eine theologische Monatsschrift ist 1899 wegen Mangels an Lesern eingegangen.

* * *

Nachdem wir nun sämtliche in Japan wirkende Missionen überblickt, sind wir am Ende unserer Japan-Rundschau angelangt, deren verhältnismäßige Länge und Ausführlichkeit durch das augenblicklich so rege Interesse für Japan und die Japaner gerechtfertigt sein möge. Sollte man noch bei dieser Gelegenheit eine Äußerung über den gegenwärtigen russisch-japanischen Krieg vom Missionsstandpunkt aus erwarten? Die Frage wäre nicht unberechtigt: auf Seiten welcher der beiden kämpfenden Parteien dürfen die Sympathien der Missionsfreunde sein? Nun, ich meine zunächst, wir dürfen uns nicht von irgendwelchen Rassenvorurteilen gefangen nehmen und dadurch unsern Blick trüben lassen, selbst wenn es sich in diesem Kriege wirklich um den Kampf der europäischen Kultur mit der asiatischen, um den entscheidenden Kampf der weißen und der gelben Rasse handeln sollte. In der Tat ist das keineswegs der Fall. Das europäische Rußland mit seiner halbasiatischen Kultur ist dem Westeuropäer mindestens ebenso fern und fremd, wie das asiatische Japan mit seiner nahezu europäischen Kultur. Und vom Missionsstandpunkt angesehen, ist es entschieden nicht zu wünschen, daß Rußland noch mehr Heidenländer in sich aufnehme, denn nach russischem Staatsgesetz darf allein die „herrschende“ griechisch-orthodoxe Kirche im russischen Reiche an Nichtchristen Mission treiben. Eine endgiltige Annexion der Mandschurei und Koreas durch Rußland würde somit eine erneute Verschließung dieser Gebiete für die evangelische Mission bedeuten, es sei denn, daß Rußland sich endlich

einmal entschließen möchte, den Glaubens- und Gewissenszwang, der auf seinen Untertanen lastet, aufzuheben. Japan dagegen, so unberechenbar es in mancher Beziehung auch sein möge, bietet doch mehr Garantien für eine freie, ungehinderte Ausbreitung des Evangeliums, wie es bisher sogar der russischen Mission keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt hat. Im übrigen aber mögen die Missionsfreunde der Entwickelung der Dinge mit ihrem Urteil nicht vorgreifen und die Zukunft Ostasiens dem Herrn der Mission befehlen, der schließlich doch alles zur Förderung seines Reiches ausschlagen läßt, auch wenn es zunächst anders scheinen sollte.

* * *

Es dürfte sich empfehlen, hier anhangsweise eine kurze Übersicht über den gegenwärtigen Stand des evangelischen Missionswerkes auf der Insel **Formosa** zu geben, welche seit 1895 zu Japan gehört.

Die Bevölkerung dieser Insel beträgt nach den neuesten Daten (1901) 2870921 Seelen, darunter schon 41087 Japaner. In die Missionsarbeit, welche sowohl den eingewanderten Chinesen, als auch der mehr oder weniger von der chinesischen Kultur beeinflußten malaiischen Urbevölkerung, den Pepohoan und Selhoan gilt (die im Urwald hausenden wilden Kopfschneller sind von der Mission noch nicht berührt), teilen sich in brüderlicher Eintracht die englischen und kanadischen Presbyterianer. Die ersteren bearbeiten den größeren südlichen Teil der Insel, die letzteren den kleineren nördlichen. Ende 1894 zählten die Engländer eine Gemeinde von 2677 Getauften, darunter 1246 Kommunikanten, und die Kanadier 2633 Getaufte. Die japanische Besitzergreifung hat in mancher Beziehung die weitere Entwickelung der Mission beeinflußt, teils zum Vorteil, vielfach freilich auch zum Nachteil des Werkes.

Zunächst dauerte es geraume Zeit, bis wieder Friede und Sicherheit im Lande hergestellt wurde. Bewaffnete Banden von Aufständischen, welche die neue Regierung nicht anerkennen wollten, durchzogen das Land und machten es unsicher. Sie wüteten nicht nur gegen die Japaner mit Raub und Mord, sondern oft ebensosehr gegen die Einheimischen, besonders gegen einheimische Christen. Namentlich in Kaptsulan in Nord-Formosa wurden die armen Pepohoan-Christen wie wilde Tiere gehetzt. Die allgemeine Unsicherheit machte es den Missionaren vielfach unmöglich, ihre zerstreuten Gemeinden zu besuchen und zu bedienen (Engl. Presb. Rep. 1896 16. Syn. Minutes 1899, 504. Canad. Presb. Rep. 1896—97, 28. 1897—98, 32). Was die neuen Herren betrifft, so haben sie wohl auch manchen Anlaß zu Klagen gegeben. Es sind Fälle von Vergewaltigung friedlicher Einwohner durch japanische Unterbeamte und Soldaten vorgekommen (Engl. Presb. Syn. Min. 1899, 504). Die japanische Einwanderung hat vielfach auf die Sittlichkeit der eingeborenen Bevölkerung einen ungünstigen Einfluß gehabt (ibid. 1898, 156. Canad. Presb. Rep. 1896—97, 28). Buddhistische Priester haben Einzug gehalten und eifrig propagandiert, wobei sie häufig durch Drohungen die Widerstrebenden als Rebellen zu denunzieren, die Eingeborenen zur Annahme des Buddhismus gezwungen haben sollen (Can. Presb. Rep. 1896—97, 28. 1897—98, 32). Aber es ist anzuerkennen, daß die Japaner stramm, manch-

mal vielleicht zu stramm, eingegriffen haben, um geordnete Verhältnisse zu schaffen. Die Chinesen können sich bis jetzt noch nicht in die neue Ordnung der Dinge finden, beklagen sich über die Strenge des Regiments und hassen die neuen so strengen Herrscher. Es scheint aber die Strenge doch mit Gerechtigkeit gepaart zu sein. Die Missionare werden höflich und zuvorkommend behandelt, wenngleich sie auch zuweilen unter den Formalitäten der Behörden zu leiden haben. Die japanische Regierung hält sich mit Recht der Mission zum Dank verpflichtet, weil die von ihren Missionaren beratenen einheimischen Christen sich am Aufstande nicht beteiligt haben (Engl. Presb. Syn. Min. 1898, 156. 1899, 504. 1901, 166. 1903, 928. Can. Presb. Rep. 1896—97, 28. 1897—98, 32. 1899—1900, 126). Freilich bringen aber auch die nun in Formosa eingeführten japanischen Gesetze manche Beschränkung in der Schul- und Hospitalarbeit mit sich (Engl. Presb. Syn. Min. 1901, 168. 1903, 932. Can. Presb. Rep. 1899—1900, 126).

Andrerseits hat aber die Neuordnung der Dinge auf Formosa unter dem japanischen Regiment auch ganz unzweifelhafte Vorteile gebracht, durch welche die Nachteile reichlich aufgewogen werden. Um mit äußerlichen Dingen zu beginnen, so bedeutet schon die Schaffung neuer bequemer Verkehrsmittel im Lande eine Förderung der Mission. So macht z. B. jetzt eine japanische Dampferlinie es den englischen Missionaren überaus leicht und bequem, ihre Gemeinden auf der Ostküste zu besuchen, was früher überaus schwierig war, und eine Eisenbahnlinie soll die ganze Insel durchziehen, von Kelang im Norden bis nach Takau im Süden. Der Anfang ist bereits gemacht, die Strecke Tainanfu-Takau ist am 28. November 1900 dem Verkehr übergeben worden. Noch bedeutender ist der Vorteil, daß die Mission nun nicht mehr der willkürlichen Mandarinenherrschaft unterworfen ist, sondern unter festen, bestimmten Gesetzen steht. Zugleich aber bedeutet das Ende der chinesischen Herrschaft auf Formosa den Anbruch einer neuen Aera in geistiger Beziehung, einer Aera des geistigen Fortschritts. Der chinesische Aberglaube ist vielfach erschüttert. Die Eisenbahnen- und Telegraphenbauten räumen langsam, aber sicher mit dem Fung-schui-Aberglauben auf. Fährt doch die neue Eisenbahn z. B. durch die Mauern von Tainanfu hindurch, was nach der Ansicht der Chinesen unfehlbar das Platzglück der Stadt zerstören müßte (Engl. Presb. Syn. Min. 1899, 504. 1901, 166). Die Japaner haben sodann auch mit der Opiumseuche den Kampf energisch aufgenommen. Nunmehr darf das Gift nur denen verkauft werden, die sich bei der Behörde als gewohnheitsmäßige Opiumraucher haben registrieren lassen. Dadurch soll zunächst der weiteren Ausbreitung des Lasters vorgebeugt werden, und man hofft auf diesem Wege die jüngere Generation vor dieser Seuche zu bewahren. Der Erfolg ist fürs erste der, daß im Jahre 1901 die Opiumeinfuhr gegen das Vorjahr um zwei Drittel und die Zahl der konzessionierten Opiumraucher von 166000 auf 135000 gesunken ist (Engl. Presb. Syn. Min. 1899, 506 f. 1903, 928).

Was nun die Entwickelung der Mission unter den veränderten Verhältnissen anlangt, so kann man mit derselben ganz zufrieden sein. Die

englischen Presbyterianer zählten Ende 1902 4331 Getaufte, darunter 2325 Kommunikanten. Die Zahl der Taufkandidaten beträgt 10620. Zugleich ist die Zahl der Personen, welche mit lateinischen Lettern gedruckte chinesische Bücher (die heilige Schrift wird im romanised colloquial verbreitet) zu lesen vermögen, in der Zeit von 1898—1902 von 2000 auf 3244 gestiegen. Das Wachstum der Gemeindegliederzahl kommt aber fast ausschließlich auf Rechnung der chinesischen Gemeinden, während die der Eingeborenen sich nur sehr langsam vermehrt. Die Chinesen mögen etwa 2/3 der Gesamtzahl der Christen ausmachen. Ein erfreulicher Fortschritt ist darin zu sehen, daß die englischen Presbyterianer 1898 ihre ersten 2 eingeborenen Pastoren ordinieren durften (Syn. Min. 1899, 506). Viel Anklang findet die ärztliche Arbeit der Mission bei den Chinesen, welche aus Haß gegen die Japaner nur selten sich entschließen, in Krankheitsfällen die, übrigens vorzüglich eingerichteten, japanischen Hospitäler aufzusuchen (ib. 1902, 533). Den Christen wird ein gutes Zeugnis gegeben. Besonders ihre freiwillige Teilnahme an der Liebestätigkeit und an der Missionsarbeit wird rühmend hervorgehoben (ibid. 1902, 532). Leider stellt sich Predigermangel ein, wohl mit im Zusammenhang mit den schlechten Besoldungsverhältnissen, so daß eine Erhöhung der Predigergehälter nötig wurde (ib. 1901, 170).

Die kanadische Mission hat durch den 1901 erfolgten Tod des trefflichen Dr. Mackay, der geradezu die Seele der ganzen Mission war (vergl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1897, 3 ff. 57 ff. Presb. Record. 1901, 455). Man wird ihn noch lange schwer vermissen. Doch wird die Arbeit auch nach seinem Tode von seinem früheren Mitarbeiter Missionar Gauld in demselben Sinne fortgesetzt, und 1902 ist in der Person des Missionar Fraser ein zweiter ausländischer Missionar in die Leitung des Werkes eingetreten. Sonst ruht die ganze Arbeitslast auf den eingeborenen Gehilfen, welche sämtlich unter Mackay's Leitung (im Oxford-Kollege) eine tüchtige Ausbildung genossen haben. Die Gemeinde ist kaum gewachsen. In den Jahren 1895 und 1896 haben die Verfolgungen, sowie die Pest die Gemeinden stark gesichtet, so daß Ende 1896 nur 2013 Getaufte gezählt wurden und Ende 1898: 2276 Getaufte. Ende 1902 waren 2037 Kommunikanten und 678 getaufte Kinder vorhanden.

Den in Formosa eingewanderten Japanern gehen die japanischen christlichen Kirchen treulich nach, indem sie auf kürzere oder längere Zeit Prediger und Evangelisten nach Formosa senden.

Chronik.[1])

In Indien ist zu Madras am 10. August d. Js. einer von seinen großen Missionaren im hohen Alter von 85 Jahren gestorben: **Dr. Murdoch**, ein Sendbote der jetzt mit der United Free Church of Scotland verbundenen Vereinigten Presbyterianer. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Ceylon, erst als Lehrer an einer Regierungsschule in Kandy, dann als Missionsliterat

1) Siehe auch Beiblatt: „Der Mord auf der Gazellen-Halbinsel."

tätig, kam er 1854 nach Indien, wo er bald, seit 1867 an der Spitze der indischen Religious Tract. Soc., eine großartige missionsliterarische Wirksamkeit entfaltete, die er fast bis zu seinem Ende fortführte. Er war von Christen und Nichtchristen hoch geachtet und durch die höchsten Auszeichnungen sowohl seitens der Universität Glasgow wie seitens der indobritischen Regierung geehrt, neben Duff und Miller unter den schottischen Missionaren um die geistige Hebung Indiens wohl der verdienstvollste Arbeiter.

* * *

Wie das „Missionsblatt der Hannoverschen evang.-luth. Freikirche“ (1904, 96) berichtet, ist in Worcester ein Missionshaus eröffnet worden, in welchem fast 100 **junge Buren** für den Missionsdienst ausgebildet werden sollen. Es schreibt: „Eine große Schar junger Buren hat sich ihrer Mutterkirche für den Missionsdienst angeboten. Schon im November v. Js. betrug die Zahl der Missions-Freiwilligen 175. Die Nachricht von der Meldung dieser Männer erregte in den südafrikanischen Gemeinden große Begeisterung und Opferwilligkeit. Sie brachten bis Ende November — außer den laufenden Gaben für das Missionswerk — 33000 Mk. für sie auf. Die Gemeinde Worcester stellte 40000 Mk. zur Verfügung, wenn das Missionshaus, worin diese 175 ausgebildet werden sollen, in Worcester eingerichtet werden würde. Das ist nun geschehen. Man hat das frühere Drostei-Gebäude mit etwa zehn Morgen Land für 200000 Mk. gekauft und eine Missionsanstalt zu errichten begonnen.

Es war ergreifend, als die 96 Jünglinge (und viele kommen noch nach), 44 Pastoren und Hunderte von Teilnehmern in langem Zuge von der neuen Anstalt in die Kirche zogen, um zuerst einen Dankesgottesdienst zu halten. Viele Ansprachen sind gehalten und in allen wurde immer wieder das Eine hervorgehoben, daß wir in den letzten Jahren so oft des Herrn Weg nicht verstanden haben und fragten, wozu er uns so unterdrückt und gedemütigt hat, warum der Krieg so lange habe dauern müssen. Und jetzt stehe es so klar vor aller Augen, daß der Herr eben das afrikanische Volk dazu berufen wollte, sein Reich zu bauen. „Sollten wir, die so willig waren, mit den Kriegern auszuziehen für ein irdisches Vaterland, nicht auch willig in den heiligen Krieg für das himmlische Vaterland ziehen? Lieber heute wie morgen!“

* * *

In England hat sich vor kurzem eine sog. **Vereinigte Mission für den Sudan** gebildet, die von den englischen Dissenter-Gemeinschaften getragen werden soll und ihr Existenzrecht dadurch begründet, daß die großen Missions-Gesellschaften z. B. ihr Unvermögen zum Beginn einer Sudan-Mission erklärt haben. An ihrer Spitze steht Dr. Kumm, wesentlich auf dessen Betrieb vor vier Jahren die deutsche Sudan-Pionier-Mission begründet wurde, von der er sich aber bald wieder trennte. Er soll mit vier Missionaren bereits nach Nord-Nigeria unterwegs sein. Man wird gut tun, sich diesem neuen Unternehmen gegenüber vorläufig etwas kritisch zu verhalten.

* * *

Einige bedeutungsvolle Missionsgaben. Ein nach den Vereinigten Staaten

übergesiedelter und dort zu ziemlichem Wohlstand gelangter frommer Armenier, Aslan Sahagian, hat dem Am. Board aus Dankbarkeit für das, was er an ihm und an seinen Landsleuten getan, einen bedeutenden Anteil von seinem über 300000 Mk. betragenden Vermögen besonders zu dem Zwecke vermacht, an seinem Geburtsort Diarbekir ein Hospital zu begründen und zu unterhalten.

Ein christlicher Japaner, namens Ishii, der vor etwa zehn Jahren ein ansehnliches Waisenhaus auf ausgesprochenster christlicher Grundlage in Okayama begründet hat, was er jetzt zu vergrößern beabsichtigt, hat von dem **Kaiser von Japan** einen Beitrag von 4000 Mk. erhalten, nachdem ihm schon vor zwei Jahren der Blau-Band-Orden verliehen worden war.

In Peking wird von der Londoner Missions-Gesellschaft im Verein mit den Am. Board und den amerikanischen Presbyterianern ein großes Union Medical College zur Ausbildung von chinesischen Ärzten errichtet. Für dieses Institut soll die Kaiserin-Witwe eine Summe von 29000 Mk. beigesteuert haben, doch war die offizielle Anzeige in London noch nicht geschehen.

Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Paul:** „Die Mission in Deutsch-Südwest-Afrika." 3. Heft der „Mission in unsern Kolonien." Mit mehreren Illustrationen und einer Karte. Dresden, Ungelenk. 1905. Mk. 1.50. Von berufener Hand ein zeitgemäßes Buch, das geeignet ist, über die jetzt so maßlos und ungerecht angegriffene Herero-Mission zu einem geklärten Urteil beizutragen und das über die Missionskreise hinaus weite Verbreitung verdient. Über den apologetischen Charakter desselben spricht sich der auch als warmer Kolonialfreund bekannte Verfasser im Vorworte kurz und gut aus; im Buche selbst läßt er die Tatsachen reden. Der Inhalt ist trefflich gruppiert, die Darstellung von frischer Anschaulichkeit und die ganze Arbeit auf sorgfältigem Quellenstudium beruhend. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: Eine Umschau in Deutsch-Südwest-Afrika. — Aus der Zeit der Pioniere. — Wie die ersten Missionare in unser Gebiet kamen. Schwere Pfadfinderarbeit am Swakop. Eine Oase in der Wildnis. — Hendrik Witboi. — Südwest-Afrika als deutsche Kolonie. Wie unser Gebiet unter die deutsche Herrschaft kam. Die Lichtseiten der neuen Zeit. Die Schäden der neuen Zeit. — Friedensbilder aus der Nama- und Herero-Mission. Umfang beider Missionsgebiete. Wie eine neue Station entsteht. Aus dem Schulleben. Vorbereitungsunterricht und Tauffeier. Viehherden als kirchliche Stiftungen. Freunde in der Not. — Die Mission im Hereroaufstand. Wie es zum Aufstand kam. Die Missionare unter den Aufständischen. Die Hererochristen während des Aufstandes. — Ein Blick in die Ovambo-Mission.

2. **Horbach:** „Reichskanzler, Missionare und Herero-Aufstand." Bonn, Schergens. 1904. Sonderabdruck aus der „Reformation" No. 22 und 23. Die Veranlassung zu dieser Apologie der Rheinischen Missionare und ihrer

Arbeit im Hererolande hat die bekannte unfreundliche und sehr anfechtbare Äußerung des Reichskanzlers in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 9. Mai gegeben. Die Widerlegung durch Horbach beruht auf aktenmäßiger Genauigkeit, und wenn sie im weiteren sich je und je zu einer gewissen Schärfe zuspitzt, so muß man in Rechnung stellen, daß besonders nach jener Aussprache des Reichskanzlers die Angriffe auf die Missionare einen überaus gehässigen Charakter annahmen. Ich bedaure, daß die Anzeige der gediegenen Arbeit aus Versehen verspätet worden ist. Sie kommt aber auch jetzt noch zur Zeit, denn das Schriftchen behält zur Charakterisierung der Herero-Missionsdebatte bleibenden Wert.

3. **Ernst:** „Zur Gelben Gefahr nebst Schlußbemerkungen zur Missionsfrage." Heft 7 des 29. Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens." Stuttgart, Belser. 1904. 80 Pfg. Auch ein Wort zu seiner Zeit und zwar ein sehr besonnenes und klärendes, das geeignet ist, die Furcht vor der „Gelben Gefahr" auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen. Der Verfasser enthält sich aller Prophezeiungen über den Ausgang des mörderischen russisch-japanischen Krieges, aber er beleuchtet auf Grund der mit Nüchternheit und Verständnis klargelegten Tatsachen sowohl die russischen wie die japanischen (und chinesischen) Zustände und hat den Freimut, weder die „Weiße Gefahr", die in dem Vorgehen der Westmächte die Ostasiaten erblicken müssen, noch die mit der christlichen im schreienden Widerspruche stehende „überseeische Moral" vieler Vertreter dieser Mächte zu verschleiern. Was er in Kürze über die Mission sagt, ist treffend und wohltuend. Ich möchte, daß die Schrift in weiten Kreisen Verbreitung fände.

4. **Schun u Nakamura:** „Nozomi no hoshi" (Sterne der Hoffnung). Autorisierte Übersetzung aus dem Japanischen von Wendt. Halle, Gebauer-Schwetschke. 1904. Geb. Mk. 2.—. Eine Novelle eines japanischen Schriftstellers von „geachtetem Namen", die uns — wie es in der buchhändlerischen Reklame heißt — „das heiße Ringen Jungjapans nach tiefer Erkenntnis, nach Lösung der großen Rätsel des Lebens und dann das Milieu dieses Kampfes: das Ringen mit dem Christentum, die Schilderung des studentischen Lebens in seinem uns so fremden, fast furchtbarem Ernst", „in einer Realistik, die oft an Zola erinnert" zeigen soll. Ich habe das Buch, nachdem ich von dem Vorwort des Übersetzers Kenntnis genommen, mit großen Erwartungen gelesen und — enttäuscht aus der Hand gelegt. Der eingeborene japanische Pastor, der uns vor Augen geführt wird, ist eine Karikatur und der Student, so sehr es Anerkennung verdient, daß er kein christlicher Prediger werden will, nachdem er seinen Glauben verloren, ist ein ungereifter Jüngling, dessen Meditationen sich wesentlich auf wenige Aphorismen in der Form bloßer allgemeiner religiöser Fragen beschränken, ohne daß eine Antwort auch nur versucht wird. Die eingeflochtene Liebesgeschichte und die drastische Zeichnung gewisser jungjapanischer Studentenkreise sind gewiß charakteristisch für die Übergangszeit, in der das modernisierte Japan sich befindet: „Sterne der Hoffnung" leuchten aber über dem letzteren Bilde kaum.

5. **von Schwartz** (Pastor): „Illustrierter Missionskalender für

das evangelische Haus auf das Jahr 1905." Mit 46 Abbildungen. Gütersloh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—. Neben dem jetzt im 26. Jahrgang erschienenen (Basel, Missionsbuchhandlung) kleinen und billigen (20 Pfg.) „Evangelischen Missionskalender" ein umfangreicherer, aber auch teurerer Genosse, der sich von jenem dadurch unterscheidet, daß er eingehendere Aufsätze und Erzählungen bringt, die durch ihren gediegenen Inhalt ebenso lehrreich wie interessant sind. Es sind folgende: Allerhand Missionsfeinde. Von P. J. Hinkel. — Vor und nach dem Sturm in Deutsch-Südwestafrika. Von Pastor Kriele. — Mein Besuch bei den Kabylen-Missionaren in Dschemâa Sahridsch. Von D. G. Kurze. — Die Frauenmission in Indien. Von Pfarrer Immler. — Ein Besuch in Suriname. Von Missionsdirektor D. C. Buchner. — Der rechte Vater. Ein Gleichnis. Von Missionar Otto Schultze. — Bartholomäus Ziegenbalg. Vom Herausgeber. — Einblicke in das Geistesleben eines Negerstammes. Von Missionsinspektor Michaelis. Bilder aus der ärztlichen Mission. Von Dr. med. Feldmann. — Nacht und Morgen in Japan. Von Pfarrer Dr. Hering. — Eine belagerte Feste (Tibet). Von P. Friedrich Raeder. — Kurze Jahresübersicht über das deutsche Missionsleben. Diese Übersicht ist für die künftigen Jahrgänge allerdings etwas eingehender zu wünschen.

6. Von den in der Baseler Missionsbuchhandlung erschienenen Flugschriften holen wir nach:

L. Öhler: „Im Dienst der Liebe. Aus dem Leben von Irene Petrie." 20 Pfg.

H. Rhiem: „Senana-Gestalten." Zwei Erzählungen. 40 Pfg.

Jaus: „Weiß oder Rot? Lakschei Bais Entscheidung." 20 Pfg.

7. Und von den im Verein für ärztliche Mission in Stuttgart erschienenen:

Kammerer: „Ein treuer Knecht des Herrn. Leben und Wirken des Missionars Dr. Eugen Liebendörfer." 20 Pfg.

Derselbe: „Die ärztliche Mission. Ihre Notwendigkeit, ihre Methode und ihre Erfolge." 10 Pfg.

8. **Macalpine**: „Into all the world." An appeal to the Christian Church. London, Marshall Brothers. 1904. Das nur 80 Seiten starke Schriftchen enthält, wie sein Titel sagt, einen Appell und zwar einen ebenso warmherzigen wie eindringlichen und gut begründeten an das Missionsgewissen der Christenheit und erinnert in manchen Partien an Murray: Schlüssel zum Missionsproblem (1903, 487). Es behandelt in sechs geistvoll geschriebenen Kapiteln: die Pflicht zur Mission; die Notwendigkeit der Mission; die Beweggründe zur Mission; die Bedürfnisse der Mission: Menschen und Geld; die Hoffnung der Mission. Sind es auch nicht gerade neue Gesichtspunkte, unter denen das geschieht, so ist das Bekannte doch so gesagt daß es nicht bloß fesselt, sondern auch packt. Für die des Englischen kundigen Leser empfehle ich das Büchlein warm; es ist keine schwere Lektüre. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die Mission auf Nias von 1897—1904.

Von Missionar H. Sundermann.

(Schluß.)

Nach dem Blick auf ein noch zu besetzendes Gebiet kehren wir nach Lolomboli zurück, um von dort aus noch

3. Die Westküste

und die Hinako-Inseln zu besuchen. Wir haben jetzt vorläufig nur einen Ritt von nicht ganz 2 Stunden, um auf die nächste Station zu gelangen. Der Weg ist hügelig, aber nach der neueren Bearbeitung doch leidlich. Nach etwa 3/4 Stunden kommen wir an den Moròo-Fluß, der bei Regenwetter, besonders auch seiner weichen und schlammigen Ufer wegen recht hinderlich sein kann. Die letzte Strecke des Weges bildet ein schöner Hügelrücken, leidlich eben und zumteil noch mit Waldbestand, bis wir dicht vor der Station Sirombu (früher Fadoro genannt) noch eine tiefe Schlucht mit einem Flüßchen durchreiten, um dann schnell auf einem kleinen Umwege den Hof der Missionarswohnung zu erreichen. Diese Station ist vor einigen Jahren auch verlegt worden. Früher lag sie etwa 1/4 Stunde weiter der Küste zu, am äußersten Rande der Hügel, in der Nähe der sumpfigen Küstenebene, den vom Meer her über die Sümpfe hinstreichenden Winden ausgesetzt, welcher Platz sich als sehr fieberreich erwies. Die jetzige Lage ist herrlich, etwas höher und durch weitere Hügel vor den Winden geschützt. Die Aussicht nach Osten und Süden ist geradezu märchenhaft, auf die mit Kokospalmen, resp. Dörfern, gekrönten Hügel an beiden Seiten des Lahōmitales, bezw. auf dieses Tal selbst und auf ein Stück vom Meer. In dieser Hinsicht ist Sirombu die schönste Station auf ganz Nias. Über die jetzigen Gesundheitsverhältnisse ist noch nicht endgiltig zu urteilen, da der Stationsmissionar Seher und besonders seine übrigen Familienglieder schon zuviel von Fieber gelitten hatten und bald nach der Verlegung eine Erholungsreise nach Europa antreten mußten. Auch leidet die Frau von Sehers Nachfolger, Pilgenröder, schon viel am

Fieber, sodaß sie nach den neuesten Nachrichten auf dem Wege war, auf Sumatra Erholung zu suchen.

Auch inbezug auf diese Station konnte ich 1898 schon über die Anlage und die erste erfreuliche Entwicklung berichten, welcher letzteren auch der Fortgang entsprach. Ganz hervorragend hat sich der dort genannte Häuptling Fetero (Ama Gahonoa) an der Evangelisation in jener Gegend beteiligt. Unermüdlich hat er die umwohnenden Leute angespornt, das Evangelium anzunehmen. Er ist ein Mann des Glaubens und des Gebetes.

Nach und nach ist die Arbeit auf immer neue Dörfer ausgedehnt worden und die Zahl der Getauften und der Taufbewerber ist immer mehr gewachsen. Fetero hat besonders auch inbezug auf die Anlage der gleich zu erwähnenden weiteren Stationen in jenem Gebiete bedeutende Verdienste. Im Lahömigebiete ist auch bereits ein Filial unter einem eingeborenen Lehrer gegründet worden. Sirombu weist nach dem neuesten Berichte 650 Getaufte und 370 Taufbewerber auf.

Die Anlage von weiteren Stationen stieß in der ersten Zeit auf Hindernisse, bis man sich für die Gegend südlich von Sirombu, nahe am Meere, Si hene asi, d. h. Stranddörfer, entschloß. Die Entfernung beträgt nur 1½ Stunde. Der Weg dorthin bot Schwierigkeiten, da die Strandebene nicht ohne Sümpfe ist. Ritt man nun direkt ans Meer, so hatte man zuerst diese zu passieren und dann den Strand verfolgend die Mündung des Lahömiflusses, in dem es auch Krokodile gibt. Wählte man dagegen den Landweg, so hatte man auch den Lahömi zu durchreiten und dann kam noch ein kleinerer Fluß, der von Krokodilen wimmelt. Ein Überbrücken dieses Flüßchens war bei dem hohen Wasserstande und der sumpfigen Ufer wegen auch nicht leicht. Neuerdings ist nun aber einigermaßen Wandel geschafft worden. Bei den Si hene asi gab es allerdings zwei Parteien, von denen die eine, die sich schon dem Christentume genähert hatte und oft die Gottesdienste auf Lahusa besuchte, dringend die Anlage einer Station wünschte, wogegen die andere derselben feindlich gegenüber stand und sogar einen Hund verbrannte und den Missionar Krumm, der mit der Anlage betraut wurde, verfluchte, wenn er sich auf dem zuerst in Aussicht genommenen Platze, etwa inmitten der dortigen vier Dörfer anbauen werde. So mußt er sich schließlich an das Südende des Dörferkomplexes zurückziehen.

So lag nun diese Station gerade an der Grenze der „Zivilisation“, d. h. der noch mehr oder weniger friedlichen und harmlosen Bevölkerung von Nias. Jenseits dieser Grenze war „Feindesland“, das Gebiet der Iraono Huna, der Buschleute. Sie werden als „emali,=Todfeinde“, „Kopfschneller“ (nach dem holländischen Ausdrucke) „Schädeljäger“ bezeichnet. So gab es auch im Anfange allerlei Unruhen, Befürchtungen eines Überfalles usw. Missionar Krumm erhielt Besuch von Häuptlingen von dort, die recht arrogant auftraten, sodaß er sich veranlaßt sah, ihnen einmal zu zeigen, wie schnell und wie oft nacheinander er mit seinem Revolver schießen könne. Vor Schußwaffen haben sie im allgemeinen großen Respekt. Von den 4 Dörfern des unmittelbaren Stationsgebietes waren vorläufig auch nur 2 freundlich, die anderen beiden verhielten sich bis auf wenige Leute feindselig. In dem Hauptdorfe, Togi mbogi, gingen sogar noch allerlei Gräuel im Schwange. So stand Krumm dort eines Tages, als er unerwartet das Dorf betrat, plötzlich auf der Straße vor 5 aufgesteckten Menschenköpfen. Ein anderes Mal wurden die Leute, als er in dem Nachbardorfe Taufunterricht gab, plötzlich unruhig, was ihn veranlaßte abzubrechen und er sah dann noch eben, daß man einen Menschen, der mit Stricken gebunden war, in aller Eile vorbeiführte. Die Leute erklärten ihm, das müsse wohl ein geraubter Sklave sein und eine Woche später hörte er, daß einer der Häuptlinge von Togi mbogi denselben für fl. 60 gekauft und ihn nach 3 Tagen geköpft habe. Ein solcher Kopf wird dann auf einige Monate begraben, und wenn das Fleisch abgefault ist, wird er gereinigt und aufgesteckt, wobei ein großes Fest veranstaltet wird.

Allmählich gab es ruhigere Zustände, besonders auch inbezug auf die wilden Iraono Huna und die schon von Sirombu aus begonnene Missionsarbeit konnte in Ruhe fortgeführt werden und entwickelte sich in schöner Weise. Am 31. Dezember 1899 feierte Krumm sein erstes Tauffest, da 61 Personen aus den Heiden in die christliche Gemeinde aufgenommen wurden. Gerade ein Jahr vorher hatte er in den schwersten Fieberphantasien gelegen und das Jahr in bewußtlosem Zustande angetreten. Überhaupt hat er schwer unter den Fiebern des Westens gelitten und auch wiederholt an dem bösen Schwarzwasserfieber, dem er schließlich erlegen ist.

Aber wie schön sich auch die Arbeit auf der Station selbst entwickelte, so bleibt doch das belangreichste, was Krumm bei den

„wilden" Iraono Huna erlebte und ich kann es mir nicht versagen, hier etwas ausführlicher zu berichten.

Missionar Krumm erzählt über sein erstes eigentliches Bekanntwerden mit Vertretern der Iraono Huna folgendes:

„Eines Tages kam ein Mann mit seinem Sohne zu mir und sagte: ‚Tua (Großvater) erzähle auch uns, den Iraono Huna, von der huku Lowalangi (Lehre Gottes)'. Ich war ganz erstaunt und fragte den Mann: ‚Warum willst Du denn Christ werden?' Darauf erzählte er mir, daß er auf dem Wege nach Sirombu ein Buch gefunden habe;[1]) es war das alte bekannte ins Niass. übersetzte Herzbüchlein (mit Bildern des Menschenherzens). Er sei mit dem Büchlein zu einem Christen gekommen und der habe ihm die Bilder erklärt. Ich bin nun allerdings von jeher kein besonderer Freund der Bilder dieses Büchleins gewesen, aber diesem Manne haben sie doch offenbar den rechten Weg gezeigt. Unser Freund — wir wollen ihn jetzt mit Namen nennen, denn er wird uns noch viel Freude machen — Solago war nun erst mit dem Büchlein in seine Heimat nach Lolowa'u zurückgekehrt und hatte dort sofort angefangen, in seiner Weise zu missionieren. Er zeigte seinen Dorfgenossen sein Büchlein und erklärte ihnen den Inhalt: ‚Seht, so sehen unsere Herzen aus, wenn wir das und jenes tun', dabei zeigte er ihnen die ersten Bilder; ‚aber so sehen sie aus', und dabei zeigte er das letzte Bild, ‚wenn wir dem Worte Gottes folgen'. Solago kam nun alle 14 Tage und fing sehr eifrig an zu lernen. Überall suchte er Gelegenheit dazu. War unser Mädchen, Sife, am Nähen, dann setzte er sich auf den Fußboden und ließ sich die 10 Gebote, das Unser Vater, Liederverse usw. vorsagen und lernte sie auswendig. Nach und nach brachte er auch Genossen mit und zuletzt auch seinen älteren Bruder, den Häuptling von Lolowa'u. Dieser, ein sehr starker und gefürchteter Mann, stellte sich mir vor mit den Worten: ‚Ich bin Häuptling der Iraono Huna" sein Name ist Faboli.

Der Vater dieses Brüderpaares, Harimao (= Tiger), war einst, im Bunde mit dem ebenfalls berüchtigten Siwa humola, einer der schlimmsten Kopfjäger, gewesen. Beide hatten die wildesten Raubzüge gemacht, ganze Dörfer ausgeplündert und die Einwohner ermordet. Hoch oben auf einem kahlen Felsen hatten sie ihre Burg gebaut mit einem Turm für die erbeuteten Sklaven, die sie nach Atjeh ausführten. Die Atchinesen kamen mit ihren Schiffen zu diesem Handel mit Lolowa'u und Harimao verkaufte auch einem von ihnen seine Tochter als Frau. Im Jahre 1863 wurde Lolowa'u von den Holländern bekriegt, die Dörfer zerstört und ihnen das Räuberhandwerk ein wenig gelegt, aber auch seitdem sind noch genug Untaten dort verübt worden."

Solago kam nun immer wieder und lernte weiter. Bei jedem Besuche bat er Krumm, sie doch einmal aufzusuchen, aber das Fieber hielt ihn ab und dazu fehlte es an einem Wege durch das Dickicht.

---

1) *Später hieß es*, er habe dasselbe von einem Christen erhalten.

Im Oktober 1899 schickte er den Lehrer Josia. Dieser kam nach 3 Tagen zurück und berichtete: „Ja, die Leute wollen wirklich Christen werden, aber der Weg ist schrecklich."

Dann kam das Weihnachtsfest, wozu Krumm die Leute einlud und wirklich kamen 28 Personen, die nun auf der Missionsstation Wunderdinge sahen. Zuerst kam das Pferd an die Reihe, denn über dieses waren haarsträubende Berichte im Umlauf. Man hatte erzählt, der Missionar habe ein Tier, das habe zwei Schwänze, einen hinten und einen oben auf dem Halse. Diesem Tiere klettere er auf den Rücken und dann laufe es mit ihm davon. Das wollten sie nun zuerst sehen. Und dann das Haus mit den Möbeln darin, vor allem die Kuckucksuhr und den Kochherd. Und da Frau Krumm gerade Kuchen buk, in Gestalt von menschlichen Figuren, riefen sie aus: „O, unsere Großmutter backt Götzen!" bis man ihnen einen davon zerbrach und zu essen gab.

Und nun kam die Weihnachtsfeier in dem Blätterkirchlein mit dem Lichterbaum und mit Weihnachtsliedern, die von der Trompete begleitet wurden. Da sagte Solago: „Tua, unsere Herzen stehen ganz still; so etwas hat man, solange die Welt steht, bei den Iraono Huna noch nicht gesehen." Der Lehrer hatte dann in einer Ansprache, im Blicke auf den Weihnachtsbaum, das neue Jerusalem erwähnt, und nun kehrten die Gäste in ihre Heimat zurück und erzählten, sie haben gesehen, wie es in der Stadt Gottes, im Himmel, aussehe. Das sei unbeschreiblich schön, das müsse jeder selbst sehen. Auf wiederholte dringende Einladnug, sie doch zu besuchen, sagte Krumm: „Ja, ich komme, wenn ihr mir den Weg aufhaut." Darauf haben dann 20 Mann 8 Tage lang gearbeitet, sodaß schließlich ein Pferd durchzubringen war. Und nun erzählt Krumm weiter:

„Am 2. Jan. 1900 packte ich meine Sachen, um meine Reise nach Lolowa'u anzutreten; um 10 Uhr brach ich auf und kam um 12 Uhr nach Sarahili, dem Dorfe des Siwa humola, des „Neunflammigen".[1]) Unmöglich durfte ich hier vorbeireiten. Er hatte sogar verboten, den Weg um den Hügel herumzuführen und so war derselbe quer hinübergelegt worden, damit ich doch auf jeden Fall bei ihm durchkomme. Oben auf dem Felsen stand nur ein sehr festes Haus und ein Stück davon ein Turm, der mit dem Hause durch eine überdachte Brücke verbunden war. Derselbe hatte nur von oben eine

1) So hat man diesen kriegerischen Namen gewöhnlich gedeutet. Wörtlich heißt er: „Siwa humola" = Neun (soll man nun sagen Personen oder Feuerflammen) flackern in ihm", d. h. „er flammt so stark wie neun andere."

Öffnung und war einst ein Verlies für geraubte Sklaven gewesen. Auf dem Oberstock hat er als Armierung zwei kleine Kanonen, die wohl von den Atchinesen stammen. Es lag mir nun viel daran, den Siwa humola als sehr kundigen Mann zu bewegen, mich zu begleiten. Anfangs wollte er nicht, aber dann warf er doch schließlich seinen Sirihbeutel über die Schulter und sagte: „Vorwärts!" So ritt ich denn in seiner und Solago's Begleitung weiter. Zwei Stunden lang ging es durch das Flußbett des Siwalawa. Um 4 Uhr kamen wir in Lolowa'u an. Auch hier standen die beiden Häuptlingshäuser oben auf der Spitze eines Hügels, aber noch viel unzugänglicher als in Sarahili. Das Pferd konnte nicht hinauf und der Pfad war so steil, daß ich selbst mich von zwei starken Männern ziehen lassen mußte. Als ich oben ankam, wimmelte das Plateau schon von Menschen. Von allen Seiten kletterten die Leute wie Katzen den Berg herauf.

Und nun der feierliche Empfang. Ich hatte mich kaum gesetzt, da trat Solago vor und sagte: ‚Der Tua ist nun da, wir wollen zuerst beten.' Nachdem wir gebetet hatten, wurden die aramba (Metalltrommeln) geschlagen. Der Häuptling Faboli erschien mit vorgebundenem goldenen Schnurrbarte und einer goldenen Krone und gab das Zeichen zum Anschlagen der riesigen aramba. Den Ton dieser Instrumente hört man 2 Stunden weit. Nach diesen dumpfen Trommelschlägen holte er eine alte Donnerbüchse herbei und nun wurde tüchtig geknallt. Sie wollten mich ehren und der Umgegend verkündigen, daß ich ihr Gast sei. Als das vorüber war, ließ sich alles ruhig auf den Boden nieder. Nun wurden Reden gehalten nach echt niassischer Art. Einer niassischen Rederei beizuwohnen und dieselbe bis zum Ende anzuhören, ist für einen Europäer eine harte Geduldsprobe. Zuerst erteilte man dem Siwa humola das Wort. Er hielt eine ³/₄ stündige Rede deren kurzer Inhalt war: ‚Der Tua ist zu den Iraono Huna gekommen, die huku (Sitte, Weg) der Gerechtigkeit zu lehren. Er ist auch durch mein Land gezogen. Früher war ich ein Krieger, aber jetzt habe ich aufgehört zu morden. Ich erlaube meinen Leuten, auch Christen zu werden, ich selbst aber will noch etwas warten usw.' Jetzt begann Faboli, der Häuptling von Lolowa'u. Er verbreitete sich ausführlich über seine früheren Kriegszüge, über seine erste Bekanntschaft mit mir und so fort und schloß mit den Worten: ‚Früher waren wir Feinde, aber jetzt sind wir Brüder.' Nachdem dann noch drei andere Häuptlinge geredet hatten erhielt ich das Wort. Unser Solago sagte sofort: ‚Tua, Du mußt uns aber auch Gottes Wort verkündigen.' Was wollte ich lieber tun, als dieses? Und was lag näher, als daß ich über das Wort redete: ‚Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen und die eurer Kriege und eurer Greueltaten, aber jetzt, da ihr sein Wort hört, jetzt, wo ein Lehrer zu euch kommt, gebietet euch Gott, euren Sinn zu ändern und das heidnische Leben zu verlassen . . . .'

Meine Rede wurde mit viel Beifall aufgenommen, immer wieder hieß es dazwischen: ‚Duhu mioa'ou = wahr ist Dein Gesagtes.' Und als ich geendet, stieg der Oberhäuptling auf eine Kiste und rief mit mächtiger Stimme, daß es weithin in die Berge schallte: ‚W i r   v e r l a s s e n   j e t z t   d i e   W e i s e   d e s   T e u f e l s   u n d   f o l g e n   d e r   W e i s e   G o t t e s ;   h ö r t   e s ,   a l l e   u n s e r e

Genossen!" Und alle riefen wie aus einem Munde: ‚Ja'ia hõ!' d. h. so sei es! Solago aber sagte zu mir: ‚Tua, hole jetzt Dein Buch und pflanze (schreibe) unsere Namen ein!' Ich schrieb auf und als wir die Namen zählten, waren es 102, die Christen werden wollten. Jetzt wurde das ganze Dorf von den Götzen gesäubert; ich warf einige in den Abgrund mit den Worten:

‚Die falschen Götzen macht zu Spott,
Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!'

Nun wurde auch ein Tanz aufgeführt in ihrer Weise. Alle standen auf (d. h. nur die männlichen Personen), faßten sich an die Hände und gingen im Kreise herum, Ringel-Ringel-Reihe, wobei dann ein besonderer Takt getreten wird. Solago trat in den Kreis, als Dichter und Rezitator des Begrüßungsliedes. Er sagte Zeile um Zeile vor, wobei die Menge etwa die letzte Silbe wiederholt und zur Bekräftigung mit besonderem Tritte begleitete. Hier eine Probe aus dem Gesange:

‚Es ist, als ob die Sonne aufginge über unseren Bergen,
Weil gekommen ist zu uns der Tua!
Es wird hell bei uns, weil er uns das Wort Gottes verkündigt,
Es hat uns erreicht Lowalangi (Gott).
Es ist zu uns gekommen der Herr,
Zu uns, den Leuten von Lolowa'n,
Zu uns den Iraono Huna, der Menge.
Es hat uns erreicht die frohe Botschaft,
Die Botschaft, die das Herz sättigt, es stille macht.
Darum haben wir uns versammelt,
Darum sind wir alle da.
Es sind gekommen die Alten,
Es sind gekommen die Jungen.
Wir haben uns hier versammelt, wir sind nun alle da,
Wir drehen uns im Kreise, wir stampfen den Boden,
Weil zu uns kommt die frohe Botschaft,
Weil sie erreicht hat unser Land.
Sie rauscht über unsere Berge, sie geht durch unsere Täler,
Weil bei uns ist der Tua, der Bringer einer neuen Rede,
Der Bringer eines neuen Wortes.
Darum ist das Herz so voll, darum ist das Herz so groß.
Woher ist die Botschaft gekommen?
Sie kam aus dem Lahõmi-Gebiet,
Sie ist gekommen vom Norden,
Daher, wo die Menge wohnt, auf den Bergen.
Warum kam die Botschaft vom Lahõmi-Gebiet?
Weil zu ihnen gekommen ist der Sohn Gottes,
Weil bei ihnen ist der Heiland, unser Erlöser.
Er ist gekommen zu den Menschen auf die Erde,
Damit ewiges Leben bekämen die Menschen, die Sünder;
Die vom Teufel gequälten, die vom Bösen geführten.

Wenn wir ändern unseren Sinn,
Wenn wir verlassen die Sünde,
Mitsamt dem Neide, mitsamt dem Streite,
Wenn wir lieben unsere Brüder,
Unsere Genossen, die Leute unseres Dorfes usw. usw.,
Dann finden wir den Weg des Lebens.

Dies nur eine Probe aus dem langen Gesange. Nachdem derselbe zu Ende war, kam das, wie sie aus Höflichkeit sagten, „kleine Huhn", als Geschenk für mich, in Gestalt eines großen Schweines, von 10 Mann getragen. Zwei Stunden hatten sie gebraucht, um das Tier den Berg hinaufzubringen. Jetzt lag es zu meinen Füßen und mußte sterben. Vor meinen Augen wurde es geschlachtet und gekocht. Aber ehe es dann in riesigen Schüsseln aufgetragen wurde, vergingen noch mehrere Stunden. Auch die sollten ausgefüllt werden. Da brachte mir der Häuptling alle Knaben und Mädchen und sagte: ‚Tua, lehre sie singen!' Was half es. Weil ja doch nicht an Schlafen zu denken war, so begann ich die erste Gesangstunde in Lolowa'u, Mitternachts von 12—2 Uhr. Zum Glück hatte ich meinen kleinen Posaunenbläser von Lahusa mitgenommen. Mit dessen Hilfe sangen wir die beiden Lieder: „Gott ist die Liebe" und „Mein Vater der im Himmel wohnt" solange, bis die Kinder wenigstens einen Begriff von einer Melodie bekamen. Nach der Gesangstunde erteilte ich den ersten Unterricht. Wir lernten das „Unser Vater" und die „zehn Gebote" auswendig.

Mittlerweile, Nachts 3 Uhr, war dann auch das Essen fertig geworden. Wir aßen, hielten Andacht und legten uns zur Ruhe. Ich schlief herrlich auf dem harten Bretterboden und sah im Traume alle Leute von Lolowa'u in die Kirche gehen und hörte einen mächtigen Gesang. Ich habe mich wohl nie in meinem Missionsberuf so glücklich gefühlt, als in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1900 in Lolowa'u . .!

Am andern Morgen vor dem Abschied gab es noch einmal viel zu reden. Die Leute wollten einen Missionar haben. Einen solchen konnte ich ihnen nicht versprechen, aber wohl einen Lehrer. Bis heute habe ich ihnen öfters meinen Lehrer Josia geschickt. Eine Schule mit Lehrerwohnung muß gebaut werden, damit die Leute an uns einen Halt bekommen. Als ich abreiten wollte, brachten mir die Leute noch eine Ziege als Geschenk für meine Frau; dazu mußten mir zwei Mann das übriggebliebene Schweinefleisch an einer Stange nachtragen (so ist die Sitte). In vier Stunden war ich wieder daheim."

Soweit der erste Bericht von Missionar Krumm über diese merkwürdige Sache. Kurz nach jener Reise waren wir auf Lahusa zu unserer Jahreskonferenz versammelt. Dort hat der oft genannte Solago den Schreiber dieses geradezu umarmt und gefleht: „Schickt uns doch wenigstens einen Lehrer!" So wurde denn ein solcher *dort stationiert* und eine Schule gebaut und zugleich verließen die

Leute ihre Räuberburg auf dem Felsen und legten in der Nähe der Schule ein nettes und sauberes Dörfchen an. Sie lernten fleißig weiter und bald konnte eine größere Anzahl von Leuten getauft werden.

Nun lag auch mir daran, noch vor meiner Europareise diesen neuen, so erfreulichen Zweig unserer Mission persönlich kennen zu lernen und daher entschloß ich mich, im März 1902, von der Konferenz in Lolomboli aus eine Reise dorthin zu machen. Ich reiste mit meinen dortigen Mitarbeitern und mit meiner Frau und meinem Söhnchen über Sirombu nach Lahusa und von dort ritt ich mit Krumm und Hippenstiel nach Lolowa'u. Unterdessen war ein reitbarer Weg hergestellt worden, sodaß wir denselben in etwa 2½ Stunde zurücklegen konnten. Unterwegs besuchten wir in Sarahili den erwähnten Siwa humola und besichtigten auch dessen Sklaventurm, wo er uns, jetzt mit Humor, die frühere Handhabung der erwähnten Kanonen zeigte.

Kaum waren wir dann bei der Schule in Lolowa'u angekommen, da kamen auch schon die Leute aus dem etwas niedriger liegenden Dorfe herauf, um uns zu begrüßen und mit das erste, was sie sagten, war: „Nun aber erst ein christliches Lied singen und zusammen beten", was ihnen natürlich gerne gewährt wurde. Dann kehrten sie bald in ihre Wohnungen zurück, wo wir ihnen einen Gegenbesuch machten und auch hier hieß es wieder in gleicher Weise: „Erst singen und beten." Und dann wurde über unsere Bewirtung beraten. Natürlich mußte wieder ein „Hühnchen" d. h. ein respektables Schwein sein Leben lassen, besonders da ich ihnen meinen ersten Besuch machte. Zuerst wurde beschlossen, uns unser Essen in das Schulhaus zu bringen, aber ich hielt es für besser, daß wir mit ihnen in ihrer Wohnug äßen, um zu zeigen, daß wir nun auch mit diesen noch bis vor kurzem gefürchteten Wilden verbrüdert seien. Und so geschah es; als das Essen fertig war, begaben wir uns bei Fackelschein wieder ins Dorf und aßen, auf dem Fußboden sitzend, brüderlich mit ihnen zusammen und am nächsten Morgen durfte ich dann in der Schule noch eine Bibelstunde halten. Dann kamen bald die Leute aus den umliegenden Dörfern, um uns zu begrüßen und allerlei zu besprechen. Und nun möchte ich von Herzen wünschen, ich hätte den Lesern einmal den Abstand zeigen können, zwischen den bereits Getauften von Lolowa'u und jenen noch recht

urwüchsigen Wilden! Die Christen nett gekleidet und gesittet, wie zivilisierte Menschen und dagegen diese in ihrer Bastkleidung, soweit sie überhaupt bekleidet waren, zum teil mit eisernen Helmen, die sie selbst herstellen. Und dann mit ihren Waffen, alten Feuersteingewehren, Lanzen, Schwertern und hölzernen Schilden, mit denen sie sich klappernd gegen den Vorderarm schlagen. So führen sie nun ihre Tänze auf und stoßen ihre Hul-rufe aus.

Sie wurden nun in die Schule geführt, wo sie sich auf den Fußboden niedersetzten und es wurde ihnen der Sitte gemäß Sirih mit Tabak gereicht. Und kaum waren sie etwas zur Ruhe gekommen, so traten auch schon die vornehmsten der Christen, Solago und ein erwachsener Sohn seines Bruders Fadoli, auf und hielten diesen ihren Landsleuten eine Predigt, in der sie dieselben zur Annahme des Christentums aufforderten. Sie wiesen dabei auf sich hin und sagten etwa: „Seht, wir waren doch vor kurzem noch gerade so wie ihr, wir verübten Raub und Mord und führten Krieg. Nun aber ist der Missionar zu uns gekommen und wir haben gelernt einzusehen, daß das alles nicht tauge; wir haben unseren Sinn geändert und sind neue Menschen geworden. Nun kommt ihr doch auch zu uns herüber und werdet wie wir. Wir wollen uns dann nicht mehr unter einander berauben und morden, sondern uns lieb haben." Sie redeten so, daß wir kaum etwas hinzuzusetzen hatten und daß wir unsere herzliche Freude daran haben konnten. Und das sind Leute, die vor ein paar Jahren noch wilde Heiden waren, zu denen sich ihre eigenen Volksgenossen kaum hinauswagten. Ja, „das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen!"

Nun gab es noch allerlei zu verhandeln, besonders über einen bösen Mörder, der mit uns dort war und der 23 Morde auf dem Gewissen haben sollte. Es sollte ihm wenigstens noch eine Buße aufgelegt werden. Nun war schon viel hin und her geredet worden, während der eigentliche Häuptling, Fadoli, noch ruhig dabei saß und sich mit seinem Fächer Luft zufächelte. Endlich forderte ich ihn auf, sich doch auch einmal zur Sache zu äußern, worauf er dann auch eine herzerquickende Rede hielt, in der er zuerst das Christentum und das neue Leben anpries, um dann seine Meinung in der Mordsache zu sagen. Wenn nun auch die Sache noch nicht zum Abschluß kam, so versicherte man uns doch, wir können ruhig heimreiten, sie komme *zustande*. Wir ließen dann satteln und ritten ab, aber bald sahen

wir den vielfachen Mörder in unserem Gefolge; er wagte wahrscheinlich doch nicht, ohne uns noch zu bleiben.

Nach und nach hat sich eine ganze Reihe von jenen so berüchtigten Räubern dem Christentume zugewandt. Auch Siwa humola, „der Neunflammige" ist getauft worden, nachdem er sich in demütigem innigem Gebete dem Herrn befohlen hatte.

Zu unserem Schmerze aber wurde der Arbeit Krumms bald ein Ziel gesetzt. Etwa ein halbes Jahr nach den oben geschilderten Ereignissen starb seine Frau ziemlich plötzlich und nicht ganz ein Jahr weiter raffte auch ihn das wiederkehrende Schwarzwasserfieber hinweg, als er eben im Begriffe war eine Erholungsreise in die Heimat anzutreten. War ihm jene interessante und belangreiche Arbeit auch mehr in den Schoß gefallen, weniger vielleicht direkt durch sein Verdienst, so war er doch ein tüchtiger und geschickter Missionar, den Schreiber dieses und noch mancher andere schmerzlich vermißt.

Nun steht Lahusa in etwa verwaist, aus Mangel an Arbeitern. Es besteht der Plan, die Station demnächst der Fieber wegen zu verlegen, aber noch ist niemand dafür da. Dagegen ist im vergangenen Jahre in Lolowa'u selbst von dem jungen Br. Hippenstiel eine Station angelegt worden und der Missionar findet durch die Getauften kräftige Unterstützung, besonders soll der älteste Sohn von Fadoli, David, ein ausgezeichneter Evangelist sein. Der Schall des Evangeliums war schon zur Zeit Krumms in entferntere Gegenden gedrungen, südlich bis Hili Lowalangi und ins Innere bis an den oberen Ojò, doch war es bisher nicht möglich, die Leute wirksam zu erreichen. Soeben höre ich nun, daß der uns sehr wohlgesinnte holländ. Beamte in der letzten Zeit den Wegebau kräftig in die Hand genommen habe. Ich erwähnte schon, daß von meiner Station Lolowua aus zum Häuptling Sita mbaho und Genossen ein Weg gemacht sei, derselbe soll nun nach beiden Küsten auslaufen, im Osten nach Sogae adu und im Westen nach Lolowa'u[1]) dadurch wird ein weites Gebiet erschlossen.

Das Stationsgebiet von Lahusa weist 203 Getaufte und 130 Bewerber auf, die 128 Getauften auf Lolowa'u, welches also nun selbständige Station ist, nicht mitgerechnet.

---

1) Man wolle beachten „Lolowua" und Lolowa'u".

Als letzte Station in jenem Westgebiete ist die auf einer der Nakko- (oder genauer Hinako-) Inselchen zu nennen, die Missionar Hoffmann im Jahre 1899 anlegte. Auch hier war von dem oftgenannten Fetero von Sirombu, der dort mancherlei Beziehungen hatte, schon tüchtig vorgearbeitet worden. Der eigentliche Stamm der Hinako-Inselbewohner besteht aus Fremdlingen, die vorzeiten, vermutlich von Celebes (Makassar) her, nach Nias eingewandert sind. Indessen unterscheiden sie sich heute nicht sehr wesentlich mehr, da sie auch die niass. Sprache sprechen und von ihrer Muttersprache nur noch dürftige Überreste erhalten sind. Vorteilhaft zeichnen sie sich aus durch eine etwas höhere Kultur in Kleidung und Haushalt, die auch schon durch ihre im allgemeinen größere Wohlhabenheit bedingt ist. Den relativen Reichtum erwerben sie durch ihre enormen Kokospalmen-Anpflanzungen, die auf den Koralleninselchen herrlich gedeihen, wogegen dort sonst nur wenige Kulturgewächse aufkommen. Der Volksstamm nennt sich Maru.

Nun ist leider vor 2 Geschlechtern ein Zweig desselben zum Mohammedanismus übergegangen und gerade in den Händen dieses Zweiges befindet sich die, wenn auch mehr oder weniger bestrittene, so doch von der holländischen Regierung soweit anerkannte Oberhäuptlingsschaft und vonseiten dieser erfuhr die Mission allerlei Anfechtungen und Schwierigkeiten. Indessen scheint es neuerdings schon besser zu gehen, nachdem die Regierung den Oberhäuptling, Mara'ali, mehr in seine Grenzen gewiesen und für die bisherigen Heiden, die nun schon mit Macht das Christentum annehmen, einen Christen als Häuptling anerkannt hat.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Inselchen so isoliert im Ozean liegen, wenn auch allerdings nicht allzu fern von der niass. Küste. Der Transport von Baumaterialien und der sonstigen Güter und auch die Fahrten des Missionars und seiner Leute waren und sind nicht ungefährlich, da die Brandung an der Küste des offenen indischen Ozeans sehr stark ist und auch die Verbindung der einzelnen Inselchen unter einander, Besuch der Gottesdienste usw., ist oft nicht leicht und nicht ohne Gefahr, ja kann sogar unmöglich werden.

Aber doch fand Missionar Hoffmann auch dort einen schönen Eingang und schon am Weihnachtsfeste 1900 konnte er die stattliche *Schar von* 128 Seelen taufen und so hat sich die Arbeit weiter ent-

wickelt. Zum neuesten Jahresbericht war keine Statistik eingelaufen, es finden sich dort aber „nach Notizen" verzeichnet: 240 Getaufte und 500 Taufbewerber.

Damit haben wir unseren Rundgang vollendet. Es wäre etwa noch hinzuweisen auf das Geduldswerk, was Miss. Dornsaft in Padang, der Hauptstadt von Sumatras Westküste, in der niass. Diaspora verrichtet. Hier kann allerdings von großen Zahlen nicht die Rede sein, aber doch ist auch diese Arbeit nicht vergeblich, besonders an den niass. Christen, die dort vielfach auf längere oder kürzere Zeit Erwerb suchen. Daneben arbeitet Dornsaft im Dienste holländ. Freunde unter dem europäischen Militär gleichfalls im Segen.

Annex der niass. Mission ist auch die kleine holländ. Arbeit auf den Batu-Inseln, südlich von Nias, die noch zum Gebiete der Niassprache gehören. Dieselbe wird verrichtet von den beiden auch von Barmen ausgegangenen Missionaren Frickenschmidt und Landwehr, denen in der letzten Zeit Miss. Kienlein zur Seite getreten ist. Hier sind die Zustände noch ungefähr so, wie sie bis 1890 auf Nias waren; von großen Erfolgen ist noch keine Rede, auch soll die Bevölkerung dort doch nicht allzu zahlreich sein.

Was unsere Arbeit im allgemeinen betrifft, so hoffe ich, daß der Leser den Eindruck bekommen haben wird, daß sie „nicht vergeblich ist in dem Herrn" und daß wir uns über das Gerede von der „Erfolglosigkeit" der Mission werden zu trösten wissen. Es ist auch nicht nur ein Prangen mit Zahlen, sondern in diesen Zahlen steckt auch viel wahres Christentum. Natürlich sind bei diesen Massentaufen nicht alle gleich, aber wir haben einen guten Stamm von Christen, die sehr wohl wissen, daß es sich um Herzenserneuerung handelt und die ein wirklich neues Leben beginnen. Besonders schön ist bei unsern Niassern die Gebetsfreudigkeit. Sowie sie mit dem Götzendienste gebrochen haben, wenden sie sich in allen Lagen im Gebete an den lebendigen Gott und haben einen kindlichen Glauben an die Erhörung und warum sollten sie dabei nicht auch Erhörung finden? Daß die Häuptlinge, die sich in der ersten Zeit so sehr zurückhielten, diese Reserve längst aufgegeben haben, konnte ich schon vor 6 Jahren erwähnen. Heute sind sie fast überall an der Spitze.

Und was ist es nun, menschlich geredet, was uns die Leute in solcher Zahl zuführt? Der Umstand, daß wir in neuerer Zeit

immer weiter nach dem Süden vordringen können und immer mehr von den, bisher noch als „Wilde" bezeichneten Niassern gebeten werden Stationen bei ihnen anzulegen, entspringt dem Verlangen nach friedlicheren Zuständen und nach Schutz, den diese Leute von der Mission erhoffen. Sie sind des ewigen Mordens und der Räubereien müde und wissen nun, daß der Missionar so viel Respekt einflößt, daß sich die Räuber und Kopfjäger nicht mehr so heranwagen. Hiermit geht dann sofort ein Zweites Hand in Hand, was noch mehr Einfluß hat und das ist unsere medizinische Praxis. Krankheiten, besonders Malaria, Darmkrankheiten und Husten sind sehr häufig auf Nias und ganz besonders die erstere. Bisher suchte der Niasser seine Hilfe im Götzenopfer und glaubte dadurch Heilung zu finden, aber das ist eine kostspielige und dabei mindestens sehr unsichere Sache. Nun kommen wir mit unseren Arzeneien, und sie erhalten die Mittel gratis oder doch für nur ein paar Pfennige. Sie nehmen dieselben und sind in ein paar Tagen gesund. Dies sieht ein anderer, der eben noch den Götzen opferte, wobei der Kranke sich vor oder neben den Götzen hinstreckt und stirbt, ehe vielleicht noch der Ton der Trommel des Priesters verklungen ist. Dann sagt er sich: „Nein, jetzt ist es aber genug!" und er gibt den Götzen den Abschied und holt Arznei, womit dann verbunden ist, daß er auch den Gottesdienst besucht mit seiner Familie. Bald lassen sie sich für den Taufunterricht anschreiben und beginnen zu lernen und dann kommt ebenfalls bald die Erkenntnis, daß es sich nicht nur um leibliche Hilfe handele, und so werden sie keineswegs bloße „Arzeneichristen." Es muß nur auf diesem Wege zum Bruche mit dem Götzendienste und dem Heidentume kommen. Wenn wir die ärztliche Praxis nicht ausübten, dann würden wir schwerlich noch so weit sein, wie wir jetzt sind.

Aus diesem Grunde ist es zu bedauern, daß die Bemühungen, auch auf Nias eine eigentliche ärztliche Mission zu etablieren, nun schon zweimal fehlgeschlagen sind. Sollte sich vielleicht durch diese Zeilen ein stud. med., oder ein junger Arzt bewogen fühlen, mit in diese unsere herrliche Arbeit einzutreten, so würde es mich sehr freuen und der betreffende würde es schwerlich jemals bereuen.

Die Christianisierung der ganzen Insel Nias ist nur eine Frage der Zeit, d. h. wenn die holländ. Regierung uns weiter kräftig *unterstützt in* Bezug auf die Herstellung von Wegen in dem wege-

losen Lande und wenn unsere Missionsgesellschaft imstande sein wird, uns genügend mit Arbeitern und Mitteln zu versorgen.

Der Herr unseres Werkes, der reich ist über alle, die ihn anrufen, wolle geben, daß uns das Nötige dargereicht werde, damit die vielen reifen Ähren, die auf unserem Nias der Einheimsung harren, nicht auf die Erde fallen müssen.

Die Zahl der Analphabeten in China.

Von Missionar J. Genähr.

Laut Statistik besuchten im Jahre 1900 in Japan im Durchschnitt 81,48 % aller Kinder im schulpflichtigen Alter die Volksschule und zwar 90,35 % der Knaben und 71,73 % der Mädchen. Inzwischen sollen sich diese Zahlen durch den Eifer der Regierung und die Abschaffung oder doch Reduzierung des Schulgeldes in vielen öffentlichen Volksschulen noch gebessert haben.

Wo einem wie hier das Erziehungsdepartement die Ziffern liefert, ist es nicht schwer, die Zahl der Analphabeten festzustellen. In China liegen jedoch die Verhältnisse anders. Ebensowenig wie sich eine genaue Bevölkerungsziffer dieses gewaltigen Reiches angeben läßt, läßt sich mit Sicherheit die Zahl derer, die lesen und schreiben können, und damit die Zahl der Analphabeten feststellen. Da über die uns hier beschäftigende Frage an vielen Orten noch die irrtümlichsten Vorstellungen herrschen, scheint es nicht unangebracht, derselben einmal ernsthaft näher zu treten.

Weil China von Alters her das Land der Examina ist, das Land, in welchem selbst das kleinste Dorf seine Schule hat, hält man die Chinesen vielfach für ein „lesendes Volk“. „Man setzt sich hin und schreibt ein Buch, das dann von 400 Millionen Menschen gelesen werden kann.“ „Die chinesische Zeichenschrift ist ein Mittel, womit ungefähr 300 Millionen Menschen erreicht werden können.“ Diesen und ähnlichen Äußerungen kann man in Büchern über China noch immer begegnen. Und doch ist die Zahl derer, die weder lesen noch schreiben können, in China gar nicht gering.

Dreihundert Millionen scheint uns eine der Wahrheit wohl am nächsten kommende Schätzung der Gesamtbevölkerung Chinas zu sein.[1]) Die Zahl derer, die wirklich lesen und schreiben können, steht aber, wie wir gleich sehen werden, in gar keinem Verhältnis zu dieser ungeheuren Bevölkerung. Der Stand der Bildung ist ja natürlich sehr verschieden in den verschiedenen Klassen, in den Städten anders wie auf dem Lande, in Nord-China wieder anders als in Mittel- und Süd-China. Es ist darum außerordentlich schwer eine im allgemeinen zutreffende Schätzung vorzunehmen. Schon darüber ist man sich nicht einig, was unter lesen und schreiben gemeint ist. Viele kennen die Formen und Töne einer beschränkten Anzahl von Zeichen und sind doch nicht imstande, den Sinn auch nur eines Satzes in einem ganz einfachen Buche wiederzugeben. Geschäftsleute und Handwerker haben sich in der Regel eine für ihren Beruf auskömmliche Anzahl von Zeichen angeeignet, mit deren Hilfe sie leidlich die Bücher führen und Rechnungen ausstellen können. Darüber hinaus sind sie aber kaum imstande etwas zu lesen oder zu schreiben. Man wird sagen dürfen, ein sicheres Kennzeichen, ob einer lesen kann oder nicht, ist die Fähigkeit, ein in leichtem Stile geschriebenes Buch über einen allgemeinen, nicht technischen Gegenstand so zu lesen, das man es versteht, und auch imstande ist, über das Gelesene Rechenschaft zu geben. Bücher, die einen besonderen Gegenstand behandeln, wie rein theologische und fachwissenschaftliche, enthalten in der Regel eine mehr oder weniger große Anzahl ungewöhnlicher und nicht selten ganz neuer Zeichen, mit denen selbst leidlich gute Leser einfach nichts anzufangen wissen. Hören wir was der bekannte amerikanische Missionar Dr. Martin über diesen Gegenstand sagt:

„Man hört nicht selten die Behauptung aufstellen, daß Schulbildung in China allgemein sei; ‚selbst Kulis lernen lesen und schreiben'. In einem gewissen Sinn ist das auch wahr, aber nicht in dem Sinn, den wir damit verbinden. In den alphabetischen Landessprachen (vernaculars) des Westens begreift die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben zugleich die Fähigkeit in sich, seine Gedanken durch die Feder auszusprechen und die Gedanken anderer, wenn sie so ausgesprochen sind, zu verstehen. Im Chinesischen, und besonders in der klassischen oder Buchsprache, begreift sie nichts dergleichen in sich. Ein Ladenbesitzer mag imstande sein, seine Bücher zu führen, ohne sonst etwas schreiben zu können, und ein Junge, der einige Jahre die Schule besucht hat, mag die Zeichen eines gewöhnlichen Buches fehlerlos lesen können und doch außerstande sein, den Sinn auch nur eines Satzes zu verstehen. Die Zahl derer,

1) Diese Zahl ist wohl zu niedrig. Vergl. A. M. Z. 1903, 48.

die mit Verständnis lesen können (und nur das sollte man „lesen" nennen) ist natürlich in Städten größer als in ländlichen Bezirken. Es kommt aber, nach meiner Beobachtung, durchschnittlich nicht mehr als einer auf zwanzig unter den Männern, und eine auf tausend unter den Frauen[1])

So Dr. Martin. Seine auf sorgfältiger und jahrzehntelanger Beobachtung beruhende Schätzung ergibt, bei der Annahme von 300 Millionen als Bevölkerungsziffer, im Ganzen nur 5 737 000 oder nicht ganz 6 Millionen Leser!

Der Engländer Dr. Gibson in Swatau, der diesen Gegenstand ebenfalls einem sorgfältigem Studium unterworfen hat, kommt zu einem befriedigenderen Resultat.

Ausgehend von der Annahme, daß China kaum mehr als 300 Millionen Einwohner zählt, bringt er zunächst von dieser Zahl die Kinder unter 10 Jahren, von denen man bei einer derartigen Untersuchung billigerweise absehen kann, da sie in der Regel zu jung sind, um den an einen Leser zu stellenden Anforderungen genügen zu können, in Abzug. Angenommen, daß diese 25 % der Bevölkerung ausmachen, erhalten wir die runde Zahl von 75 Millionen. Diese in Abzug gebracht, bleiben uns 225 Millionen als die Totalziffer von Erwachsenen, mit denen wir zu rechnen haben. Davon entfällt die eine Hälfte auf die Männer, die andere auf die Frauen. Diese pflegen in der Regel nicht zu lesen. Jedenfalls bilden lesende Frauen die Ausnahme. Wenn wir annehmen, daß von den 112 500 000 Frauen 1 %, oder 1 250 000 im Ganzen lesen können, so werden wir wohl das Rechte getroffen haben. Von den 112 500 000 Männern ist es eine weitgehende Schätzung, zu sagen, daß 10 %, oder 11 250 000 im Ganzen die Kunst des Lesens, wie wir sie oben definiert haben, gelernt haben.[2])

Lassen wir eine übersichtliche Darstellung folgen:

Gesamtbevölkerung Chinas	300 000 000
Davon ab Kinder unter 10 Jahren, sagen wir 25 %	75 000 000
Gesamtziffer von Erwachsenen .	225 000 000

Geteilt durch 2, ergibt sich:

von 112 500 000 Männern, 10 %	11 250 000
von 112 500 000 Frauen, 1 %	1 125 000
Gesamtsumme der Leser .	12 375 000

Verglichen mit Dr. Martins zu allgemein gehaltener Schätzung verdient die des Dr. Gibson den Vorzug. Befragen wir nun noch

1) The Chinese: Their Education, Philosophy and Letters", by W. A. P. Martin, D. D. L. L. D., President of the Tung-wen College, Peking.

2) „Learning to Read in South China" by John C. Gibson, M. A.

eine chinesische Autorität, einen einheimischen Gelehrten, Herrn Sun Kien-tsing, der sich kürzlich in der „Review of the Times“ (Wan Kwoh Kung Pao), einer in Shanghai erscheinenden Monatsschrift, folgendermaßen über das uns beschäftigende Problem ausgelassen hat. Herr Sun rechnet wie die meisten Chinesen mit einer höheren Bevölkerungsziffer. Er sagt:

„Von den 400 Millionen Bewohnern Chinas darf angenommen werden, daß annähernd 50 Millionen eine Bekanntschaft mit den Schriftzeichen gemacht haben; unter diesen 50 Millionen befinden sich aber kaum 20 Millionen, die wirklich Verständnis für das Gelesene zeigen und imstande wären eine Zeitung zu lesen; unter diesen 20 Millionen gibt es wohl kaum 5 Millionen, die wirklich die Feder zu führen oder einen Aufsatz zu schreiben und zu erklären fähig wären; und unter diesen 5 Millionen finden wir ferner kaum 100 000, die die Klassiker wirklich studiert, und von der chinesischen alten und neuen Geschichte auch nur mäßig Bescheid wüßten; unter diesen 100 000 mögen allenfalls 5000 sein, die sich eine leidliche Kenntnis fremder Sprachen angeeignet haben und über das, was man von der Geographie der 5 Erdteile wissen muß, Auskunft geben könnten; und unter diesen 5000 endlich dürften kaum hundert und etliche sein, bei denen ein eindringendes Verständnis für das, was unserem Lande wahrhaft frommt, wie es zu regieren und wie seine Wohlfahrt am besten zu befördern sei, vorausgesetzt werden könnte.“

So die Klage eines Chinesen. Wir sehen, die oben mitgeteilten Zahlenreihen sind nicht zu niedrig gegriffen. Auch Herr Sun wagt kaum mehr als 5 Millionen solcher anzunehmen, die wirklich imstande sind „die Feder zu führen“ oder „einen Aufsatz zu schreiben“, und höchstens 20 Millionen, die eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit den Schriftzeichen gemacht haben, d. h. die auch verstehen was sie lesen. Die Differenz zwischen seiner Schätzung (20 Millionen) und der des Dr. Gibson (ca. 13 Millionen) verschwindet, wenn wir bedenken, daß der eine mit einer Bevölkerung von 400 Millionen rechnet, während der andere 100 Millionen weniger in Anschlag bringt.

So hätten wir denn gefunden, daß es in China kaum 13 Millionen Menschen gibt, die wirklich lesen und schreiben können. Und jeder wirkliche Kenner chinesischer Verhältnisse wird zugeben, daß bei dieser Berechnung den Chinesen kein Unrecht geschieht. Die Zahl der Analphabeten beträgt hiernach rund 287 Millionen.

Wie haben wir uns dieses auffallende Mißverhältnis in einem „Gelehrtenstaate“ wie China zu erklären? Die

Ursache ist nicht weit zu suchen; sie liegt in der außerordentlichen Schwierigkeit der sogen. klassischen oder Buchsprache (Wênli) einerseits, und in der unbegreiflichen Vernachlässigung der gesprochenen Sprachen andererseits.

Während die Buch- oder Schriftsprache im ganzen Reiche dieselbe ist, ist die Landessprache in den einzelnen Provinzen oft sehr verschieden, so daß z. B. ein ungebildeter Mann von Amoy sich schon in Futschau so wenig als in Kanton verständlich machen kann. In Amoy spricht man den Süd-Fohkien-Dialekt, der mit dem Hoklo-Dialekt verwandt ist, in Futschau dagegen den Nord-Fohkien-Dialekt. Und doch liegen beide Städte in derselben Provinz. In der Kwangtung-Provinz herrscht der Punti-Dialekt vor, doch wird in einigen Gegenden auch Hoklo und Hakka und auf der Insel Hainan nur Hainan gesprochen. Der in den nördlichen und mittleren Provinzen Chinas gebräuchliche Mandarin-Dialekt ist am weitesten verbreitet. Er wird Mandarin genannt, weil er die amtliche Sprache ist, die bei gerichtlichen Verhandlungen allein zuläßig ist. Die Bezeichnung „Dialekt“ für die verschiedenen in China gesprochenen Sprachen ist aber eigentlich wenig zutreffend. Sie sind verwandte Sprachen, die zu einander in einem ähnlichen Verhältnis stehen, wie z. B. Arabisch, Hebräisch, Syrisch und andere Sprachen der semitischen Familie, oder wie Englisch, Deutsch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch u. s. w.

Die Landessprachen (To Wa) werden in der Regel nicht geschrieben, denn man schreibt in China nicht wie man spricht. Eine Ausnahme bildet der sogen. „Mandarin-Dialekt“ (Kwan Wa), der über eine ausgebildete Literatur verfügt. Bücher in diesem Stil, dem sogen. „Mandarin-Colloquial“, sind, wenn man daraus vorliest, überall da, wo Mandarin die Volkssprache bildet, also im nördlichen, mittleren und westlichen China, allen Klassen der Bevölkerung sofort verständlich, während die „Buchsprache“, das Wênli, erst in die gesprochenen Sprachen der verschiedenen Distrikte übersetzt werden muß. Die Übersetzung geschieht aber nicht auf dem bedruckten Blatt. Man überläßt das vielmehr jedem Leser selbst während er liest, und wenn es sich um eine öffentliche Versammlung handelt, dem Vorsitzenden oder Prediger, der dann je nach dem Stand seiner Bildung und seiner Übersetzungsgabe eine mehr oder weniger gute Paraphrase liefert. Die Buchsprache ist darum nicht mit Unrecht eine tote Sprache genannt worden, deren sich selbst die gebildetsten und gelehrtesten

Chinesen nie als Umgangssprache bedienen. Ihr Verhältnis zu den verschiedenen Umgangssprachen Chinas ist ungefähr dasselbe wie das des Lateinischen zu den Sprachen des südwestlichen Europas.

Vielleicht die Hälfte des lesenden Publikums in China, also ungefähr 7 Millionen, können durch Bücher, die im Mandarin-Dialekt abgefaßt sind, erreicht werden. Nun gibt es aber noch eine den Amoy-Dialekt sprechende Bevölkerung von ca. 8—10 Millionen, eine Futschau und Swatau sprechende Bevölkerung von je ca. 5—6 Millionen, eine Hakka-Bevölkerung von mehr als 6 Millionen und endlich das Kantonchinesisch (Punti), das von 10 und etlichen Millionen gesprochen wird. Diese alle wissen mit der sogen. Mandarinliteratur nichts anzufangen. Sie alle haben, mit Ausnahme des Kantonesischen keine der Umgangssprache entsprechende Schriftsprache. Einheimische Gelehrte haben sogar behauptet, es sei unmöglich, die verschiedenen Landessprachen in Schriftchinesisch zu bringen. Es existierte darum auch außer in Mandarin und Kantonesisch bis vor kurzem keine eigentliche Volksliteratur.

Was einheimische Gelehrte für unmöglich gehalten haben, haben Fremde zustande gebracht. Sie haben nicht nur das Mandarin und Kantonesisch als Schriftsprache weiter kultiviert und ausgebaut, sondern auch für die anderen Umgangssprachen wie Amoy, Futschau usw. eine Literatur geschaffen, und sich dadurch ein großes Verdienst um die allgemeine und religiöse Volksbildung erworben.

Es war früher Mode, die Bemühungen der Missionare, die heilige Schrift in die verschiedenen Volkssprachen Chinas zu übersetzen, mitleidig zu belächeln, oder gar mit scharfen Worten zu tadeln Selbst unter den Missionaren gab es solche, die es unter ihrer Würde fanden, an Sonntagen den Text aus der in der Umgangssprache geschriebenen Bibel vorzulesen, da diese wohl gut genug sei für Frauen und Kinder und für junge Ankömmlinge, die der Sprache noch nicht mächtig seien, nicht aber für solche, die Verständnis und Geschmack an der Buchsprache gewonnen hätten. Es ist hohe Zeit, daß mit diesem abgeschmackten Vorurteil endlich aufgeräumt werde. Nicht als ob wir für die Eleganz und den Rythmus, sowie für die unvergleichliche Prägnanz der chinesischen Buchsprache keinen Sinn hätten. Im Gegenteil. Wir halten sie für nützlich und angebracht an ihrem Platz und glauben, daß sie ihren Platz behaupten wird für rein literarische und Regierungszwecke. Sie ist aber, wie eine mehr als

tausendjährige Geschichte zeigt, durchaus ungeeignet, das chinesische Volk zu einem lesenden Volke zu machen, und damit auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben. Seit mehr als 1000 Jahren besteht in China für diejenigen, welche sich um Staatsämter bewerben, ein System öffentlicher Prüfungen und ist damit der Weg zu den höchsten Ehrenämtern gebahnt. Obgleich sich infolgedessen aller Gesellschaftskreise ein reger Wetteifer bemächtigt hat, die „Wolkenleiter" hinanzuklimmen, oder wie ein anderer Ausdruck für das Erlangen des 1. Gelehrtengrades lautet: in die „Drachenpforte" einzutreten, so ist doch das Resultat ein ganz klägliches gewesen. Ein Land, welches sich einbildet die einzige, wahrhaft zivilisierte Nation der Erde zu sein, und welches eine Bevölkerung von 300 Millionen hat, kann kaum 13 Millionen (nach Dr. Martin kaum 6 Millionen) aufweisen, die im vollen Sinne des Wortes lesen und schreiben können!

287 Millionen Analphabeten in China, welch ein Armutszeugnis für den Konfuzianismus und für das herrschende Regierungssystem in China! Da kann man auch sagen: „gewogen, und zu leicht gefunden."

Es gab auch für unser Volk und Land eine Zeit, wo die Frage, ob Buchsprache oder Landessprache in der Wageschale lag. Nachdem aber Luther die heilige Schrift seinen „lieben Deutschen" in einer unvergleichlichen Weise „verteutscht", da waren für Klopstock und Lessing, für Schiller und Göthe die Wege geebnet, ihre unsterblichen Meisterwerke hervorzubringen, die sie dem deutschen Volke (nicht einer Gelehrtenkaste) für alle Zeiten lieb und wert gemacht haben, und niemand wird seither bereut haben, daß die Wahl so und nicht anders ausgefallen war.

Einer der erleuchtetsten Päpste empfahl einst einem seiner Bischöfe den „Grammatika" den Abschied zu geben, wenn er durch eine einfachere Art der Rede das Heil der ihm anvertrauten Seelen besser zu fördern imstande sei. Und was waren diese „Grammatika"? Etwa gute Grammatik im Unterschied von schlechter? Mit nichten. Nichts geringeres war es als das klassische oder kirchliche Latein, das Latein der Bücher, das „Wênli" Roms im Unterschied von der gesprochenen Sprache, der Sprache des Volks. Die „Grammatika" behaupteten ihren Stand im Mittelalter, und es sei ferne von uns ihre Verdienste zu bemäkeln; als aber durch die Reformation die Landessprachen zu Ehren kamen und in ihr Recht eingesetzt wurden, da kam neues Leben über die Völker Europas.

Ähnliches erhoffen wir für China, wenn erst einmal die Führer des Volks, die Literaten, vom hohen Roß herunterzusteigen gelernt haben und zu der Einsicht gelangt sind, daß die Sprache des Landes, deren sie sich selber im täglichen Verkehr bedienen, keineswegs nur gut genug ist für „Frauen und Kinder", sobald es sich um Literatur und Volksaufklärung handelt.

Erfreulicherweise fehlt es in diesen Kreisen nicht ganz an Vorboten eines derartigen Umschwungs. Vor mir liegt eine Nummer des „South China Collegian" (Leng Nam Hok Shang Kai), einer in Kanton seit Jahresfrist erscheinenden biliteralen Monatsschrift, in welcher Herr Tschung Wing Kwong, Professor des chinesischen Departements im „Christian College" in Macao, in einem längeren Artikel Reformvorschläge in bezug auf die geschriebene Sprache bringt. Herr Tschung Wing Kwong legt es den einheimischen Gelehrten dringend ans Herz, sich des Gebrauches altertümlicher, das Verständnis erschwerender Zeichen zu enthalten, sich eines einfacheren und weniger prätentiösen Stiles zu befleißigen; den alten Zopf, von rechts nach links zu schreiben, zu beseitigen und dafür die europäische, natürlichere Weise von links nach rechts zu schreiben zu adoptieren; grammatische Regeln beim Gebrauch von Perioden und Satzteilen anzuwenden und ein Interpunktionssystem, ähnlich dem europäischen einzuführen. Auch er klagt über den beschämenden Mangel an allgemeiner Bildung in China, und findet die Schuld dieses Mangels in dem herrschenden Schulsystem, das einen nach „zehnjährigem Studium und mühevoller Aneignung von mehr als 4000 Schriftzeichen noch nicht einmal in den Stand setze, beliebigen Gebrauch von der Schriftsprache zu machen"; und auch er muß eingestehen, daß „unter 10 Erwachsenen in China kaum einer oder zwei Vertrautheit mit den Zeichen zeige und fähig sei die Feder zu führen."

Es ist nicht mehr wie billig, zu verlangen, daß vernunftbegabte Wesen schreiben wie sie sprechen, wie das auch in allen wahrhaft zivilisierten Ländern geschieht. Japan und China, sowie diejenigen asiatischen Länder, die unter chinesischem Einfluß stehen, bilden allein eine Ausnahme. Es ist interessant und lehrreich zu sehen wie das in früherer Zeit von China in so vielen Stücken abhängige Japan sich allmählich immer mehr vom chinesischen Einfluß frei zu machen gewußt hat. In Japan haben früher die chinesischen Schriftzeichen auf dem Gebiet der Literatur die Alleinherrschaft behauptet,

und auch heute noch wird das Studium der chinesischen Buchsprache als ein unerläßliches Erfordernis wahrer Bildung gehalten. Aber die findigen Japaner konnten sich nicht lange ausschließlich mit diesem fremden Ballast begnügen. Sie erfanden im 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung das sogenannte Katakana-System, bestehend aus 50 phonetischen Symbolen, durch welche jedes japanische Wort geschrieben, und mit deren Hilfe die Kunst des Lesens leicht angeeignet werden konnte. Später verleitete jedoch unglücklicherweise ihre Neuerungssucht die Japaner zu der Annahme einer weiteren Anzahl von Symbolen, die Hiragana genannt, so daß man um die Landessprache lesen zu können, sich anstatt der 50 Symbole des Katakana, sich auch noch die 400 des Hiragana aneignen mußte. Die Schwierigkeiten mehrten sich, als im Laufe der Zeit chinesische Worte und Phrasen sich in der japanischen Sprache einbürgerten, die sich nur durch chinesische Zeichen ausdrücken ließen. So kam es, daß die japanische Schriftsprache sich als eine wunderliche Mischung von japanischen und chinesischen Zeichen darstellt. In Büchern populären Inhalts herrschen die japanischen, einfacheren Schriftzeichen vor, während in wissenschaftlich gehaltenen Büchern chinesische Schriftzeichen beinahe die Hälfte des Textes ausmachen.

Seit Japan sich dem Einfluß des Christentums und der europäischen Kultur erschlossen hat, hat sich die Ansicht immer mehr Bahn gebrochen, daß die neue Zeit mit ihren gesteigerten Anforderungen auch die Annahme eines einfacheren Schreibsystems gebieterisch erfordere. Es hat sich eine Gesellschaft, die Romaji-Kai, oder Römisches-Alphabet-Gesellschaft gebildet, um die allgemeine Annahme eines alphabetischen Systems an Stelle der alten Schreibweise zu fördern. Die Führer dieser Gesellschaft haben im Juli 1885 in einem Manifest sich an die Öffentlichkeit gewandt, und u. a. folgendes einem lesenden Publikum zu bedenken gegeben:

„Durch die Einführung des Katakana und Hiragana vor ungefähr 10 Jahrhunderten hat sich Japan zum Teil von dem knechtischen Joch der chinesischen Schriftsprache emanzipiert, aber es ist keine völlige Befreiung möglich, so lange wir es, zu Gunsten eines rein alphabetischen Systems, nicht gänzlich von uns geworfen haben." An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn eine Sprache für das Auge durch 22 Buchstabenlaute angemessen dargestellt werden kann, warum soll man da noch Zeit und Mühe vergeuden, um ein System aufrecht zu erhalten, welches mehrere Tausend Symbole erfordert, um sinnbildliche Ideen und Gegenstände darzustellen?"

Diese mit den Jahren zunehmende Bewegung in Japan kann uns in China nicht gleichgiltig lassen. Wenn eine solche Vereinfachung in Japan, welches schon ein verhältnismäßig einfaches phonetisches System hatte, so ist das Bedürfnis für China noch hundertmal größer. Die Frage, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können, ist nur die: sollen wir es uns angelegen sein lassen, die Landessprachen in Wort und Schrift (chines. Zeichenschrift) wie bisher weiter zu pflegen, oder sollen wir dem rein alphabetischen System den Vorzug geben? Für die Beibehaltung der chinesischen Zeichenschrift auch für die gesprochene Sprache spricht der Umstand, daß wir damit den Chinesen nichts Fremdes aufdrängen. Die hierfür erforderlichen Schriftzeichen lassen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit erlernen. Gegen ein rein alphabetisches System ist öfters der Einwand erhoben worden, daß die Anwendung desselben unserer religiösen Unterweisung einen fremden Anstrich gebe. Dasselbe könnte ja aber auch gegen die Verwendung von fremden Missionaren eingewendet werden. Die Tatsache, daß selbst ältere Frauen aus dem Volke in einigen Monaten sich die Fähigkeit angeeignet haben, in Büchern mit römischen Lettern fließend zu lesen, und die weitere Tatsache, daß in immer weiteren Kreisen, ähnlich wie in Japan, Propaganda gemacht wird für diese Methode, sowie endlich der Umstand, daß in manchen Gegenden neben der Bibel alten und neuen Testaments, Bunyans Pilgerreise und schon eine beträchtliche Anzahl christlicher Bücher: Katechismen, Lehrbücher und selbst Zeitschriften in römischer Buchstabenschrift vorhanden sind, das alles scheint doch dafür zu sprechen, daß dem alphabetischen System ein Platz gesichert ist in China. Mögen beide Schreibweisen im Verein mit der uralten Buchsprache einen löblichen Wetteifer entfalten, um die ihnen gestellte Aufgabe, deren Lösung dem Konfuzianismus und dem herrschenden Regierungssystem so schlecht gelungen ist, zu bewältigen, aus den 300 Millionen Chinas eine lesende Nation zu machen!

Eine Missionskantate.

Beurteilt von R. Grundemann.

„Die Kunst und die Mission" ist ein leider noch viel zu *wenig ange*bautes Gebiet, obgleich jeder Kundige sich sagen muß,

daß es bei richtiger Behandlung nach beiden Seiten hin reichliche Früchte tragen würde. Welchen Erfolg z. B. würde ein Maler haben, wenn er bei hervorragender künstlerischer Tüchtigkeit die Gegenstände seiner Darstellung von einem Missionsgebiete nähme, etwa von Indien, mit seiner glühenden Farbenpracht, seinen uns meist sympathischen Physiognomien und seiner Gewandung, die jede andere unserer Zeit weit in den Schatten stellt! Eine Serie von Bildern auf einer Ausstellung, die uns lebenswahr den heidnischen Inder und den indischen Christen in den oft ergreifenden Situationen nebeneinander stellte, würde dem Maler einen Erfolg bringen, wie er ihn schwerlich bei der Behandlung eines der landläufigen Stoffe hätte erreichen können. Andererseits aber würden Tausende, die nie von einer Missionspredigt erreicht werden, durch solche Bilder auf die große Sache aufmerksam gemacht werden, und ich zweifle nicht, daß mancher Kunstfreund damit zum Missionsfreunde werden würde.

Freilich, dazu würde unerläßlich sein, daß der Maler uns nicht auf ein flüchtiges Hörensagen hin phantastische, unwahre Darstellungen böte, sondern sachlich zutreffende, die aus eingehender Sachkenntnis und einem gründlichen Verständnis erwachsen sind. Wir haben es leider bei Missionsbildern schon oft erfahren müssen, wie schwer es hält, diese Bedingung zu erfüllen.

Ähnlich verhält es sich mit der Musik. Diese Kunst wird ja freilich oft in den Dienst der Mission gestellt. Chor- und Sologesänge müssen so manches Missionsfest verschönen. Ein einflußreicher Herr gab einmal einen Anstoß, diese Verbindung der Musik mit der Mission weiter auszubauen. Er wünschte eine Auswahl geeigneter Musikstücke, die sich für Missionsfeste und Missionsgemeindeabende eignen, veröffentlicht zu sehen. Das wäre aber doch nur eine mechanische Verbindung. Abgesehen von wenigen Missionsliedern, die durch vielfachen Gebrauch den betreffenden Melodien ein gewisses Missionsgepräge gegeben haben, gibt es noch gar keine Kunstmusik, die innerlich mit der Mission verwachsen wäre. Manche Arie hat wohl den biblischen Missionsgedanken schön zum Ausdruck gebracht (z. B. Händels „Wie lieblich ist der Boten Schritt"); aber unter Mission verstehen wir doch nicht bloß den Gedanken, sondern das wirkliche Christianisierungswerk, wie es sich seit dem Erwachen des Missionslebens in mehr als 100 Jahren ausgebildet hat. Eine Arie oder eine Motette, die ganz ohne Bezug auf dieses Werk geschaffen, dennoch zum Besten

desselben gesungen wird, gleicht einem beliebigen Bilde, das der Maler in einen Missionsbazar gegeben hat. Dadurch ist es noch kein Missionsbild geworden.

Der erste Versuch auf dem Felde wirklicher Missions-Kunstmusik ist meines Wissens bei Gelegenheit des 50 jährigen Jubelfestes der norwegischen Misssonsgesellschaft in Stavanger, 1892, gemacht worden.

Dort wurde in der Domkirche eine Festkantate aufgeführt. Der Chor beginnt nach kurzem, aufsteigendem Orgelpräludium mit dem „Trishagion". Darauf erklingt in einem Männersolo der Ruf des Herrn an die erlöste Menschheit. Frauenstimmen schilderten uns dann das heidnische Elend von verschiedenen Missionsfeldern, dreimal unterbrochen durch den immer verstärkten Ruf des Chors: „Komm herüber und hilf uns." Darauf wird die halbhundertjährige Arbeit der norwegischen Mission im Sululande und Madagaskar im Rezitativ dargelegt. Männerstimmen lassen den Dank von beiden Missionsfeldern erklingen. Der Schlußchor gibt das in ein Halleluja ausklingende Te Deum, das durch ein Orgelpräludium zum Gemeindegesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" übergeleitet wird.

Die Kantate ist geschickt angelegt, in manchen Stücken gelungen und wirksam. Anderes aber ist verfehlt, namentlich die Schilderung des heidnischen Elends. Hier begnügte sich der Dichter mit Berührung einiger Gemeinplätze, wie sie sich in der Vorstellung der Missionsgemeinde unter unzureichender Berichterstattung ausgebildet hatten. Eine zutreffende lebenswahre Darstellung wird damit nicht erreicht. — Dann aber ist so eine Festkantate wie eine Eintagsfliege. Sie ist ad hoc gedichtet und komponiert. Für andere Orte und zu anderen Zeiten ist sie nicht verwendbar. Ob sie in Norwegen nach entsprechender Umarbeitung später noch bei anderen Gelegenheiten Verwendung gefunden hat, habe ich nicht erfahren. Daß sie auch in andern evangelischen Ländern, etwa in Deutschland, im Dienste der Mission gebraucht werden könne, war völlig ausgeschlossen. Mir aber klang manches aus der Festkantate lange in den Ohren und durch den Sinn. Das Verlangen, den Missionsgedanken in gediegener Kunstmusik zum Ausdruck zu bringen, regte sich mächtig. Ich habe versucht dazu etwas zu tun, bin aber über die ersten Vorbereitungen nicht hinausgekommen. Vor allen Dingen galt es einen der Aufgabe gewachsenen Musiker zu finden. Ich wußte einen, zu dem ich volles Zutrauen haben konnte, daß er der Aufgabe nicht ablehnend entgegentreten und daß er sie bestens lösen werde. Das war Albert Becker. Ich sagte ihm aber noch nichts davon. Erst

mußte ein Text beschafft werden. Das war noch schwieriger als die musikalische Seite der Sache. Es ging nicht ohne einen gottbegnadeten Dichter mit einem warmen Herzen für die Mission, mit genügenden musikalischen Kenntnissen, sowie mit Zeit und Lust zur Erwerbung einer gründlichen Einsicht in die Mission. Auf solch' einen Mann fahndete ich. Das Ziel, das mir vor Augen schwebte, war übrigens größer als der norwegische Versuch. Ich dachte mir ein Missionsoratorium. Ein solches, das eine so hervorragende musikalische Leistung wäre, daß es in unserer Reichshauptstadt sich seine Bahn brechen und einen Platz in den Herzen der Musikfreunde erobern könnte.

Vielleicht war das Ziel, zu dem ich aufschaute, zu hoch gewählt. Ein Kranz von Missionsliedern, Wiederklänge des großen Werkes aus dem Herzen eines sachkundigen Dichters, würde vielleicht eher zu erreichen gewesen sein und hätte auch wohl den oben angedeuteten Erfolg, im Gewande einer hervorragenden Komposition, leichter gewonnen. Aber auch für solches Unternehmen mußte der gesuchte Dichter die Hauptperson sein.

Trotz alles Ausschauens seit mehreren Lustren ließ sich der rechte Mann nicht entdecken. Die Hoffnungen waren schon recht schwach geworden. Als nun auch Albert Becker von uns schied, schien die letzte Aussicht auf eine Verbindung der Kunstmusik mit der Mission, die wir noch erleben könnten, zu schwinden. Trotzdem werde ich mir wenigstens den Glauben, daß einst noch die schönste Musik auf Erden der Arbeit an der höchsten Aufgabe der Christenheit willig dienen wird, nie rauben lassen.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich den zweiten Versuch, der (so viel ich weiß) auf diesem Gebiete an die Öffentlichkeit getreten ist, begrüßt habe, eine holländische Zendingskantate, herausgegeben vom Java-Komitee. In dem Begleitschreiben war die Hoffnung ausgedrückt, daß sich dieses Musikstück auch bei uns in Deutschland auf Missionsfesten einbürgern werde. Daraus war zu schließen, daß dies Werk für die große evangelische Missionsgemeinde in allen Landen, ohne Rücksicht auf nationale Unterschiede, berechnet sei. Auch der Titel mit graphischem Kunstschmuck weist auf eine ganz allgemeine Darstellung der Heidenmission hin. Ein Engel erscheint auf dem Hintergrunde eines mächtigen hellen Sternes, der noch in düstere Dämmerung gehüllt ist und einer von Wolken um-

gebenen Erdkugel zuschwebt, in der Hand die Rolle mit Joh. III, 16. Darüber sieht man etwas unvermittelt noch einmal die Erde im kleinerem Maßstabe mit der englischen Inschrift: Christ for the world. Unten dagegen ist ein typisches Bild eingeschoben, das die Sehnsucht der Heiden nach Hilfe an einem aus Afrika genommenen Beispiele veranschaulicht. — Der Text ist verfaßt von L. Kupérus, dem Sekretär des Java-Komitee; die Musik lieferte J. B. Koelmann, Organist der Neuen Kirche zu Amsterdam. Verleger ist die Buchhandlung zu Neerbosch. Neben dem holländischen Text ist englische und deutsche Übersetzung beigefügt.

Leider genügt eine kurze Durchsicht, um die auf das Tonstück gesetzten Erwartungen zu enttäuschen. Es besteht aus folgenden Teilen:

1. Orgelpräludium.
2. die Klage der Javaner:

   Er: „Wo find' ich Frieden und Ruh fürs Herz?
   Wo find ich Balsam für Seelenschmerz?"

   Sie: „Wo find' ich Hilfe in Sterbensnot?
   Wo find' ich Leben, entflieh dem Tod?"

3. Chor der mohammedanischen Priester:

   „Allah ist groß und Moh. 2c. — Kämpft für Moh. — Wetzt euer Schwert und kämpft für Moh. — Ihm fließ zur Ehre der Christenheit Blut 2c."

4. Antwort der Javaner:

   Er: „Ich richt'[1]) zu Moh. flehend mein Lied, —
   Las im Koran, fand keinen Fried'.
   Ach, wenn ihr Christen die Seligkeit kennt,
   Kommt 'rüber :,: und seht mein Elend."

   Sie: „Tausenden bleibt nur ein angstvoller Tod,
   Christen, o kommt doch, zu groß ist die Not."

5. Chor der Javaner:

   „Doch sieh, wer lenkt zu uns den Schritt?
   Wer bringt ein trostvoll Wort?
   Erhört hat Allah meine Bitt'
   An seinem Gnadenort.
   Dein Knecht spricht mir vom Heil so groß,
   Durch Deinen Sohn bereit't,
   Von Deiner Liebe schrankenlos,
   Die bleibt in Ewigkeit."

6. Duett:

   Er: „Fahr Christ in deiner Rede fort 2c."

1) Sollte eigentlich sein: „richtete."

Sie: „O Bote sprich nochmal das Wort.“

7. Rezitativ. Der Missionar Baß-Solo: Joh. III, 16. Der Javaner Tenor-Solo:
„Ja das ist es, was die Seele klagend braucht — ja nun weiß ich's, ja nun glaub ich's: Mit seinem Blut bin ich gekauft — hab nun Ruhe, hab nun Friede ꝛc.“

8. Chor der Javaner und Missionare:
„Christen sendet eure Boten ꝛc.“

9. Schlußchor:
„Jesus ruft euch, er befiehlt euch: predigt's Evangelium allen Völkern. Seid mir Zeugen, da wo's niemals ward gehört. Denn einmal soll es werden eine Herde und ein Hirt. Und die Welt wird ein dann stimmen, ein in's Lied dem Lamm zur Ehr!“

Von vornherein würde die Unbeholfenheit des deutschen Textes den Gebrauch der Kantate bei uns ausschließen. Doch das sei nur nebensächlich erwähnt. Der hauptsächlichste Mißgriff liegt in der Wahl Javas zur typischen Vertretung des Gebietes der ganzen Heidenmission. Ist doch die schöne Insel eines der unfruchtbarsten Missionsfelder.

Für Holland hat Java als „die schönste Perle in der Krone“ in anderer Beziehung seine Bedeutung. Wollte man aber von Mission in holländisch Indien reden, so müßten die Batakken auf Sumatra, Nias, und die Minahaßa von Menado Java weit in den Schatten stellen. Die Wahl war also jedenfalls durch einseitige Hervorhebung des nationalen Gesichtspunktes bedingt.

Sodann aber ist die Charakterisierung des Javanen durchaus unzutreffend. Man begreift nicht, wie man das dem holländischen Publikum bieten kann, unter dem sich so manche Augenzeugen befinden, die den Javanen ganz anders kennen. Die Sehnsucht nach dem Frieden fürs Herz und die Stillung desselben durch die bloße Verkündigung des Evangeliums ohne weitere Vermittelung gibt von der Mission auf Java ein unwahres Bild. Das vorliegende Beispiel sollte einem Dichter, der es unternimmt, den Text zu einem Missionstonstück zu schaffen, als Warnung dienen, besonders nach den 2 Gesichtspunkten: Wahl des als Typus dienenden Missionsfeldes und Wahrheit in der Charakterisierung.

Über die Komposition würde ich allein kein Urteil abgeben. Ich verdanke jedoch folgendes der Besprechung mit einem erfahrenen Musikkritiker. Der Komponist zeigt sich als tüchtiger Musiker, besonders in der Harmonisierung, die reichlich Anerkennung verdient.

Es fehlen aber neue musikalische Gedanken und eine charakteristische Tonsprache, z. B. den Chor fanatischer Mohammedaner mit dem Kirchenschluß ausklingen zu lassen, ist gewiß ein Mißgriff. Die Melodie zu Anfang von Nr. 6 ist dem Adagio aus Beethovens V. Symphonie entnommen. Im Ganzen würde die Komposition schwerlich auf die Musikfreunde einen solchen Eindruck machen, der imstande wäre, sie für die Mission zu erwärmen.

Also warten wir weiter auf einen Versuch, Mission und Kunstmusik zu vermählen, dem es besser gelingen möge, als den bisherigen.

Der Tod des Erstgeborenen.

Ein Blick in die Seele eines gebildeten Negers der Vereinigten Staaten.

(Aus dem Buche von W. E. Burghardt Dubois, Professor an der Universität in Atalanta: „Die Seelen des schwarzen Volkes.“)

Von Missionsdirektor D. Buchner.

Vorbemerkung. Von höchstem Interesse, namentlich für den Missionsfreund, ist die Entwicklung der frei gewordenen Neger in Amerika, denn aus ihr wird sich eine sichere Beurteilung der Fähigkeiten und der voraussichtlichen Erfolge der schwarzen Rasse überhaupt für uns ergeben. So viel ist gewiß, daß in steigendem Maße in den letzten Jahren eine Hebung auf allen Gebieten sich unter den amerikanischen Negern anzubahnen beginnt. Sowohl auf dem agrikulturellen als auf dem merkantilen und nicht zuletzt auf dem der niederen und höheren Volkserziehung wird eine solche von ihrer vielen in planmäßiger Weise und nicht ohne Erfolge erstrebt. Unter den Führern dieser Bewegung stehen neben manchen anderen vornehmlich zwei Männer an der Spitze, Booker Washington und Professor Dubois. Beide sind charakteristische Persönlichkeiten, erfüllt von Begeisterung für ihre Rasse, beide voll glühendem Eifer, sie zu heben und den Weißen gleich zu stellen. Dabei unterscheiden sie sich aber sehr bestimmt von einander und ergänzen sich gegenseitig. Während Booker Washington als Ziel vorschwebt, die Vereinigung der Rassen dadurch zu erreichen, daß der Neger dem Weißen

auf dem Gebiet der Arbeit ebenbürtig dastehe und darum alle seine Anstrengungen auf die Erziehung zur Arbeit konzentriert oder wenigstens diese als die alles beherrschende betont, wobei ihm die Geltendmachung der politischen Gleichstellung zunächst zurücktritt, betont Dubois die Notwendigkeit auch der gelehrten sowie politischen Erziehung und geht von der Ansicht aus, daß der Neger nicht nur berechtigt, sondern auch voll befähigt sei, gerade auf diesen Gebieten den Weißen ebenbürtig sich zu entwickeln. Dabei sind diese beiden noch in einer anderen Richtung völlig verschiedene Naturen. Durch Booker Washingtons Schriften geht ein freudiger Zug, die Überzeugung spricht sich in ihnen immer wieder aus, daß die Möglichkeit nicht nur, sondern die Gewißheit bestehe, daß einst beide Rassen, den Rassenhaß überwindend, einander als gleichberechtigt anerkennen werden. Anders bei Dubois. Er fühlt so tief die Verachtung, den Rassenhaß, der auf seinem Volke ruht, daß bei jeder Gelegenheit der tiefe Schmerz darüber hervorbricht. So sind seine Schriften von einer tiefen Traurigkeit und einer elegischen Stimmung durchtränkt, die oft geradezu ergreifend wirkt. Dabei ist er, wie aus seinen Schriften hervorgeht und wie mir von Amerikanern bestätigt wurde, ein Dichter von Gottes Gnaden. Seine Schriften lesen sich daher für einen, der der englischen Sprache nicht völlig mächtig ist, schwer. Seine Bildung ist eine umfassende und er scheint auch die deutsche Literatur wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen.

Vielleicht ist dem Leser die sehr empfehlenswerte Schrift von Booker Washington: „Vom Sklaven empor", bekannt[1]); dann wird ihm der nachfolgende Abschnitt aus dem Buche von Dubois um so mehr von Interesse sein. Es ist ein Kapitel aus dem Buche: The souls of black folk, die Seelen des schwarzen Volkes. Es gewährt einen schmerzlichen Einblick in die Seele eines Mannes, der unter dem Rassenhaß schwer und bitter zu leiden hat. Jedenfalls wird es nicht nur von Interesse sein, sondern gradezu für uns Missionsleute eine Notwendigkeit, dieser im Aufblühen begriffenen Literatur der Schwarzen Nordamerikas eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und nun ein ergreifendes Kapitel aus seinem Buche.

„Dir ist ein Sohn geboren" sang das Stückchen gelben Papiers, das an einem düsteren Oktobermorgen in meine Stube geflogen kam. Mächtig mischte sich die Sorge der Vaterschaft mit der Freude über diese Schöpfergabe.

1) Vergl. A. M. Z. 1904, 14.

Ich fragte mich neugierig, wie er aussehe, was er empfinden möchte, wie seine Augen seien und ob er Locken habe oder nicht. Und ich dachte mit Ehrfurcht an sie, die mit dem Tode gekämpft hatte, um ein menschliches Wesen aus ihrem eigenen Sein entspringen zu lassen, während ich unbekümmert umherstreifte. Ich eilte zu meinem Weibe und zu meinem Kinde, halb staunend mir immer wiederholend: Weib und Kind? Weib und Kind?, eilte schnell und schneller als Dampfschiff und Schnellzug, und mußte doch ungeduldig auf sie warten, fort von der geräuschvollen Stadt, fort von der schimmernden See zu meinen heimatlichen Berkshire-Hügeln, die einsam Wache halten an den Toren Massachusetts.

Die Treppen hinauf stürzte ich zu der blassen Mutter und dem wimmernden Kindlein, in das Heiligtum, da auf mein Geheiß ein Leben sich auf dem Altar zum Opfer erboten, um ein anderes Leben zu gewinnen und es gewonnen hatte. Was ist dieses winzige, so gestaltlose Ding, diese neugeborne Klage einer unbekannten Welt, nur Kopf und Stimme? Ich berühre es neugierig und beobachte verlegen sein Blinzeln, Atmen und Niesen. Ich liebte es damals noch nicht, es schien mir ein lächerliches Ding, es zu lieben; sie liebte ich, mein Mutter gewordenes Mädchen, die ich nun entfaltet und entwickelt sah, wie den jungen Morgen — das verklärte Weib.

Durch sie lernte ich das winzige Ding lieben, als es erstarkte und kräftig heranwuchs, als seine kleine Seele sich entfaltete in Zwitschern, Schreien und halben Worten, als seine Augen den Glanz und das Feuer des Lebens wieder zu spiegeln begannen. Wie schön es war mit seinem olivenartigen Teint, dunkeln und doch goldigen Locken, seinen Augen, die ein Gemisch von Braun und Blau waren, seinen wohlgeformten Gliedern, und der sanften üppigen Rundung, welche das Blut Afrikas über seine Züge ausgegossen. Ich hielt ihn in meinen Armen, nachdem wir in unser fernes südliches Heim geeilt waren, hielt ihn und schaute auf die heiße, rote Erde Georgias und die leblose Stadt auf hundert Hügeln und fühlte eine unbestimmte Unruhe in mir. Warum schimmert dein Haar golden? Ein übles Vorzeichen war goldenes Haar für mein Leben. Warum hatte das Braun in den Augen nicht das Blau vernichtet und ertötet; denn braun waren seines Vaters und seiner Großväter Augen. Und so sah ich in diesem Land, da die Farbe die Grenzlinie zwischen den Menschen zieht, den Schatten des Schleiers, der auf mein Kind fiel. Unter dem Schleier ist er geboren, sagte ich mir, und unter dem Schleier wird er leben, ein Neger und eines Negers Sohn. In seinem kleinen Kopf wohnt — ach — schon der ungebrochene Stolz einer geächteten Rasse, die kleinen mit Grübchen bedeckten Hände fassen schon die nicht hoffnungslose, wohl aber wenig versprechende Hoffnung, und mit den hellen, verwundert drein schauenden Augen, die in meine Seele hineinschauen, sieht er ein Land, dessen Bürgerrecht für uns ein Hohn, dessen Freiheit für uns eine Lüge ist. Ich sah den Schatten des Schleiers, wie er sich über mein Kind senkte, ich sah die kalte Stadt auf blutrotem Lande. Ich legte meine Wange an seine kleine Wange, ich zeigte ihm die Sternlein und die aufflammenden Lichter und sänftigte mit einem Abendlied den stummen Jammer meines Lebens.

Stark und herrlich wuchs er heran, voll sprudelnden Lebens, angehaucht von der unaussprechlichen Weisheit eines Lebens, das nur 18 Monate vorher dem Alleben entsproßen war; wir waren nicht weit davon, diese Offenbarung des Göttlichen anzubeten, mein Weib und ich. Ihr eigenes Leben bildete und gestaltete das des Kindes; dies beherrschte ihre Träume, dies gab allen ihren Mühen das helle Licht. Keine andere Hand als die ihrige durfte jene zarten Glieder berühren und schmücken, kein Kleid oder Gewand durfte sie kleiden, als was ihre Hände gefertigt; keine Stimme als die ihrige konnte ihn ins Traumland hinüberschmeicheln, und sie und das Kind sprachen zusammen eine süße, unbekannte Sprache und fanden in ihr ihr Mittel der Gemeinschaft. Ich selbst grübelte, über sein kleines Bett gebeugt, sah die Kraft meiner Arme durch die neue der seinen hinaus in die Zukunft getragen, sah den Traum meiner Väter durch ihn einen Schritt weiter vorwärts in sich verwirklichen (in dieser Welt der Wahngebilde), hörte in seiner Stimme die Stimme des Propheten, der unter dem Schleier erstehen soll.

So träumten und liebten und planten wir den Herbst und Winter hindurch und während der lange südliche Frühling die Fülle seiner Gaben ausstreute, bis die heißen Winde vom stinkenden Golf herwehten, bis die Rosen verblühten und die heiße Sonne ihr zitterndes Licht über die Hügel Atalantas ergoß. Und dann eines Tages trippelten die kleinen Füße müde zum kleinen Bettchen, die dünnen Händchen zitterten, ein kleines heißes Gesichtchen wälzte sich unruhig auf den Kissen hin und her und wir wußten, daß Baby krank war. Zehn Tage lag er dort, eine schnelle Woche und drei endlose Tage langsam dahinschwindend. Heiter pflegte ihn die Mutter die ersten Tage, lachte in die kleinen Augen, die ihr wieder zulächelten. Dann umgab sie ihn mit zarter Sorgfalt, bis das Lächeln erstarb und die Furcht sich neben dem kleinen Bette niederließ.

Dann nahmen die Tage kein Ende, die Nacht war ein traumloser Schrecken, Freude und Schlaf flohen davon. Ich höre noch die Stimme, die uns um Mitternacht aus dumpfer und traumloser Starrheit erweckte mit dem Rufe: der Schatten des Todes! der Schatten des Todes! Hinaus in das Sternlicht schleppte ich mich, um den grauen Arzt zu rufen — der Schatten des Todes! der Schatten des Todes! Träge schlichen die Stunden dahin, die Nacht lauschte, das bleiche Frühroт glitt müde über das Lampenlicht. Dann schauten wir beide allein auf das Kind als es sich zu uns wandte mit großen Augen und seine abgemagerten Händchen ausstreckte — der Schatten des Todes! Kein Wort sprachen wir und wandten uns ab.

Er starb gegen Abend, als die Sonne wie eine brütende Sorge auf den westlichen Hügeln lag, ihre Gestalt verhüllend, als die Winde schwiegen und die Bäume, die großen grünen Bäume, die er so liebte, bewegungslos standen. Ich sah seinen Atem schneller und schneller werden. Pause. Dann eilte seine kleine Seele davon wie eine Sternschnuppe in der Nacht, eine Welt voll Dunkelheit hinter sich zurücklassend. Der Tag hielt seinen Lauf nicht an, dieselben Bäume schauten zum Fenster hinein, dasselbe Gras glitzerte im Schein der untergehenden Sonne. Nur in dem Totenzimmer wand sich in tiefstem Schmerz — eine kinderlose Mutter!

Ich eile nicht fort. Mich verlangt nach Arbeit. Ich lechze nach einem Leben voll Kampf und Streit. Ich bin kein Feigling, vor der Gewalt des tosenden Stromes zurück zu schrecken noch zu verzagen vor dem schrecklichen Schatten des Schleiers. Aber, o Tod! Ist nicht mein Leben hart genug, ist nicht das öde Land, das mich mit seinem höhnischen Gewebe umschlingt, kalt genug, ist nicht all das Leben jenseits dieser kleinen Wände erbarmungslos genug, daß du hier eintreten mußtest, o Tod? Über mein Haupt raste der Sturm dahin mit herzloser Stimme, und der sturmgepeitschte Wald hallt wider von den Flüchen des Schwachen, aber was kümmerte mich das in meinem Heim neben meinem Weibe und herzigen Knaben? Warst du so eifersüchtig auf dies eine kleine Fleckchen voll Glück, daß du hier eintreten mußtest, o Tod?

Ein reiches Leben war das seine gewesen, alles Freude und Liebe, dazwischen Tränen, um es noch schöner zu machen, süß wie ein Sommertag am Ufer des Stromes. Die Leute liebten ihn, die Frauen küßten seine Locken, die Männer sahen ernst in seine wundervollen Augen, die Kinder umschmeichelten ihn. Noch sehe ich ihn, wie er, wie der Himmel, vom hellen Gelächter zum finstern Stirnrunzeln, zur staunenden Bewunderung der Welt hinüber sprang. Er kannte noch keine Farbenlinie, armer Kleiner, und der Schleier, obwohl sein Schatten auf ihm lag, hatte doch noch nicht ihm die Hälfte der Sonne verdunkelt. Er liebte die weiße Amme, er liebte sein schwarzes Kindermädchen, und in seiner kleinen Welt gab es nur Seelen ohne Kleider und Farbe. Ich — ja alle — wurden größer und reiner durch die unendliche Erhabenheit jenes einen kleinen Lebens. Sie, die in einfacher Klarheit des Schauens jenseits der Sterne sah, sagte: Er wird dort glücklich sein, er liebte immer schöne Dinge. Und ich Unwissender und Blinder, blind durch das Gewebe meiner eigenen Weisheit, sitze allein, spinne Worte und murmele: Wenn er noch ist und er ist dort, und es gibt ein Dort, laß ihn glücklich sein, o Schicksal!

Schön war der Morgen seines Begräbnistages mit Vogelsang und duftenden Blumen. Die Bäume flüsterten mit dem Gras, aber die Kinder saßen stumm. Und doch schien es ein geisterhaft unwirklicher Tag, ein Scheinwesen des Lebens. Mich dünkte, wir schlichen eine unbekannte Straße hinunter hinter einem Bündel von Rosensträußen, in unsere Ohren tönte etwas wie Gesang. Um uns rasselte die geschäftige Stadt; sie sagten nicht viel jene bleichgesichtigen eiligen Männer und Frauen, sie sagten nicht viel — sie schauten hin und sagten: Niggers!

Wir konnten ihn nicht in Georgia in die Erde senken, denn die Erde ist dort merkwürdig rot; so trugen wir ihn nach Norden mit den Blumen und seinen kleinen gefalteten Händen. Umsonst, umsonst, denn wo, mein Gott, wo soll mein schwarzes Kindlein ruhn, wo wirklich Achtung wohnt und Güte und Freiheit, die Freiheit ist?

Den ganzen Tag über und die folgende Nacht bewegte mein Herz eine schmerzliche Freude; ach tadelt mich nicht, wenn mir die Welt durch den Schleier hindurch schwarz erscheint, und meine Seele raunt mir immer wieder zu:

Nicht tot, nicht tot, sondern entkommen, nicht gebunden, sondern frei. Keine verletzende Gemeinheit soll sein kleines Herz krank machen bis es eines lebendigen Todes stirbt, kein Spott soll seine glückliche Jugend vergiften. Tor, der ich war, zu denken oder zu wünschen, daß diese kleine Seele unter dem Schleier erstickt und entstellt werden sollte! Ich hätte es wissen sollen, daß jener tiefe überweltliche Blick, der dann und wann in seine Augen trat, weit hinaus schaute, hinaus über dies enge Jetzt. Nistete nicht in seinem kleinen gelockten Haupte all jener Stolz, den sein Vater so mühsam in seinem eigenen Herzen niedergezwungen hatte? Was in aller Welt soll ein Neger mit Stolz inmitten der vorbedachten Erniedrigung von 50 Millionen Volksgenossen? Wohl dir mein Kind, daß du entflohen, ehe die Welt deinen unverschämten Ehrgeiz gebrochen, dir deine Ideale als unerreichbar verlacht und dich gelehrt hat, dich zu biegen und zu schmiegen. Besser diese namenlose Leere, die mein Leben erfüllt, als ein Meer voll Schmerz für dich.

Nichtige Worte; vielleicht hätte er seine Last tapferer als wir getragen, ach, und hätte sie vielleicht leichter gefunden eines Tages, denn gewißlich das ist das Ende noch nicht. Sicherlich wird einst ein herrlicher Morgen tagen, der den Schleier hebt und den Gefangenen frei macht. Nicht für mich, ich werde in meinen Banden sterben, aber für frische junge Seelen, die die Nacht nicht gekannt haben und zum Morgen erwachen, zu dem Morgen, da man vom Arbeiter nicht mehr fragt: Ist er weiß? sondern nur: Kann er arbeiten? da man von Künstlern nicht mehr fragt: Sind sie schwarz? sondern nur: Leisten sie etwas? So mag es einst sein nach langen langen Jahren. Heute aber klagt am dunkeln Strande unter dem Schleier dieselbe tiefe Stimme: du *sollst verzichten!* Auf alles habe ich auf diesem Befehl hin verzichtet, auf alles, nur auf das schöne junge Kindlein nicht, das so kalt, dem Tode angetraut, in dem Neste ruht, das ich mir gebaut. Wenn eines gehen mußte, warum nicht ich? Warum darf ich nicht ausruhen von meiner Ruhelosigkeit, und schlafen nach meinem langen Wachen? War nicht der Welt Zaubermittel, die Zeit, in seinen jungen Händen und geht nicht meine Zeit ihrem Ende zu? Sind denn so viele Arbeiter im Weinberg, daß dieser kleine, vielversprechende Leib so leicht weggeworfen werden konnte? Die Unglücklichen meines Volkes, die die letzten Glieder desselben bilden, sitzen vater- und mutterlos, aber an seinem Bette saß die Liebe und die Weisheit wartete nur darauf, seine Ohren zu füllen. Vielleicht kennt er jetzt die All-Liebe und bedarf der Weisheit nicht. Schlaf denn, mein Kind, bis ich schlafe und aufwache unter dem Klang einer Kinderstimme und dem Geräusch der kleinen Füße — jenseits des Schleiers.

Literatur-Bericht.

1. **Wakefield, E. S.**, Thomas Wakefield, Missionary and Geographical Pioneer in East Equatorial Afrika. 2. Auflage. London, Religious Tract. Society. 1904.

Das vorliegende Buch verdient die Beachtung der deutschen Missionsfreunde nicht bloß als die Biographie eines hervorragend eifrigen und tüchtigen Missionars, sondern auch weil die Lebensarbeit desselben sich auf der Grundlage deutscher Missionspläne entwickelt hat. L. Krapf, durchdrungen von dem Gedanken, daß die starken, kräftigen Galla die Träger des Christentums zu werden berufen seien, hatte nach Kräften gearbeitet, eine Galla-Mission ins Leben zu rufen. Ein von L. Harms 1854 gemachter Versuch mißlang. Sieben Jahre später wurde Krapf selbst von der Mission der englischen „Vereinigten Methodisten-Freikirchen" zur Gründung einer solchen gewonnen. Er führte zwei junge englische Missionare und zwei Chrischonabrüder nach Mombas. Nur dem einen von ihnen, Wakefield war eine längere Wirksamkeit beschieden. Die Galla-Mission freilich blieb noch geraume Zeit ein frommer Wunsch und ist genau genommen auch heute noch ein solcher. Vorläufig wurde die Station Ribe unter den Wanyika gegründet, von der aus Wakefield mit großem Eifer in das Galla-Gebiet vorzudringen trachtete. Durch seine mehrfachen Reisen dahin hat er sich auf geographischem Gebiete bekannt gemacht und wird unter den afrikanischen Forschungsreisenden genannt. Erreicht aber hat er nur den Saum jenes Gebiets, auf dem kriegerische Galla-Horden als Unterdrücker anderer friedlicher Stämme ihr Wesen treiben. Eine Station unter ihnen zu gründen war lange Zeit unmöglich. Wakefield machte den zweifelhaften Versuch, einzelne Galla zur Übersiedelung nach Ribe zu veranlassen. Dort wurde unter viel Schwierigkeiten eine kleine Gemeinde von Nyika und Galla gegründet. Aber die Verschmelzung so verschiedener Völkerschaften ist etwas sehr Mißliches. Es scheint, daß auch in diesem Falle die ihrem Volke entfremdeten christlichen Galla die auf sie gesetzten Hoffnungen weitaus nicht erfüllt haben. Die Mission nahm zunächst sogar eine ganz andere Arbeit auf unter einer bereits dem Islam verfallenen Bevölkerung zu Dschomvu (Jom—). Auch in dem Gebiete von Duruma, das gerade in der entgegengesetzten Richtung liegt, sind ein paar Außenstationen gegründet worden. Endlich wurde unter wirklichen Galla die Station Golbanti mit unsäglichen Schwierigkeiten errichtet. Sie liegt am unteren Laufe des Tana, wo unter einer friedlichen Ackerbauer- und Fischerbevölkerung von Wapokomo ein eingedrungener Haufe von Galla haust. Bis jetzt läßt sich nicht sagen, daß dort Ersprießliches geleistet werden konnte. Jedenfalls ist es mißverständlich, wenn ohne weiteres diese Arbeit als Galla-Mission bezeichnet wird. Das Gallavolk ist hierdurch nach wie vor von der Mission noch nicht erreicht. Krapfs Ziel liegt noch in weiter Ferne. Auch dieses Beispiel zeigt, wie in der Mission menschliche Pläne von Gottes Wegen oft recht verschieden sind. Nach dem Plan gemessen ist auch die 27jährige Arbeit des tüchtigen und eifrigen

Missionar Wakefield als eine verfehlte zu bezeichnen. Was hätte ein solcher Mann leisten können, wäre er in geöffnete Türen eingetreten.

Ich hatte mich darauf gefreut, mich aus der umfangreichen Biographie Wakefields (276 S.) recht eingehend über jene freimethodistische Mission in Ostafrika unterrichten zu können, die für die Missionsmethode von Wichtigkeit ist. Leider ist das Buch nicht mit missionswissenschaftlichem Verständnis gearbeitet. Die Witwe (aus zweiter Ehe) des trefflichen Missionars hat ihrem Gatten ein Denkmal der Liebe und Verehrung gesetzt, bei dem das Persönliche ganz in den Vordergrund tritt und das Sachliche nur nebensächliche Behandlung findet. Als ein besonderes Kapitel ist etwas Ethnographisches, das Wakefield einmal über die Galla geschrieben hat, eingefügt, aber es handelt etwas fragmentarisch nur vom Hüttenbau und vom Geisterglauben.[1]) Wie gern möchte man eine anschauliche Vorstellung von den Arbeiten und Zuständen in Ribe und den so ganz anders gearbeiteten in Dschomvu und Golbanti gewinnen. Aber wir sehen immer nur den hingebenden Arbeiter unter den zu erduldenden Beschwerden, und hören von der ihm von hervorragenden Stellen gewordenen warmen Anerkennung. Manches lange Zitat in der letzten Richtung hätte sich durch wenige Zeilen ersetzen lassen. Ein gutes Bild Wakefields wird jedem Leser willkommen sein. Mehrere ostafrikanische Abbildungen, in mäßiger Ausführung, die mit dem Text keine gliedliche Verbindung haben, tragen nicht viel dazu bei, den Wert des Buches zu erhöhen. Schließlich sei noch bemerkt, daß Wakefield die letzten dreizehn Jahre seines Lebens, nachdem er Afrika hatte verlassen müssen, immer noch eifrig für Mission wirkend in seiner Heimat zugebracht hat. Er starb 1901.

2. **Mullins, Rev. J. D.** The wonderful story of Uganda. To which is added the story of Ham Mukasa told by himself. London, C. M. S. 1904.

Eine kurz zusammengefaßte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Geschichte der Uganda-Mission mit einer guten Karte, sowie einer Übersichtsskizze und zahlreichen gut ausgeführten Autotypien, in einem hübschen, handlichen Bande. Das Buch verdient die Beachtung der Missionsfreunde. Es ist freilich nicht vom missionswissenschaftlichen Standpunkt geschrieben. Der Verfasser sagt selber, daß er nicht eine erschöpfende Geschichte der Uganda-Mission habe geben wollen, sondern die „lebensvolleren und pittoresken Szenen einer Geschichte, die ein außergewöhnlich großes Stück Romantik enthält." Seine Arbeit empfehlen wir daher als zur Missionsunterhaltungsliteratur für Gebildete gehörig.

Wichtiger ist für den wissenschaftlichen Forscher die Beilage, die Selbstbiographie eines hervorragenden Ugandachristen. Wenn man von dem großen Unterschiede absieht, den der Gegensatz eines kulturarmen Volkes zu einem alten Kulturvolke, das jetzt in mächtigem Aufschwunge steht, bedingt, so könnte

1) Nach einer Andeutung wird die Verfasserin noch einen zweiten Band herausgeben, der aus den hinterlassenen Papieren weitere wissenschaftliche Veröffentlichungen enthalten soll.

man sie Kanso-Utschimuras Buche: „Wie ich ein Christ wurde", an die Seite stellen. Es fällt uns schwer, einen Einblick in die Vorgänge zu gewinnen, unter denen ein Heide zu einem Christen wird. Früher wurde in Missionskreisen die Ansicht gehegt, die auch noch jetzt in ausgedehntem Maße sich findet, nach der die Umwandlung eines Heidenchristen mit der Bekehrung eines Namenchristen in der alten Christenheit völlig gleich sein soll. Dem eingehenden Beobachter ist der Unterschied in vielen Fällen nicht mehr zweifelhaft. Aber es fehlt bis jetzt genügendes Material, um den wahren Sachverhalt genauer kennen zu lernen. Um so dankbarer müssen wir sein, wenn uns Heidenchristen. wie in den genannten beiden Schriften, einen Einblick in ihren inneren Werdegang geben. Die Benutzung einer Biographie, wie die Mukasas, erfordert allerdings einige Vorsicht, die näher zu erörtern hier der Raum fehlt. Sie ist in Baganda geschrieben und hier in Übersetzung des Archidiakon Walker mitgeteilt. Den heidnischen Zustand Mukasas lernt man nur aus der frühesten Jugend kennen. Er führt mehreres von seinem kindischen Aberglauben an mit der Versicherung, daß alles dies nur Wahnvorstellungen gewesen seien. Von seinem sittlichen Verhalten erfahren wir erst etwas, nachdem er als Page an den königlichen Hof gekommen. Dort herrschten unter seinen Kameraden viel Sünde und Schande. Nähere Angaben (außer der Trunksucht und Hanfrauchen) scheinen aus Zartgefühl vermieden zu sein. Mukasa hat sich von dem allen fern gehalten und den Spott, ja die Feindschaft, die ihn sogar mehrfach in Lebensgefahr brachte, auf sich genommen. Er war von seinen Verwandten gewarnt worden, daß er die Wassersucht bekommen und sterben würde, wenn er die Sünden mitmache. Jedenfalls bleibt die bewahrte Sittenreinheit mitten in heidnischer Umgebung etwas sehr merkwürdiges. Mit dem Christentum wurde er zunächst nur sehr äußerlich bekannt und spottete mit den anderen über seine Anhänger. Dann folgt eine lange Zeit, in der von religiöser Entwicklung kaum die Rede sein konnte. Auch die weiteren Einwirkungen der Mission, namentlich das Lesenlernen, scheinen ziemlich äußerlich geblieben zu sein. Nur die Beschreibung des Unterganges von Sodom machte einen tiefen Eindruck, der durch einen Traum verstärkt wurde. Darauf suchte Mukasa weiter Unterweisung bei verschiedenen eingeborenen Christen, aber nicht öffentlich. Sein Leben wurde, wie es scheint, durch die gewaltigen politischen Umwälzungen beherrscht, in denen auch schon die evangelischen und katholischen Baganda eine wichtige Rolle spielten. Dabei kam er öfter heimlich zu den Missionaren; aber er sagt selbst, daß er ihre Lehre nicht verstanden habe. Auf den Rat eines Freundes lernte er die Tauffragen auswendig und wurde mit andern getauft. Er bekam den Namen Ham. Erst nach Jahren scheint eine schwere Verwundung im Kampfe eine ernste Einkehr bei ihm bewirkt zu haben. Damals rang er mit der Versuchung zum Selbstmord, die er glücklich überwand. In der Zeit der Genesung aber hatte er viel zu leiden von der eignen bösen Lust. Das berauschende Bananenbier, das ihn verführte, gab er schließlich ganz auf und wurde Teetotaler. Von anderen Sünden hielt ihn die Gegenwart anderer Christen ab. Weiterhin las er viel im A. T. und 1892 hatte er viel Verkehr mit Missionar Walker und Ashe, die sich seiner besonders liebevoll annahmen. Von der Auslegung der Offenbarung Johannis verstand er freilich nicht viel.

Aber die Freundlichkeit der Missionare zog ihn immer wieder an. Auf den Rat des Missionars Ashe heiratete er 1894, hatte aber mit seiner Frau viel Kummer, wobei sich allerlei innere Anfechtungen einstellten. „Im Juni 1896“, schreibt er, „verstand ich zuerst, daß Gott mir den heiligen Geist gegeben hat, mich zu lehren, daß alle die Dinge, nach denen ich verlangte, mich verderben würden. Jetzt fing ich an, darüber betrübt zu sein. — Im Jahre 1897 dachte ich viel über die Herrlichkeit Gottes und erwog sorgfältig meine Erfahrungen von 1896; das machte mich in meinem Herzen erzittern (vor Freude?). Da verstand ich, daß es Gottes Geist selbst war, der mich sündliche Begierden zu hassen gelehrt hatte.“

Hierauf folgt die Beschreibung des fortgehenden Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Menschen (Mukasa-Ham). Er schließt: „Diese Erzählung habe ich geschrieben zu erklären, wie ich durch Gottes Gnade umgewandelt bin; und ich bete zu Gott, daß er mir helfe, daß ich nicht zurückfalle, sondern vielmehr Kraft gewinne, auch andere umzuwandeln. (2. Tim. 4, 8.)

Bemerkenswert bleibt es, daß das Zentrum des Christentums, die Erlösung, nicht mit der geringsten Andeutung erwähnt wird. Der Name des Heilandes ist nicht genannt. Von der Vergebung der Sünden ist nicht die Rede. Wenn man auch jedenfalls viel von der Mangelhaftigkeit der Darstellung auf Rechnung der Unbehilflichkeit eines eben aus einem Naturvolke auftauchenden Schriftstellers setzen muß, bleibt es doch befremdlich, in dieser Darstellung den Kern des Christentums so völlig übergangen zu sehen. Ob hier nur eine Ausnahme vorliegt, nach der man die anderen Christen von Uganda nicht schätzen darf? Die Veröffentlichung des Schriftstücks durch Missionar W., und die einflußreiche Stellung, die H. M. in der Gemeinde einzunehmen scheint, dürfte diese Annahme nicht gerade unterstützen. Es wäre nicht unwichtig, um eine zutreffende Kenntnis der christlichen Baganda zu gewinnen, wenn wir von ihrer recht vielen solche selbständige Mitteilungen darüber erhalten könnten, wie sie Christen geworden sind.

Das Buch bringt außerdem noch einen dankenswerten Anhang: die Bibliographie über Uganda, die wohl vollständig aufgezählt sein dürfte. Ebenso die in den Landessprachen erschienenen Bücher. Ferner: chronologische Übersicht über die Entwicklung von Uganda, Verzeichnis sämtlicher Missionare und die Statistik der C. M. S. von 1903. R. Grundemann.

3. **Buchner:** „Die Mission und die staatlichen Behörden in den Kolonien. Eine Kritik des in der Kolonialen Zeitschrift veröffentlichten Gesetzentwurfes betr. staatliche Beaufsichtigung und Regelung der Missionstätigkeit in unsern Kolonien.“ Dresden. Ungelenk. 1904. 30 Pfg.

Der Untertitel orientiert sofort über Veranlassung und Inhalt des kleinen Schriftchens. Unter der Überschrift: „Der deutsche Kolonialbund als Missions-Gesetzgeber“ ist in dieser Zeitschrift S. 297 ff. derselbe Gegenstand bereits behandelt worden; D. Buchner geht spezieller auf ihn ein, nimmt Paragraph für Paragraph der seltsamen Gesetzesvorlage durch und zeigt und zwar überzeugend und schlagend Schritt für Schritt für Schritt, aber suaviter in modo, daß dieselbe teils ganz Überflüssiges und Selbstverständliches

sogar teils ganz Törichtes ja Widersinniges fordern. An sich verdiente ja der Gesetzentwurf keine besondere Widerlegung; aber bei dem Mangel an Missions-Kenntnis und -Verständnis, der leider im großen deutschen Publikum noch immer herrscht, hat D. Buchner ein gut Werk mit seiner Beleuchtung desselben getan und ich möchte nur wünschen, daß sie auch wirklich in diejenigen kolonialen Kreise hineinkommt, für welche sie bestimmt ist.

4. **Schlunk**: „François Coillard und die Mission am oberen Sambesi." Mit Porträt, 15 Abbildungen und 7 Karten. Gütersloh. 1904. 2.50, geb. 3 Mk.

Ein willkommenes Buch über einen der großen Missionare der Gegenwart. Zweifellos wird seitens der Pariser M.-G. eine umfassendere Biographie über ihn erscheinen als der deutsche Biograph geliefert hat, der sich wesentlich (im Anschluß an Coillards großes und malerisch geschriebenes Werk: Sur le Haut'n Zambèze, voyager et travaux de mission. 1898) auf seine Missionstätigkeit am oberen Sambesi beschränkt, nur kurz der vorhergegangenen Arbeit unter den Basuto und der tiefgreifenden Beeinflussung der heimatlichen Missionskreise besonders gelegentlich der Urlaubsreisen gedenkend. Unterdes freuen wir uns der Gabe des Verfassers, durch die er in den Beginn, Betrieb und Erfolg dieser leidensreichen, an Geduld und Selbstopferung heroischen Mission einen mehr als oberflächlichen Einblick gegeben hat. Die Sambesi-Mission ist noch wenig bekannt in Deutschland; möchte es dem Verfasser gelingen, für sie selbst und für ihren nun heimgegangenen glaubensstarken Führer die Herzen zu erwärmen. Allerdings hat Coillard, wie auch das Schlußkapitel nicht verschweigt, nicht immer mit missionarischer Nüchternheit und Weisheit gehandelt, aber er gehörte zu den Leuten, die Feuer anzünden auf Erden und die nicht bloß durch ihr Wort sondern durch ihr persönliches Leben, Leiden, Lieben epochemachende Erscheinungen sind. — Die beigegebene große Karte ermöglicht die speziellste geographische Orientierung. Unter den meist nicht übeln Bildern sind die Porträts von Herrn und Frau Coillard die schönste Zierde des empfehlenswerten Buchs. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Inhalt.

I. Missionsgeschichtliches.

Inhalt.

Missionsrundschauen.

II. Missionstheoretisches und Apologetisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Missionsliteratur.

Inhalt.

Inhalt.

V. Beiblatt. Missionsbiographisches.

Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1904.

Bilder aus der Geschichte u. Arbeit der britischen u. ausländisch. Bibelgesellschaft.

Zu ihrem 100jährigen Jubiläum am 7. März 1904.

Von P. Richter, Werleshausen.

1. Eines großen Werkes bescheidener Anfang.

Unter den mancherlei interessanten und wertvollen Sehenswürdigkeiten, welche der stattliche Bibliotheksraum des Londoner Bibelhauses birgt, befindet sich eine schlichte, unansehnliche Bibel, auf welche der Besucher wohl kaum achten würde, wenn er nicht ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht würde. Es ist eine Bibel in wälischer Übersetzung, an sich ohne besonderen Wert; auf dem ersten Blatte steht der Name ihrer ehemaligen Besitzerin Mary Jones. Wie kommt diese Bibel zu solcher Auszeichnung? Befinden sich nicht in dem Saale viele 100 Bibeln, die einen ungleich höheren Wert haben? Ja, manche von ihnen wäre nicht bezahlt, auch wenn sie mit Gold aufgewogen würde, und einige wären, wenn sie verloren gingen, überhaupt unersetzbar. Was es mit jener wälischen Bibel von Mary Jones auf sich hat, will ich in folgendem erzählen; man kann sich keine treffendere Illustration zu der Mahnung wünschen: „Verachte nicht den Tag der geringen Dinge" als die Geschichte davon. Mary Jones, ein einfaches wälisches Landmädchen, ist nämlich nach göttlicher Vorsehung dazu bestimmt gewesen, den Anstoß zur Gründung der großen britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu geben. Das hat sich so zugetragen:

Es sind jetzt 100 Jahre her, etwas mehr, da kam eines Tages zu dem Pfarrer Thomas Charles von Bala, einem Städtchen im Fürstentum Wales, ein Landmädchen, Mary Jones, sich bei ihm eine Bibel in der wälischen, ihrer Muttersprache zu kaufen. Sechs Jahre lang hatte sie jeden Groschen gespart und sich alle andern




Freuden versagt, um das zum Kauf des von ihr so heiß begehrten Buches erforderliche Geld zusammenzubringen. Endlich war sie soweit, und nun war sie manche Stunde weit über das Gebirge gewandert, barfuß, und trug dem Geistlichen ihr Begehr vor. Zu seinem Bedauern mußte dieser ihr jedoch die Auskunft erteilen, daß die Gesellschaft, welche bisher die Besorgung von wälischen Bibeln in der Hand gehabt habe, deren Druck eingestellt habe, und so wisse er nicht, wo er solche Bibeln beschaffen könne, um die Nachfrage danach zu befriedigen. Mary Jones war über diese unvermutete abschlägige Antwort so betroffen, daß sie in die bittersten Tränen ausbrach. Das rührte den würdigen Mann, und er händigte ihr doch eine wälische Bibel ein, obwohl er sie kaum missen konnte. Das ist eben jene in der Bibliothek des Londoner Bibelhauses aufbewahrte Bibel.[1]) Auf Thomas Charles machten diese und ähnliche Erfahrungen tiefen Eindruck, er begann auf Abhilfe dieses großen Notstandes zu sinnen; das Resultat war, daß er sich in den ersten Tagen des Dezember 1802 aufmachte und nach London reiste.

Hier suchte er alsbald seinen Freund Mr. Tarn auf, der ein Vorstandsmitglied der erst kürzlich (1799) gegründeten Traktatgesellschaft war, um mit ihm über den in Wales herrschenden Bibelmangel und die Mittel zur Abstellung dieser Not Rat zu pflegen. Der forderte ihn auf, ihn zu der nächsten Sitzung seiner Gesellschaft, die eben in jenen Tagen statt hatte, zu begleiten und dort diese be-

1) So wird die Geschichte in einem kleinen von der Bibelgesellschaft herausgegebenen Büchlein Mary Jones and her Bible, erzählt. Eine andere Lesart findet sich in Founders and First Presidents of the Bible Society, und dieser letzteren Version begegnet man öfter; sie erzählt: Pfarrer Charles ging durch die Straßen von Bala, Hausbesuche in seiner Gemeinde zu machen. Da begegnete ihm ein junges Mädchen Mary Jones; er hielt sie an und fragte sie nach Text und Inhalt seiner letzten Predigt. Sie schwieg, aber dann auf sein Drängen brachte sie unter Stocken und Weinen heraus: „Das Wetter war so kalt und stürmisch, daß ich nicht gehen und die Bibel lesen konnte." Erstaunt fragte er: „Wie, du konntest nicht gehen, um die Bibel zu lesen? Wie meinst du das?" Und nun erfuhr er, das arme Mädchen besaß keine Bibel, auch ihre Eltern nicht; auch bei Freunden und Nachbarn war keine zu haben; darum wanderte sie nach jeder Predigt wöchentlich 2 Stunden weit über Land zu Verwandten, die einen so seltenen Schatz besaßen. Bei diesen las sie dann den Text, über den gepredigt war, und lernte ihn auswendig. Dieses *Mal* aber hatte sie des schlimmen Wetters halber den weiten Weg nicht *machen können*.

dauerlichen Verhältnisse zur Sprache zu bringen. Wie gern tat Charles das! Mit heiligem Eifer schilderte er vor jenen Männern, wie in Wales eine religiöse Bewegung in Anbruch begriffen und bei vielen ein Hunger erwacht sei nach dem Wort des Lebens, wie sich der Mangel an wälischen Bibeln allen treuen Geistlichen schmerzlich fühlbar mache, und wie die wenigen vorhandenen Exemplare für den armen Mann schier unerschwinglich teuer seien. Mit großer Bewegung hörte man ihm zu, und als er geendet, war es ihnen allen klar, es müsse eine Bibelgesellschaft gegründet werden. Es entspann sich über diesen Gedanken eine lebhafte Erörterung, und im Verlauf derselben tat einer, der Baptistenprediger Hughes, den weittragenden Ausspruch: „Gewiß, eine Bibelgesellschaft muß gegründet werden; aber warum für Wales allein? Warum nicht für das ganze Land, ja die ganze Welt?" Das Wort zündete, und alle ersuchten Hughes, eine Denkschrift zur Veröffentlichung in einer Zeitung aufzusetzen und darin alle Christen einzuladen, sich zu dem großen Werke der Bibelverbreitung zusammenzuschließen.

Einmal in Anregung gebracht, kam die Angelegenheit nicht wieder in Vergessenheit. Wieder und wieder beschäftigte sich das Komitee der Traktatgesellschaft mit dem Plan und trat mit andren führenden Männern, Geistlichen und Laien, in Verbindung, um sie dafür zu interessieren. Endlich war die Sache so weit gediehen, daß man zu einer öffentlichen Versammlung behufs Konstituierung einer Bibelgesellschaft einladen konnte. Am 7. März 1804 fand sie in dem großen Saale eines damals wohlbekannten Gasthauses, „London Tavern" statt. An 600 Menschen füllten den Raum, sie gehörten den verschiedensten Denominationen an; da waren Baptisten, Methodisten, Independenten, Quäker, Anglikaner, Lutheraner, Geistliche und Laien. Es traten nacheinander kraftvolle und feurige Redner auf, die durch ihre fortreißende Beredsamkeit die ganze Versammlung in eine hohe Begeisterung versetzten. Namentlich tat dies eine markige Ansprache des beredten Baptistenpredigers Hughes. Nach ihm trat Dr. Steinkopf, der deutsche Prediger an der Savoyischen Kirche in London, auf — gleichfalls ein reges Mitglied der Traktatgesellschaft und Teilnehmer an andren evangelischen Bestrebungen —, er schilderte in schlichten und doch ergreifenden Worten das geistliche Elend und die Bibelnot auf dem Kontinent, wie er es aus Erfahrung kenne, namentlich in Süddeutschland und der Schweiz.

Als Vertreter der anglikanischen Staatskirche war Rev. Owen, der Kaplan des Bischofs von London, ersucht zu sprechen. Auf die Stellungnahme der anglikanischen Kirche zu dieser Sache kam sehr viel an, wenn anders die geplante Bibelgesellschaft, wie es beabsichtigt war, alle verschiedenen Bekenntnisse Englands umfassen sollte. Nun ist aber zu bekannt, wie zurückhaltend und ablehnend sich die Staatskirche im allgemeinen den Dissenters gegenüber verhält. Auch Rev. Owen war mit recht gemischten Gefühlen in den Saal getreten und diese Gefühle wurden durch den Anblick der bunt zusammengesetzten Versammlung nur verstärkt. Aber bei Pastor Steinkopfs Rede vergaß er dies alles, und tiefergriffen nahm er nach ihm das Wort. Mit einem Schlage sah er in der Versammlung nicht mehr ein unsympathisches Konglomerat heterogener Elemente, sondern eine Versammlung von Christen, die zwar durch religiöse und kirchliche Verschiedenheiten Jahrhunderte lang von einander getrennt und einander fremd geworden waren, die sich aber nun zu einem großen und heiligen Werke zusammenschlossen: war das nicht die Morgenröte eines neuen Zeitalters der christlichen Kirche, wo die Menge der Gläubigen wieder ein Herz und eine Seele werden sollte? In diesem Sinne war seine Ansprache gehalten; und als er geendet, vereinigte sich die ganze Menge durch einmütigen Zuruf in dem Beschluß, eine solche Bibelgesellschaft zu begründen; ihr Name sollte lauten „British and Foreign Bible Society“ (B. F. B. S.). An Gaben wurden auf der Stelle an 14000 Mark gezeichnet. Auch wurde gleich ein Komitee gebildet, und in seiner Zusammensetzung spiegelt sich in schöner Weise der echt katholische Charakter der neuen Gesellschaft ab: es wurde nämlich festgesetzt, daß je 15 Mitglieder desselben der anglikanischen Kirche und den Dissenters angehören sollten, und weitere 6 sollten Ausländer sein, die ihren Wohnsitz in der Nähe von London hätten. Dieselbe Katholizität kam in der Zusammensetzung des Vorstandes zum Ausdruck: es wurden 3 Sekretäre erwählt: einer ein Anglikaner, der zweite ein Baptist, der dritte ein Deutscher, eben der schon erwähnte Dr. Steinkopf. Zum Präsidenten ersah man, wie es in England bräuchlich ist, für derartige Posten hervorragende, im öffentlichen Leben stehende Männer zu haben, den Lord Teignmouth, den gewesenen Generalgouverneur von Ostindien. Er war einer von jenen Männern, deren Namen als Glieder der sogenannten Clapham-Sekte einen guten Klang haben.

Clapham ist ein Vorort Londons und bildete in jenen Tagen den Sammelpunkt einer ganzen Anzahl wohlgesinnter Männer, die ihre beste Lebenskraft allerlei humanitären und christlichen Bestrebungen widmeten. Zu ihnen gehörte Granville Sharp, der Freund der Unterdrückten und erste Anwalt der Sklaven; Will. Wilberforce, der berühmte Vorkämpfer der Sklavenemanzipation, Charles Grant, ein indischer Staatsmann und bekannter Philanthrop, Lord Teignmouth, Henry Thornton u. a. Wieder und wieder finden wir diese Männer in der vordersten Linie, so bei Gründung der Sklavenkolonie Sierra Leone, der Stiftung der Kirchenmissionsgesellschaft, der Traktatgesellschaft usw. Auch bei dem neuen Werke, der Bibelgesellschaft, hielten sie sich nicht zurück: mehrere bekleideten von Anbeginn an das Amt von Vizepräsidenten.

Unser nächstes Bild führt uns gleich um 100 Jahre weiter und zeigt, wie aus dem kleinen Samenkorn ein Riesenbaum geworden ist, der seine Zweige fast über alle Länder der Erde ausgebreitet hat.

2. Ein imposantes Schatzhaus in Victoria-Street.

Ich lade den Leser ein, mit mir in Gedanken eine der Sehenswürdigkeiten Londons zu besuchen, ein Schatzhaus, so großartig, wie auf der weiten Erde kein zweites zu finden ist. Das **Bibelhaus** ist's, dem wir einen Besuch abstatten wollen. Es ist ein stattliches Haus, 4 Stockwerk hoch, in der neuen schönen Queen Victoria Street, das die Bibelgesellschaft beherbergt. Wir treten ein, werden freundlich willkommen geheißen und bereitwillig herumgeführt. Interessant ist die Besichtigung des hohen Sitzungssaales mit seinen zahlreichen Ölgemälden — den Bildern der Stifter, Präsidenten, Wohltäter usw. — interessanter noch der Bibliotheksraum mit seinen 12—1400 verschiedenen Bibelausgaben, eine Sammlung, wie es in solcher Reichhaltigkeit keine zweite gibt. Aber das Interessanteste ist für uns der Besuch des „Warenhauses". Indem wir uns zunächst den großen Sälen im Erdgeschoß zuwenden, schallt uns lautes Hämmern entgegen. Hier sind die Packräume. Welch reges Leben herrscht in ihnen! Da kommen aus den Druckereien — im Hause selbst werden keine Bibeln gedruckt; die meisten kommen von den Universitätsdruckereien zu Oxford und Cambridge — Tag um Tag große Ballen von Druckbogen an, um bald wieder das Haus zu

verlassen und in die Buchbindereien zu wandern. Diese liefern täglich zweimal ihre Wagenladungen der gebundenen Bücher ab. In einem andern Raum werden die gemachten Bestellungen erledigt: Hunderte von großen und kleinen Sendungen verlassen Tag um Tag das Haus, im Durchschnitt pro Tag 7000 Exemplare. Das macht im Jahre ziemlich 2 Millionen. Dabei mag gleich hier bemerkt werden, daß dies keineswegs den ganzen Jahresumsatz der Gesellschaft, sondern nur etwa ein Drittel davon darstellt. Das Bibelhaus hat nämlich eine ganze Anzahl von Zweighäusern im Ausland, so in Berlin, Köln, Leipzig, Wien, Rom, Florenz, Madrid, Lissabon, Paris, Brüssel, Kopenhagen, Petersburg, Konstantinopel, Beyrut, Bombey, Allahabad, Madras, Kalkutta, Kapstadt, Shanghai, Sydney und so fort. Teils um die teuren Transportkosten zu sparen, teils auch um die Eingangszölle in den betreffenden Ländern zu vermeiden, werden die Bibeln für die Länder jener Hauptstädte zum großen Teil an Ort und Stelle gedruckt.

Verweilen wir noch einen Augenblick im Packraum. Warum werden jene Kisten innen mit Zinkblech ausgeschlagen und nachher sogar noch verlötet wie Konservenbüchsen? Sie sind für Tropenländer bestimmt und müssen darum wasserdicht verschlossen sein. Weshalb haben jene Kisten eine so längliche, schmale Form? Sie sollen nach Uganda gehen und müssen von den Schwarzen lange Wegstrecken auf den Köpfen transportiert werden. Die Kisten für Madagaskar sind breiter und kürzer, sie dürfen gefüllt nicht über 40 Pfund schwer sein, denn auch sie werden von Eingeborenen auf sehr beschwerlichen Bergpfaden ins Innere befördert. Nun steigen wir in die oberen Stockwerke hinauf. Lange Säle dehnen sich vor uns aus, und an den Wänden entlang und quer hindurch mächtige Bücherregale, alle vollgeschichtet von ein und demselben Buch: der Bibel; hier ganze Bibeln, dort Neue Testamente, dort nur einzelne biblische Bücher, Evangelien, Episteln, Propheten, Psalmen, Pentateuch. Die Nachfrage nach einzelnen Teilen ist besonders stark, der Umsatz darin betrug im letzten Jahre fast $3^1/_2$ Millionen. Wir gehen durch die schweigenden Reihen, feierlich wird uns dabei zu Mut: fremden, vielleicht noch nie gehörten Namen begegnet unser Auge, alle Länder der Erde fast sind hier repräsentiert. Hier und da zieht unser freundlicher Führer ein Buch heraus, schlägt es auf und weist uns die sonderbaren Schriftzeichen. Da, diese Bilder sind

uns bekannt, es ist chinesische Schrift; und diese gedrungene Schrift, die nur wagerechte und senkrechte Grundstriche kennt, ist das Devanagari, die heilige Schrift (Sanskrit) der Hindu; ganz andersartig der Buddhisten heilige Schrift, das Pali mit seinen endlosen Kreisen und Halbkreisen; jene Zeichen — eine verwirrende Menge liegender Strichelchen — interessiert uns deutschen Missionsfreunde, es ist Battasch, das die rheinischen Missionare auf Sumatra schreiben; mit der vielverschnörkelten Schrift jenes Buches haben sich die unter den Tamulen arbeitenden Leipziger Missionare abzuplagen; in jener Schrift mit ihren Dreiecken und Halbbogen haben wir die praktische von Miss. Evans erfundene indianische Silbenschrift vor uns. Diese Schrift wieder — so erklärt uns der Führer — nennt man Gurmukhi, es wird von den Sikhs im Pandschab gesprochen; das Merkwürdige an dem Buche ist, daß es nicht gedruckt, sondern photographisch vervielfältigt ist, was öfter zu geschehen hat, sei es weil die erforderlichen Typen noch nicht vorhanden sind, sei es daß in London kein Schriftkundiger war, der die betreffenden Schriftzeichen kannte und imstande gewesen wäre, die Korrekturbogen zu lesen; das Hinaussenden derselben würde ja viel zu viel Zeit in Anspruch nehmen.

Es würde zu weit führen, die Eigenart der ca. 60 verschiedenen Alphabete zu beschreiben, die bei dem Druck der hier aufgestapelten Bibeln Verwendung gefunden haben. Es ist von der Bibelgesellschaft ein hübsches Heftchen: „Gottes Wort in vielen Sprachen" herausgegeben, dessen Anschaffung ich den Missionsfreunden nur empfehlen kann; die soeben erschienene neue Auflage enthält Schriftproben — in der Regel Joh. 3, 16 — von 402 verschiedenen Bibelübersetzungen.[1]) Wir wollen uns aber nicht damit begnügen, oberflächlich all diese interessanten Schriftzeichen zu betrachten, vielmehr uns vergegenwärtigen, welche Riesenarbeit eines ganzen Jahrhunderts in diesen Büchern steckt. Die Goldbarren waren wohl vorhanden im Worte Gottes, aber sie mußten geprägt und damit erst für die Völker in gangbare Münze umgewandelt werden. Es ist nicht leicht, sich eine klare Vorstellung auch nur davon zu machen, welchen Auf-

---

1) Es ist jetzt auch in deutscher Ausgabe für den erstaunlich billigen Preis von 20 Pfg. zu haben und wird am bequemsten von der Mitteleuropäischen Agentur der Bibelgesellschaft Berlin S. W. Königgrätzerstraße 81 bezogen.

wand von Mühe es kostet, auch nur ein einziges Buch der Schrift in eine neue Sprache eines wilden Stammes zu übersetzen. Da sind zuerst die Laute zu erfassen, in Silben zu fixieren, die Worte von einander zu trennen, die Betonung festzustellen, ihre Bedeutung zu ergründen, gleichlautende, aber dem Sinn nach völlig verschiedene Worte zu unterscheiden. Allmählich werden Aussprache und Grammatik in rohen Umrissen herausgestellt. Das Übersetzen kann beginnen: wie unvollkommen mögen die ersten Versuche ausfallen! Biblische Gedanken und Begriffe, welche für Jahrhunderte in westländische Vorstellungsformen gekleidet gewesen sind, sollen nun wiedergegeben werden in Sprachen von Völkern, bei denen Begriffe von Buße, Glaube, Vergebung, Heiligkeit kaum existieren. Manche Worte müssen wohl oder übel aus andern Quellen entlehnt werden. Und doch Jahr um Jahr schreitet dieser Prozeß in der Stille vorwärts. Ausdauer, Gebet und Scharfsinn werden schließlich durch die Frucht eines ersten Evangeliums belohnt, dann folgt vielleicht der Psalter: im Lauf der Zeit wird das ganze Neue Testament fertig gestellt, später auch die ganze Bibel. Auf solche Weise wird eine Sprache bereichert, auf ein höheres Niveau gehoben, vergeistigt und findet ihren Platz in der Rolle der Sprachen, welche eine gedruckte Bibel besitzen. Damit haben wir den Prozeß einer einzelnen Bibelübersetzung an uns vorüberziehen lassen; und nun sind es 370 solche Übersetzungen, die allmählich unter den pflegenden Händen der Bibelgesellschaft entstanden sind.[1]) Wir sehen ein ganzes Heer von geistlichen Arbeitern an dem Riesenwerk beschäftigt; all die Heroen der evangelischen Heidenmission: wir finden sie als Teilnehmer daran, und nicht den geringsten Teil ihrer Kraft haben sie daran gesetzt! Und rastlos geht diese Arbeit fort: wo erst einzelne Bücher vorhanden sind, muß das ganze Neue Testament erarbeitet werden; wo erst dieses da ist, muß das Alte hinzugefügt werden. Mit einer einmaligen Übersetzung der Schrift ist die Arbeit aber nicht getan. Ist selbst unsre lutherische Bibelübersetzung der Revision für be-

1) Die Gesamtzahl der Bibelübersetzungen beträgt nach Eugen Stock zur Zeit 456 — 99 Vollbibeln, 121 Neue Testamente und 236 einzelne Bücher. — Wenn wir 40 veraltete Übersetzungen abziehen, bleiben doch noch 416. — Detailierteres Material über die verschiedenen Bibelübersetzungen findet sich reichlich in meinem Aufsatz: „Was haben die Bibelgesellschaften für die Mission geleistet?“ Allg. Miss. Ztschr. 1899. 11 ff.

dürftig gefunden, die doch von einem Deutschen — und was für einem! — für sein Volk gemacht war, wieviel mehr werden jene ausländischen Bibelübersetzungen solcher Revisionen bedürftig sein, die, ob auch von sprachbegabten Männern, aber doch immerhin von Fremden gemacht wurden, die die Bibel in eine Sprache übertrugen, die nicht ihre Muttersprache war. So muß auf das Revisionswerk noch einmal reichlich eben so viel Fleiß verwandt werden und oft noch mehr, als auf die erstmalige Übersetzung. Die Bibelgesellschaft hat zur Zeit Hunderte von Sprachgelehrten, Missionaren und eingeborene Gehilfen, an den verschiedensten Punkten der Welt zu Übersetzungs- und Revisionskomitees organisiert, die fast ausschließlich auf ihre Kosten arbeiten.

Sagte ich oben, im Bibelhause selbst würden keine Bücher gedruckt, so bedarf das einer Einschränkung; nämlich der Druck von Blindenbibeln findet doch hier statt. Um diese Arbeit noch kennen zu lernen, steigen wir in das oberste Stockwerk hinauf. Der Druck dieser Bücher erfolgt nach zwei verschiedenen Systemen, dem von Moon und Braille; das erstere gleicht einigermaßen unsrer gewöhnlichen Buchstabenschrift, die erhaben gedruckt wird, das letztere besteht aus einem sinnreichen Arrangement von Pünktchen, durch welche die Buchstaben dargestellt werden. In 28 verschiedenen Sprachen sind biblische Bücher in Blindenschrift zu haben, darunter Bücher in Urdu, Hindi, Bengali, Tamil, Telugu, Marathi (also den meisten großen indischen Sprachen), Chinesisch, Japanisch, Batta, Luganda. Die indischen Sprachen sind bekanntlich sehr buchstabenreich, das Tamil mit 250 Buchstaben hat noch mit die geringste Anzahl; Sanskrit hat ihrer 750. Ist es überhaupt möglich, so buchstabenreiche Schriften für Blinde lesbar zu machen? Da haben zwei Missionare, Knowles und Garthwaite, ein praktisches System von 63 verschiedenen Zeichen erfunden, durch welche alle Laute der verschiedenen indischen Sprachen wiedergegeben werden. Ein Blinder in Indien, gleichviel welchem Volke er angehört, braucht nur diese 63 Zeichen zu kennen, um lesen zu können. Die Blinden haben es also in Indien fast bequemer, lesen zu lernen, als die Sehenden; sie brauchen nicht wie diese Hunderte von Schriftzeichen, sondern nur jene 63. Nach diesem System sind von der Bibelgesellschaft bisher 17 Lesefibeln in verschiedenen indischen Sprachen gedruckt.

Ein gewaltiger, vielverzweigter Betrieb — das ist gewiß der

Eindruck, den wir aus dem Bibelhause mit fortnehmen! Beim Abschied von ihm nur noch ein paar Zahlen, die diesen Eindruck erhärten werden. Im letzten Berichtsjahre hat die Gesellschaft 5943775 Bücher abgesetzt, darunter nahezu 1 Million Vollbibeln und $1^1/_2$ Million Neue Testamente. Seit 1804, dem Jahre ihrer Gründung, bis zum Ende ihres 99. Arbeitsjahres betrug ihr Umsatz 180000000 Bücher. Und an Geldmitteln hat sie für das Werk der Bibelübersetzung und -revision, für Druck und Verbreitung in 99 Jahren insgesamt 13937000 £ ausgegeben, das sind nahezu 280000000 Mk.; die letzte Jahresausgabe betrug über 5000000 Mk.

3. Die Aussaat des guten Samens nah und fern.

Haben wir das Bibelhaus mit einem Schatzhaus verglichen, in dem edle Schätze aufgespeichert liegen, so mag noch treffender ein andres Bild sein, wenn wir ihre Tätigkeit unter dem Bilde des Säemanns darstellen, der guten Samen ausstreut nah und fern. Die Bibelgesellschaft will ja die aufgehäuften Schätze nicht unfruchtbar liegen lassen, sondern ihr Bestreben ist, sie möglichst unter die Leute zu bringen. Wir können zwei Methoden unterscheiden, deren sie sich dabei bedient, eine direkte und eine indirekte. Die letztere besteht darin, daß sie andern Gesellschaften daheim und besonders den Missionsgesellschaften draußen ihre Schätze zur Verfügung stellt. Ihre Depots sind für diese die großen Arsenale, aus welchen sie sich Waffen und Munition zum heiligen Kriege wider das Heidentum holen. Es sind unschätzbare Dienste, die die Bibelgesellschaft hierdurch den Missionaren leistet, und zwar allen ohne Unterschied der Denomination und Nationalität, auch hierin zu allen Zeiten als eine wahrhaft katholische Gesellschaft sich erzeigend. So lesen wir z. B., daß sie die Kirchen-Missions-G. mit 180 Bibelübersetzungen versorgt, die Ausbreitungs-G. mit 60, die Londoner mit 50, die Wesleyanische M. G. mit 40, die presbyter. Missionen gleichfalls mit 60. Auch unsre deutschen Missionen sind fast ausnahmslos ebenfalls auf die B. F. B. S. angewiesen und beziehen fort und fort die für ihre Bekehrten erforderlichen Bibeln von ihr.

Und zu welch generösen Bedingungen überläßt ihnen die Bibelgesellschaft dieselben! In der Regel erfolgt die Lieferung „on missionary terms“ d. h. die Bibelgesellschaft sendet jedes gewünschte Quantum hinaus auf das Missionsfeld umsonst, ja sie trägt noch dazu

die Transportkosten bis zur Station des Empfängers; die Missionare verkaufen dann die Bücher zu Preisen, die sie selbst für angemessen den lokalen Verhältnissen und der Leistungsfähigkeit ihrer Bekehrten erachten; von dem Erlös ziehen sie alle Unkosten für den Vertrieb ab; nur den Rest senden sie an die Bibelgesellschaft ein, die auf diese Weise nur etwa 40 % ihrer Auslagen zurückerhält.

Aber die Bibelgesellschaft begnügt sich nicht damit, die Missionsgesellschaften zu den Kanälen zu machen, durch welche sie den Völkern das Wasser des Lebens zuführt, sie beteiligt sich auch direkt in ausgedehntem Maße an der Bibelverbreitung. Sie ist so nicht nur eine Gehilfin der Missionen, sondern ihre Schwester, sie wird selbst zur Missionsgesellschaft und zwar zu einer, die sich mit den größten messen kann, und deren Arbeitsfelder über den ganzen Erdkreis zerstreut sind. Sie hat in ihren Diensten in England und im Auslande einen zahlreichen Stab von Agenten und Sekretären, dazu ein ganzes Heer von Bibelboten und Bibelfrauen. Die Zahl der Agenten beträgt 50, die der Bibelboten 850. Jeder Agent hat unter sich eine größere Schar von Kolporteuren, die er in den von ihm zu bearbeitenden Bezirk dirigiert und beaufsichtigt. In den evangelischen Ländern Europas hat die Gesellschaft ihre Tätigkeit mehr und mehr einschränken können, weil evangelische Bibelgesellschaften der betreffenden Länder ihr die Arbeit abnahmen. Dagegen findet sie in katholischen Ländern noch fort und fort ein weites Feld ihrer Arbeit. Während aber im Machtbereich des römischen Katholizismus der Kolporteur durch den Fanatismus der Geistlichkeit und die Bigotterie des Volkes überall gehemmt wird, ist es erfreulich, daß die russische Regierung, die doch sonst der evangelischen Kirche und Mission so wenig günstig gesinnt ist, der Bibelverbreitung nicht nur kein Hindernis in den Weg legt, sondern sie vielmehr außerordentlich begünstigt und ihr manche Erleichterungen gewährt. So haben im Jahre 1902 87 Kolporteure der B. F. B. S. das europäische und asiatische Rußland mit ihren Bücherpacken durchziehen und über ½ Million Bücher in über 50 verschiedenen Sprachen verkaufen können.

Bei weitem die größte Zahl der Kolporteure kommt aber auf die Heidenländer, und auch da sind sie neben den Missionaren gar wohl am Platze. Bezüglich Indiens z. B. erklärte der Bischof Welldon von Kalkutta auf dem Jahresfeste der B. F. B. S. 1900:

„Seitdem ich in Indien gewesen bin, habe ich mehr und mehr gesehen, wie angesichts der im Vergleich zu der Riesenbevölkerung von 300 Millionen nur zu kleinen Zahl von Missionaren das Bibelbuch noch immer der eine stumme, allgemeine und unwiderstehliche Missionar ist. Jede neue Übersetzung wird ein neuer Bote und Diener des Herrn. Er streitet und hadert nicht, und man höret seine Stimme nicht auf der Gasse. Aber er dringt ein und gewinnt in der Stille seinen Weg und verbreitet von Herz zu Herz die Botschaft, welche das Licht, das Salz, der Sauerteig der Welt ist. Gewisse Länder sind für den Missionar noch verschlossen, aber die Bibel findet ihren Weg auch dahin, so nach Tibet, Nepal und Manipur an der indischen Grenze."

Was von Indien gilt, gilt auch von dem andern großen Millionenlande China und ebenso von den Ländern Vorderasiens und Nordafrikas, wo der unduldsame Islam die freie Verkündigung des Evangeliums durch den Missionar noch immer nicht zuläßt.

Sehen wir uns den Bibelboten und seine Arbeit näher an. Hohe Anforderungen auf Gelehrsamkeit können an ihn natürlich nicht gestellt werden, aber darauf wird gesehen, daß es würdige Männer sind, die im christlichen Glauben fest gegründet sind und Rechenschaft vom Grund ihres Glaubens zu geben wissen. Eines haben sie vor den Missionaren voraus: sie sind Landeskinder, sie sprechen mit den Leuten dieselbe Muttersprache, verstehen den landläufigen Dialekt und seine Provinzialismen, sind vertraut mit ihren Gedankengängen, mit ihren Sitten und ihrer Lebensweise, wissen, woran man am meisten Anstoß nimmt, und umgekehrt, womit sie am ehesten Eingang und Verständnis finden; vor allem: sie haben nicht das Vorurteil wider sich, Ausländer zu sein. Von katholischer Seite wird wohl gern ein tendenziöses Zerrbild dieser Bibelboten entworfen, wie sie im Lande herum reisten, überall mit vollen Händen Bücher ausstreuten, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was daraus wird. Nichts verkehrter als das! Das Prinzip der Bibelgesellschaft ist dem gerade entgegengesetzt. Danach soll jeder Bibelbote ein rechter Evangelist sein, er soll in der Regel kein Buch weggeben, ohne es mit einem empfehlenden Wort und einem warmen persönlichen Zeugnis vom Erlöser begleitet zu haben. Auch soll sein Absehen keineswegs nur darauf gerichtet sein, wie er eine möglichst große Menge von Schriften absetzt, sondern daß diejenigen, die er absetzt, auch in die Hände solcher kommen, von denen er annehmen kann sie werden sie auch lesen. Um deswillen läßt die Bibelgesellschaft grundsätzlich ihre Schriften nicht umsonst weggeben; ein umsonst er-

haltenes Buch möchte von dem Empfänger für wertlos angesehen werden. Nur wenn der Kolporteur sieht, er hat einen ganz armen Menschen vor sich, und derselbe hat wirklich Verlangen nach einem Buche, darf er es umsonst geben. Freilich will die Gesellschaft durch den Verkauf ihrer Bücher durchaus nicht auf ihre Kosten kommen, sie gibt ihre Bücher zu dem billigsten Preise ab, weit unter den Herstellungskosten, sie trägt dabei den pekuniären Verhältnissen Indiens und Chinas Rechnung. Ein Evangelium in allen Hauptsprachen Indiens ist z. B. für $2^1/_2$ Pfg. zu haben, ein ganzes chinesisches Neues Testament kostet 35 Pfg.; gelegentlich der letztjährigen japanischen Ausstellung in Osaka vertrieb sie dort ein Evangelium auf japanisch gleichfalls für $2^1/_2$ Pfg. und das ganze Neue Testament für 10 Pfg. Auch nimmt der Kolporteur, falls der Käufer über bares Geld nicht verfügt, landesübliche Tauschartikel in Kauf, Kopra und Pfeilwurz, Butter, Eier und Käse, Hundezähne und Muscheln, Seehundsspeck und andre leckere Dinge.

Es ist ein mühevoller Beruf, dem der Kolporteur obzuliegen hat. Dieser hat den Schrecknissen des sibirischen Winters zu trotzen, jener ist der sengenden Glut Indiens ausgesetzt, ein dritter durchwandert die öden und salzigen Wüsten Persiens, der vierte die fiebergeschwängerten Sumpflandschaften Hinterindiens und so fort. Der eine hat zu kämpfen mit Gleichgiltigkeit, der andre mit Fanatismus und Bigotterie, der dritte mit Atheismus, der vierte mit Kritizismus und Skeptizismus; den einen trifft bittere Verfolgung, der andre fällt Räubern in die Hände und wird ausgeplündert und gemißhandelt. Im chinesischen Boxeraufstand 1900 hat mehr als einer den Märtyrertod erlitten. Es liegt in der Natur ihrer Arbeit, daß ihr Erfolg nicht statistisch festzustellen ist. Es würde nicht ohne Interesse sein, beim Nachforschen zu finden, wie viele lebensfähige Gemeinden in China, Korea, Indien ihre Gründung dem Bibelboten verdanken. Sie tun treffliche Dienste, indem sie Vorurteile beseitigen, viele Herzen für das Evangelium öffnen; sie erleichtern dem Missionar den Eintritt in die Arbeit, sorgen, daß er ein freundliches Willkommen findet; ja oft braucht dieser die Saat nur zu wässern und zu pflegen, nicht selten kann er in überraschend kurzer Zeit sogar schon ernten, wo er nicht gesät.

Über den Bibelboten dürfen wir die Bibelfrauen nicht vergessen, deren Arbeit eine wesentliche Ergänzung zu der jener bildet. Ihre

Wirkungssphäre ist, abgesehen von London, fast ausschließlich der Orient: Indien, China und die islamitischen Länder Vorderasiens. Wie die Bibelboten sind auch sie Eingeborne des Landes, in dem sie ihre Arbeit haben. Solcher Bibelfrauen besoldete die Bibelgesellschaft im letzten Jahre 658; aus praktischen Gründen hat sie dieselben nicht unter ihrer unmittelbaren Leitung, sondern überläßt den Missionen sowohl die Auswahl geeigneter Frauen, die die Missionare natürlich eher zu kennen in der Lage sind, wie auch ihre Ausbildung und Leitung, nur die Kosten trägt sie. Im letzten Jahre gab sie dafür 84000 Mk. an 40 verschiedene Missionen, auch die Basler und Goßnersche Mission erhielten je 1440 Mk. zur Besoldung von 40 und 45 Bibelfrauen.

Es ist bekanntlich die Lage der Frauenwelt im Osten, die zur Schaffung der Senanamission und weiter des Instituts der Bibelfrauen geführt hat. Die Sitte in Indien erfordert es, daß die indischen Frauen der bessren Klassen in strengster Abgeschlossenheit gehalten werden. In ihre Senana dringt nichts von der Außenwelt, sie haben keinen Anteil an der Bildung ihres Volkes; in Unwissenheit und, eitler Spielerei mit ihrem Schmuck und schlimmeren Dingen bringen sie ihr inhaltsloses Leben hin. Der Missionar hat keinen Weg, ihnen mit der Verkündigung des Evangeliums nahe zu kommen. Ebenso abgeschlossen ist die Lage der Haremsfrauen in islamischen Ländern, und auch bei den vornehmen Chinesinnen liegt die Sache nicht günstiger. Die Frauen aber sind die Mütter des künftigen Geschlechts. Die Arbeit der Missionare wird halb in Frage gestellt, wenn die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts in den Händen solcher unwissenden, bigoten heidnischen Müttern liegt. Solche Tatsachen haben zunächst die Senanamission ins Leben gerufen; nun haben wir in Indien schon über 1000 Missionsschwestern, und in China werden es nicht weniger sein. Aber ihr Wirkungskreis ist bei alledem noch ein recht enger: wieviel Hausbesuche kann die einzelne Missionsschwester täglich bei allem Eifer machen, auf wieviel Frauen kann sie somit einwirken? Und wenn sie monatlich in einem Senana vielleicht einmal einkehrt, kann dabei viel herauskommen? Erst durch Mithilfe der eingeborenen Bibelfrauen wird dieser Arbeitszweig recht wirksam. Drei Aufgaben sind es, die diese in der Hauptsache zu erfüllen haben. Das erste ist, daß sie in einem Senana Eingang suchen und deren stumpfen Insassen, von denen

kaum eine lesen kann, die Geschichten der Bibel vorlesen[1]). Im letzten Jahre haben die Bibelfrauen der B. F. B. S. auf solche Weise 38684 Frauen aus der Schrift vorgelesen. Dann finden sich vielleicht Frauen, die den Wunsch äußern, selbst lesen zu lernen; diese soll die Bibelfrau darin unterweisen, damit sie selbst hernach die Bibel lesen können. Das haben die Bibelfrauen im letzten Jahre mit 2409 Frauen getan. Drittens endlich sollen sie den Frauen auch biblische Bücher verkaufen; damit wird den Senanadamen für die vielen müßigen Stunden ein Mittel wider die Langeweile, ja, mehr als das, ein Mittel gegeben, ihrem inhaltleeren Dasein den besten Inhalt zu geben. Alle Achtung vor diesen einfachen Bibelfrauen, deren Tun selbst einer nicht-christlichen Hinduzeitung diese Anerkennung abnötigte:

„Die Bibelfrau ist für Hunderte und Tausende von Hinduheimen die gute Botin der Bildung gewesen. Schlicht, sauber, freundlich, hat sie sich ihren Weg bis in die Schlupfwinkel der Orthodoxie gebahnt, das starke und bittere Vorurteil überwunden, von dem sich Außenstehende kaum eine volle Vorstellung machen können. Indem wir diese Zeilen schreiben, steht vor unserm geistigen Auge das Bild von Dutzenden freundlicher, netter Mädchen, die durch heiße, staubige Straßen wandern, barfuß, im heißen Sonnenbrand, um das Licht der Erkenntnis in Häuser zu bringen, in welchen sie nicht über den Vorraum hineingelassen werden, und wo sie kein Glas Wasser ohne Demütigung erhalten; aber nie beklagen sie sich, immer bleiben sie geduldig. Diesen tüchtigen und eifrigen Frauen, wo immer sie tätig sein mögen, den Freundinnen der Erziehung allüberall, wünschen wir herzlich Heil und Segen."

Solche Anerkennung ist ihnen nicht ohne weiteres in den Schoß gefallen, sondern es sind manche Hindernisse aus dem Weg zu räumen und manche Vorurteile zu beseitigen gewesen, bis das Wort der Bibelfrau den Weg in die so fest verschlossenen Senanas und die noch fester verschlossenen Herzen ihrer Bewohner gefunden hat. Ein großes Maß von weiblichem Takt und Freundlichkeit, von Geduld, Glaube und Gebet hat dazu gehört und gehört noch immer dazu.

* * *

Am 7. März feiert die B. F. B. S. ihr 100jähriges Jubiläum. Wie nun ihre Arbeit all die Jahre hindurch der ganzen evangelischen Christenheit gegolten hat, so sollte auch die ganze evangelische Christenheit an diesem Feste An-

1) Von 140 Millionen Hindufrauen kann noch nicht 1 Million lesen oder schreiben. Selbst in Bengalen, der hinsichtlich der Schulbildung fortgeschrittensten Provinz, kann von 200 Frauen nur 1 lesen und schreiben.

teil nehmen, nicht am wenigsten die evangelische Mission; ist doch kein Arbeitszweig der Bibelgesellschaft, der nicht ihr in erster Linie zugute gekommen ist. Vom Bibelhause in London ist angeregt, Sonntag, den 6. März, als Bibelsonntag durch die ganze Welt zu feiern, und als Predigtthema ist die Losung ausgegeben: „Die Mission der Bibel unter den Menschen". In England hat diese Anregung sowohl in der Staatskirche wie bei Dissenters einmütige Zustimmung gefunden; ebenso ist sie auf dem Kontinent sympathisch aufgenommen. Auch in dieser Zeitschrift ist die Feier des „Bibelsonntages" warm befürwortet; und vorstehender Aufsatz ist wesentlich zu dem Zweck geschrieben, den Lesern für dieselbe durch Darbietung geeigneten Materials Handreichung zu tun.

Nachschrift des Herausgebers.

Die A. M. Z. wird noch weiteres Material bringen, zunächst in der Februar-Nummer einen Artikel von D. Kähler: „Die Bibel das Buch der Menschheit". Das deckt sich ungefähr mit dem von der Bibelgesellschaft selbst vorgeschlagenen Predigtthema. Dann wird nach dem Erscheinen der Jubiläumsschrift und Jubiläumsfeier noch ein größerer Aufsatz folgen.

Auch an die sämtlichen deutschen Kirchenregierungen ist der Antrag gestellt worden, den 6. März als einen allgemeinen Bibelsontag zu feiern, und es unterliegt — soweit bis jetzt ein Urteil möglich ist — kaum einem Zweifel, daß dem Antrage allseitig Folge gegeben werden wird. Eine treffliche Gelegenheit sowohl zu einer ökumenischen Feier innerhalb der ganzen evangelischen Christenheit wie zu einer anschaulichen und überzeugungsvollen Predigt über die Bedeutung der Bibel für die ganze Welt. Man braucht auch die Predigt über dieses große und inhaltsreiche Thema nicht auf den 6. März zu beschränken, sondern diese einzigartige Jubiläumsfeier kann und soll dazu ausgebraucht werden, unsrem Volke einmal nachdrücklich, wiederholt und im Zusammenhange zum Bewußtsein zu bringen, was es an der Bibel hat. Es ist ein großes Bedürfnis, daß das geschieht. Auch die Missionsfeste dieses Jahres sollten dazu benutzt werden.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. April. 1904.

John Williams, der Missionar der Südsee.

Von P. Strümpfel in Sachsenburg bei Heldrungen.

1. Die Zurüstung zum Missionar.

In Tottenham bei London wurde John Williams am 29. Juni 1796 geboren. Vom Vater erbte er praktischen Sinn und geschäftliche Gewandtheit, von der Mutter empfing er als Kind schon die Richtung zu Gott. Der Vater, ein nüchterner Geschäftsmann, dem Reiche Gottes fern, hat erst gegen Ende seines Lebens unter dem Vorbilde und Zuspruche seines Sohnes den Weg zum Glauben gefunden; die Mutter, aus gläubigem Hause stammend, nahm jeden Morgen und jeden Abend ihre Kinder zu sich in die Kammer, um auf den Knieen mit ihnen zu beten.

Es fügte sich, daß auch das Haus des Eisenwarenfabrikanten Tonkin, bei dem John 1810 in die Lehre trat, von gläubigem Geiste erfüllt war. Er sollte Kaufmann werden, aber lieber als im Kontor war er bei den Arbeitern in der Werkstatt, um ihre Fertigkeiten abzulauschen. Bald hantierte er am Ambos und Blasebalg als fertiger Schlosser. Tonkin ließ es ihm zu; er ahnte nicht, daß in seiner Schmiede der künftige Kulturpionier der Südsee sich ausbildete. In den Übergangsjahren schien das geistliche Leben in John erstorben; obwohl äußerlich ehrbar und von jeher der Lüge feind, fragte er doch nicht nach Gottes Wort und trieb sich mit Altersgenossen in Wirtshäusern umher. Aber als er 18 Jahre alt war, ergriff ihn die Hand Gottes. In einem Abendgottesdienst, zu welchem er widerstrebend den Bitten der Frau Tonkin gefolgt war, traf ihn die Predigt über Matth. 16, 26 ins Herz. Er suchte nun christliche Gemeinschaft und trat in einen Jünglingsverein. Er hat den kleinen Verein, in dem 30 ernste junge Männer fleißig in der Bibel forschten und beteten, die Universität genannt, auf der er studiert habe. Ein Jahr später weckte eine Missionsstunde in John den Wunsch, zu den Heiden zu gehen.

Sein Seelsorger Wilks, an dessen kleiner Predigerschule er jetzt teilnahm, war Komiteemitglied der Londoner Mission; von dieser wurde Williams im Juli 1816 angenommen und trotz des Mangels an Vorbildung — er kannte weder Latein noch Griechisch noch sonst eine fremde Sprache — schon wenige Monate später ausgesandt. Das Bedürfnis nach Missionaren war in der Südsee plötzlich sehr groß geworden, da auf Tahiti nach langen Nöten das Christentum über die Götzen gesiegt hatte. Im Januar 1816 waren Ellis und Threlkeld, im Juli Osmond und Barff dorthin gesandt worden, im November folgten ihnen Williams, Darling, Platt und Bourne. Mit ihnen zugleich wurde am 30. September der bekannte Robert Moffat für Südafrika abgeordnet. Williams besuchte in Freistunden Fabriken und Werkstätten, er sprach schon damals die Absicht aus, der Südsee mit dem Evangelio zugleich Handel und Gewerbe zu bringen. Seine Instruktion wies ausdrücklich auf die Zivilisationsaufgaben hin. Am 29. Oktober verheiratete sich der damals erst Zwanzigjährige mit Mary Chauner, die er in der Sonntagsschule und Armenpflege kennen gelernt hatte. Die sanfte stille Frau hat nachmals als treue Gefährtin mit heldenmütigem Glauben ihrem Manne zur Seite gestanden. Williams Mutter war unter Tränen getröstet und stark im Glauben; er selbst sah, als das Abschiedsweh hinter ihm lag, hoffnungsfreudig und voll Sehnsucht nach Arbeit der Zukunft entgegen. Am 17. November 1816 lichtete die „Harriet" die Anker.

2. Die Lehrjahre auf Raiatea.

Genau zwölf Monate später landete Williams mit seinen Gefährten in Eimeo, der Nachbarinsel von Tahiti, wo die Mission auf den Gesellschaftsinseln ihren Mittelpunkt hatte; ein halbes Jahr später kam er mit Osmond und Ellis nach Huahine, wiederum nach einigen Monaten (November 1617) wurde er mit Threlkeld nach Raiatea versetzt, welches sein erstes eigentliches Arbeitsfeld wurde und bis Mai 1830 blieb.

Raiatea, die größte der westlichen Gesellschaftsinseln, ist mit ihrer Schwesterinsel Tahaa von einem gemeinsamen Riff umgeben; üppige Vegetation bedeckt die fruchtbare Küstenebene und die Täler des im Innern bis zu 1000 Meter sich erhebenden Felsengebirges. Auf Raiatea war die Heimat des Oro-kultus, welcher sich von hier auf die übrigen Inseln verbreitet und unzählige Menschenopfer ver-

schlungen hatte. Jetzt waren auf allen neun Inseln der Gruppe die Götzen gestürzt; aber gründliche Bekehrung einzelner Seelen war noch etwas Seltenes, auch auf Tahiti war noch niemand getauft. Auf Raiatna zeigten Faulheit und Unsittlichkeit, wie äußerlich die Annahme des Christentums bisher geblieben war.

Die Missionare predigten sogleich dreimal in der Woche, und am Sonntage vor 700, 1000, ja 1500 Besuchern. Zum Erstaunen der älteren Missionare hatte Williams mit seinem guten Gedächtnisse und seiner scharfen Auffassungsgabe die schwere tahitische Sprache mit ihrer Fülle von Vokalen und nur 9 Konsonanten und der nach der Aussprache wechselnden Wortbedeutung so schnell bewältigt, daß er schon nach 10 Monaten in Huahine seine erste tahitische Predigt hatte halten können. Das Beste gab er dem Volke in Gesprächen, die er jeden Abend und tagsüber während der Arbeit pflegte. Um eine christliche Erziehung des Volkes zu ermöglichen, bewogen Williams und Threlkeld die Leute, aus den zerstreuten Gehöften in ein großes Dorf zusammenzuziehen. Sein eigenes Wohnhaus baute Williams als ein Muster für die Eingeborenen: vorn 3 Zimmer mit prächtiger Aussicht über Blumenbeete und Rasenplätze hinweg nach dem Hafen, hinten 4 Zimmer mit dem Blick auf Hühnerhof und Gemüsegarten; daneben baute sich König Tamatoa sein Haus und nach Jahresfrist bot der Strand mit den vielen netten, weiß getünchten Häuschen einen für jeden Zivilisationsschwärmer entzückenden Anblick. Bis dahin hatten meist mehrere Fratnilien in einem Raume gehaust, jetzt hatte jede Familie ihr Wohn- und ihr Schlafzimmer mit gedieltem Fußboden. Ein großes Gebäude von 191 Fuß Länge und 44 Fuß Breite vereinigte unter einem Dache Kirche vnd Gerichtshaus. Nach dem Vorbilde von Tahiti regelte ein vom Volke feierlich angenommenes Gesetzbuch die Eigentums- und Eheverhältnisse und bedrohte die Verbrechen. Leider fehlte es in der ersten Zeit nicht an Mordanschlägen seitens junger Leute, denen die christliche Zucht zuwider war.

Seine mechanischen Fähigkeiten hatte Williams schon in Eimeo bewiesen, indem er das von Pomare für den Handel mit Australien gewünschte Fahrzeug, mit welchem die älteren Brüder nicht fertig werden konnten, in Zeit von 10 Tagen seefähig machte und das Eisenwerk dazu selbst schmiedete. In Raiatea baute er gleich ein Boot für den Verkehr mit der Außenstation Tahaa. Um den Zucker-

rohrbau zu heben, fertigte er eine Zuckermühle mit drei großen Walzen. Die gelehrigen Leute trieben bald alle Handwerke; Frauen und Mädchen sammelte Frau Williams um sich. Durch Schulbücher aus der Druckerei des Missionars Ellis auf Huahine wurde der Eifer für die Schule stark angefacht; in 7 Klassen mit eingeborenen Vorstehern saßen Leute jeden Standes und Geschlechtes, Erwachsene und Kinder nebeneinander; mit der 7. Klasse lasen die Missionare das Evangelium Lucä, das in 1800 Exemplaren von Huahina gekommen war. Wie auf Tahiti, so bildete sich auch auf Raiatea eine Missionshilfsgesellschaft, die schon im ersten Jahre der Londoner Mission für 10500 Mk. Kokosnußöl lieferte.

Inzwischen war auch das innere Leben erstarkt. Zwar klagte Williams sehr über Mangel an Sündenerkenntnis, aber es gab doch eine Reihe geistlich geförderter Seelen; 70 wurden im Mai 1820 getauft, ein Jahr später war die christliche Gemeinde schon auf 268 Erwachsene und 202 Kinder herangewachsen. Einer der ernstesten Christen war König Tamatoa; von dem alten blinden Krieger Me ist bekannt, wie er auf seinem Sterbebette den großen Berg seiner Sünden durch einen darauf fallenden Tropfen des Blutes Christi beseitigt sah.

Williams war nun aber nicht der Mann, in stiller Freude an solch lieblicher Blüte auf den engen Kreis einer kleinen Insel sich zu beschränken. Das Herz brannte ihm vor Sehnsucht, der weiten Inselwelt der Südsee das Evangelium zu bringen. Er trug sich mit großen Plänen. Über Erwarten gedieh ihm alles, was er arbeitete; das steigerte seine Zuversicht und machte ihn unternehmend. Zu Grunde lag aber ein starker Glaube an Gott, welcher den kühnen Sanguiniker doch nie zum Abenteurer werden ließ; immer folgte er den göttlichen Fingerzeigen.

Ein solcher wurde ihm 1821 durch ein für sein ferneres Wirken folgenreiches Ereignis. Auura, ein Häuptling von Rurutu, einer der südlich von Tahiti liegenden Australinseln, war nach merkwürdigen Schicksalen auf die Gesellschaftsinseln verschlagen worden und wünschte nach 3 Monaten eifrigen Lernens von Raiatea wieder in seine Heimat zu gehen, aber „nicht ohne ein Licht in der Hand." Zwei ernste Christen von Raiatea, mit Fibeln, Evangelien und Liebesgaben der Gemeinde ausgerüstet, begleiteten ihn als Lehrer und schon nach 4 Monaten brachte ein Boot die Götzen von Rurutu, die

im feierlichen Dankgottesdienste der Gemeinde gezeigt wurden. Williams überzeugte sich später persönlich von den Fortschritten auf Rurutu und sah zum ersten Male, wie eingeborene Christen als Lehrer der Heiden sich eifrig und tüchtig bewiesen. Vor seiner Seele stand fortan der Entwurf eines Arbeitsplanes im großen Stile: mit eingeborenen Missionaren Insel auf Insel zu besetzen und durch ein Schiff mit den Missionaren in regelmäßiger Verbindung zu halten.

Hindernis auf Hindernis trat ihm entgegen. Er selbst wurde schwer krank und die Nachricht vom Tode seiner Mutter erschütterte ihn tief. Da entschloß er sich im Herbste 1821, als wieder einmal die Krankheit heftig auftrat und die besorgten Missionare zu einer Reise nach England drängten, eine Schiffsgelegenheit nach Sidney zu benutzen, dort ärztliche Hilfe zu suchen, Handelsverbindungen anzuknüpfen und auf eigene Hand von seinem kleinen mütterlichen Erbteile ein Handels- und Missionsschiff zu kaufen. Der alte Marsden schüttelte den Kopf, aber Williams erreichte sein Ziel. Am 6. Juni 1822 langte der Schoner „Endeavour" (die Eingeborenen nannten ihn Matamua = Anfang) in Raiatea an und brachte viele schöne Dinge, u. a. Glocken, aber auch Kühe und Schafe mit. Williams hatte einen Faktor Scott für den Betrieb der Tabak- und Zuckerindustrie in Dienst genommen. Schon die ersten beiden Ladungen machten das Schiff bezahlt.

Im Oktober 1822 wurde Raiatea von zwei Visitatoren der Londoner Mission besucht. „Wäre auch weiter nichts durch eure Arbeit geschehen," schrieb der eine nach England, „als was unsre Augen allein auf dieser Insel gesehen haben, sie würde reichlich belohnt sein." Auch die Visitatoren schlugen Williams, da sie ihn und seine Frau lebensgefährlich fieberkrank trafen, eine Urlaubsreise und Versetzung in ein besseres Klima vor. Aber er konnte sich nicht losreißen und Gott erhörte seine und der Gemeinde Gebete; Ende 1822 kehrte ihm und seiner Frau die Gesundheit wieder. Grade jetzt sollte der nunmehr 26jährige Williams auf die Höhe seiner Wirksamkeit geführt werden.

3. Die Entdeckung Rarotongas und der Zug in die Weite

Südwestlich von Raiatea liegen die neuen Hervey-Inseln. Der Rurutuhäuptling hatte oft von ihren grausamen Bewohnern erzählt. Auf eine dieser Inseln, Aitutaki, hatte Williams, als er nach Sidney fuhr, zwei eingeborne Lehrer gebracht. Ihre Berichte lauteten

hocherfreulich. „Sage Williamu, wenn er uns besuchen will, so wollen wir unsre Götzen verbrennen und das Wort des wahren Gottes annehmen", so ließ ihm der Häuptling sagen. Williams zögerte nicht, besonders da er hörte, daß auf Aitutaki sich gerade Männer von Rarotonga aufhielten. Aus den Sagen des Volks war ihm diese von keinem Weißen noch betretene große Insel längst bekannt. Mit Bourne und 6 Lehrern trat er am 4. Juli 1823 die Reise an mit einem Vorgefühl des großen Werkes, welches er in die Hand nahm. Die Instruktion, die er unterwegs für die Lehrer niederschrieb, zeugt ebenso von geistlicher Erfahrung wie von praktischer Weisheit und der Gabe liebevoller Regierung. Auf Aitutaki waren die ehemaligen Menschenfresser von einem stürmischen Triebe zum Beten und Lernen ergriffen, Williams weihte eine Kapelle ein und predigte vor 2000 Menschen über Joh. 3, 16 (diesen Text legte er fortan abwechselnd mit 1. Tim. 1, 15 jeder ersten Predigt auf den Inseln zugrunde). Auf der Weiterfahrt kam er nach Mangaia, wo aber für diesmal die Wildheit der Bewohner den Eingang verhinderte, und nach Atiu, wo auf das begeisterte Zeugnis der mitgekommenen Männer von Aitutaki sofort die Götzen abgetan wurden. Noch immer suchte man aber vergeblich nach dem berüchtigten Rarotonga. Der Mundvorrat ging zu Ende; man wollte schon umkehren, als 1/2 Stunde vor der letzten Frist ein Freudenruf erscholl. Da tauchte sie aus den Fluten auf, eine der lieblichsten Inseln der Südsee, von Ost nach West 1 1/2 Meilen lang, 1 Meile breit, überragt von malerischen, bis 890 Meter hohen Gipfeln und umsäumt von einer fruchtbaren Küstenebene, dazu trefflich angebaut und mit Pflanzungen in höchster Kultur bedeckt. Trotz der Gefahren, welche schon am ersten Abende den Lehrern drohten, entschloß sich der wackere Papeiha zum Bleiben. Unterstützt von dem später hinzukommenden Tiberio durchwanderte er predigend die Insel und wir werden bald hören, wie auch dort Priester und Häuptlinge schließlich ihre Götzen ins Feuer warfen.

Williams, welcher mit den Trophäen aus Aitutaki zu seiner Gemeinde zurückgekehrt war, erfuhr gerade nach diesem ersten Zug in die Weite einen Nackenschlag nach dem andern. Das Vorgehen des von eifersüchtigen Händlern aufgestachelten Gouverneurs von Sidney gegen den polynesischen Tabak wirkte vernichtend auf den kaum entwickelten Handel von Raiatea. Da auch die Missions-

direktion in London seine „Spekulation“ verurteilte, mußte Williams mit schwerem Herzen sein Schiff wieder verkaufen. Er meinte, Satan habe wohl gewußt, daß dies Schiff die tötlichste Waffe gegen seine Festung in der Südsee war. „Archen Satans“ nannte er die gewöhnlich verkehrenden Schiffe. Vergebens bat er in London um Aussendung eines Missionsschiffes. Er wurde von der Missionsdirektion sogar einer Disziplinar-Untersuchung unterworfen, da von Händlerseite und sogar durch einen amtlichen Bericht des britischen Konsuls auf Tahiti die schwersten Anklagen gegen ihn erhoben waren. Er ertrug das geduldig, nur an seine Freunde schrieb er von der törichten Sparsamkeit der Direktion, die mit 10000—15000 Mark das Werk verzehnfachen könnte. Der „eingeklammerte Missionar“, wie er sich nannte, wurde zum Segen für Raiatea fast vier Jahre dort festgehalten. Er setzte 1824 die Verlegung der ganzen Niederlassung nach der entgegengesetzten Inselseite ins Werk, da sie an der alten Stelle von Stürmen und Meeresfluten zuviel zu leiden hatte. Das Dorf erstand größer und schöner als vorher; die Kirche mit 9 hohen Bogenfernstern und einer durch Schnitzwerk verzierten Kanzel war ein Meisterstück. Die Gemeinde wuchs auch innerlich, neue Tauffeste fanden statt und von den Tochtergemeinden kamen Freudenbotschaften.

Obgleich man in London von Williams weitblickenden Plänen nichts wissen wollte, schickte man ihm doch endlich den für Rarotonga erbetenen Missionar. Pitmann wurde 1825 von Williams mit den Worten begrüßt:

„Lieber Pitimani, ich achte es für ein halb verlorenes Leben, unter dieser Handvoll Leuten zu wohnen und mit meiner Kraft auf diesen winzigen Fleck beschränkt zu sein, ich kann den Gedanken nicht ertragen. Zehntausende schmachten im Elende auf garnicht entlegenen Inseln und ich soll hier auf meiner Insel sitzen unter einigen Hunderten. . . . Hätte ich ein Schiff, es sollte keine Insel der Südsee unbesucht bleiben.“

Erst nach 15 Monaten fand sich Fahrgelegenheit nach Rarotonga. Threlkeld war nach dem Tode seiner Frau in die Heimat gereist; Williams wagte es aber getrost, die Gemeinde dem treuen Tuahine (Erstling von Tahiti) anzuvertrauen.

Der Empfang auf Rarotonga am 5. Mai 1827 war unbeschreiblich; Williams Hand war ganz lahm vom Drücken und Schütteln. Nur einmal in den vier Jahren war die Insel von einem Missionar (Bourne 1825) besucht worden. Jetzt trug man in feier-

lichem Zuge 14 ungeheure Götzenbilder, das kleinste 5 Ellen lang, herbei und legte sie Williams zu Füßen. Eben war die Verlegung der Missionsstation nach Ngatangaia im Werke, in zwei Monaten wurde eine Kirche mit 3000 Sitzplätzen vollendet. Während dieses Baues lernte Williams die härtere rarotonganische Mundart, sodaß er zur Einweihung in ihr predigen konnte, arbeitete auch gleich an Grammatik und Übersetzungen; dann aber überließ er die neue Station seinem Freunde Pitman und zog mit einem Teile des Volkes nach dem alten Platze Avarua, den er voll ausbaute.

Länger als er wollte, fast ein Jahr, blieb Williams in Rarotonga, da kein Schiff die Insel berührte.[1])

Da faßte er den kühnen Entschluß, sich selbst zu helfen. Entblößt von allen Hilfsmitteln baute er im Laufe von drei Monaten ein Schiff von 60—80 Tons, den „Friedensboten". Die Baugeschichte klingt wie die Erzählung von Robinson Crusoe: hatte er doch weder Ambos noch Blasebalg, nicht einmal eine Säge und nur wenige von ihm selbst erst geschmiedete Beile. Das Eisen war sehr knapp; große hölzerne Nägel hielten die Planken; statt des Wergs diente Kokosfaser, als Segel Schlafmatten der Eingebornen, die Taue waren aus Hibiskusbast geflochten. Trotzdem erwies sich das Schiff als seetüchtig; alte Kapitäne staunten über die wunderbare Leistung. Aber es war mehr als Tatkraft und Geschick eines Tausendkünstlers, welche dies vollbrachten, sondern die Begeisterung eines Mannes, der sein Lebenswerk von den Hindernissen frei macht. Nun hatte er wieder ein Schiff, die ganze Südsee bis nach Neuguinea sah er als Arbeitsfeld vor sich liegen; gleich 12 Lehrer auf einmal wollte er auf der ersten Fahrt mitnehmen. Den Direktoren legte er in freimütigem Schreiben nochmals die Notwendigkeit der Sache vor.

„Ich will noch viel mehr tun und habe jetzt durch wirkliche harte Arbeit und ziemliche Unkosten das Mittel in meiner Hand, um zu verwirklichen, was mir seit vielen Jahren am Herzen liegt."

Unter den wehmütigen Liedern des Volkes nahm Williams weinend von Rarotonga Abschied, wo Miss. Buzacott ihn eben ablöste und eilte nach Raiatea, wo es nach dem Tode des geistgesalbten Pastors Tuahine übel stand und überdies Schwarmgeister aus Tahiti, die sich besonderer Offenbarungen rühmten, die Gemeinde beunruhigten. „Wie gut, daß du wieder da bist!" klang es ihm entgegen. Auf dem üblichen Missionsfeste im Mai erzählte

1) Heute noch sind die Herveyinseln der schwerer zugänglichen Riffe wegen weniger im Verkehr als andere Inselgruppen.

Makea, der mitgekommene Oberhäuptling Rarotongas, von der herrlichen Veränderung seiner Heimat. Auf einer Reise nach den Australinseln überzeugte sich Williams von den fortgehenden Missionserfolgen. Der Häuptling von Tubuai hatte zwei Jahre auf Rurutu gewartet, um Williams zu sehen und Lehrer für sein Volk zu erbitten, obgleich unterdes daheim eine Seuche das Volk heimsuchte und sein Weib und zwei Kinder starben.

Es war ganz wunderbar, wie Williams die Herzen der Eingeborenen zuflogen; seine liebevolle Herzlichkeit und Freundlichkeit wirkte auf sie wie Sonnenschein. In seiner Hand waren sie in der Tat unvergleichliche Missionsarbeiter und gingen mit Begeisterung den Gefahren entgegen. Als er sie jetzt bald hierhin, bald dorthin ausziehen sah, fühlte er seinen Plan bestätigt. Besonders aber stärkte ihn jetzt darin seine tapfere Frau. Früher hatte sie, wenn er von Samoa und noch ferneren Inseln sprach, gegen seine Reisepläne sich gesträubt; jetzt gab sie ihre freudige Zustimmung dazu und doch hatte grade sie davon nur Schweres zu erwarten. Infolge der Entbehrungen auf Rarotonga, da sie weder Mehl noch Reis, noch Zucker, noch Thee hatten und Salz und Seife sich selbst fabrizieren mußten, war sie sehr leidend und lag, nachdem sie eines toten Kindleins genesen, lange schwer darnieder.

4. Die Eroberung von Samoa durch das Evangelium.

Am 24. Mai 1830 trat Williams die langersehnte Fahrt nach den Samoainseln an. Seine Frau blieb krank zurück; an Bord des „Friedensboten“ waren mit ihm Miss. Barff und 7 eingeborene Lehrerfamilien. Die Herveyinseln wurden zuerst besucht. Auf der Wildeninsel machte die drohende Haltung der Bewohner es unmöglich Lehrer zurückzulassen; um nicht ganz leer fortzugehen, ließen die Brüder sich verleiten, zwei junge Leute aufs Schiff zu locken und trotz ihres Geheuls mitzunehmen, um sie zu unterrichten; sie sind bald wieder entwichen. Es ist das erste und einzige Mal, daß Williams einen solchen Fehler machte. Auf den Tongainseln, wo er die wesleyanischen Missionare begrüßte, fand er durch besondere Fügung Gottes einen Führer, der ihm bei den Samoanern Eingang verschaffen konnte.

Fauea, ein vor 11 Jahren aus Samoa entwichener Häuptling, war dem Evangelium wenigstens geneigt, seine Frau war getauft, eine fromme Christin. Das Ehepaar schloß sich jetzt Williams an. Fauea erzählte von dem gefürchteten Priesterkönige Tamafainga, auf ihn werde es ankommen, ob die Mission Fuß fassen würde. Wunderbarerweise war die erste Nachricht, die Fauea bei der Annäherung von Savaii vernahm, Tamafainga sei vor kurzem ermordet. Tanzend vor Freude rief er Williams zu: „Ue mate le devolo, der Teufel ist tot, nun wird das Volk das lotu (Evangelium) annehmen.“ Die polynesischen Lehrer wurden auf Savaii sehr freundschaftlich aufgenommen. Fauea und seine Frau schilderten den Landsleuten mit beredten Zungen die Vorzüge des Christenglaubens. Der König Malietoa hielt grade grausames Strafgericht wegen der Ermordung Tamafaingas, die Missionare sahen die Dörfer auf Upolu brennen. Aber am Abend kam Malietoa auf das Schiff und versprach die Lehrer zu schützen. Das Versprechen wiederholte er am anderen Morgen bei einem großartigen Empfange in seiner Residenz: jetzt müsse

er noch Krieg mit Upolu führen, aber es solle sein letzter Krieg sein, dann wolle er ein Verehrer Jehovas werden. Der Tag, da die großen englischen Häuptlinge zu ihm gekommen, sei der glücklichste seines Lebens. Aehnlich freundlich und willig zeigten sich andere Häuptlinge. Williams versprach, nach Jahresfrist wolle er wiederkommen und wenn Malietoa Wort gehalten hätte, aus England Missionare für Samoa holen. „Groß ist unsere Liebe zu den englischen Lehrern!“ rief das Volk, als Williams und Barff nach herzbeweglichem Abschiede von den Lehrern das Schiff bestiegen, dankbar daß der Herr zu ihrer Reise Gnade gegeben.

Ueber Rarotonga, Rurutu, Eimeo, Huahine eilten sie heim nach Raiatea. Für die dortige Gemeinde kamen stürmische Zeiten. Im Juli 1831 starb der edle König Tamatoa, nachdem er die Hände gegen Williams ausstreckend gerufen hatte: „Mein teurer Freund! Wie lange haben wir zusammen gearbeitet an diesem guten Werke. Nichts hat uns jemals geschieden, jetzt tuts der Tod, — aber wer will uns scheiden von der Liebe Gottes!“ Mit seinem Tode brachen länger schon drohende Feindseligkeiten aus, ein junger Häuptling von Tahaa suchte an der Spitze von allerlei Unzufriedenen die Macht an sich zu reißen und die alten Zustände wiederherzustellen. Mit Hilfe von tahitischen Häuptlingen gelang es Williams einstweilen Frieden zu stiften. Dann überließ er, wenn auch sorgenvoll, die Gemeinde dem jungen Missionar Smith, denn er mußte vor seiner neuen Reise nach Samoa noch einige Monate mit den Missionaren auf Rarotonga an der Bibelübersetzung arbeiten. Während er dort weilte, wurde Rarotonga am 23. Dezember 1831 von einem entsetzlichen Orkan heimgesucht. An 1000 Häuser, darunter Kirchen und Schulen, waren zertrümmert; das Missionsschiff wurde von den Ankertauen losgerissen und einige 100 Ellen landeinwärts getragen, wo es zwischen zwei Baumstämmen eingeklemmt blieb; hätte sich der Wind gedreht, wäre es verloren gewesen. Das Volk erkannte in der Trübsal die richtende Stimme Gottes: denn auch dort hatte eine Partei versucht, heidnische Gebräuche wieder einzuführen, ohne daß die Häuptlinge bis dahin Mut zum Widerstande zeigten. Williams wurde persönlich schwer getroffen; seine Frau, welche in jener Nacht halbnackt aus Pitmans Haus hate flüchten müssen, da der Sturm das Dach abhob, und fast zerschmettert worden wäre, wurde infolge der ausgestandenen Angst zu früh und abermals von einem toten Kinde entbunden und schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben. Rührend war in dieser Zeit die Liebe der Gemeinde; Gott schenkte der Kranken endlich Genesung. Noch einmal mußte Williams auf Raiatea Ordnung schaffen, da Tamatoas Sohn die Branntweinpest beförderte. Unterstützt von den Königinnen Pomare von Tahiti und Maihara von Huahine machte Williams dem Unwesen ein Ende; der junge König gelobte mit Tränen Besserung.

Endlich war der Weg nach Samoa frei. Makea, das Oberhaupt von Rarotonga, und ein eingeborener Lehrer von dort, begleiteten Williams, als er am 11. Oktober 1832 in See stach. Schon nach 6 Tagen glücklicher Fahrt sahen sie die Manua-Inseln, die östlichsten der Samoagruppe. Eine Anzahl Bote ruderte ihnen entgegen; zwei Männer riefen: „Wir sind Söhne des

Wortes und warten auf ein falau lotu (Religionsschiff) das uns Leute bringen soll, die sie Missionare nennen, damit sie uns etwas von Jesu Christo erzählen. Ist etwa euer Schiff das, worauf wir warten?" Eingeborene von Rawaiwai, einer 70 Meilen südlich von Tahiti gelegenen Insel waren vom Sturme dahin verschlagen, hatten tahitische Neue Testamente bei sich geführt, eine Kapelle gebaut und Gottesdienst gehalten. Angenehm enttäuscht war Williams auf Tutuila, wo er wegen der Bewaffneten am Strande zu landen zögerte. „Wir sind nicht mehr wild", rief ihm der Häuptling zu, „wir sind Christen." Er erzählte: Ein großer Häuptling vom Lande der Papalangi (der Weißen), namens Wiriamu, sei vor 20 Monaten nach Savai gekommen, und habe einige tamafa lotu (Religionsmacher) zurückgelassen, von dort hätten einige seiner Leute das Wort herübergebracht. Zur Seite standen 30 Mann mit weißen Tüchern um den Arm, das waren die Männer des Wortes. Als Williams sich zu erkennen gab, herrschte große Freude. Einer berichtete, er fahre jede Woche einmal nach Savai, und hole ein Stück lotu. „Gib uns einen Mann, der voll ist von lotu, damit ich nicht immer mein Leben daran setzen muß, es weit her zu holen." Als der Häuptling der Insel Manono den für sein Volk bestimmten rarotonganischen Lehrer gesehen, schwamm er durch die Brandung zurück mit dem Freudenrufe: „Wiriamu! der versprochene Lehrer kommt!" Auf Savaii gab es ein freudiges Wiedersehen mit den polynesischen Lehrern. Malietoa, die Häuptlinge und alle Bewohner des Bezirks hatten das Christentum angenommen. Eine Kirche im tahitischen Stile war gebaut und mit Zuckerrohr gedeckt. Mit aufgerecktem Nacken und offenem Munde verschlangen am anderen Tage die Eingeborenen das von Williams gepredigte Wort. Malietoa erschien umgewandelt, in anständiger Kleidung und begrüßte die Missionare aufs herzlichste. Bei einer Durchwanderung der Insel sah Williams hie und da schon Kapellen und besonders unter den Frauen war große Freude an Gottes Wort. Auf Manono, wohin ihm Malietoa das Geleit gab, gelang es ihm noch diesen mit dem dortigen Häuptlinge auszusöhnen. Auf dem Verdecke des Schiffes knieten alle zum Gebete nieder und sagten dann Lebewohl. In Apia auf Upolu, wo er sein Schiff ausbesserte, hörte Williams, daß durch einen nach der Keppelinsel verschlagenen und inzwischen verstorbenen Lehrer von Savaii das Evangelium dort Eingang gefunden habe. Er holte nun die Witwe mit den Kindern ab und setzte einen neuen Lehrer auf der Keppelinsel ein. Nachdem er infolge Leckwerdens des „Friedensboten" zweimal an den Tongainseln gelandet, erreichte er endlich Rarotonga.

Hier vollendete er nun in Muße die Uebersetzung des Neuen Testaments, verfaßte einen Katechismus in Samoanisch und war 1833 Zeuge einer geistlichen Erweckung, welche schöne Früchte trug. Kein Haus war jetzt ohne Hausandacht. Die Schulen blühten. Die Geburt eines lebenden Kindes war in diesem Jahre für das Ehepaar Williams eine große Freude, 7 Kinder hatten sie begraben, nur der Erstgeborene, John, war ihnen erhalten geblieben.

5. Williams in England.

Der überraschende Erfolg in Samoa und der Ausblick auf die weit

offenen Türen in der ganzen Südsee trieben jetzt Williams zu dem Entschlusse, selbst in die Heimat zu gehen, um wirksam für die Südseemission einzutreten; überdies hatte er Malietoa versprochen, Missionare aus England zu holen. Nach einer Rundreise auf den Inseln, bei welcher ihm auf Raiatea die Verwüstungen des Branntweins durch die Seele schnitten, aber auch die innigen Gebete der Gläubigen das Herz erquickten, fuhr er mit Weib und Kind auf einem englischen Schiffe von Tahiti ab und kam am 12. Juni 1834 wohlbehalten in der Heimat an, in welcher er nun vier Jahre lang eine nicht nur für die Südsee, sondern für die Missionssache überhaupt sehr gesegnete Tätigkeit übte.

Vor dem öffentlichen Reden in England war ihm etwas bange gewesen; die Auswahl des für andere Fesselnden und Zweckdienlichen aus der Fülle des Erlebten setzte ihn wie andere Missionare in Verlegenheit. Aber in kurzem beherrschte er auch diese neue Aufgabe. „Keine Phrasen, keine schön stilisierten Reden, sondern wirkungsvolle Tatsachen!“ so lautete der Rat, den er später einem anderen Missionar gab. Mit seiner kräftigen, sonoren Stimme, welche ohne Anstrengung die größten Räume füllte, sprach er meist über eine Stunde begeisternd von den Gnadenwundern in Polynesien, und „sein Odem bewegte die Herzen wie der Wind die Blätter im Walde.“ „Hast Du schon Herrn Williams, den Missionar gehört?“ war die übliche Frage in christlichen Kreisen. Er konnte den Einladungen zu Vorträgen kaum genügen. Besonders hoch gingen die Wogen der Begeisterung in Schottland. Trotz der unermüdlichen Wiederholung blieb seine Rede frisch, aus dem Herzen kommend, von Eifer andere zu entflammen, getragen. Einem solchen Redner öffneten sich auch Taschen und Hände. Ein Quäker in Liverpool legte eine Banknote von 2000 Mk. auf den Tisch, in Glasgow wurde eine goldene Uhr auf die Plattform gereicht. Eines Tages wies ein Droschkenkutscher den Fuhrlohn zurück, weil es ihm eine Ehre sei, daß Williams in seiner Droschke gesessen, und fuhr eilends davon. Williams war in England so populär geworden, wie vor ihm kein Missionar es gewesen war. Ihm war überall eine wunderbare Gewalt über Menschenherzen gegeben.

Mit Mühe verschaffte er sich endlich etwas Ruhe für schriftliche Arbeit. In der ersten Zeit hatte er nur den Druck des Neuen Testaments für Rarotonga besorgen können. Mit Humor erzählt er, wie ihn die gelehrten Herren von der Bibelgesellschaft examinierten, ob auch aus dem Grundtexte übersetzt sei. In relativ sehr kurzer Zeit schrieb er jetzt für das große Publikum ein Buch über seine Reisen. Es war nichts leichtes für einen Mann, der einst mit so wenig Vorbildung ausgezogen war und draußen nicht gerade Gelegenheit zu englischer Schriftstellerei gehabt hatte. Er hat auch Freundeshand an der äußeren Gestalt mithelfen lassen, trotzdem ist das Buch „Missionsunternehmungen in der Südsee“ ein neues Zeugnis seiner großen Begabung. Es fand eine Verbreitung wie kein ähnliches vorher.

Seine wenige freie Zeit widmete Williams dem häuslichen Glücke. Er war „einer der liebenswürdigsten Menschen, die es je gegeben hat“ und empfing die Besucher, auch wenn sie ihn empfindlich störten, mit steter Güte und

Freundlichkeit. Vor allem war er ein durch und durch frommer Mann. Ans Frühaufstehen gewöhnt, widmete er die Morgenstunden täglich dem Gebet.

Die wichtigste Frucht seines Wirkens in der Heimat war die Belebung des Missionssinnes im ganzen englischen Volke. Vielleicht hat vor Livingstone kein einzelner Mann so wie Williams in den breitesten Schichten, auch in gebildeten und einflußreichen Kreisen Missionsinteresse geweckt. Alle Missionsgesellschaften erfreuten sich steigender Einnahmen. Aber natürlich kam sein Wirken in erster Linie der Südsee zu gute. Auf den Enthusiasmus der ersten Zeit war infolge der Enttäuschungen und Nöte der Südseemission ein Rückschlag erfolgt, das Interesse an der Südsee war bei den Missionsfreunden geschwächt. Nun nahm es wieder einen mächtigen Aufschwung. Die Glasgower Missionsgesellschaft beschloß Neukaledonien zu übernehmen, die Methodisten erweiterten ihr Werk in Polynesien. Die Mittel für die von Williams gewünschten Anstalten (Seminar für eingeborene Missionare auf Rarotonga, höhere Schule auf Tahiti) flossen ihm mühelos zu. Das große Missionsschiff erforderte einige Anstrengungen. Nachdem die Bitte um ein Schiff der königlichen Marine der Konsequenzen wegen abgelehnt war, erging ein Aufruf an das englische Volk, der über 84000 Mk. einbrachte. Williams hatte den Mut, sogar den Rat von London mit Rücksicht auf die Förderung des englischen Handels und der geographischen Forschung um eine Beisteuer anzugehen; seine Erscheinnng und Rede in der Guildhall war ein sensationelles Ereignis; noch unerhörter war, daß die Stadt wirklich 10000 Mk. bewilligte. Das Schiff „Camden" wurde angekauft, Kapitän Morgan übernahm die Führung des „Betschiffes", wie es hernach in der Südsee hieß; der Schiffsbauer, der daran gearbeitet hatte, schickte statt der Rechnung eine Quittung über 8000 Mk., selbst der Lotse nahm keinen Pfennig.

Nach ergreifender Abschiedsfeier in der Kirche, in welcher Williams einst erweckt worden war, erfolgte am 11. April 1838 die Abreise unter tausendstimmigem „Fahrwohl" des Volkes. Der älteste Sohn, John Williams, der sich kurz zuvor in London verheiratet hatte, begleitete die Eltern; er sollte die kaufmännischen Geschäfte besorgen und die gewerbliche Erziehung der Eingeborenen fördern; ihren geliebten Samuel mußten sie dagegen in der Heimat zurücklassen. Von den mit ausziehenden Missionaren, die mit einer Ausnahme verheiratet waren, waren 4 für Tahiti, 2 für Rarotonga, 2 für Samoa, 1 für die Markesasinseln bestimmt.

6. Wiedersehen in der Südsee und Märtyrertod.

In Kapstadt und Sidney wiederholte sich die begeisterte Aufnahme, die Williams in England gefunden. Mit Schrecken hörte er aber die ersten Nachrichten über das Eindringen der Römischen, die schon auf den Gambierinseln Fuß gefaßt hatten; er sah die der evangelischen Mission drohende Verwüstung klar voraus.

Sein erstes Ziel war Samoa, wo er am 24. November landete. Er fand die Missionare, die während seines Aufenthalts in England dorthin gesandt waren, in fröhlicher Arbeit. Von den damals 70000 Bewohnern der Inselgruppe hatten etwa 50000 christlichen Unterricht, die Druckerpressen konn-

ten nicht genug Bücher schaffen, in allen Familien wurde Hausandacht gehalten. Das große Verlangen nach dem Evangelium bewog Williams in Samoa zu bleiben. In Fasetutai auf Upolu, wo von dem letzten Kriege her noch viel Feindseligkeit gegen die Nachbarn herrschte, ließ er sich nieder und so groß war die Liebe und Achtung des Volks, daß in seiner Abwesenheit zweimal ein kriegerischer Überfall auf die Vorstellungen des Sohnes Williams' unterblieb, weil die Feinde erklärten, sie hätten den Namen, den er führte, zu lieb.

Seine rastlose Tätigkeit in Samoa unterbrach Williams vom Januar bis April 1839 durch eine Rundreise im alten Missionsgebiete. Auf Rarotonga erregte das Flaggenzeichen der Taube mit dem Ölblatte die ganze Insel. „Es ist Williamu!" Gradezu überschwänglich waren die Ausbrüche der Freude, als die mitgebrachten 5000 Neuen Testamente ausgepackt wurden. Zärtlich umarmte Williams seinen alten Freund Makea und rief: „Wie freundlich handelt Gott mit uns, daß er uns so lange hat leben lassen, um uns noch einmal ins Auge zu sehen!" Sie haben sich schon ein halbes Jahr später im Himmel wiedergesehen. Das Missionsseminar wurde mit 11 jungen Männern eröffnet, auch eine englische Schule eingerichtet. Tahiti, wo er dann die höhere Schule gründete, stand noch unter dem Eindrucke der ersten französischen Vergewaltigung. Weil Königin und Volk die römischen Priester nicht aufgenommen hatten, erzwang ein französisches Kriegsschiff 6000 Mark Strafgeld, ein Abbitteschreiben und das Hissen der französischen Flagge. In Raiatea fand Williams erfreuliche Besserung, der junge König wandelte in den Fußstapfen seines Vaters. In der Brandung am Riffe von Atiu schlug das Boot um und Williams wurde mit Mühe gerettet, es war das siebente Mal, daß er aus Todesgefahr in den Wellen errettet wurde. Zu den Maiversammlungen war er wieder in Samoa und erzählte von den Erfahrungen der Reise. Bauten und Schulgründungen nahmen ihn während des Sommers in Anspruch. Im Oktober brachte der „Camden" den Missionar Pratt, welcher den Posten in Fasetutai übernahm, und Williams trat nun die Fahrt nach Westen an, von welcher er nicht zurückkehren sollte.

Bis dahin hatte sein Wirken den geistig wohlbegabten, trotz aller heidnischen Greuel und sittlichen Schwächen doch anziehenden und religiös angelegten Polynesiern gegolten. Das Christentum fand bei diesen der Götzen müde gewordenen Stämmen im allgemeinen schnelle, dankbare Aufnahme. Weit von ihnen verschieden sind die papuartigen dunkelfarbigen Stämme Melanesiens. Diese mißtrauischen, heimtückischen, im ganzen viel roheren Melanesier sind nicht nur viel fester in das Zaubereiwesen gebannt, sondern auch von jeher den Weißen besonders feindlich gewesen. Schon die ersten Seefahrer hatten durch Grausamkeit sich an ihnen versündigt. Ein Unglück war vollends die Entdeckung des kostbaren Sandelholzes. Die Schiffe, welche dies zu suchen kamen, reizten durch schreckliche Greueltaten die Wildheit und Rachsucht der Melanesier so, daß ihnen auch mancher Unschuldige zum Opfer fiel. Aber grade die Nachricht von solchen Vorgängen auf den Neuhebriden erfüllte Williams mit dem herzlichen Verlangen, den armen Wilden den Frieden Christi zu predigen.

Im Vorgefühl dessen, was bevorstand, war Williams in der letzten Zeit ungewöhnlich erregt und sprach öfters vom Sterben. Mit einer tief ergreifenden Predigt über Apostelgeschichte 20 nahm er Abschied; als er die Worte las: „Es war aber viel Weinens unter ihnen allen und fielen Paulo um den Hals und küßten ihn, am allermeisten betrübt über dem Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen," da vermochten die Leute und er selbst die innere Bewegung nicht mehr zurückzuhalten. Eine der letzten Bitten der geängstigten Gattin lautete: „Geh nicht nach Erromanga!" Nach inbrünstigen Gebeten riß er sich los und am 5. Mai 1839 schiffte er mit dem Engländer Harris, der gesundheitshalber nach der Südsee gekommen war und hier die Mission liebgewonnen hatte, dem Missionar Cunningham und 12 eingebornen Lehrern sich ein. Nach einem Besuche auf der kleinen Insel Rotuma, wo zwei Lehrer zurückblieben, landete er am 17. November auf Futuna, der ersten Neuhebriden-Insel, wo ihm freundliche Annäherung gelang, am 18. November auf Tanna, wo er besonders gute Aufnahme fand, drei Lehrer zurückließ und im Geiste schon den künftigen Mittelpunkt der melanesischen Mission zu sehen glaubte, und erreichte in der Morgenfrühe des 20. November Erromanga. Er hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht; wie ein schwerer Stein hatte das vor ihm liegende Werk auf seiner Brust gelegen. Er äußerte, manches Jahr saurer Arbeit würde nötig sein, ehe es in den finsteren Landen der westlichen Südsee licht würde. In der Dillonsbai ging er dann mit Harris, Cunningham und Kapitän Morgan ans Land. Kleine Geschenke schienen das Zutrauen der Wilden zu gewinnen, so daß man wagte, am Ufer eines Baches eine Strecke landeinwärts zu gehen. Cunningham hob gerade einige seltene Muscheln auf, als er einen Schrei hörte und Harris aus dem Buschwerke hervorspringen sah. Williams war grade mit einem Haufen Kinder beschäftigt, denen er die samoanischen Zahlwörter vorsagte. Erst als Harris unter den Keulenschlägen der Wilden in den Bach gefallen war, lief Williams auf das Schreien Cunninghams die Bucht hinab, ein Wilder dicht hinter ihm, der, als Williams rücklings in Wasser stürzte, mit der Keule auf ihn schlug und im Verein mit einem anderen Wilden ihm das Haupt zerschmetterte; ein dritter bohrte eine ganze Hand voll Pfeile in seine Brust. Cunningham und Morgan, die sich ins Bot gerettet hatten, ruderten ihm eilends zu Hilfe; aber die Mordtat war geschehen, ehe sie hinkamen; sie sahen, wie die Wilden mit gräßlichem Geheul den Leichnam ans Ufer schleppten und selbst die Kinder ihn noch mit Steinen bewarfen, bis die Wellen sich vom Blute rot färbten. Es gelang Cunningham und Morgan nicht einmal, die teure Leiche den Wilden zu entreißen und es blieb ihnen nichts übrig, als möglichst schnell Sidney aufzusuchen. In einer vom Gouverneur beorderten Kriegsschaluppe kehrte Cunningham am 27. Februar 1890 nach Erromanga zurück, um die Überreste des Märtyrers aufzusuchen. Nach langem Verhandeln gestanden die Wilden, daß sie die Leiber der Erschlagenen gefressen hätten. Nur einige Knochen und die Schädel brachte man nach Samoa. Wie sich später herausstellte, war von Williams Gebeinen nichts dabei, die Eingeborenen meinten, der Kapitän wünsche überhaupt nur Menschenknochen zu haben und brachten, was davon vorhanden war. Am 24. März langte das Schiff mit den vermeintlichen Über-

resten des geliebten Mannes vor Upolu an. Eine erschütternde Klage erhob sich: Aue Williamu! Aue Tama! (Ach Williams, ach unser Vater!) Malietoa drang in das dunkle Zimmer der tiefgebeugten Witwe, weinte lange mit ihr, hub aber endlich an zu trösten und betete zuletzt inbrünstig. In Apia wurden die Gebeine feierlich beerdigt, englische und samoanische Leichenrede gehalten und von Seesoldaten drei Gewehrsalven übers Grab geschossen. Ein Denkstein wurde errichtet mit der Inschrift: „Gewidmet dem Andenken des Rev. John Williams, Vater der Samoanischen und anderer Missionen, welcher 43 Jahre und 5 Monate alt, durch die barbarischen Einwohner von Erromanga getötet ward, während er das Evangelium des Friedens auf ihre Küste pflanzen wollte.“ Auf den Hervey- und den Gesellschaftsinseln weinten die Christen bitterlich um ihren Vater, in England vollends erregte die Kunde tiefe, allgemeine Trauer.

Das Blut des Märtyrers sollte nicht umsonst vergossen sein. Wirksamer als einst sein Mund es getan, weckte es den Eifer für die Südseemission. In fünf Monaten hatten die Kindermissionsvereine 126 000 Mk. aufgebracht zu den Kosten eines neuen Missionsschiffes, welches „John Williams“ genannt wurde. Auf den Samoa-Inseln brannte man vor Begierde, christliche Vergeltung zu üben; die Lehrer Lasalo und Nanari baten darum, gerade nach Erromanga geschickt zu werden. Williams' Witwe kehrte 1841 nach England zurück; der „Camden“, welcher sie nach Sidney brachte, hatte schon die zweite Aussendung samoanischer Lehrer für die Neuhebriden an Bord. Jahrzehnte sind vergangen, ehe die durch die Schandtaten der Händler, Menschenraub und eingeführte Seuchen erbitterten Kannibalen der südlichen Neuhebriden anfingen sich zu bekehren. 6—7 Missionare und manche eingeborene Lehrer sind von ihnen ermordet, auf Erromanga fielen nach einander zwei Brüder Gordon. Aber die heldenmütige Treue der evangelischen Sendboten hat je länger je mehr schöne Erfolge errungen. Auf Erromanga gehören jetzt 4/5 der Bewohner zur christlichen Gemeinde; nach 30jährigem Widerstreben hat sich 1890 auch der älteste Sohn des Mörders Williams taufen lassen.

Quellen: Prout, Memoirs of the life of John Williams. London 1843. — Besser, John Williams, der Missionar der Südsee, und die Londoner Südseemission. 4. Aufl. bis auf die Gegenwart fortgeführt von Kurze. Berlin, Buchh. der Berl. ev. Miss.-G. — Kurze, Samoa. Berlin, M. Warneck 1900.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Juni. 1904.

James Calvert, der Witi-Missionar.[1])

Von D. G. Kurze.

1. Zehn Jahre auf Lakemba.

Am 25. Oktober 1838 herrschte schon in frühester Morgenstunde ein reges Leben unter den Missionsfreunden Sydney's, der damals noch recht bescheidenen Haupthandelsstadt Australiens. Wer nur irgend konnte, war hinaus an den geräumigen Hafen geeilt, um bei der Abfahrt der beiden Missionsschiffe „Camden" und „Letitia" zugegen zu sein. Schon blähten sich die Segel in der frischen Brise, mancher heiße Segenswunsch ward aus den die Schiffe umschwärmenden Booten den Missionaren an Bord zugerufen, und ein kräftig über die Wellen hinbrausendes Missionslied war der letzte Abschiedsgruß, den die Missionsfreunde den beiden Fahrzeugen nachsandten. An Bord des „Camden" befanden sich eine Anzahl Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft, darunter der eifrige John Williams, der nicht lange nachher auf Erromanga den Märtyrertod erlitt. Die „Letitia" stand im Dienste der Wesleyanischen Missionsgesellschaft und sollte die drei englischen Missionare James Calvert, J. Hunt und T. J. Jagger nach dem Witi-Archipel bringen, dessen blutdürstigen Kannibalen sie die Friedensbotschaft des Evangeliums zu verkündigen gedachten.

James Calvert, mit dessen Lebensarbeit sich diese Blätter beschäftigen sollen, hatte am 3. Januar 1813 in Pickering, einem Städtchen der Grafschaft Yorkshire, das Licht der Welt erblickt und

1) Quellen: R. Vernon, James Calvert or From Dark to Dawn in Fiji. London 1890. — Williams and Calvert, Fiji and the Fijians. London 1858. — J. Watsford, Glorious Gospel Triumphs. London 1900. — C. F. Gordon Cumming, At Home in Fiji. London 1881.

in dem nahegelegenen Malton ein solide Schulbildung empfangen. An letzterem Orte machte er auch eine siebenjährige Lehrzeit in einem renommierten Geschäftshause durch, in welchem Buchdruckerei, Buchbinderei und Papierhandlung vereinigt waren. In schweren Krankheitszeiten hatte Calvert frühzeitig seinen Heiland gefunden und der Oberpfarrer Powis in Colchester tat keinen Mißgriff, als er den frühgereiften in seinem Berufe sehr tüchtigen jungen Mann im Jahre 1837 der Direktion der Wesleyanischen Missionsgesellschaft zur Ausbildung für den Missionsdienst empfahl. Calvert ward angenommen und trat nun als Student in das theologische Seminar zu Hoxton ein, wo er eine Freundschaft fürs Leben mit seinem späteren Mitarbeiter John Hunt schloß. Nur allzukurz währte seine Studienzeit; denn als 1838 die beiden Pioniere der Witi-Mission, Croß und Cargill, einen dringenden Hilferuf nach Verstärkung in die Heimat sandten, beschloß die Wesleyanische Missionsdirektion, Calvert nebst Hunt und Jagger nach Witi abzuordnen. Noch vor der Ausreise nach Australien schloß Calvert im März 1838 mit Mary Fowler den Ehebund, die ihm eine treue Lebensgefährtin und Arbeitsgenossin im vollsten Sinne des Wortes wurde.

Der Dezember des Jahres 1838 kam heran, ehe die drei Missionare das Land ihrer Bestimmung erreichten. Die „Letitia" hatte nämlich zuvor die Tonga-Insel angelaufen, wo sich den Missionaren Gelegenheit bot, den missionseifrigen König Georg kennen zu lernen, ein Umstand, der für die spätere Wirksamkeit Calverts im Witi-Archipel von besonderer Bedeutung war. Denn auf den Witi-Inseln war König Georg eine bekannte und gefürchtete Persönlichkeit, dessen mannhaftes Auftreten zu wiederholten Malen den von ihren heidnischen Landsleuten bedrängten Witi-Christen das Leben rettete. Hatte er doch auch, als sich im Oktober 1835 die zuvor auf Tonga tätigen beiden Wesleyaner-Missionare William Croß und David Cargill als die ersten Glaubensboten auf den Witi-Inseln und zwar zunächst auf Lakemba niederließen, durch einen Gesandten und ein Begleitschreiben die Missionare dem Inselkönig Tui Nayau empfohlen.

Als Calvert mit seinen Gefährten im Dezember auf Lakemba gelandet war, hatte er gehofft, unter der Anleitung des erfahrenen Cargill — Croß war seit Anfang 1838 nach Rewa, einer Ortschaft auf der Südostküste von Witilewu übergesiedelt — zunächst gründ-

lich die Sprache des Volkes studieren zu können. Aber in anderen Teilen des Archipels war so dringender Bedarf an Missionaren, daß sich das Häuflein Arbeiter bald zerstreute. Hunt, Cargill und Jagger ließen sich in Rewa nieder, das nun das Zentrum der Witi-Mission wurde, und so kam es, daß Calvert und seine Gattin ein halbes Jahr nach ihrer Landung einsam auf Lakemba hausten; um so willkommener war ihnen eine im Sommer 1839 eintreffende Verstärkung durch 10 tonganische Lehrer. Der Missionsbezirk, welcher Calvert anvertraut war, umfaßte nicht nur das kleine Lakemba mit seinen von ungefähr 4000 Einwohnern bevölkerten 13 Ortschaften, sondern daneben auch noch 24 benachbarte kleine Inseln, von denen einige über 40 Stunden von Lakemba entfernt lagen. Mit den Verbindungen stand es schwierig; für die Seereisen war es oft unmöglich, ein seetüchtiges Boot zu bekommen, und die Fußwege, welche die einzelnen Ortschaften miteinander verbanden, waren nicht für Europäer berechnet. An seiner kleinen Gemeinde, die noch keinen einflußreichen Witier als Glied zählte, sondern meist aus eingewanderten Tonganern bestand, hatte der die Sprache anfangs nur sehr unvollkommen beherrschende Missionar wenig Halt und außerhalb der Gemeinde traten ihm auf Schritt und Tritt die Greuel des Heidentums in ihrer krassesten Gestalt: Menschenfresserei und Menschenopfer tagtäglich entgegen. Viel Ärger und Aufregung verursachten auch die Diebesgelüste der Witier, welche bei ihren Plünderungszügen eine große Schlauheit entwickelten. Gewisse Sachen verschwanden fortwährend aus dem Warenlager und selbst aus der Küche. Damit nicht zufrieden, planten die Eingeborenen einen förmlichen Einbruch in die Wohnung des Missionars und führten ihn auch mit Erfolg aus. Als sich Calverts eines Morgens von ihrem Lager erhoben, fanden sie zu ihrer unangenehmen Überraschung die eine Wand ihres Hauses durchbrochen und es stellte sich heraus, daß ein beträchtlicher Vorrat von Kleidungsstücken fortgeschleppt worden war. Daß die Diebe im Falle einer Störung auch vor einer Gewalttat nicht zurückgeschreckt wären, bewies ein Haufen großer Steine, der dicht neben dem Hause lag. Der Inselkönig Tui Nayau billigte übrigens eine derartige Behandlung des Missionars nicht und ließ die Einbrecher nach Witiart seine Ungnade in der Weise spüren, daß er mehreren Kindern der beim Einbruch beteiligten Männer einen Finger abzuschneiden befahl.

Doch nahmen solche Belästigungen seitens der Lakembaner bald ein Ende, je mehr das Ehepaar Calvert das Vertrauen derselben durch öftere Hausbesuche und eine bessere Kenntnis ihrer Sprache gewann. Der König zeigte aber jetzt ebensowenig, wie früher während der Wirksamkeit Cargills, Geneigtheit, die Ausbreitung des „Lotu" (Evangelium) unter seinen Untertanen zu begünstigen. Trotzdem er Calvert viel Sorgen und Kummer verursachte, wurde dieser doch nicht müde, ihn immer wieder zur Annahme der Heilsbotschaft zu bewegen und Zeugnis gegen die Ausschreitungen, die er sich zu schulden kommen ließ, abzulegen. Während Tui Nayau heimlicher Weise alles tat, was in seinen Kräften stand, um die Ausbreitung des Evangeliums zu hindern, trat sein Bruder Toki als offener Gegner auf und suchte Tui Nayau, der ein schwankender Charakter war, auch in diesem Sinne zu beeinflussen.

Eines Tages machte Calvert dem Brüderpaare seine Aufwartung und erbat sich deren Erlaubnis, daß die Bewohner der Ortschaft Nasangkalu das Christentum annehmen dürften, indem er zugleich die Versicherung abgab, daß dieselben auch als Christen es ihnen gegenüber weder an der schuldigen Ehrerbietung, noch an Fronleistungen und Tribut fehlen lassen würden. Beide erwiderten, daß es für ihre Untergebenen nur gut sein werde, wenn sie das Christentum annähmen, und daß sie ihnen vollständig freie Hand ließen. Sofort machte sich Calvert auf den Weg nach Nasangkalu, um den Dorfbewohnern die Freudenbotschaft mitzuteilen; aber bevor er den Ort erreichte, begegnete er zwei Frauen, die noch vor ihm eine Botschaft vom König dahin gebracht hatten. Diese lautete, daß es den Nasangkaluanern bei Strafe der Verbannung verboten sei, das Christentum anzunehmen. Als Calvert trotzdem seinen Weg fortsetzte, fand er nur zu bald, daß der geheime Befehl seine Wirkung nicht verfehlte. Die Eingeborenen hielten sich eingeschüchtert von dem Missionar fern; um so erfreuter war er, daß wenigstens ein Bewohner jener Stadt seiner Überzeugung treu blieb und sich dafür willig aus seiner Heimat verbannen ließ. Er trat bei einem Tonganer, der in der Nähe des Missionshauses auf Lakemba wohnte, in Dienste und ließ sich nach vorhergegangener Ausbildung als Lehrer nach der Insel Matoa entsenden, wo er bis zu seinem Tode treue und erfolgreiche Missionsarbeit verrichtete.

In späteren Jahren zeigte sich Tui Nayau dem Christentum

etwas geneigter und begünstigte sogar dessen Ausbreitung, sei es nun aus Überzeugung oder aus Gründen der Politik. Es galt das besonders für die 16 Stunden südlich von Lakemba gelegene Insel Oneata, die ebenfalls zum Machtbereiche Tui Nayau's gehörte. Hier hatten die gewissenhafte Arbeit eines Witi-Missionsgehilfen und die öfteren Besuche Calverts den Anstoß zu einer christlichen Bewegung gegeben. Unter tatkräftiger Beihilfe der Insulaner war eine Kirche und Schule gebaut worden, und das Evangelium hatte schließlich die Herzen der meisten Eingeborenen gewonnen. Im Jahre 1842 machte sich der Bau einer größeren Kirche nötig, und die Bevölkerung ging mit einem wahren Feuereifer an die Arbeit, sodaß bald ein stattliches Gotteshaus dastand, groß genug, um allen Insulanern Platz zu gewähren. Schon machten sich manche Gedanken, daß der Bau zu umfangreich geraten sei, als kurz vor der Einweihung eine Botschaft Tui Nayaus anlangte, des Inhaltes, daß sich alle Insulaner dem „Lotu“ anschließen sollten. Darauf hatten einige Ängstliche, die des Königs Unwillen fürchteten, nur gewartet, und so trat auch der letzte Rest der heidnischen Inselbevölkerung zum Christentum über, darunter der Oberhäuptling und der Priester. Bei der Einweihung der Kirche hatten die jungen Christen nun die freudige Genugtuung, daß dieselbe gerade die rechte Größe hatte, um alle Neubekehrten aufnehmen zu können. Die Bekehrung der Oneataner bedeutete übrigens einen tüchtigen Fortschritt in der Christianisierung des Witi-Archipels, da sich jenes Inselvölklein durch Intelligenz, Fleiß und Betriebsamkeit vor anderen auszeichnete. Sie besaßen zahlreiche Boote, mit denen sie häufige Handelsreisen nach benachbarten Inselgruppen unternahmen, und seitdem sie Christen geworden waren, nutzten sie diese Gelegenheit treulich aus, ihren heidnischen Landsleuten die frohe Botschaft von Christo zu bringen.

Auf diese Weise gelangte das Evangelium auch nach Wanuambalawu, einer größeren, zwischen Lakemba und Tawiuni gelegenen Insel. Die dortigen Insulaner waren mit denen von Oneata verwandt und beteten dieselben Götter an, wie jene in ihrer heidnischen Zeit. Sonst war es Sitte, wenn die Handelsgeschäfte erledigt waren, sich mit fröhlichem Gesang und Tanz die Zeit zu vertreiben. Seit ihrer Bekehrung aber machten es die Oneataner anders; sie benutzten jene Zusammenkünfte, um von der christlichen Lehre zu ihren Stammesverwandten zu reden und sie aufzumuntern, ebenfalls der

Christengemeinde sich anzuschließen. Zunächst stieß diese unerschrockene christliche Propaganda der Oneataner auf viel Widerspruch bei den Bewohnern der Insel Wanuambalawu; aber nach einiger Zeit stellte sich ein angesehener Häuptling, namens Mbukarau, auf ihre Seite und ließ sich in der christlichen Lehre unterweisen. Er war ein tapferer, unerschrockener Mann, der vor seiner Bekehrung weit und breit gefürchtet wurde; nun bedrohten ihn seine Mithäuptlinge und die Priester. Aber er ließ diese Anfechtung mannhaft über sich ergehen und war nur darauf bedacht, zu dem wenigen, was er vom Christentum wußte, immer mehr hinzuzulernen. Und so begab er sich eines Tages auf die Reise nach Lakemba, um sich für seine Landsleute einen Lehrer zu erbitten. Als ein solcher auf Wanuambalawu landete, fand er zu seiner freudigen Überraschung, daß mehrere Insulaner dem Beispiele Mbukaraus gefolgt waren und ebenfalls christliche Unterweisung begehrten. Des Häuptlings Haus füllte sich mit Taufbewerbern und allmählich ließ auch der Widerstreit der heidnischen Partei nach. Joseph Mbukarau ließ sich zum Lehrer und Missionsgehilfen ausbilden und gewann viele seiner Landsleute für das Evangelium. Inzwischen begann eine Stammesfehde, die Ursache so vielen Blutvergießens auf den Witi-Inseln, zwischen Yaro und Lomolomo, den beiden Bezirken, in welche Wanuambalawu zerfällt, auszubrechen. Die Christen aber weigerten sich, an dem Kriege teilzunehmen und erhielten die Erlaubnis sich nach Munia, einem ungefähr 4 Stunden entfernten Eilande, zurückzuziehen. Hier gründeten sie, mit Joseph Mbukarau an der Spitze, eine blühende Niederlassung, wo sie von keinen Kriegswirren mehr beunruhigt wurden.

Bemerkenswert ist die Charakterfestigkeit jener ersten christlichen Generation unter den Witi-Insulanern. Lieber lassen sie Verfolgung, Verbannung und selbst den Tod über sich ergehen, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten. Als einst Tui Kilakila, der grimmige Herrscher von Somosomo, nach Lomolomo kam, um Tribut einzuziehen, waren die nötigen Vorbereitungen getroffen, ihm denselben in feierlicher Weise an einem Sonntage zu überreichen. Ohne Rücksicht auf den Zorn des Königs, der gedroht hatte, jeden Christen unter seinen Untertanen zu töten und aufzufressen, weigerten sich die Christen, an der mit der Tributüberreichung verbundenen Sonntagentheiligung teilzunehmen. Wider ihr Erhoffen und zur großen Verwunderung der Heiden gestattete der König den Christen, ihren An-

teil am Tribute am Montage zu überreichen. In späteren Jahren war die Sonntagsfeier eine so strenge, daß man sich scheute, an diesem Tage mit einem Boote in See zu stechen, es sei denn, daß es galt, einen Geistlichen nach seinem Predigtorte zu befördern. Und keine in Aussicht gestellte Belohnung, war groß genug, um einen christlichen Eingeborenen zu bewegen, am Sonntag von einem Baume Früchte herabzuholen.

Das Jahr 1842 wurde für die Missionarsfamilie bedeutungsvoll durch die Bekehrung der Prinzeß Tangithi, der zwanzigjährigen Tochter des Königs Tui Nayau. Dieselbe wurde damals ernstlich krank, und ihr Vater tat die üblichen Schritte, um den vermeintlichen Zorn der Götter zu besänftigen, indem er die Tempel ausbessern und von seinen Untertanen in jeder Ortschaft reichliche Speiseopfer darbringen ließ. So wurden tausende von Tarowurzeln gebacken und 19 große Puddings aus Taromehl, geriebener Kokusnuß und Zuckerrohrsaft — der größte Pudding hatte einen Umfang von 21 Fuß — den Göttern geopfert. Aber während alle diese Opfer zugerüstet wurden, nahm die Krankheit Tangithis einen immer drohenderen Charakter an. Als Calvert zum zweiten Male die Patientin besuchte, fand er den Götzenpriester bei ihr, der seine Beschwörungsformeln murmelte und den Leib der Prinzeß zugleich einrieb. Der König war offenbar sehr erregt und sagte: „Die Krankheit meiner Tochter ist überaus groß!“ „Ja“, antwortete der Missionar, „ich weiß es; aber um so größer ist dein Unrecht, daß du zu nutzlosen heidnischen Zeremonien deine Zuflucht nimmst, anstatt die so heilsam wirkende Arznei weiter zu gebrauchen.“ Gleichzeitig weigerte er sich, weitere Arzneimittel zu verordnen, so lange der Götzenpriester seine heidnischen Beschwörungen verrichten dürfe. Der König gab nach und der Missionar flößte der Kranken Arznei ein. Als sie aber darauf aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte und heftig zu husten anfing, glaubte ihr Vater, ihr Ende sei gekommen und schrie in seiner Erregung den Missionar an: „Du hast meine Tochter getötet!“ Calvert's Lage war in jenem Augenblicke eine äußerst gefährdete; sah er sich doch dem aufgeregten Könige und seinem wütenden heidnischen Gefolge wehrlos gegenüber, welches nur auf einen Wink seines Herrschers wartete, um den Fremdling zu töten.

Calvert seinerseits gab seiner Entrüstung heftigen Ausdruck, daß ihm Schuld an dem etwaigen Tode der Prinzeß gegeben werde, während er sich doch bemüht habe, ihr Leben mit derselben Arznei zu retten, die ihm aus England zum Gebrauch für seine Familie zugesandt werde. Darauf nahm er die Arzneiflaschen an sich und eilte heim, froh mit heiler Haut aus der Höhle des Löwen entronnen zu sein. Er verwahrte das Missionshaus und wartete in unruhiger Spannung den weiteren Verlauf der Ereignisse ab; sagte er sich doch, daß sein Leben verwirkt sei, wenn die Prinzeß während der Nacht stürbe. Da kam gegen Morgen die Nachricht, daß es Tangithi ein wenig besser gehe; später langte sogar ein Bote vom König mit der Bitte an, der Missionar möchte ihm für ein anderes seiner Kinder, das an der Dysenterie litt, Arznei senden. Calvert sagte zu dem Boten; „Bringe dem Könige meinen ehrerbietigen

Gruß und melde ihm, daß ich keine Lust habe, ihm fernerhin Arzneien für seine Kinder zu schicken, nachdem ich letzte Nacht den Tod seiner Tochter verschuldet haben sollte. Es ist nicht recht, wenn ein Missionar zwei Kinder eines Königs so kurz nacheinander tötet." Auf diese ironische Botschaft hin ließ der König für seine Übereilung um Entschuldigung bitten, und nun sandte ihm Calvert ein Mittel gegen die Dysenterie.

Die Prinzeß blieb aber trotzdem in der Pflege des heidnischen Priesters, der volle vier Wochen hindurch alle Zaubermittel und Opfer aufbot, um die Patientin wieder gesund zu machen. Doch es war alles umsonst; die Krankheit wurde nur noch schlimmer. Da gab der König endlich seine Zustimmung dazu, daß seine Tochter dem Heidentum den Rücken kehre, und ordnete sogar die Übersiedelung derselben und ihres Gefolges ins Missionshaus an, damit sie dort fortwährend unter der ärztlichen Pflege der Missionarsfamilie sei. Natürlich war diese Einquartierung besonders für die Frau des Missionars, die ein paar kleine Kinder zu versorgen hatte, mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft; aber sie ertrug dieselben gern, wo es galt, dem im heidnischen Witi so tief gesunkenen weiblichen Geschlecht den Weg zu einem besseren Leben zu zeigen. Unter der treuen und sorgsamen Pflege der Frau Calvert besserte sich das Befinden der Prinzeß bald; sie konnte wieder auf ihrem Lager sich aufrichten und die gewohnte Speise inmitten ihrer zahlreichen Dienerinnen zu sich nehmen. Auch lernte sie im Missionshause lesen und als sie nach sechs Wochen neugekräftigt ihre freundlichen Pfleger verließ, sagte sie: „Früher hatte ich einen Widerwillen gegen die christliche Religion; jetzt aber schäme ich mich gar sehr, wenn ich an mein bisheriges Leben zurückdenke. Ich gab mir förmliche Mühe, Lügen über die Christen auszustreuen, und wenn ich in meiner Krankheit gestorben wäre, hätte ich nichts von der christlichen Religion erfahren." Der König tat später einmal die Äußerung: „Es sind während der Krankheit meiner Tochter so viel Opfergaben dargebracht worden, daß jetzt ein förmlicher Mangel an Walzähnen, Yangona[1]) und an Nahrungsmitteln eingetreten ist. Aber trotz aller Opfer wäre Tangithi gestorben, wenn sie nicht gelernt hätte, den wahren Gott anzubeten." Auch auf die Untertanen des Königs machte die Gesundung seiner Tochter tiefen Eindruck; das Vertrauen auf ihre heidnischen Götter kam ins Wanken und nicht wenige kehrten dem Heidentum den Rücken.

Der Prinzeß, die ein treues und eifriges Glied der Lakembaner Christengemeinde wurde, stand übrigens noch eine schwere Prüfung bevor. In frühester Kindheit war sie nämlich mit T a n o a, dem König von M b a u, verlobt worden, dessen Brutalität womöglich die der anderen Oberhäuptlinge Witi's übertraf. Es kam nunmehr die Zeit, wo Tangithi dem Harem des Königs einverleibt werden sollte. Alles Widerstreben war vergeblich, und so wurde sie nach Mbau gebracht, wo sie allen möglichen Verfolgungen ausgesetzt war, weil sie sich in der Anbetung des wahren Gottes nicht irre machen ließ. Erst als sie infolge der erlittenen Mißhandlungen zum Tode erkrankte, ward ihr die Rückkehr nach Lakemba gestattet. Im Missionshause herrschte Freude über ihr Kommen, aber ihres Bleibens war nicht lange; denn sobald ihre Gesundheit sich gebessert

---

1) Kawawurzel.

hatte, mußte sie nach Mbau zurückkehren, wo ihre Peiniger ihr wieder arg zusetzten. Doch die Stunde ihrer endlichen Befreiung war nicht mehr fern; Tanoa starb und nach seinem Tode durfte sie zu ihrem Vater zurückkehren. Sie hat in ihrer Heimat der Missionssache noch manch wertvollen Dienst geleistet.

2. Das Evangelium auf Ono.

Zu dem ausgedehnten Arbeitsfelde Calvert's gehörte auch Ono, die ungefähr 60 Stunden von Lakemba entfernt gelegene südlichste Gruppe des Witi-Archipels. Im Jahre 1835, dem Gründungsjahre der Witi-Mission, waren verschiedene Ereignisse zusammen gekommen, welche die Inselbevölkerung Onos in schwere Unruhe versetzten. Zahlreiche Insulaner waren den unaufhörlichen Stammesfehden zum Opfer gefallen, und eine epidemische Krankheit hatte viele Eingeborene dahingerafft. Furcht und Aufregung herrschten in den Herzen des Volkes; große Opfer wurden den Göttern dargebracht, auf deren Ungnade man diese Heimsuchungen zurückführte. Bis ins einzelnste hinein beobachtete man die gottesdienstlichen Gebräuche; aber alles war vergeblich. Um diese Zeit kam Wai, einer der Häuptlinge von Ono, nach Lakemba, um dem Könige den üblichen Tribut zu überbringen, und während er dort verweilte, machte er die Bekanntschaft eines Witi-Häuptlings, namens Takai, welcher auf Tonga das Christentum kennen gelernt und angenommen hatte. Von ihm vernahm Wai, daß es nur Einen wahren Gott gebe, dem jedermann dienen müsse und daß von je 7 Tagen einer zu seiner Anbetung bestimmt sei. Im Besitz dieser elementaren Wahrheiten kehrte er nach Ono zurück, wo er sie unter seinen Landsleuten ausbreitete. Letztere hatten das Gefühl, daß ihre eigenen Götter weder den Willen, noch die Macht hätten, sie von ihren Nöten zu befreien, und beschlossen daher, sich in der vorgeschriebenen Weise an die neue Gottheit zu wenden. Demgemäß richteten sie bereits am 6. Tage ihre Speise für den siebenten und versammelten sich an diesem in Festkleidern, um den unbekannten Gott anzubeten. Aber nun entstand die Schwierigkeit, wer die gottesdienstliche Handlung leiten sollte; denn bisher waren sie gewöhnt, ihre Gebete durch Vermittelung des Priesters der Gottheit darbringen zu lassen. Da verfielen sie in ihrer Verlegenheit auf den Ausweg, den heidnischen Priester herbeizurufen und ihn zu bitten, er möchte in ihrem Namen den neuen Gott anrufen. Ob nun aus Furcht oder aus einer Anwandlung von Mitleid, kurz der Priester folgte dem Rufe und bat vor allem Volk den Christengott, er möchte

dasselbe segnen und es von den Landplagen erretten; gleichzeitig vergaß er aber nicht, in seinem Gebete zu bemerken, daß er selbst einen andern Gott anbete und nur als Sprecher für seine Landsleute auftrete.

Diese sonderbare Art von Gottesdienst wurde eine Zeit lang fortgesetzt; dabei ward das Verlangen des Volkes nach mehr Unterweisung in der neuen Lehre immer dringender; doch erschwerte die isolierte Lage Ono's den Insulanern ihren Wunsch, ein christlicher Lehrer möchte sich bei ihnen niederlassen, der Außenwelt mitzuteilen. Eine etwaige Fahrt nach Tonga in offenem Boote war selbst bei günstigem Winde ein gefährliches Unternehmen. Nach einer Weile bot sich indes Gelegenheit, auf einem Ono anlaufenden Walfischfänger einen Boten nach Tonga zu entsenden, der um einen Lehrer bitten sollte. Doch konnten immerhin mehrere Monate noch vergehen, ehe eine Antwort zu erwarten war.

In der Zwischenzeit hatte ein Boot voll Tonganer von Lakemba aus die Rückreise nach der Heimat angetreten. Widrige Winde trieben sie von ihrem Kurse ab und zwangen sie zur Landung auf Watoa, einer von Ono 20 Stunden entfernten Insel. Während ihres dortigen Aufenthaltes hörten sie von dem Verlangen der Onoer, den Christengott kennen zu lernen und einer von ihnen, namens Josia, faßte den Entschluß, die Insulaner im christlichen Glauben zu unterrichten. Er landete auf Ono, nahm die Stelle des heidnischen Priesters ein und leitete an Sonn- und Wochentagen die Andachtsübungen des Volkes.

Nach geraumer Zeit kehrte auch der nach Tonga entsandte Bote mit der Nachricht zurück, daß sich weiße Lehrer auf Lakemba niedergelassen hätten; an diese solle man sich mit der Bitte um Unterweisung wenden. Dort stand inzwischen, ohne daß die Missionare bei seiner Ausbildung eine Ahnung von dem Verlangen der Onoer gehabt hatten, der rechte Mann zur Aussendung nach Ono in der Person eines gewissen Isaak Rawuata schon bereit. Als er nach der Insel kam, begrüßten ihn 120 Insulaner, die sich ausdrücklich von dem Heidentum losgesagt hatten, als ihren Lehrer und größer noch war die Zahl derer, die Verlangen trugen, den Christengott kennen zu lernen. Ein Jahr später folgte Isaak ein zweiter Lehrer, der zugleich einen Vorrat von Schulbüchern und Teilen der heiligen Schrift mitbrachte. Er fand bereits drei Kapellen vor und die Eingeborenen so begierig

nach christlicher Unterweisung, daß sie der christlichen Bootsmannschaft, welche den Lehrer gebracht hatte, kaum die notwendigste Zeit zum Schlafen und Essen gönnten. Die nach Lakemba zurückkehrende Bootsmannschaft brachte auch die Nachricht mit heim, daß die Watoa-Insulaner gleichsfalls das Christentum angenommen hätten und daß auf beiden Inseln sehnsüchtig dem Kommen des weißen Missionars entgegengesehen würde, um die Neubekehrten zu taufen und ihre Ehen einzusegnen.

Calvert, der allein auf Lakemba arbeitete und von dort aus bereits 20 Christengemeinden auf benachbarten Inseln zu versorgen hatte, schwankte, ob er dem Rufe Folge leisten solle oder nicht. Ward es ihm doch auch nicht leicht, Weib und Kind Wochen lang unter den Wilden allein zurückzulassen. Da gab die tapfere Gattin des Missionars selbst den Ausschlag, indem sie sagte: „Es ist besser, du läßest mich allein, als daß du dich jenen Insulanern entziehst." Auf dem morschen Boote eines tonganischen Häuptlings gelangte Calvert glücklich nach Watoa, wo er den Lehrer eifrig bei der Arbeit fand. Nach kurzem Aufenthalt daselbst betrat er endlich Ono, dessen Bevölkerung ihn mit lebhaften Äußerungen der Freude aufnahm. Der Lehrer Isaak hatte einen soliden Grund gelegt, sodaß Calvert mit gutem Gewissen über 100 Insulanern das Tauffakrament spenden konnte. Unter den Täuflingen befand sich auch eine vornehme Jungfrau, namens Towo, die Tochter eines Häuptlings, die, wie Calvert wußte, in ihrer Kindheit Tui Nayau, dem König von Lakemba, verlobt worden war. Deshalb erklärte der Missionar, ihr die Taufe nur dann erteilen zu können, wenn sie sich weigere, eine der dreißig Frauen jenes Herrschers zu werden. In vollem Bewußtsein der schweren Folgen, die eine solche Weigerung nach sich ziehen mußte, sprach es Towo als ihren festen Entschluß aus, lieber sterben zu wollen, als sich zu dem verhaßten Ehebund zwingen zu lassen, und auch die Christen unter den Insulanern versprachen, lieber alle Bedrängnis zu erdulden, als daß sie die Jungfrau jenem Heiden auslieferten. Bei ihrer Taufe nahm Towo den Namen Jemima an, und da sie schon vorher lesen gelernt hatte, konnte sie sich in der Schule und auch sonst bei der Missionsarbeit sehr nützlich machen.

Als Calvert nach einer Abwesenheit von 3 Wochen wieder nach Lakemba zurückgekehrt war, suchte er den König bald auf und machte ihm von Towo's Taufe Mitteilung, indem er gleichzeitig bemerkte, daß sie als Christin in sei-

nen Harem nicht eintreten könne. Aber alle Versuche des Missionars, ihn zum Verzicht auf seine Ansprüche zu bewegen, waren vergeblich. Vielmehr begann Tui Nayau, angestachelt durch die heidnische Partei auf Ono, eine Bootflottille auszurüsten, die ihn mit einer Kriegerschar nach jener Insel bringen sollte. Auf die Kunde davon eilte Calvert zu Tui Nayau mit der üblichen Huldigungsgabe eines Walzahnes und bat ihn von einer Verfolgung seiner christlichen Untertanen auf Ono abzustehen. Als er im Verlaufe des Gespräches sagte: „Ich höre, daß du Jemima zwingen willst, zu dir zu kommen. Ich bitte dich, tue es nicht, sondern laß sie als Christin in ihrer Heimat ruhig weiterleben", antwortete der König: „Ich gehe nach Ono einzig in der Absicht, den schuldigen Tribut an Schnüren, Rindenstoff, Moskitovorhängen, Matten und Perlmutterschalen einzutreiben." — „Warum nimmst du dann aber eine Schar Krieger mit, wo du doch nur Bootsleute brauchst?" fragte Calvert weiter. „O, die Krieger geben auch zugleich gute Matrosen ab. Ich werde schon gut mit ihnen fahren", lautete des Königs Antwort. Da erklärte der Missionar mit ernster Stimme: „Tui Nayau, bevor du deine Fahrt antrittst, warne ich dich auf's eindringlichste. Ich habe dich lieb und darum erhebe ich meine warnende Stimme. Gottes Kinder sind wie sein Augapfel. Damit, daß du jene Jungfrau mit Gewalt dir aneignen willst, streitest du wider Gott. Du bringst dein eigen Leben in Gefahr, wenn du zu einem solchen Unternehmen ausziehst. Bedenke wohl, daß ringsum auf der See und auf allen Inseln zwischen Lakemba und Ono Jehova als der Herr aller Herren regiert und dich jeden Augenblick züchtigen kann, wenn du gegen ihn ankämpfest." — „O nein, ich führe nichts Böses im Schilde. Ich will nur, wie ich es früher auch getan habe, einmal einen Besuch auf meiner Insel machen, um den Tribut einzusammeln," sprach der König. Da verließ Calvert, der dessen gewiß war, daß der König ihn hinterging, dessen Haus mit den Worten: „Ich höre, was dein Mund spricht, aber ich weiß nicht, worauf dein Herze sinnt. Ich warne dich, dein Leben nicht aufs Spiel zu setzen, wenn du gedenkst, Towo von Ono fortzuführen."

Unbekümmert um solche Warnungen segelte der König von dannen, und nichts deutete darauf, daß die Fahrt unglücklich ablaufen könne. Als die Flotille Watoa erreichte, warf Tui Nayau die Maske ab und zeigte seine wahren Absichten gegenüber den Christen, indem er die Heiden auf Watoa aufmunterte die Pflanzungen ihrer christlichen Landsleute zu zerstören und ihnen ihre Habe zu rauben. Als Gegenwinde den König noch zu längerem Verweilen auf Watoa veranlaßten, sandte er einstweilen vier Boote voll Krieger voraus, die seine Ankunft auf Ono abwarten sollten. Von diesen hundert Männern, die an Bord waren, hat man nie wieder etwas gehört. Entweder hat sie die See verschlungen, oder sie haben an der Küste einer von Heiden bewohnten Insel Schiffbruch erlitten, wo sie nach altem Herkommen getötet wurden, um in den Ofen zu wandern. Endlich wehte der Wind günstig und Tui Nayau brach ebenfalls auf; aber als er den Palmenstrand Onos bereits vor sich liegen sah, drehte sich der Wind plötzlich, sodaß es ihm unmöglich war, die Passage durch das Küstenriff zu erreichen. Ja, als die Nacht hereinbrach, wurde die Lage noch gefahrdrohender; der Sturmwind heulte, und die empörte See toste, daß

der König, eingedenk Calverts Warnung, alle Hoffnung auf Errettung aufgab. Er bereitete sich nach Witiweise auf den Tod vor, indem er seinen Leib mit Öl einrieb und sein Königsgewand, sowie eine prächtige Halskette anlegte; dabei betete er zu seinen Göttern und gelobte ihnen große Dankopfer und außerdem noch ein Lieblingsschwein, das er mit eigner Hand aufgefüttert hatte, wenn ihm eine glückliche Heimkehr nach Lakemba beschieden sei. Am nächsten Tage wurde der König nach der Insel Totoya verschlagen, wo endlich eine Landung möglich wurde. Nachdem er sich mit seinen Leuten hier unter der gastfreundlichen Bevölkerung etwas von den Unbilden der See erholt hatte, verlief der letzte Teil der Fahrt nach Lakemba ohne weitere Beschwerden. Kaum war Tui Nayau daheim angekommen, so bat er Calvert, „er möchte seine Warnung ihm nie wieder nachfolgen lassen", und schenkte dem Missionar gleichzeitig das Schwein, das er seinem heidnischen Gotte gelobt hatte, um damit kund zu tun, daß er die Rettung seines Lebens einzig und allein dem Christengott zu verdanken habe.

Bemerkenswert war es, daß von der Flotille des Königs, als dieselbe von Watoa nach Ono in See stach, zwei mit christlichen Eingeborenen bemannte Boote ihr Ziel wohlbehalten erreichten. Eins von diesen hatte den Bruder des Königs, Toki, an Bord, der dem Christentum noch feindseliger gesinnt war, als sein Bruder. Er landete zunächst auf der Insel Ndoi, von wo bald die Kunde nach Ono gelangte, daß Toki die Auslieferung Jeminas verlange. Die christlichen Insulaner rüsteten sich nun zum Widerstande, und sonderbarerweise schloßen sich ihnen dabei auch die Heiden an, die es ihrer eigenen Sicherheit wegen für besser hielten, mit den Christen gemeinsame Sache zu machen. Als Toki davon erfuhr, ließ er verlauten, daß er in friedlicher Absicht käme. So fand er bei seiner Landung einen freundlichen Empfang; doch wurde er im Geheimen sorgfältig überwacht, um gegen einen Handstreich gesichert zu sein. Nachdem Toki drei Monate vergeblich auf das Eintreffen seines Bruders und dessen Kriegerschar gewartet hatte, kehrte er mit dem dargebotenen Tribut in die Heimat zurück; sein Haß gegen die Christen war natürlich durch die Vereitelung seines ursprünglichen Planes nicht geringer geworden.

Nach einer Weile erklärte Tui Nayau seine Geneigtheit, gegen eine neue Tributzahlung auf Jemima endgiltig zu verzichten. Alsbald brachten die Onoer das Nötige zusammen und auch die Missionarsfamilie steuerte ihr Teil dazu bei. Aber bevor noch der Tribut überreicht war, hatte der wetterwendische König schon wieder seinen Sinn geändert und bestand noch einmal auf der Auslieferung der Jungfrau; doch wagte er es nach den letzten Erfahrungen nicht mehr, seinen Anspruch mit Gewalt durchzusetzen, und so konnte Jemima in Frieden auf Ono leben.

Calvert war noch nicht lange von seinem Ausfluge nach Ono heimgekehrt, als die heidnischen Onoer eine Verfolgung gegen die Christen ins Werk setzten und gelegentlich einer Gebetsversammlung einen Christen töteten und einen andern verwundeten. Der sich daraus entwickelnde Kampf zog sich einige Wochen hin, bis es der

christlichen Partei gelang, die Heiden zu überraschen und völlig aufs Haupt zu schlagen. Letztere waren natürlich auf das Schlimmste gefaßt und harrten der blutigen Abrechnung: aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als ihnen die Christen Schonung des Lebens und Verzeihung anboten, der beste Beweis für die wunderbare Umwandlung, die das Evangelium in den Herzen der Witier hervorgerufen hatte.

Als Calvert nach drei Jahren wieder einmal einen Besuch auf Ono machte, freute er sich, als er sah, welch ein Geist ungeheuchelter Frömmigkeit die Herzen jener Insulaner erfüllte und sich in ihrem Wandel offenbarte. Aus der größeren Zahl eingeborener Christen, welche sich bereit erklärten, ihren heidnischen Landsleuten in anderen Teilen des Archipels das Evangelium zu bringen, wählte er sieben der zuverlässigsten Männer aus und in dem letzten Gottesdienste, den er auf Ono hielt, konnte er gegen 300 Eingeborene taufen. Herzergreifend war der Abschied des Missionars von der Gemeinde; am Strande knieten die Christen nieder und riefen in brünstigem Gebete Gottes Segen auf ihn und jene 7 Männer herab, die als die Erstlinge Onos dem Herrn auf dem Missionsfelde dienen wollten. Daß es kein Strohfeuer war, was in den Herzen der Ono-Christen aufloderte, beweist die Tatsache, daß im Vergleich mit den übrigen Teilen Witis das Christentum der Onoer am wurzelechtesten und blühendsten ist. Auch sind von dort verhältnismäßig die meisten eingeborenen Missionsgehilfen ausgegangen, von denen ein Teil nach treuer Arbeit zur Ruhe gegangen ist, während die übrigen hin und her im Archipel noch eifrige Bannerträger des Evangeliums sind.

3. Am Hofe Thakombaus.

Als Calvert im Sommer 1848 die Nachricht von der tötlichen Erkrankung seines Freundes Hunt bekam, eilte er an dessen Schmerzenslager nach **Wiwa**, das für die nächsten 7 Jahre der Schauplatz seines Wirkens werden sollte. Wiwa ist eine der zahlreichen kleinen Inseln, die auf dem Riff an der Ostküste **Witi-Lewus** liegen. In jenen Tagen war Wiwa einer der wichtigsten Außenposten des Eilandes **Mbau**, der nur eine Stunde entfernten Residenz des mächtigsten Oberhäuptlings im Witi-Archipel. Trotz aller Bemühungen war es den Missionaren noch nicht gelungen, dort festen Fuß zu fassen. **Tanoa**, der alte König von Mbau, einer der blutdürstigsten Kannibalen Witis, war noch am Leben; aber wirklicher

Oberherrscher war sein durch Klugheit und Willenskraft ausgezeichneter Sohn Thakombau. Die Bekehrung dieses Mannes lag Calvert sonderlich auf dem Herzen und in viel Arbeit und Gebet hat er um Thakombaus Seele gerungen; doch währte es noch bis zum Jahre 1857, ehe er die Taufe empfangen konnte.

Von Anfang an hatte Calvert durch sein offenes, gerades Vorgehen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf Thakombau gewonnen; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihn zu warnen und zu einem besseren Wandel zu ermahnen. Aber trotz der häufigen Besuche am Hofe wurde dem Missionar nicht gestattet, in Mbau öffentlichen Gottesdienst zu halten; denn Thakombau sagte sich gar wohl, daß er mit der Begünstigung des Christentums zugleich sein bisheriges Verhalten verurteile. Dagegen gestattete der alte König Tanoa dem Missionar wenigstens in Sembi, einem Mbau gegenüberliegenden Küstendorfe, wo einige seiner Frauen lebten, Gottesdienst zu halten, und bald wurde Calverts Herz durch die Kunde erfreut, daß Kona Malo, die Hauptfrau Tanoas, den wahren Gott anbete.

Welche Szenen heidnischer Fühllosigkeit trotz der Nähe der Missionare an dem Königshofe stattfanden, mag das Folgende lehren. Eines Tages erschienen Angehörige des Räuberstammes Mbutoni in Mbau, um den größten Teil ihrer Beute dem König Tanoa als Tribut zu Füßen zu legen. Die Sitte verlangte, daß zu Ehren dieser Krieger eine Anzahl Menschen geschlachtet und verzehrt wurden. Demgemäß erhielt Ngawine, das Oberhaupt der Fischerzunft, den Auftrag, mit seinen Leuten auf Menschenfang auszufahren. Während er unter einigen Mangrovebüschen im Hinterhalt lag, bemerkte er eine Schar Frauen, die im niedrigen Wasser fischten. Vierzehn von ihnen wurden ergriffen und nach Mbau geschleppt. Die Kunde von dieser Untat gelangte bald danach in das Missionshaus in Wiwa, wo sich gerade die Frauen der beiden Missionare Calvert und Lyth allein befanden; denn ihre Männer hatten eine Missionstour nach benachbarten Inseln unternommen. Die Herzen jener edlen Frauen waren von Grauen erfüllt, bei dem Gedanken, daß die unglücklichen Opfer hingeschlachtet werden sollten, und sie faßten sofort den heldenmütigen Entschluß, nach Mbau zu eilen, um der Schlächterei Einhalt zu tun. In kürzester Zeit war ein Boot bemannt; aber bevor die Missionarsfrauen in Mbau landeten, drang das dumpfe Dröhnen der Todestrommeln und Flintengeknatter an ihr Ohr, ein Beweis, daß die Abschlachtung der Frauen bereits begonnen hatte. Am Lande empfing sie ein christlicher Häuptling und in seinem Geleit eilten sie zum Palast des Königs, den zu betreten, jeder Frau streng untersagt war. Aber der Wunsch, Menschenleben zu retten, ließ sie über jede Gefährdung ihres eigenen Lebens hinwegsehen, sie drangen bis zum König vor und baten ihn um Schonung der überlebenden Frauen. Tanoa schien ganz starr über ihre Kühnheit und befahl, daß man mit dem Abschlachten inne

hielte. Neun Frauen waren bereits zum Opfer gefallen. Die übrigen fünf erhielten die Freiheit, dank dem heroischen Vorgehen jener mutigen Frauen. Vor ihrer Heimfahrt nach Wiwa suchten sie noch den Häuptling Ngawindi in seinem Hause auf, um ihm ins Gewissen zu reden. Obschon ihre Mahnungen auf ihn, den Schlächter der armen Opfer, nur wenig Eindruck zu machen schienen, hatten sie wenigstens die Genugtuung, daß die im Hause anwesenden Hauptfrauen Ngawindis und Thakombaus ihnen in der Verurteilung jener Untat beistimmten. Kurz darauf wurde Ngawindi in einer Schlacht erschlagen, als er den Leichnam eines Feindes wegschleppen wollte. Bei seiner Bestattung bahrte man ihn auf einer Plattform feierlich auf, zu beiden Seiten die Leiber zweier Frauen, an seinem Fußende seine Mutter und nahebei einen Diener, die man alle dem Toten zu Ehren erdrosselt hatte, damit sie ihm ins Grab nachfolgen sollten.

Geraume Zeit schon hatten Calvert und seine Mitarbeiter dem bevorstehenden Ende Tanoas mit Bangen entgegen gesehen, denn es war auf Witi feststehende Sitte, daß beim Ableben eines großen Mannes eine Anzahl seiner Frauen erdrosselt wurde. Calvert sagte sich, daß dieser schreckliche Gebrauch den Todesstoß erhalten werde, wenn es ihm gelänge, Thakombau zum Verzicht auf solch ein Opfer beim Tode seines Vaters zu bewegen. Als er hörte, daß Tanoas Ende jeder Zeit erwartet werden konnte, fuhr er mit seinem Kollegen Watsford nach Mbau hinüber, um den mächtigen Mann für die Beseitigung jener Gräuel zu gewinnen. Er bot ihm eine große Menge Walzähne als Lösegeld für die dem Tode geweihten Frauen an, ja er ging so weit, daß er sich erbot, nach Witi-Sitte sich einen seiner Finger abhacken zu lassen, wenn er damit das Leben jener Frauen retten könne. Aber alles war umsonst, denn Tanoa hatte bestimmten Auftrag gegeben, daß ihm seine Frauen in die Geisterwelt nachfolgen sollten, und sein Sohn war entschlossen, seines Vaters Anordnung nachzukommen.

Calvert war gerade nach Owalau gefahren, als Tanoa starb. So eilte Missionar Watsford nach Mbau, wo die Erdrosselung der Frauen bereits ihren Anfang genommen hatte. Sie wurde mit all dem schrecklichen Zermoniell, das in Witi für einem solchen Fall vorgesehen war, von Thakombau und den nächsten Anverwandten vollzogen. Alles Bitten des Missionars hatte nur den Erfolg, daß die Zahl der Opfer auf fünf beschränkt blieb. Gar oft noch wiederholten sich diese Fahrten der Missionare von Wiwa nach Mbau, um Grausamkeiten und Bluttaten zu verhüten. Aber in den Tagen der Macht und des Glückes hatte Thakombau für Calverts Bemühungen,

ihm Gottes Wort zu verkündigen und ihn zur Umkehr zu mahnen, nur taube Ohren; er schob seine Bekehrung bis zu dem Zeitpunkt hinaus, wo er alle seine Feinde im Archipel unterjocht hätte. Doch es sollte anders kommen. Das Kriegsglück verließ den König; die Zahl seiner Gegner wuchs bedenklich und dazu kam noch ein schmerzhaftes Leiden, von dem der König mit einem Male überfallen wurde. Calvert benutzte nun die Gelegenheit, um Thakombau darauf hinzuweisen, daß es Gottes Hand sei, die ihn demütige, um ihn zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Während dieser noch innerlich mit sich kämpfte, langte ein Brief von König Georg aus Tonga an, worin er ihn vor einem Fortschreiten auf der bisherigen Bahn warnte, und beschwor, ohne längeres Zaudern die christliche Lehre anzunehmen. Dies schlug durch und wenige Tage darauf erklärte er sich bereit, dem Götzendienste feierlich abzusagen.

Zu diesem Behufe sollten Calvert und sein Mitarbeiter Waterhouse am 30. April 1854 in der Fremdenhalle zu Mbau einen Gottesdienst halten. Thakombau hatte ausdrücklich angeordnet, daß die großen Todestrommeln, welche zehn Tage zuvor noch das Volk zu einem Kannibalengelage in den Götzentempel geladen hatten, jetzt das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes geben sollten. Mehr als 300 Witier füllten die Halle, als Thakombau, gefolgt von seinen vielen Frauen, Kindern und Verwandten eintrat, um sich auf die Knie zu werfen und den allein wahren Gott anzubeten. Thakombau zeigte die Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung dadurch, daß er von nun an fleißig den Gottesdienst besuchte und jede Gelegenheit benutzte, tiefer in die christliche Lehre einzudringen. Trotz seiner fünfzig Jahre lernte er noch lesen und nach längerer Unterweisung empfing er am 11. Januar 1857 zusammen mit seiner Hauptfrau Andi Lydia Samanunu die Taufe.

4. Über Land und Meer. Der Feierabend.

Calvert hatte diesen Freudentag nicht mitfeiern können; denn er war Anfang 1856 mit Frau und Kindern nach England gereist weniger, um sich von den Strapazen seiner 17jährigen Missionsarbeit zu erholen, als um den Druck einer Neuausgabe der gesamten Witi-Bibel zu überwachen. Während er noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, traf aus dem Archipel die Nachricht von dem Heimgange eines der tüchtigsten Missionare, ein und es galt nun, 5 junge

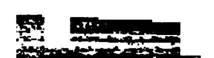
Missionare mit ihren Frauen als Verstärkung hinauszusenden. Um diese in ihr Arbeitsfeld einzuführen, brachten Calverts das schwere Opfer, sich von ihren Kindern zu trennen und griffen wieder zum Wanderstabe. Ihren Wohnsitz nahmen sie nun in Lewuka auf der Insel Owalau, das damals das Hauptzentrum des Handelsverkehrs im Witi-Archipel war. Hier wirkten beide sowohl unter der eingeborenen, wie unter der weißen Bevölkerung. Marineoffiziere und Forschungsreisende kehrten gern unter dem gastlichen Dache ein und empfingen manch heilsame Anregung. Ein schlichter Seemann sagte später in der Erinnerung an die ihm von Frau Calvert erwiesene Gastfreundschaft: „Sie erinnerte mich an meine Mutter und ihre freundlichen Worte und ihre gute Tasse Tee zauberten mir die Heimat vor.“ Besonders galt die liebevolle Fürsorge der Frau Calvert den jungen Missionaren und ihren Frauen; in Krankheitszeiten unternahm sie, nicht selten in offenem Boote, öftere Reisen, um als Helferin in der Not ihre Pflegedienste anzubieten. Als einige Zeit nach der Übersiedlung der Familie Calvert von Lewuka nach England in einer Versammlung über die Gründung eines Hospitals in Lewuka und die Wahl einer geeigneten Oberschwester verhandelt wurde, sagte ein katholischer Priester: „Wir wollen solch eine Dame, wie Frau Calvert war. Wenn sie meine Gemeindeglieder in ihrer Krankheit besuchte, so fragte sie nicht: „Bist du Katholik? Bist du Heide? Bist du Wesleyaner?“ sondern: „Bist du krank?“ und: „Was kann ich für dich tun?“

Der Kontrast zwischen dem ersten Verweilen Calverts auf Witi und seiner jetzigen Arbeit war ein gewaltiger. Das Heidentum mit seinen grausamen Sitten war auf vielen Inseln der Gruppe völlig verschwunden, die Glaubensboten konnten ihren Fuß überall hinsetzen und durften einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. Vierhundert Gotteshäuser waren inzwischen entstanden; den Missionaren standen 11 ordinierte Witi-Geistliche und 250 eingeborene Missionsgehilfen zur Seite, während 13000 Erwachsene sich der christlichen Gemeinde angeschlossen hatten.

Nachdem Calvert die ihm zugewiesene Aufgabe vollendet hatte, kehrte er 1865 nach England zurück, um als Reiseprediger für die Wesleyanische Missionsgesellschaft und für die Britische Bibelgesellschaft tätig zu sein; auch leistete er seiner lieben Witi-Mission durch Abfassung von Schulbüchern noch manch wertvollen Dienst. Sechs

Jahre hatte er so verbracht, als ein neuer Ruf zur Aushilfe auf einem Außenposten seitens seiner Missionsgesellschaft an ihn erging. Diesmal handelte es sich um die Organisation der Wesleyanischen Missionsarbeit auf den südafrikanischen Diamantenfeldern. Im Herbst 1872 reiste das Ehepaar nach Kimberley ab, wo es Calvert gelang, in Kirche und Schule einen festen Grund zu legen. Später verlegte er den Schauplatz seiner Tätigkeit nach Potchefstroom in Transvaal, dann nach Pietermaritzburg und Durban in Natal, um schließlich wieder nach Kimberley zurückzukehren. Inzwischen hatte die Gesundheit der Frau Calvert dermaßen gelitten, daß sich eine schnelle Heimkehr nach England nötig machte. Und so finden wir das Ehepaar Calvert im Frühling 1881 wieder in England, wo sie Torquay als ihren Wohnsitz wählten. Dort ging die müde Pilgerin im Januar 1882 heim, mit den Worten auf den Lippen: „Du hochgelobter Heiland, nimm mich zu Dir!"

Im Jahre 1885 feierte die Witi-Mission das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens. Missionar Calvert hatte bereits sein 72. Lebensjahr erreicht, aber er war noch verhältnismäßig frisch trotz der mannigfachen Strapazen und Mühen seiner Missionarslaufbahn. Sein Herz war mit den zunehmenden Jahren in immer innigerer Liebe mit den Witi-Christengemeinden verbunden, und es überfiel ihn jetzt eine unüberwindliche Sehnsucht, jene Inselwelt wiederzusehen, wo das Evangelium so gewaltige Siege errungen hatte. So machte sich im Jahre 1886 der Missionsveteran auf, um in seinen alten Tagen noch eine Fahrt um die Erde zu unternehmen und während derselben 40 glückliche Tage im Witi-Archipel zu verleben. Die eingeborenen Christen nahmen ihren geistlichen Vater mit endlosen Freudenbezeugungen auf; von Gemeinde zu Gemeinde ward er in feierlichem Zuge geleitet und an vielen Orten durfte er in der ihm so vertrauten Witi-Sprache das teuerwerte Evangelium verkündigen. Sein Herz jauchzte, wenn er der Umwandlungen gedachte, die Gott in jenem halben Jahrhundert hatte ans Licht treten lassen. Während 1835 im Gründungsjahre der Mission noch kein einziger Christ im ganzen Witi-Archipel zu finden war, gab es jetzt auf den 80 bewohnten Inseln der Gruppe fast keinen Heiden mehr. In 1322 Kirchen und Kapellen sammelten sich 104585 christliche Witianer (darunter 28147 volle Kirchenglieder) die in der Pflege von 10 weißen Missionaren, 65 eingeborenen Geistlichen, 41 Katechisten und 1016



Missionslehrern standen. In den 1824 Schulen wurden 42807 Kinder von 2610 eingeborenen Lehrern unterrichtet. Menschenfresserei, Erdrosselung der Witwen und Kindesmord waren unerhörte Dinge. Auch darin bewies die junge Witi-Kirche ihre Lebenskraft, daß aus ihr eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Missionsarbeitern in die Ferne zog, um noch heidnischen Inselfluren die frohe Botschaft von Christo zu bringen.

Das Herz voll Dankes gegen Gott, der ihn seine Wunder hatte schauen lassen, kehrte Calvert heim nach England; auch jetzt vermochte er noch nicht völlig zu rasten. Bald hier, bald dort trat er in Missionsversammlungen auf, um von der Heiden Not und Gottes Gnadenführungen beredtes Zeugnis abzulegen, bis endlich auch für ihn der Feierabend anbrach. Nach kurzer Krankheit schloß der fromme und getreue Knecht am 17. November 1897 zu Torquay betend seine Augen.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. August. 1904.

Der Südseemissionar A. W. Murray.

Von D. G. Kurze.

1. Vierunddreißig Jahre im Samoa-Archipel.

Es war in den Abendstunden des 5. Juni 1836, als sich das englische Barkschiff „Dunnottar Castle" der Nordküste der zur Samoa-Gruppe gehörenden Insel Tutuila näherte. Einen weiten Weg hatte das kleine Fahrzeug von nur 180 Tonnen zurückgelegt. Am 7. November 1835 war es mit 13 Missionsgeschwistern an Bord, die für die Samoa-Mission der Londoner Missionsgesellschaft bestimmt waren, von Gravesend bei London abgefahren, hatte bei der Umsegelung des Kap Hoorn mit furchtbaren Stürmen zu kämpfen gehabt und näherte sich nun nach kurzer Berührung einiger Inselgruppen im östlichen Teile Polynesiens seinem Ziele. Unter den an Bord befindlichen Missionsgeschwistern war auch der junge Missionar A. W. Murray mit seiner Gattin. Aus einer schlichten Bürgerfamilie in Sutton stammend — er ward dort am 16. September 1809 geboren — fühlte er schon während seiner Schulzeit den lebhaften Trieb, dem Herrn einmal in der Mission zu dienen; mit ganz besonderer Begeisterung hatte er frühzeitig alle Nachrichten über die Missionsunternehmungen der Londoner Gesellschaft in der Südsee verfolgt. Seine Eltern setzten den Plänen ihres Sohnes keinen Widerstand entgegen und so war Murray glücklich, nach Abschluß seiner theologischen Ausbildung auf dem Arundel Colleg und, nachdem er mit der ihm gleichgesinnten Jane Anderson den Bund fürs Leben geschlossen hatte, nach Samoa ausziehen zu können. Im Markesas-Archipel, den das Schiff in der Südsee zuerst berührte, wollte Murray das Herz schwer werden, als er hier einen Blick in die noch in vollem Schwange gehenden Greuel des Heidentums tat. Um so wohltuender und aufmunternder waren für ihn und seine Mitarbeiter die Tage, die sie als Gäste älterer Londoner Missionare

auf den für das Christentum bereits fast ganz gewonnenen Gesellschaftsinseln und auf Rarotonga verleben durften.

Um den Neuankömmlingen das Einleben in das neue Arbeitsgebiet zu erleichtern, hatten sich die Missionare Barff von Huahine und Buzacott von Rarotonga der Missionskarawane angeschlossen. Mit verlangenden Augen schauten an jenem Sonntagabend des 5. Juni 1836 Murray und seine Gefährten nach den immer deutlicher auftauchenden Bergen der Insel Tutuila hin; war dieselbe doch zum Arbeitsfelde für Murray bestimmt. Doch die Nacht brach herein, ehe man der Küste nahe genug kam, um landen zu können. Am folgenden Tage lief das Schiff langsam an der hier meist steil abfallenden Küste hin und war bald von den Booten der Eingeborenen umgeben, die einen günstigen Eindruck auf Murray machten. In Fangasa an der Nordküste Tutuilas betrat er zum ersten Male den Boden Samoas, um zunächst in der Gesellschaft der Missionare Barff, Buzacott, Hardie und Barnden eine Wanderung quer durch die Insel zu unternehmen. Nach einem steilen Aufstieg durch die Bergwälder der Nordküste gelangten die Wanderer auf den Rücken der Tutuila in westöstlicher Richtung durchziehenden Bergkette. Vor ihren Augen tat sich ein entzückendes Panorama auf; da lag im Süden vor ihnen ein scheinbarer Landsee von einer durchschnittlichen Breite von 1$^{1}/_{2}$ Stunden, den ringsum tausend Fuß hohe Bergzüge einschlossen. Es war die nur durch einen engen Paß mit dem Meere in Verbindung stehende Bai von Pangopango, einer der besten Naturhäfen in der ganzen Südsee. Ein mühseliger Abstieg an den Flanken der Berge brachte die Missionare nach dem an der Bai gelegenen Dorfe Pangopango, wo Murray eine Station zu gründen gedachte. Der dortige Häuptling Maunga, an den man sich zuerst wandte, erklärte seine Bereitwilligkeit, Missionare bei sich aufzunehmen und ihnen Beistand und Schutz zu gewähren. Befriedigt von dem Erreichten, kehrten die Missionare noch am selben Tage wieder an Bord ihres Schiffes zurück, um nach Apia auf Upolu zu fahren, wo eine Beratung sämtlichen Samoa-Missionare mit den angesehensten Häuptlingen im Archipel stattfinden sollte. Maunga hatte zu diesem Behufe seinen Sohn Pomare als seinen Vertreter entsandt. Unterwegs überholte das Schiff ein Eingeborenenboot, das nach Manono gehörte und den Rarotonganischen Missionsgehilfen Teava an Bord hatte. Dieser eifrige Mann war sechs Wochen lang kreuz und quer durch Tutuila

hindurchgewandert, um den Insulanern das Evangelium zu predigen und so, ohne eine Ahnung von Murrays Kommen zu haben, den Boden für die Wirksamkeit des Missionars vorzubereiten; bisher waren nur die westlich von Tutuila gelegenen Inseln Upolu, Manono und Sawaii mit der Predigt des Evangeliums bedacht worden. Für Murray war das Zusammentreffen mit Teava von größter Wichtigkeit, denn nun brauchte er nicht mehr im Dunkeln zu tappen, sondern konnte seine Pläne den ihm zuteil gewordenen Informationen anpassen.

Der 10. Juni 1836 war der wichtige Tag, wo die in Apia versammelten Missionare den Grund zur Organisation ihrer Kräfte legten und sowohl über die Leitung der gesammten Samoa-Mission wie über die Verteilung der einzelnen Arbeiter im Archipel genaue Bestimmungen trafen. Am folgenden Tage fand die Zusammenkunft mit den Häuptlingen statt, in welcher zunächst der aus Tahiti auf einige Zeit nach Samoa übergesiedelte Missionar Wilson die Absichten der Missionare den Samoaner so deutlich wie möglich darzulegen versuchte; mit besonderem Nachdruck betonte er, daß die Missionare an den Kriegen der Eingeborenen keinen Teil nehmen könnten, da sie Männer des Friedens seien; sie würden alles tun, damit Ruhe und Frieden auf den Inseln einkehre. Als er dann im Namen seiner Brüder die versammelten Häuptlinge fragte, ob sie und ihre Untertanen unter diesen Umständen das Bleiben der Missionare wünschten, erklärten sie ihre Zustimmung zu dem Gesagten und versprachen, in jeder Weise die Arbeit der Missionare zu fördern. Nun verteilten sich die Missionare auf die von ihnen gewählten Stationen, und Murray und seine Gattin wandten ihr Antlitz wieder gen Tutuila.

Am 10. Juli suchte sich die „Dunnottar Castle" durch den engen, von steilen Felswänden gebildeten Paß ihren Weg in die geräumige Bai von Pangopango. Da es ein Sonntag war, so versammelte man die Eingeborenen am Strande zu einem Gottesdienste, in dem Wilson als der Sprachkundigste die Predigt hielt. Als nach wenig Tagen das Schiff von dannen segelte, war es für Murrays ein rechter Trost, daß Missonar Wilson noch sechs Wochen bei ihnen zu bleiben versprach, um dem Anfänger bei den ersten Schwierigkeiten in der Missionsarbeit mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen. Ihr Unterkommen fanden sie zunächst in einem der luftigen Samoanerhäuser, das ihnen der Häuptling Maunga freundlicherweise abgetre-

ten hatte. Zuerst galt es natürlich, sich mit der Sprache des Volkes vertraut zu machen. Dank einigen Vorkenntnissen in der Tahitischen Sprache, die er sich während der halbjährigen Seereise angeeignet hatte, und mit der Unterstützung Wilsons und des Häuptlingssohnes Pomare gelang es Murray in verhältnismäßig kurzer Zeit, sich den Eingeborenen verständlich zu machen.

In die Dunkelheit des Heidentums der Tutuilaner — die acht Stunden lange und zwei Stunden breite Insel wurde damals von 4000 Eingeborenen bewohnt — waren bis zu jener Zeit, wo sich Murrays dort niederließen, nur wenig Lichtstrahlen christlicher Erkenntnis hineingefallen. Abgesehen von Teavas Besuche hatte merkwürdigerweise ein englischer Abenteurer, der später verschollen ist, den Eingeborenen in seiner Weise einige Kenntnis der christlichen Lehre und der Sonntagsfeier beigebracht. Durch ihn veranlaßt, hatten sich einige Tutuilaner, darunter Maunga und Pomare, vom Heidentum äußerlich losgesagt. Als jener Fremde die Insel verließ, hatte er seinen Anhängern noch geboten, wenn Missionare kämen, sie freundlich aufzunehmen und sich von ihnen unterrichten zu lassen. Auch hatte er einzelne Stücke aus dem anglikanischen Prayer-Book ins Samoanische übersetzt und dieselben von jungen Leuten auswendig lernen lassen. Dieses Verhalten stand in grellem Gegensatz zu dem Leben und Treiben der ungefähr 20 Weißen, die damals bereits auf Tutuila lebten; es waren das meist entflohene Stäflinge aus Australien oder desertierte Matrosen, die durch ihren zügellosen Wandel den verderblichsten Eifluß auf die Samoaner ausübten und mit mißgünstigem Auge auf den Beginn der Missionsarbeit blickten. Während Murrays, trotzdem sie in einem offenen Hause wohnten, von den Tutuilanern nicht das Gewingste für ihre Sicherheit zu befürchten hatten, mußten sie dagegen von jenen Weißen einen feindseligen Angriff auf Leib und Leben erwarten.

Wie Murrays erst hinterdrein erfuhren, waren sie gleich anfangs einmal nahe daran, von diesen wüsten Unholden vergiftet zu werden. Die Verschworenen hatten sich einen Sonntagnachmittag zur Ausführung ihres teuflischen Planes gewählt und zwar gedachten sie Gift in den Kessel zu werfen, in dem von einem eingeborenen Knaben in einem offenen Schuppen das Teewasser für den Missionar gekocht wurde. Wenn das Feuer ruhig am Brennen war, pflegte nämlich jener Knabe den Kessel eine Weile im Stich zu lassen und am Gottesdienste teilzunehmen. In einer solchen unbeobachteten Stunde schlich sich der zur Ausführung des Verbrechens bestimmte Weiße herbei und wollte eben das Giftpulver in das kochende Wasser schütten, als ein von Ge-

wissensbissen erfaßter Mitverschworener ihm in den Arm fiel. Da es gerade sehr windig war, so flog das Pulver davon, und da kein Ersatz beschafft werden konnte, so mußte man den Mordanschlag aufgeben. Übrigens führte dieser Giftmordversuch dazu, daß jene Weißen bald darnach die Insel verließen; keiner traute dem andern über den Weg; jeder fürchtete, von dem Kapitän des nächsten englischen Kriegsschiffes wegen der Tat zur Verantwortung gezogen zu werden.

Am 19. Juli, eine Woche nach der Ankunft Murrays auf der Insel, nahm bereits die Schultätigkeit ihren Anfang. Die Hauptarbeit lag zunächst in den Händen Wilsons, bis zu seiner Abreise und in denen Rakis, eines Hervey-Insulaners, der einige Jahre als Lehrer auf Upolu gewirkt hatte. Alle Eingeborenen in Pangopango und Umgebung, die sich vom Heidentume losgesagt hatten — es waren, die Kinder einbegriffen, ungefähr 40 Seelen — nahmen mehr oder weniger regelmäßig an dem Unterrichte teil. Einige junge Männer, darunter Pomare, lernten in überraschend kurzer Zeit lesen. Die fortgeschritteneren Schüler nahmen sich dann ihrer weniger begabten Landsleute an. Bald war die Zeit des Missionars von früher Morgenstunde bis in die späte Nacht durch das Sprachstudium, die Verteilung der Arzneien, den Empfang von Besuchern aus allen Teilen der Insel, mit denen freundliche Grüße und Geschenke ausgetauscht wurden, sowie durch den Bau eines soliden Hauses in Anspruch genommen.

Bedeutsam war der Beginn des Jahres 1837; denn am Neujahrstage machte Murray den ersten Versuch, eine Predigt in samoanischer Sprache, und zwar über den Text Mark. 16, 15—16, zu halten. Der Versuch gelang und in der Folgezeit nahm die Zahl der Hörer bei den Gottesdiensten zu; das Interesse an dem Gehörten wuchs und anstatt an den unsittlichen nächtlichen Tänzen teilzunehmen, wandten nicht wenige ihre Schritte zur Missionarswohnung, um bei der Abendandacht mehr von der wunderbaren Botschaft zu vernehmen. Im übrigen aber machte Murray auf seinen Wanderungen durch den südlichen Teil der Insel — im Nordwesten Tutuilas hatte sich inzwischen in Leone Missionar Barnden niedergelassen — die Erfahrung, daß die ältere Generation sehr zäh an den alten heidnischen Göttern festhielt und nichts vom Evangelium wissen wollte; allerdings kleideten sie diese Ablehnung in sehr höfliche Formen. Dagegen zeigten die jungen Leute eine große Hinneigung zu dem Worte Gottes.

Ende März 1837 ward Murray eine freudige Überraschung zuteil, als ein kleines Schiff von Tahiti her in den Hafen von Pangopango einlief. Es brachte eine Deputation Londoner Missionare aus Tahiti und zugleich ein kostbares Geschenk für die samoanische Mission, das Evangelium des Matthäus in samoanischer Sprache, dazu ein kleines Liederbuch, einen Katechismus und eine Fibel in der Sprache der Eingeborenen. Murray und Barnden benutzten die Gelegenheit, um mit dem tahitischen Fahrzeug nach Apia zu reisen, wo eine Konferenz der Missionare stattfand. Auf der Rückkehr wären beide Männer bei einem Haar im Hafeneingange von Pangopango ertrunken. Das samoanische Boot, in dem sie saßen, stieß nämlich auf einen vom Wasser bedeckten Felsen und kenterte. Vergeblich kämpften die beiden gegen die Wellen und ihr letztes Stündlein schien nahe; da hörte man endlich ihre Hilferufe an Bord eines Schiffes und entriß die Totmatten den Fluten.

Nach anfänglich vergeblichem Bemühen gelang es Frau Missionar Murray im Sommer 1837 eine Mädchenschule ins Leben zu rufen, die zunächst von etwa 20 Schülerinnen besucht wurde; zuerst stand das weibliche Geschlecht hinsichtlich seiner Fortschritte hinter dem männlichen nicht wenig zurück; allein allmählich aber glich sich das immer mehr aus. Aus denjenigen Tutuilanern, die mit besonderem Eifer an den gottesdienstlichen Versammlungen teilnahmen, bildete Murray eine Art Katechumenenklasse, für die er an jedem Freitag eine besondere Zusammenkunft abhielt. Gegen Ende des Jahres 1837 gelang es ihm, ein paar eingeborene Lehrer als Missionspioniere nach der Manua=Gruppe im äußersten Osten des Samoa=Archipels zu entsenden; sie wurden mit ihrer Botschaft gern aufgenommen und 300 Manuaner wandten sich in kurzer Zeit dem Christentume zu.

Um einen friedlichen Verkehr zwischen den Bewohnern der einzelnen Bezirke Tutuilas anzubahnen, luden Murray und Barnden für den 9. Mai 1838 die dem Evangelium zugeneigten Tutuilaner zu einem sogenannten „Me" oder Missionsfeste nach Pangopango ein. Ungefähr 1500 Eingeborene nahmen an dem in schönster Harmonie verlaufenden Feste teil und trugen die Kunde von dem Gehörten in die abgelegensten Dörfer der Insel. Am 1. Juli 1838, einem Sonntage, herrschte große Freude in Pangopango; denn an diesem Tage konnte Murray die drei Erstlinge Tutuilas durch die

heilige Taufe in die Christengemeinde aufnehmen; es waren das der Häuptlingssohn Pomare und zwei Männer aus dem Volke, namens Pita und Fauvasa. Sie haben sämtlich durch ihren späteren Wandel dem Christennamen Ehre gemacht, zwei von ihnen sind auf dem Missionsfeld als treue Arbeiter gestorben. Ein schwerer Verlust war für Murray der Tod seines Mitarbeiters Barnden am 31. Dezember 1838 — er ertrank beim Baden — denn nun mußte er außer seinem eigenen Missionsbezirk auch noch den von Leone übernehmen. Mitten im Leid war es für die Missionarsfamilie ein Trost zu sehen, wie das Christentum auf Tutuila immer mehr Wurzel faßte. Die Zahl der Taufbewerber stieg im Frühjahr 1839 bereits auf 300, und um den Abendmahlstisch konnten sich 100 getaufte Tutuilaner versammeln.

Ende des Jahres 1839 und in den folgenden Jahren 1840—42 ging eine wunderbare Erweckungsbewegung durch die Gemeinden Tutuilas, welche der Christengemeinde nicht nur äußerlich einen großen Zuwachs zuführte, sondern sie auch innerlich erneuerte. Willig brachten die jungen Christen Missionsopfer dar und halfen zur Ausbreitung des Evangeliums unter ihren heidnischen Landsleuten mit. Selbst die Heiden gaben wenigstens äußerlich den Dienst der Götter (Aitus) auf. Im Jahre 1840 traf in Missionar Slatyer auch ein Ersatz für den so früh abgerufenen Barnden ein, sodaß Murray nun wieder etwas von der Sorge für Leone entlastet wurde. Freilich mußte Slatyer, durch die lebensgefährliche Erkrankung seiner Frau gezwungen, schon nach 2 Jahren der Insel wieder den Rücken kehren; an ihre Stelle trat dann Missionar Bullen, der in Leone die erste Kostschule gründete.

Leider wurde Murrays Wirken in Tutuila zeitweilig sehr durch die Krankheit seiner Frau gehemmt. Um nicht von dem beiden am Herzen liegenden Missionsfelde scheiden zu müssen, wurde Murray von seinen Kollegen veranlaßt, von Pangopango nach der kleinen und gesunden Insel Manono — zwischen Upolu und Sawaii — zu siedeln; aber auch hier war ihres Bleibens nicht; denn der 1854 vakant gewordene wichtige Missionsposten Apia ward durch Murray besetzt, der von dort aus zugleich die Verwaltung der Bezirke Saleafata, Falealili und Fangaloa mit zu besorgen hatte. Zudem gab es in Apia reichliche Gelegenheit, an der dortigen Fremdenkolonie innere Mission zu treiben. Zu wiederholten Malen wurde Murray gewöhnlich in Ge-

meinschaft mit einem Kollegen damit betraut, an Bord des Missionsschiffes die Außenposten der Samoa-Mission auf den Ellice-Inseln, den Tokelau, sowie die Arbeit der eingeborenen Missionsgehilfen auf einzelnen Neuhebriden-Inseln und in der Loyalty-Gruppe zu visitieren. Als schließlich auch in Apia die Gesundheit der Frau Murray immermehr erschüttert wurde, sah sich das Ehepaar zu seinem Schmerze genötigt, Samoa Ende Oktober 1870 nach 34jähriger Arbeit zu verlassen, aber nicht, um heimzukehren, sondern in dem gesünderen Klima der Loyalty-Inseln einen Versuch zur Weiterarbeit zu machen.

2. Pionierarbeit in Neuguinea. Der Lebensabend.

Am 2. Dezember 1870 war der „John Williams" vor Hepenehe, der Hauptmissionsstation der Londoner auf der Loyalty-Insel Lifu, vor Anker gegangen und Murray, der sich an Bord befand, gedachte hier an Stelle des von den argwöhnischen französischen Kolonialbehörden mit Ausweisung bedrohten Missionars Macfarlane in die Arbeit einzutreten, trotzdem für ihn, den Missionsveteranen, damit die Notwendigkeit verbunden war, sich wieder in ein fremdes Volkstum und in eine fremde Sprache einzuleben. Indes kaum hatte Murray ein paar Monate neben seinem jüngeren Kollegen unter den Loyalty-Insulanern gearbeitet, als die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft an Macfarlane und Murray die Weisung ergehen ließ, eine Rekognoszierungsfahrt nach Neuguinea zu unternehmen, um auch diese große Insel in den Bereich der Missionstätigkeit einzubeziehen. Als Missionsarbeiter sollten in erster Linie Eingeborene aus der Loyalty-Gruppe verwandt werden. Machte sich doch auch unter den christlichen Insulanern eine ungewöhnliche Begeisterung für das neue Missionsunternehmen geltend. Kaum hatte der Missionar den Ruf ausgehen lassen: „Freiwillige vor!": als sämtliche Zöglinge des Seminars in Hepenehe und alle Lehrer auf Lifu ihre Dienste anboten, obgleich ihnen die in Neuguinea drohenden Entbehrungen und Gefahren wohl bekannt waren. Gar mancher Insulaner beneidete die acht jungen Männer von Lifu und Mare, die schließlich aus der Menge ausgewählt wurden, um die Ehre, an dem Kreuzzuge gegen das heidnische Neuguinea als die ersten teilnehmen zu dürfen.

Auf dem gemieteten Schoner „Surprise" nahmen Murray und Macfarlane mit ihren eingeborenen Gefährten am 31. Mai 1871 von *Lifu* Abschied und nach langsamer Fahrt kamen endlich am 29. Juli

die Gipfel der hohen Bergkette, welche das Ostende Neuguineas durchziehen, in Sicht. Eine Zeitlang folgte man der Küste; dann hielt man auf die Insel Darnley zu, die östlich von der Torresstraße am Eingange zum Papuagolf liegt. Hier landete am 3. Juli 1871 Murray nach längeren Verhandlungen mit den mißtrauischen Eingeborenen einen der Loyalty-Missionsgehilfen, den die Inselhäuptlinge zunächst auf ein Jahr bei sich zu behalten versprachen. Während des Aufenthaltes auf Darnley fand auch das bekannte Zwiegespräch zwischen einem Darnley-Insulaner und dem Missionsgehilfen Tepeso statt, in welchem der erstere die Neuankömmlinge in ihrem Entschlusse, auch die übrigen Inseln im Papuagolf zu besuchen, wankend machen wollte. „Dort gibt es Alligatoren, Schlangen und Tausendfüße", begann der Darnleyaner. „Halt!" unterbrach Tepeso seinen Redefluß, „gibt es auch Menschen dort?" „O ja", antwortete jener, „natürlich gibt es auch Menschen dort; aber die sind so erschrecklich wild, daß gar nicht daran zu denken ist, daß ihr dort leben könnt." — „Das genügt", erklärte Tepeso beruhigt, „wo Menschen sind, da müssen auch Missionare hingehen!" Tepeso war ein starker, gesunder junger Mann, als er diese glaubensmutige Antwort gab; aber sein Lebensabend brach bald herein; er war zusammen mit Weib und Kind einer der ersten Südseeinsulaner, der von dem gefährlichen Neuguineafieber hinweggerafft wurde.

Von Darnley aus fuhren Murray und Macfarlane mit dem „Surprise" zunächst nach der Warrior-Insel, einer öden, von 200 Wilden bewohnten Sandinsel, auf der ein Kapitän Banner seine Perlfischereistation hatte. Dieser freundliche Mann stand den Missionaren mit Rat und Tat zur Seite und stellte ihnen eins von seinen großen Fischerbooten nebst eingeborener Mannschaft zur Verfügung, um sie nach zwei der Neuguineaküste unmittelbar vorgelagerten Inseln, dem felsigen Dauan und dem flachen, fruchtbaren Saibai bringen zu lassen. Es gelang Murray und seinem Gefährten ohne Schwierigkeit, zwei Missionsgehilfen daselbst zu stationieren. Da die Häuptlinge sich recht freundlich zeigten, so ließen die Missionare hier noch zwei Loyalty-Insulaner mit der Weisung zurück, auf Saibai oder der benachbarten Festlandsküste eine Station zu gründen.

Nun standen nur noch zwei eingeborene Missionsgehilfen zur Verfügung, und diese gedachte Murray an einen der Mündungsarme

des tief im Innern Neuguineas entspringenden Flystromes zu stationieren. Aber ein unvorhergesehener Zwischenfall vereitelte diesen Plan. Als die „Surprise“ eben an der Küste entlang kreuzte, kam ihr ein von Eingeborenen gerudertes Boot nach mit der Nachricht, daß die zwei Missionsgehilfen mit ihren Familien vor Schreck von Dauan geflohen wären, und daß sie glaubten, ihre beiden zurückgebliebenen Kameraden und deren Frauen seien von den Eingeborenen ermordet worden. Da sprachen die beiden noch an Bord befindlichen Missionsgehilfen zu Murray und Macfarlane:

„Wir wissen, daß ihr in eurem Herzen Leid tragt wegen der Trauernachricht, die man euch überbracht hat. Wir haben über die ganze Sache untereinander geredet und gebetet und möchten euch nun unsere Willensmeinung kund tun. Stellt es sich heraus, wenn wir nach Dauan zurückkommen, daß die Wilden wirklich unsere Landsleute getötet haben, dann wollen wir den verwaisten Posten einnehmen. Bestätigt sich die Schreckensnachricht aber nicht, dann bitten wir darum, an die Stelle der beiden treten zu dürfen, welche ihren Posten in Stich gelassen haben.“

Bei der Rückkehr nach Dauan zeigte sich glücklicherweise, daß die Unglücksbotschaft übertrieben war. Kein einziger Missionsgehilfe, auch niemand von ihren Angehörigen, war der Mordlust der Wilden zum Opfer gefallen; dagegen hatten sich allerdings zwei Loyalty-Insulaner mit ihren Frauen geflüchtet, weil eine Partei unter den Dauanesen entschlossen war, an ihnen für die von andern Südseeinsulanern früher einmal auf Dauan verübten Untaten blutige Rache zu nehmen. Nur dadurch, daß ein alter Häuptling sich Tag und Nacht den Bitten der Eingeborenen, ihnen die Fremden auszuliefern, aufs heftigste widersetzte, wurde das drohende Blutvergießen verhütet. Zwei Missionsgehilfen nun, die befürchteten, der Alte werde schließlich doch den Wünschen seiner Untergebenen willfahren, beschlossen, sich in einem Boote auf die hohe See zu retten; ihre Kameraden aber wollten sich ihnen nicht anschließen. „Wir haben unsere Order erhalten“, erklärten die kühnen Männer, „und dürfen nicht von unserm Posten weichen. Leben wir, so leben wir. Sterben wir, so sterben wir.“ Sie harrten aus und ihr Gottvertrauen ward belohnt. Die Ruhe und Gelassenheit der beiden imponierte den Eingeborenen, und die frühere Feindseligkeit hatte schon wieder einem gewissen Wohlwollen Platz gemacht, als die besorgten Missionare zum zweitenmal den Strand von Dauan betraten. Die andern beiden Missionsgehülfen wurden später auf der Warrior-Insel stationiert,

und ihre Stelle auf Dauan nahmen die Helden ein, die in der Stunde der Gefahr mutig vor den Riß getreten waren.

An zwei Stellen betraten Murray und Macfarlane auf dieser ersten Forschungsreise das Festland von Neuguiena, zuerst in Katau, einem großen, 12 Stunden östlich von Dauan gelegenen Dorfe, wo sie von den neugierigen Wilden, die zum ersten Male Weiße in der Nähe sahen, freundlich aufgenommen wurden. Hier zogen besonders die außergewöhnlich langen (über 100 Fuß) auf 8—10 hohen Pfosten erbauten Häusern der Eingeborenen die Aufmerksamkeit der Missionare auf sich. Auf der Rückreise nach Lifu, die ungemein stürmisch verlief, ankerte die „Surprise“ vom 4.—7. August in der geräumigen Redscarbai in Südost-Neuguinea; hier machte Murray die ihn angenehm überraschende Entdeckung, daß die dortigen Eingeborenen, im Gegensatze zu den Papua des Westens, dem malayo-polynesischen Volksschlage angehörten. Infolgedessen empfahlen die Missionare dem Direktorium der Londoner Gesellschaft als Missionspioniere für das östliche Neuguinea Evangelisten von Samoa, Niue und den Hervey-Inseln zu verwenden.

Am 2. November 1871 kam Murray auf der „Surprise“ wieder nach Lifu zurück, aber nur um wenige Tage darauf nach der andern Loyalty-Insel Mare überzusiedeln, um einen verwaisten Missionsposten zu versehen. Die Eingeborenen, denen er im Jahre 1841 die ersten samoanischen Missionslehrer gebracht hatte, nahmen ihn mit Freuden auf; rasch hatte er sich in die neue Sprache und in das neue Volkstum eingearbeitet, und das gesunde Klima jener Insel tat dem abgearbeiteten Missionar und seiner kränklichen Gattin recht wohl. Da kam nach wenig Monaten von London die Botschaft, daß er die Aufsicht über die neubegründeten Stationen in Neuguinea ständig übernehmen und das Netz derselben je nach Gelgenheit erweitern solle. Als Hauptquartier ersah sich Murray die kleine englische Niederlassung Somerset bei Kap York, der Nordspitze von Queensland, aus, welche von Neuguinea nur 32 Stnnden entfernt liegt.

In Begleitung seines Kollegen Wyatt Gill, der auf der Heimreise nach England war und Murrays Schar von 8 Loyalty-Missionsgehilfen noch durch 6 Hervey-Insulaner verstärkte, brach Murray mit dem „John Williams“ am 11. September 1872 von Mare auf und langte am 11. Oktober in Somerset an, von wo aus seine Rundfahrten durch den Papuagolf ihren Anfang nahmen. Zuerst

liefen die beiden Missionare, die in Somerset den kleinen Dampfer „Wainui“ gemietet hatten, die Insel Darnley an, wo sich der Segen von Guchengs, des eingeborenen Evangelisten, treuem Wirken bereits zeigte; in dem kurzen Zeitraum weniger Monate war es diesem unerschrockenen Manne gelungen, die greuliche Unsitte des Kindesmordes auf der Insel auszurotten; auch sonst hatte er einen guten Grund zur Weiterarbeit gelegt.

Auf der vorhergehenden Reise hatte Murray den Missionsgehilfen Mataika bei Gucheng mit der Weisung zurückgelassen, daß er, sobald sich eine Fahrgelegenheit fände, nach den Murray-Inseln, dem ihm bestimmten Arbeitsfelde, übersiedeln sollte. Da die erhoffte Gelegenheit auf sich warten ließ, so fing Mataika — ein „John Williams im kleinen“, wie ihn Murray nannte — in seiner Ungeduld an, auf Selbsthilfe zu denken. Im Busch gab es gutes Bauholz, und er selbst war nicht ohne Werkzeug. Sollte es nicht möglich sein, ein Boot herzustellen, auf dem er die zwölfstündige Entfernung zwischen Darnley und den Murray-Inseln zur Not zurücklegen könnte? Der Gedanke ward rasch zur Tat. Mit Hilfe Guchengs und mehrerer freundlich gesinnter Eingeborener höhlte er einen großen Baumstamm aus, nagelte auf die Seiten Bretter auf, um sich gegen das Überschlagen der Wellen zu schützen, und trat dann mit vier Eingeborenen seine lebensgefährliche Fahrt nach den Murray-Eilanden an. Zwei Tage und eine Nacht trieben sie auf dem Meere umher, ehe sie am Ziele landeten. Hier wurde Mataika von den Insulanern freundlich aufgenommen, in einem gemieteten Boote holte er seine Familie und seine bescheidene Habe von Darnley nach und begann eifrig unter den Eingeborenen zu missionieren. Alles dies erfuhr Missionar Murray bei seiner diesmaligen Landung auf Darnley. Auf der Weiterfahrt gelang es am 8. November 1872, vier Evangelisten in den beiden Festlanddörfern Katau und Torotoram zu stationieren; auch wurde die Banks-Insel (Mua) eine der größten in der Torresstraße, mit zwei Missionsgehilfen besetzt.

Nach einem kurzen Besuche bei Mataika auf den Murray-Inseln fuhren Murray und Gill mit dem Schoner „Loelia“ nach der von Murray bereits auf seiner ersten Neuguineareise flüchtig berührten Redscar-Bai. Kaum war das Schiff am 22. November dort vor Anker gegangen, als sich ein Boot mit fünf sehr scheuen Eingeborenen der „Loelia“ näherte. Doch gelang es den Zureden

der Missionare bald, ihr Mißtrauen zu besiegen und in ihrer Begleitung die Umgebungen der Bai näher zu durchforschen. Der erste Tag brachte sie nur mit der kleinen Niederlassung Kido, die den Eindruck eines Zigeunerlagers machte, in Berührung; um so größer war ihre Überraschung, als sie am nächsten Tage, den großen Manumanu-Fluß hinauffahrend, auf das gleichnamige stattliche Dorf stießen. Es war die größte Ortschaft, die Murray bis dahin in Neuguinea kennen gelernt hatte. Zwei schnurgerade Reihen von ungefähr 90 Häusern, von denen viele zwei Stockwerke hatten, waren durch eine breite Straße voneinander getrennt; in der Bauart ähnelten die Häuser denen in Katau, nur daß sie nicht so enorm lang wie dort waren. Auch hier merkte Murray auf den ersten Blick, daß er es nicht mehr mit einer dunkelfarbigen Papuabevölkerung, sondern mit lichteren malayo-polynesischen Stämmen zu tun hatte. Die Aufnahme, welche die Missionare bei den Dorfbewohnern fanden, war eine sehr freundliche; auch erklärten sich letztere bereit, Lehrer in ihr Dorf aufzunehmen. Nach gewissenhafter Erwägung aller Verhältnisse fühlte sich Murray ermutigt, in Manumanu sechs Südseemissionsgehilfen mit ihren Frauen zu stationieren; sie erhielten einen tüchtigen Vorrat von Lebensmitteln, Arzeneien, Tauschwaren und auch ein Boot. Ein Teil ihrer Habe war absichtlich auf den Murray-Inseln zurückgelassen worden, um die Habgier der Wilden nicht zu reizen; übrigens hoffte Murray in spätestens fünf Monaten wieder nach Manumanu zu fahren, um sich zu überzeugen, wie sich seine Gehilfen eingelebt hätten.

Von Manumanu ging am 27. November der Kurs auf die achtzig Stunden westlich von der Redscar-Bai gelegene Bampton-Insel zu, die von dem Festland Neuguinea nur durch eine schmale Wasserstraße in der Nähe der Fly-Mündung getrennt ist. Die Aufnahme, welche die Missionare am 1. Dezember dort fanden, konnte nicht herzlicher sein; besonders erfreut zeigten sich die Eingeborenen darüber, daß die beiden Missionsgehilfen Cho und Mataio sich in ihrer Mitte niederlassen sollten. So war Murray betreffs ihrer Sicherheit völlig beruhigt, dagegen fürchtete er für die Gesundheit seiner Evangelisten, weil die Insel überaus flach und sumpfig ist. Von Bampton kehrte Murray mit Gill nach einer Kreuzfahrt, die im ganzen sieben Wochen in Anspruch genommen hatte, nach Somerset auf Kap York zurück; während Gill die Heimreise nach London antrat,

hielt Murray noch zwei ereignisvolle Jahre in der Neuguinea-Mission aus.

Als Murray Somerset zu seinem Wohnsitz erkor, von dem aus er die Neuguinea-Mission am besten leiten zu können hoffte, hatte er mit der Voraussetzung gerechnet, daß es ihm jederzeit leicht möglich sein werde, einen der zahlreichen Perlfischerschoner, die in der Torresstraße zu kreuzen pflegten, für seine Inspektionsreisen nach den neugegründeten Stationen zu mieten. Nun hatte aber gerade kurz vorher die Queensländer Regierung in der lobenswerten Absicht, der mißbräuchlichen Ausnutzung der Eingeborenen seitens der Perlfischer ein Ende zu machen, die Order ergehen lassen, daß sich jeder Eigentümer eines Schoners in Brisbane oder Sydney einen Erlaubnisschein zum Betriebe seines Gewerbes lösen müsse, wobei natürlich ganz bestimmte Garantien seitens des Petenten verlangt wurden. Infolgedessen waren gerade in den ersten Monaten des Jahres 1873, einer besonders kritischen Periode in der Neuguinea-Mission, so gut wie keine Fahrzeuge in den Gewässern der Torresstraße vorhanden, auf denen Murray eine Reise zu den vereinsamten Missionsposten hätte unternehmen können.

Ende Januar 1873 erhielt Murray eine Hiobspost von seinen Gehilfen an der Redscar-Bai. Einer von ihnen, namens Atamu, hatte sich kurz nach Murrays Abreise auf der „Loelia", beim Fällen von Bäumen eine Wunde am Bein zugezogen, an der er nach wenig Wochen starb; kurz zuvor war seine Frau einem Fieberanfall erlegen. Die Frau eines andern Missionsgehilfen starb im Kindbett und alle waren mehr oder weniger durch Krankheit und Mangel an kräftiger Nahrung geschwächt; sie hatten nämlich, nach der sorglosen Art der Südseeinsulaner, mit ihren Vorräten nicht Haus gehalten, sondern gleich in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Manumanu das meiste an die Eingeborenen verschenkt. Wie sehnte sich da Murray, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen; aber kein Schiff war zu bekommen. Doch glückte es dem Missionar wenigstens, den Kapitän Moresby vom englischen Kriegsschiff „Basilisk" von der Lage seiner Lehrer in Manumanu zu benachrichtigen. Dieser freundliche Mann lief mit seinem Schiff die Redscar-Bai an, versorgte die Bedürftigen mit neuen Vorräten und Arzeneien und brachte zwei von den am meisten angegriffenen Lehrersfamilien nach Somerset zu ihrer Erholung.

Inzwischen hatte Murray ähnliche Sorgen inbetreff einiger Südseemissionsgehilfen auf den Inseln der Torresstraße gehabt; auch hier waren Krankheit, Unvorsichtigkeit in der Einteilung der Vorräte und das Fehlen eines Fahrzeuges, um die Verbindung mit den einzelnen Stationen aufrecht erhalten zu können, die Ursache der Nöte. Fast immer hatte Murray in jenem ersten Halbjahre 1873 drei oder mehr Lehrerfamilien bei sich in Somerset, um sie zu pflegen. Mitten in diese Krankheitssorgen hinein kam eine andere Unglücksbotschaft, die für Murray um so schmerzlicher war, je überraschender sie kam. Er wollte es erst kaum glauben, als am 12. März in Somerset die Nachricht einlief, daß die Missionslehrer auf der Bampton-Insel von den Eingeborenen, die sie doch so freundlich bewillkommnet hatten, ermordet worden waren. Da es Eingeborene waren, aus deren Munde Murray die schreckliche Nachricht erhielt, so gab er die Hoffnung noch nicht auf, daß es ein falsches Gerücht sei; aber bald darnach traf er mit Eingebornen von der Warrior-Insel zusammen, die an Ort und Stelle gewesen waren und die Kunde von der Greueltat bestätigten. Über der ganzen Katastrophe schwebt noch jetzt ein Dunkel; Murray vermutete, daß vielleicht die ziemlich umfangreiche Habe der Missionsgehilfen, die dieselben nicht an einem anderen Ort hatten zurücklassen wollen, die Insulaner zur Ermordung der Beiden verlockt habe.

Nun hielt es Murray nicht länger in Somerset aus. In der Hoffnung, vielleicht unterwegs ein größeres seetüchtiges Fahrzeug zu finden, vertraute er am 9. April 1873 sein Leben einer wahren Nußschale von Boot, dem „Viking“, an und besuchte auf einmonatlicher Fahrt alle Missionsstationen an der Torresstraße, sowie die beiden Posten Katau und Torotoram auf dem Festlande von Neuguinea. Er kehrte am 6. Mai mit geschwächter Gesundheit infolge der ausgestandenen Strapazen nach Somerset zurück, aber in seinem Herzen war er doch getröstet, denn er hatte die kranken Lehrer auf dem Wege der Besserung und ihre Arbeit in gutem Fortgange gefunden. Da es bei dem Gesundheitszustande Murrays ein Frevel gewesen wäre, in dem winzigen „Viking“ die weite Fahrt nach der Redscar-Bai zu wagen, so mußte er sich, trotz seines Verlangens, das kleine Häuflein in Manumanu zu stärken, in Geduld fassen und all sein Sorgen Gott anheimstellen. Und siehe sein Warten war nicht umsonst. Gott half in wunderbarer Weise, wo aller Weg

versperrt schien. Kurz nachdem Murray und Gill Ende 1872 den Schoner „Loelia“ zur Fahrt nach der Redscar-Bai benutzt hatten, war dieses Fahrzeug nach Australien übergeführt undan einen reichen Privatmann Orkney in der Kolonie Viktoria verkauft worden, der es zu einer Lustyacht umbauen ließ und mit ihr eine Kreuzfahrt nach den westlichen Inselgruppen der Südsee unternahm. Als er auf der Rückreise an der Südostküste Neuguineas entlang fuhr, machte ihn sein Kapitän Websdale darauf aufmerksam, daß an der Redscar-Bai Südsee-Missionsgehilfen der Londoner Mission stationiert seien. Herr Orkney, ein missionsfreundlicher Mann, beschloß sofort, die Bai anzulaufen und den Lehrern seinen Beistand anzubieten. Es waren noch drei Lehrer und zwei Frauen da — die dritte war erst kürzlich im Kindbett gestorben — die sehr unter dem ungesunden Klima litten; auch waren ihre Vorräte sehr zusammengeschmolzen. Trotzdem wollten sie nicht von ihrem Posten weichen und baten Herrn Orkney nur um den Liebesdienst, ein Schreiben, worin sie ihre Lage schilderten, an Missionar Murray zu befördern. Orkney aber, der die Überzeugung hatte, daß die Missionsgehilfen dringend einer Ausspannung bedurften, ruhte nicht eher, als bis sie als seine Gäste an Bord kamen und sich von ihm nach Somerset bringen ließen, wo er sie am 25. Mai der Pflege Murrays übergab. In dem gesunden Klima von Kap York und unter der liebevollen Fürsorge des Missionars erholten sich nach geraumer Zeit alle Kranken wieder. Dagegen starb auf den Murray-Inseln nach längerem Siechtum der Loyalty-Insulaner Wanegi.

Im August dieses Jahres sandte die Queensländer Regierung den Kutter „Lizzie Jardine“ nach Somerset, den der dortige Polizeimagistrat dem Missionar zu einer Rundreise zur Verfügung stellte, sodaß Murray von Ende August ab sich einige Wochen auf den verschiedenen Inselstationen in der Toresstraße aufhalten konnte. Wichtig war ihm dabei der 24. August, ein Sonntag, den er auf Darnley verlebte, weil an diesem Tage der Anfang zur ersten Schule an der Südküste Neuguineas gemacht wurde. Murray hatte die ersten Lehrmittel in Sydney drucken lassen und brachte sie den Insulanern, die großes Interesse an der Schule bezeugten. Kaum war Murray von dieser Rundfahrt zurück, als ein Zwischenfall eine neue nötig machte. Es waren nämlich Schwierigkeiteu zwischen dem Häuptling von Dauan und den dortigen Lehrern entstanden; letztere

bildeten sich ein, daß ihr Leben bedroht sei, und entflohen nächtlicherweile in ihrem Boote in der Richtung auf Kap York. Dank der Freundlichkeit des Magistrates in Somerset konnte Murray die Geflüchteten wieder auf ihren Posten zurückbringen; die Schwierigkeiten wurden behoben und alles kam wieder ins richtige Gleis.

Die früher in der Redscar-Bai stationierten Lehrer hatten inzwischen ihre alte Kraft und Frische wiedergewonnen und sehnten sich nach neuer Tätigkeit. Statt sie wieder nach dem ungesunden Manumanu zu bringen, beschloß Murray diesmal einen Versuch mit den 12 Stunden weiter westwärts gelegenen Port Moresby zu machen, das kurz vorher von Kapitän Moresby entdeckt und für verhältnismäßig gesund erklärt worden war. Am 18. November fuhr er mit den verheirateten Missionsgehilfen Ruatoka und Aneterea, und ihren verwitweten Gefährten Rau und Eneri, die ihre Frauen in Manumanu verloren hatten, auf dem gemieteten Schoner „Retrieve" nach Port Moresby ab; da das Fahrzeug so klein war, mußte der vierte Missionsgehülfe Piri samt seiner Frau einstweilen noch in Somerset zurückbleiben. Unterwegs gab es ein interessantes Zusammentreffen mit den Einwohnern von Manumanu; Murray verhehlte ihnen nicht, daß sie ihr Dorf wegen seiner ungesunden Lage als Station aufgeben müßten; doch schieden sie als gute Freunde, nachdem er ihnen versprochen hatte, daß die Mission sie nicht vergessen werde.

In Anuapata, einer Dorfschaft an dem geräumigen Hafenbecken Port Moresby, fanden die Missionsgehülfen eine Unterkunft. Als sie unter Murrays Geleit das erste Mal an Land gingen, fanden sie freilich nur leere Häuser vor; denn die Dorfbewohner waren samt und sonders in den Busch geflohen. Nach längerer Zeit kamen einige der Mutigsten wieder zum Vorschein und erkannten in den Lehrern alte Nachbarn wieder, die sie vormals auf der Station Manumanu manchmal besucht hatten. Sofort verbreitete sich die Kunde davon unter den Versteckten und mit einem Mal strömten Scharen von Männern, Frauen und Kindern herbei, um die Neuankömmlinge in der stürmischsten Weise zu begrüßen. Mit besonderer Zärtlichkeit begegneten die Papuafrauen den beiden Frauen der Missionsgehilfen; sie wurden nicht müde, sie in ihre Arme zu schließen und zu küssen, und sprachen alle zu gleicher Zeit auf sie ein. Erfreut über die seinen Lehrern zuteil gewordene Aufnahme kehrte Murray am 8. Dezember 1873 wieder nach Somerset zurück, freilich nicht zu langer

Rast. Denn am 2. März des nächsten Jahres ging es schon wieder mit dem Schoner „Retrieve" nach Port Moresby, wo Murray eine große Last vom Herzen fiel, als er alle Missionsarbeiter wohl vorfand. Die erste kritische Regenzeit war vorübergegangen, ohne daß einer der Lehrer erkrankt wäre. Wie sehr die Eingeborenen von Anuapata an ihren Missionslehrern hingen, bewies der folgende Zwischenfall:

Murray hatte diesmal den Missionslehrer Piri und dessen Frau bei sich, um sie in Boera, einem größeren 8 Stunden westlich von Port Moresby gelegenen Dorfe, zu stationieren. Als der Missionar nun den 4 Häuptlingen von Anuapata gegenüber den Wunsch aussprach, Rau, einer der ältesten Missionsgehilfen, möchte Piri nach Boera begleiten, um ihm bei der Erlernung der Sprache behilflich zu sein, wollten sie schlechterdings nicht darauf eingehen, Piri möge sich niederlassen, wo er wolle, aber von ihren eigenen Lehrern könnten sie keinen missen. Nach vielen Hin- und Herreden gaben sie endlich ihre Einwilligung dazu, daß Rau einen Monat in Boera bleiben könne; dann müsse er aber wieder zu ihnen zurückkehren. Um ganz sicher zu gehen, blieb einer von den vier Häuptlingen den ganzen Monat über mit in Boera, bis Raus Urlaub abgelaufen war.

Auf der Rückreise nach Somerset stattete Murray auch den Inselstationen in der Torresstraße einen erneuten Besuch ab. Am blühendsten fand er die Stationen auf Darnley und den Murray-Eilanden, wo die gesamte Bevölkerung im Unterricht stand und auch im äußerlichen schon gute Fortschritte gemacht hatte.

Der Sommer des Jahres 1874 brachte Murray manche freudige Überraschung; denn am 23. Juli traf sein Kollege Macfarlane aus England in Somerset wieder ein, und einen Monat später ging dort der kleine Missionsdampfer „Ellengowan" vor Anker, den ein Fräulein Baxton in Dundee der Neuguinea-Mission geschenkt hatte. Im Herbst desselben Jahres wurde die Arbeiterschar noch durch Missionar Lawes verstärkt und auch der „John Williams" sprach wieder einmal in den Gewässern von Neuguinea vor. Für Murray aber, dessen Kräfte den Strapazen der Pionierarbeit nicht mehr gewachsen waren, galt es nun von Neuguinea Abschied zu nehmen und die Arbeit jüngeren Kräften anzuvertrauen. An Bord des „John Williams" brachte er Ende November 1874 die Familie Lawes noch nach Port Moresby, ihrem zukünftigen Wohnsitze, um dann am 7. Januar 1885 in Sydney zu landen, das für den Emeritus nun die letzte Station werden sollte. Nur einmal hat er von dort auf einem flüchtigen Besuche das Missionsfeld wieder betreten, als er im Jahre

1887 den Londoner Missionsdirektor Thompson als Dolmetscher und Vertrauensmann auf einer Visitationsreise durch den Samoa-Archipel begleitete. Natürlich wurde der Veteran von den Inselgemeinden mit herzlicher Freude aufgenommen und für ihn selbst war es eine Erquickung, die Fortschritte zu beobachten, die das Evangelium unter den Insulanern gemacht hatte.

Auch in Sydney saß Murray, soweit es seine geschwächten Kräfte irgendwie zuließen, nicht müßig. Auf manchem Meeting in Neusüdwales hat er seine Lebenserfahrungen zum Besten gegeben und neue Freunde für die Südsee-Missionen seiner Londoner Gesellschaft gewonnen; besonders lag ihm die heranwachsende Jugend in den Sonntagsschulen am Herzen. Auch literarisch hat er seinen Mitarbeitern in Samoa und Neuguinea noch wertvolle Dienste geleistet. Ausgangs der 80er Jahre wurden aber seine Kräfte immer schwächer, bis der Herr am Abend des 7. Juli 1890 seinem treuen Knechte eine friedliche Heimfahrt bescherte. Seine Gattin war dem Veteranen ein Jahr zuvor im Tode vorausgegangen.

Ein Blick in die Taufpraxis der Weißen Väter in Uganda.

„Im letzten Vierteljahre — berichtet die Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, „Gott will es“ (1903, 259) aus Süd-Nyanza — erhielten 114 Neger, Kinder und Erwachsene, die in Todesgefahr waren, die heilige Taufe. Diese Taufen sind fast ausschließlich das Werk unserer Christen. Wie sind sie glücklich, wenn sie am Sonntag kommen können, um die Seelen der kleinen Würmer, denen sie den Himmel eröffnet haben, einschreiben zu lassen. Haben sie Gelegenheit, einen Kranken, der in Lebensgefahr ist, zu unterrichten und zu taufen, sie lassen sie gewiß nicht unbenützt vorüber gehen. Kürzlich kam ein Christ von Chirati zu uns, welchen die deutsche Station — weiß der Himmel für welchen Streich — während einiger Wochen auf Staatskosten hinter Schloß und Riegel verpflegt hatte. Unser guter Neger benutzte die unfreiwilligen Mußestunden, um seinen braven Mitpensionären die Gebete beizubringen, die er wußte. Jene werden in einigen Tagen gleichfalls zu uns kommen, um sich bei uns besser unterrichten zu lassen. Einer von ihnen ist kurz vor seinem Tode von unserm seeleneifrigen Sträfling noch getauft worden.

Dieser Eifer unserer Neophyten, ihren Landsleuten das ewige Heil zu verschaffen, ist der sicherste Beweis für die Aufrichtigkeit ihres Glaubens.

Unsere Christen sind eifrige Täufer und machen meistens ihre Sache auch ganz gut. Daß dabei niemals ein Verstoß gegen den vorgeschriebenen Ritus vorkäme, daß niemals eine solche Taufe zweifelhaft oder gar ungiltig wäre, das wäre wunderbar. Doch sind derartige Fälle so selten, daß sie nicht in Betracht kommen.

Der Spendung des Sakramentes schicken sie stets die Unterweisung in den wichtigsten Wahrheiten unserer heiligen Religion voraus, gleichviel ob der

Kranke erwachsen oder noch ein Kind ist. „Zuerst muß unterrichtet werden", so sagte einer unserer krausköpfigen Christen, als er ein sterbendes Kind taufen wollte. Das Würmchen lag aber noch in den Windeln, und doch soll der Taufe unbedingt ein Unterricht vorangehen. Diesem Übelstande war bald abgeholfen, die Mutter des Kleinen mußte herhalten. Sie mußte Akte des Glaubens, der Reue erwecken, energisch dem Satan absagen, daraufhin erst erhielt der kleine Sterbende die Taufe.

Vor der Zulassung zur heiligen Taufe lernen alle unsere Schwarzen eine Formel auswendig, bestehend in einem Akt des Glaubens an die wichtigsten Wahrheiten unserer heiligen Religion. Dieser Art Credo bedienen sie sich alsdann zur Unterweisung der Kranken. Mehrmals konnte ich mich später selbst überzeugen, daß die Belehrung völlig hinreichend war."

Und schon früher (1903, 223) schrieb ein Missionar derselben Genossenschaft von der Insel Ukerewe:

„Die Zahl der in der Kirche regelrecht Getauften beläuft sich auf 975. Sie machen uns große Sorgen. Da sie zerstreut wohnen, kann man sie nur schwer überwachen. Sie haben von ihrem ersten Eifer verloren. Und wenn wir zuweilen diese Schar Neubekehrte von ihrer Schattenseite betrachten, so sind wir versucht mit dem Propheten zu seufzen: „Unglückliches Jerusalem, wie ist das Gold verdunkelt?" Sie kommen nicht mehr so regelmäßig wie ehemals. Die Entfernung, der Mangel an Kleiderstoffen mögen sie einigermaßen entschuldigen; die religiöse Gleichgiltigkeit bleibt trotzdem Tatsache. Nur schwer können einige den Aberglauben und ihre ehemaligen Flüche lassen; den Lockungen zu verbotenen Tänzen und andern sinnlichen Reizen des Heidentums vermögen sie die Spitze nicht zu bieten. Andere sind bei Ehehindernissen einfach eine wilde Ehe eingegangen. Beschränkt ist die Zahl derjenigen, welche jede religiöse Übung über Bord geworfen. Mit Hilfe unserer treugebliebenen Christen suchen wir sie auf bessere Gesinnungen zurückzubringen; wir wenden besonders die geistige Waffe der Predigt an: zur gelegenen und ungelegenen Zeit. Wir ermahnen und belehren sie am Sonntag, wo sie zahlreicher erscheinen, über die Messe; in der Woche halten wir den umliegenden und entfernteren Bewohnern Katechismusunterricht. Endlich haben wir in diesem Jahre diejenigen, welche am weitesten wohnen, besucht und vor der versammelten Menge die Messe gelesen, ihnen die Sakramente gespendet und Katechismusunterricht erteilt. Man sollte diese Besuche öfters wiederholen. Wenn die Umstände, die Trägheit, die Sorglosigkeit unsere Neubekehrten hindern zu uns zu kommen, müssen wir zu ihnen gehen und es machen wie der gute Hirt, welcher sein verlorenes Schaf sucht, bis er es wiederfindet.

Erfolge: 8388 Beichten und 7991 Kommunionen. Außer diesem Empfange der Sakramente, welcher zeigt, daß der Glaube unter unsern Christen noch lebendig ist, legen sie regen Eifer an den Tag, die Kinder und erwachsenen Heiden in Todesgefahr zu taufen. Fast alle unsere Neubekehrten können dieses Sakrament spenden. Es kommt sogar vor, daß solche, auf welche wir nicht mehr gezählt, eine Taufliste bringen und uns bitten, die von ihnen gespendeten Taufen ins Taufregister einzutragen. Eines Tages berichtete uns ein zweifelhafter Christ von seiner in der Todesnot gespendeten Taufe, um sie dann eintragen zu lassen. Ich fragte ihn, wie er dabei vorgegangen wäre. Es handelte sich um ein unmündiges Kind. „Ich fing an", sagte er, „es zu fragen, ob es an Gott, den Schöpfer, glaube usw." „Das wäre nicht nötig gewesen, ein Kind, das die Verstandsjahre noch nicht erreicht, so zu fragen", sagte ich staunend. „Ja, ich habe diese Fragen nicht an das Kind, sondern an seine Mutter gerichtet mit der Bemerkung, sie sollte für ihr Kind die Akte des Glaubens erwecken, da es noch nicht dazu fähig sei. Ich habe ebenso dieses Kind gefragt, ob es dem Teufel entsage und getauft werden wollte, indem ich der Mutter bedeutete, sie müßte in seinem Namen antworten." Auch die Taufen von Heiden in Todesgefahr waren ziemlich zahlreich: 498 in diesem Jahr."

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. Oktober. 1904.

Der Südsee-Missionar Dr. George Turner.

Von D. G. Kurze.

1. Neun Monate unter den wilden Tannesen.

Es war an einem Julitage des Jahres 1842, als ein Häuflein weißer und brauner Missionsgeschwister von dem Gipfel eines Berges aus, der den auf der Nordostküste der Neuhebriden-Insel Tanna gelegenen Hafen Port Resolution im Westen begrenzt, einer am Horizont allmählich verschwindenden Brigg die letzten Abschiedsgrüße zuwinkte. Sie galten der „Camden", dem Missionsschiff der Londoner Missionsgesellschaft, welches wenige Wochen zuvor die beiden englischen Missionarsfamilien Turner und Nisbet unter den wilden Tannesen gelandet hatte. Missionar Heath hatte sie von Samoa aus begleitet und war ihnen mit der Schiffsmannschaft der „Camden" behilflich gewesen, das mitgeführte Material eines Holzhauses zusammenzusetzen. Dann hatte er die Missionare und ihre drei samoanischen Gehilfen, die bereits im November 1839 von John Williams kurz vor dessen Märtyrertode auf Tanna stationiert worden waren, dem Schutze Gottes befohlen und war mit der „Camden" wieder nach Samoa zurückgekehrt.

Beide Missionsehepaare waren am 11. August 1840 von England ausgefahren und hatten zunächst in Samoa ihren Aufenthalt genommen, wo sie sich mit der Sprache der Eingeborenen vertraut machten und mancherlei Erfahrungen sammelten, die ihnen später auf Tanna recht zu statten kamen. Im Juni 1842 erreichten sie endlich ihr eigentliches Arbeitsfeld, die von 12000 Wilden bewohnte Insel Tanna in der Neuhebriden-Gruppe. Ihre Sendung war die Antwort der Missionsfreunde Englands auf die Ermordung John Williams' und seines Gefährten Harris durch die Erromanganer.

George Turner, mit dem wir uns in diesen Zeilen besonders beschäftigen, war in Semington, im Norden Englands, am 6. März 1816 geboren und hatte sich, schon frühzeitig regen Anteil an der Ausbreitung des Evangeliums in der Südsee nehmend, der Londoner Mission zur Verfügung gestellt, die ihn zusammen mit seinem Freunde Nisbet für die Neuhebriden-Mission bestimmte.

Als an jenem Julitage des Jahres 1842 die „Camden" ihren Blicken entschwunden war, lenkten Turners und Nisbets samt ihren samoanischen Gehilfen ihre Schritte wieder bergabwärts dem im Rohbau ziemlich vollendeten Missionshause zu, an dem noch manche notwendige Arbeit unternommen werden mußte, um es wohnlich zu machen. Von seiten der Eingeborenen konnten sie auf keine Unterstützung rechnen, obwohl dieselben Tag für Tag in großen Scharen herbeieilten, um die Fortschritte des ihnen wunderbar erscheinenden Bauwerkes zu überwachen; im Gegenteil mußten die Missionsgeschwister immer auf der Hut vor den Diebesgelüsten der Eingeborenen sein. Mit einer unglaublichen Gewandheit stahlen sie, was ihnen vor die Hände kam, sodaß Turner und seine Mitarbeiter kein Werkzeug aus der Hand legen konnten, sondern immer bei sich im Gürtel tragen mußten. Beklagten sich die Missionare bei den Häuptlingen der in der Nähe der Station gelegenen Dörfer über die Diebereien ihrer Untergebenen, so nahmen diese eine sehr entrüstete Miene an und bedrohten jeden Dieb, dessen sie habhaft werden konnten, mit dem Tode; aber all ihre Entrüstung war nur eine Komödie, die sie den Missionaren vorspielten; denn derselbe Häuptling, der eben noch gegen einen Dieb gewütet hatte, entwendete selber aus dem Missionshause einen großen Nagel, den er mit den Fußzehen heimlich an sich zog und dann in seine auf den Rücken gelegten Hände gleiten ließ. Die Missionare wunderten sich anfänglich sehr über die großen Lasten welche die eingeborenen Frauen auf ihre Rücken geladen hatten, wenn sie in ihre Pflanzgärten oder an die Quellen zum Wasserholen gingen; aber schließlich kamen sie dahinter, daß sie, sobald sie das Haus verließen, alles einigermaßen Wertvolle, selbst ihre Hühnerbrut, mitnehmen mußten, wenn es ihnen in ihrer Abwesenheit nicht gestohlen werden sollte.

Es kam auch nicht selten vor, daß die Missionare ihre Bauarbeit unterbrechen und sich als Friedensstifter unter die Eingeborenen begeben mußten, wenn unter ihnen Streit ausbrach und eine

regelrechte Schlacht beginnen sollte. Glücklicherweise gelang es ihrem Zureden fast immer, die Streitenden zu zerstreuen und größeres Blutvergießen zu verhindern. In große Lebensgefahr gerieten die Missionare wenige Monate nach ihrer Landung auf Tanna infolge des unverantwortlichen Auftretens des Kapitäns eines amerikanischen Walfängers. Derselbe hatte beim Wasser- und Holzeinnehmen durch die Zügellosigkeit seiner Leute mit den Eingeborenen Streit bekommen und rächte sich dafür durch eine Beschießung der Küstendörfer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Missionsstation. Glücklicherweise hatten die Eingeborenen keine Toten und Verwundeten zu beklagen; sonst hätten sie sicher an den Missionarsfamilien blutige Rache genommen.

Ende September 1842 waren die Missionsgeschwister endlich mit der Einrichtung ihres 60 Fuß langen Hauses fertig und konnten nun ihre Zeit und Kraft der eigentlichen Missionsarbeit widmen. Dank ihrer in Samoa erworbenen Sprachkenntnis gelang es ihnen, verhältnismäßig rasch die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, um ohne Dolmetscher den Tannesen das Evangelium predigen zu können. Auch wurde die mitgebrachte kleine Druckerpresse in Betrieb gesetzt(!) Die von Turner und seinem Freunde ins Leben gerufene Schule fand freilich zunächst nur wenig Anklang. Auch der Versuch, eine Anzahl Eingeborener zur Übernahme von allerlei Hausdiensten zu bewegen, schlug fehl. Wohl drängten sich junge Leute genug herzu, die eine oder andere kleine Arbeit für die Missionsgeschwister zu verrichten, aber schon nach einer Stunde baten sie sich ihre Bezahlung in Gestalt von Angelhaken oder Zeugstreifen aus und begaben sich nach Hause. Endlich ließ sich ein gutmütiger Bursche dazu bewegen, jeden Morgen zur Arbeit im Missionshause zu erscheinen. Von den Missionaren mit einem halbwegs anständigen Anzuge ausstaffiert, erschien er jedoch am nächsten Tage wieder in seiner natürlichen Blöße. Aufs neue statteten ihn die Missionare aus und schärften ihm ein, seine Kleidung ja nicht wegzugeben. Was half's? Am anderen Morgen stellte er sich grinsend wieder unbekleidet ein, in der offenbaren Erwartung, einen neuen Anzug zu erhalten. Da es so nicht weiter ging, mußten sich die Missionarsfamilien mit ein paar Jungen behelfen, die sie aus Samoa mitgebracht hatten.

Dadurch, daß Turner und Nisbet demjenigen Knaben, der seine Lektion am besten gelernt, einige Perlen schenkten, gelang es für

einige Zeit, einen regelmäßigen Schulbesuch der Kinder aus den benachbarten Dörfern zu erreichen. Schwieriger noch war es für die Frauen der Missionare, der weiblichen Jugend habhaft zu werden. Das Los der Frauen ist in Tanna noch drückender als in anderen Teilen Melanesiens. Fast alle schwere Arbeit lastet auf ihnen, da die Männer für gewöhnlich durch ihre Stammesfehden in Anspruch genommen sind. Da sich die weibliche Jugend offenbar davor scheute, das Missionshaus zu betreten, so beschlossen Frau Turner und Nisbet die Schule solange im Freien zu halten, bis jene Furcht überwunden war. Sie machten es in den Dörfern bekannt, daß sie eine Nähschule halten wollten, und ließen sich mit ihrem Arbeitsmaterial vor dem Missionshause im Schatten einiger Bäume nieder. Am ersten Tage fand sich eine mutige Schülerin ein, die von den beiden Frauen in die Geheimnisse der Nähkunst eingeweiht wurde. Einige eingeborene Frauen traten herzu, um das Wunder anzustaunen, und brachen schließlich in helles Gelächter aus, weil ihnen die Sache zu komisch vorkam. Sofort warf die kleine Schülerin, die sich gekränkt fühlte, Fingerhut und Nähnadel hin und stürzte flüchtend in das nächste Gebüsch. Doch sammelten sich allmählich mehr Schülerinnen, die sich schnell die nötige Handfertigkeit aneigneten und gern in den Unterricht kamen.

Nach den ersten paar Sonntagsgottesdiensten, die von den Eingeborenen leidlich besucht waren, schauten sich Turner und Nisbet vergeblich nach einer Gemeinde aufmerksamer Zuhörer um. Es war den Eingeborenen offenbar zu viel, jede Woche einen Tag dem Gottesdienste zu widmen, da ja ihre eignen Götter — die zu Gottheiten erhobenen Geister ihrer Ahnen — nur ein- oder zweimal im Jahre Opfer und Gebete beanspruchten. Auch waren damals die mit der Yamsernte verknüpften Festlichkeiten und Nachttänze eben erst vorüber und es galt, die neue Pflanzung vorzubereiten; dazu kam, daß ein feindlicher Überfall von seiten der im Innern der Insel wohnenden Stämme drohte. Auf verschiedene Weise suchten die Eingeborenen ihr Fernbleiben vom Gottesdienste Turner gegenüber zu entschuldigen. Auf seine Frage: „Warum seid ihr heute nicht zum Gottesdienste gekommen?" antwortete der eine: „War nicht meine Frau da?" und der andere: „War nicht der Häuptling unseres Dorfes anwesend?" und ein dritter: „War nicht mein kleiner Junge dort?" Andere wiederum, welche die Missionare nach dem Gottes-

dienste auf den Wegen oder in den Pflanzgärten trafen, entschuldigten sich damit, daß sie nichts vom Sonntag gewußt hätten, und versprachen, ein anderes Mal die Arbeit zu lassen und Gottes Wort anzuhören. Natürlich war das bei den meisten nur eine leere Ausrede.

An den Wochentagen unternahmen Turner und Nisbet regelmäßige Wanderungen in die Dörfer, die in einem Umkreise von 1—2 Stunden lagen. Gleich in den ersten Monaten nach ihrer Landung waren zu den Missionaren auch Glieder einiger Inlandstämme gekommen, die in den Herzen der Glaubensboten das Verlangen wachriefen, diesen umnachteten Seelen das Licht des Evangeliums zu bringen. Einer von diesen fremden Gästen sagte: „Ich bin ein heiliger Mann; von mir stammt der Regen, der kürzlich fiel." Ein anderer fragte die Missionare, ob sie droben im Himmel bei Gott gelebt hätten, wer Gottes Vater sei und wie viel Kinder er habe. Ein dritter wies auf ein an der Wand hängendes Bild und fragte mit ernster Miene: „Ist das Jehova?" Wie erfreut waren sie, als beide Missionare ihnen versprachen, sie bald in ihren Bergdörfern aufzusuchen und ihnen den Weg zum Himmel zu weisen. Als sie aber nach vollendetem Ausbau des Hauses ihr Versprechen wahr machen wollten, fanden sie zu ihrer schmerzlichen Überraschung, daß man auf allen Seiten ihnen den Weg versperren wollte. Hatten sie in einem Dorfe gepredigt und wünschten nun die Leute in den nächsten, nur eine halbe Stunde weiter landeinwärts gelegenen Dorfe aufzusuchen, so waren alle Eingeborenen dagegen und riefen: „Nein, dahin könnt ihr nicht gehen; sie würden euch töten." Ließen sich Turner und Nisbet nicht einschüchtern, so rafften bisweilen einzelne ihre Keulen und Speere auf, um die Missionare zu begleiten, die nach der Meinung der Eingeborenen ihr Leben aufs Spiel setzten. Anderwärts wiederum wagte kein Dorfbewohner die Missionare über einen bestimmten Punkt hinaus zu begleiten. Die Missionare, die sich daran nicht kehrten, machten bald die Wahrnehmung, daß die Bewohner jener abgelegenen Dörfer ebenso freundlich als erstaunt waren, daß die Missionare den Weg zu ihnen nicht gescheut hatten. Fortan gaben sie so gut wie nichts mehr auf die Warnung: „Geht nicht dahin; dort wohnen böse Leute, die euch töten werden!" Tatsächlich kamen die Missionare nur selten weiter als bis auf zweistündige Entfernung ins Innere hinein, da sie bald herausfanden, daß die Inlandstämme eine ganz abweichende Mundart sprachen.

Eines Morgens erwachte Turner von einem ungewöhnlichen Lärm, und als er zum Fenster hinausschaute, sah er die Eingeborenen mit Speeren und Keulen bewaffnet zusammenströmen. Ein benachbarter Häuptling war von den Leuten eines entfernteren Stammes getötet worden. Sofort eilten beide Missionare an Ort und Stelle, in der Hoffnung, weiteres Blutvergießen verhindern zu können. Mitten in dem Dorfe des ermordeten Häuptlings wartete ihrer eine ergreifende Szene. Auf dem freien Platze des Dorfes, aus dem alle waffenfähigen Männer dem Feinde nachgeeilt waren, waren 30—40 Frauen mit ihren Kindern wehklagend und jammernd um die Leiche ihres Häuptlings versammelt, der mit rotbemaltem Gesicht auf eine Matte gebettet in den Armen seiner Hauptfrau ruhte. Die Missionare drückten der Witwe ihre Teilnahme aus und überzeugten sich, daß kein Leben mehr in dem Körper war. Von den Frauen wurden sie himmelhoch gebeten, ja nicht weiter zu gehen, da sonst ihr Leben auf dem Spiele stehe. Trotzdem eilten beide noch dreiviertel Stunde weiter, bis sie das Geheul der Kämpfenden ganz in der Nähe hörten. Turner erkletterte einen Baum, um Umschau zu halten, konnte aber vor dem dichten Laubwerk den Kampfplatz nicht ausfindig machen. Doch wurde er von einigen befreundeten Häuptlingen bemerkt, von denen er erfuhr, daß es für die Missionare unmöglich sei, mit dem Feinde Unterhandlungen anzuknüpfen. So mußten sie sich damit begnügen, den Eingeborenen zuzureden, daß sie sich auf die Verteidigung beschränken möchten. Sie knieten mitten im Busch nieder, beteten mit den Eingeborenen, daß Gott in Gnaden weiteres Blutvergießen verhüten wolle, und eilten dann zu ihren in Angst schwebenden Frauen auf die Station zurück.

Vier Monate lang zog sich dieser beklagenswerte Krieg hin und das Ende war, daß sich schließlich die Tannesen gegen die Missionare selbst wandten. Als sie nämlich trotz der Abmahnung der letzteren monatelang einander befehdet hatten, brach unter ihnen eine verheerende Dysenterie-Epidemie aus. Um jene Zeit machten die Missionare auch die Entdeckung, daß eine Anzahl von Zauberern, welche in der Nähe des zu den Naturmerkwürdigkeiten Tannas gehörenden Vulkans wohnten, und sich durch die von den Missionaren den Eingeborenen in Krankheitsnöten gespendete Hilfe in ihren Einnahmequellen bedroht sahen, ihre Ermordung planten. Eines Tages machte sich Turner zusammen mit Nisbet und einem Samoaner auf,

um ein paar jenseits des Vulkanes wohnende Stämme aufzusuchen. Da kein Häuptling aus der Nachbarschaft sie begleiten wollte, so fuhren sie in ihrem Boote allein über die Hafenbucht und wanderten in die Berge, wo ihnen die Eingeborenen, wie gewöhnlich, vom weiteren Vordringen abrieten. Doch gelang es den Missionaren schließlich in einem Bergdorfe, den alten, freundlichen Häuptling Teman zum Mitgehen zu bewegen; freilich fühlte er sich unterwegs offenbar sehr unsicher und wiederholte immer wieder die Warnung, nicht über einen gewissen Bergrücken hinauszugehen. Als sie in das in einer Talsenke gelegene Dorf Jarosi kamen, wiederholten sich die Warnstimmen der Eingeborenen. Die nächste Ortschaft lag nur wenige Minuten entfernt. Aber als Turner aufmunternd zu Teman und zu den Dorfbewohnern sprach: „Kommt, laßt uns nach Ratobus gehen. Zeigt uns den Weg. Wir haben Freunde dort, die uns besucht haben. Wir haben ihnen versprochen, sie aufzusuchen," da wollte niemand folgen.

Kaum waren die Missionare nun allein einige Schritte vorwärts gegangen, als sie einen Steinwurf vor sich einen jungen Mann sahen, der in einer Hand eine Keule trug und mit der andern ihnen winkte; gleichzeitig rief er: „Kommt, ich will euch den Weg zeigen!" Erfreut schritten die Missionare aus und standen bald auf dem Dorfplatze von Ratobus. Mitten unter den Eingeborenen, von denen ihnen einige freundlich blickende bekannt vorkamen, während andere finster dreinschauten, ließen sich die Glaubensboten auf einem umgestürzten Boote nieder und begannen mit den Dorfbewohnern eine Unterhaltung, wobei sie dieselben durch kleine Geschenke von Scheeren, Angelhaken und Perlen zutraulicher zu machen suchten. Dann predigten sie ihnen Gottes Wort und schlossen mit der Aufforderung, in gemeinsamem Gebet den wahren Gott anzurufen. Währenddem hatte Narimeta, der den Missionaren den Weg ins Dorf gewiesen hatte, sich hinter Turner gestellt; in der einen Hand hielt er seine Keule, in der andern ein paar Kawas (Wurfsteine). Als nun Turner ahnungslos mit einigen Eingeborenen niederkniete und mit geschlossenen Augen betete, legte Narimeta seine Steine auf dem Boden und faßte mit beiden Händen seine Keule, um den tötlichen Schlag zu führen; aber Gott hielt seine schützende Hand über dem Glaubensboten. Nisbet hatte die verdächtige Bewegung gesehen und blieb daher beim Gebet aufrecht stehen, indem er unablässig den jungen

Mann mit seinen Augen fixierte, sodaß letzterer sich nicht getraute, die Mordtat auszuführen. Dafür herrschte er mit rauher Stimme Turner, als sich dieser von den Knien erhob, an: „Gib mir Perlen dafür, daß ich dir den Weg gezeigt habe!" Er erhielt das Verlangte, aber da sich die Eingeborenen ungewöhnlich scheu zeigten, beschlossen die Missionare, diesmal nicht weiter vorzudringen, sondern luden die Eingeborenen ein, sie auf der Station zu besuchen, wo sie mehr von Jesus und von dem Wege zum Himmel hören könnten. Als sie dann wieder durch Jarosi, wo Teman ihre Rückkehr ängstlich erwartete, hindurchkamen, erspähte Turner mit einem male zur Linken Narimeta, wie er eben sich fertig machte, einen Kawa auf den Missionar zu schleudern. Die Eingeborenen pflegen mit unfehlbarer Sicherheit ihr Opfer auf 60 Schritt Entfernung mit diesen Steinen zu töten. Im letzten Augenblick aber stürzte sich eine alte Frau auf den Wütenden und hielt seinen Arm fest; eine Stunde zuvor hatte diese Eingeborene eine Scheere vom Missionar zum Geschenk erhalten. Narimeta, der in der andern Hand seine Keule hielt, suchte sich von der Umklammerung zu befreien, als eine junge Frau aus ihrer Hütte herauseilte und den andern Arm festhielt. Alles das war das Werk eines Augenblicks. Der alte Häuptling Teman, der sich zwischen Narimeta und Turner stürzte, flüsterte letzterem zu: „Schnell vorwärts!" und die Missionare traten rasch den Heimweg an. Hinterdrein erfuhren sie, daß die Leute von Ratobus kurz vor ihrer Landung drei Eingeborne von Port Resolution getötet und aufgefressen hatten, aus keinem andern Grunde, als weil sie von den samoanischen Missionslehrern eine fremde Religion angenommen hätten. Natürlich waren die um die Station herumwohnenden Eingeborenen sehr aufgebracht, als sie von dem Mordanschlage hörten, und hätten am liebsten jenes Dorf mit Krieg überzogen; doch gelang es endlich den Bemühungen Turners und seines Freundes, sie auf friedlichere Gedanken zu bringen.

Während die Missionare an den Wochentagen ihre Wanderungen gemeinsam zu unternehmen pflegten, trennten sie sich am Sonntage, um möglichst viel Dörfer in der Nachbarschaft mit dem Worte Gottes zu erreichen. Auf einem dieser Predigtausflüge wurde der in Begleitung des Missionars befindliche Samoaner Jamie von einem durch die Zauberer aufgestachelten Eingeborenen mit einer Keule niedergeschlagen, so daß er vier Tage zwischen Leben und Tod schwebte;

schließlich genas er unter der Pflege der Missionsgeschwister wieder. Die Lage der Missionare wurde immer gefährdeter, je mehr Verheerungen die zu Anfang des Jahres 1843 ausgebrochene Dysenterie anrichtete. Merkwürdig war, daß die Krankheit die meisten Opfer unter den zur Partei der Zauberer gehörenden Stämmen forderte, während die um die Station wohnenden Eingeborenen gesund blieben. Natürlich war dies für die heidnische Partei eine Bekräftigung ihres Verdachtes, daß die Krankheit von den Missionaren veranlaßt sei, trotzdem diese auch zu den feindlich gesinnten Stämmen Arzneimittel sandten und ihnen alle mögliche Freundlichkeit erwiesen.

Eines Nachmittags wurde Turner in ein nahes Dorf zu dem schwerkranken Häuptling gerufen. Der Totkranke, dem seine Freunde unter dem Blätterdache eines Bananenbaumes sein Lager zurecht gemacht hatten, hatte kaum noch die Kraft, ein paar Worte zu lispeln und ging offenbar seiner Auflösung rasch entgegen. Da er den Gottesdienst öfters besucht hatte, so kniete Turner neben dem Sterbenden nieder und suchte seine Gedanken auf Jesum und das Himmelreich hinzulenken. Als er sich erhob und ohne besondere Absicht rasch umwandte, traf ihn der tückische Blick eines Eingeborenen, der mit aufgehobenem Beile vor ihm stand. Als dieser sich entdeckt sah, suchte er der Sache eine harmlose Wendung zu geben, indem er seine andere Hand ebenfalls erhob, um die Schneide seines Beiles zu befühlen. Zwei Jahre später erst, als Turner einmal wieder Tanna besuchte, erfuhr er, daß damals ein Komplott geschmiedet worden war, ihn in jenem Dorfe zu töten.

Inzwischen ging der Krieg weiter und zwar bisher zu Gunsten der Eingeborenen im Stationsgebiete. Als sie aber einen Eingeborenen aus einem Bergdorfe gegenüber der Station töteten, schloß sich dieser bis dahin neutrale Stamm dem Feinde an, und das Zünglein der Wage neigte sich fortan zu Ungunsten der befreundeten Tannesen. Um jene Zeit lief ein Schiff Port Resolution an, und der freundliche Kapitän erbot sich, die Missionsgeschwister an Bord zu nehmen. Aber sie konnten sich nicht dazu verstehen, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung, weiter zu arbeiten, vorhanden war.

Die Missionare mußten jetzt mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen, da sie nur noch auf einige befreundete Dörfer in unmittelbarer Nähe der Station als Rückhalt rechnen konnten. So legten ihnen eines Tages die Bergstämme auf dem jenseitigen Hafenufer einen

Hinterhalt, indem sie Turner und Nisbet aufforderten, mit ihrem Boote hinüber zu kommen, um ihnen einen Vorrat vom Yams, den sie aufgespeichert hätten, abzukaufen. Die Missionare, die keine Gelegenheit zu friedlichem Verkehr ungenützt vorübergehen lassen wollten, sandten ihre samoanischen Dienstboten mit reichlichen Tauschwaren an den angegebenen Ort. Zum Glück schöpften diese rechtzeitig Verdacht und konnten sich im Boote vor der am Ufer versteckten Kriegerschar retten. Und wer stand an der Spitze jener Feinde? Derselbe alte Häuptling Teman, der wenige Wochen zuvor den freundlichen Geleitsmann der Missionare gemacht hatte. Übrigens wurde der verräterische Alte von der Dysenterie gepackt und war vier Tage nach jenem geplanten Überfall eine Leiche.

Dieser plötzliche Todesfall veranlaßte die Partei der Zauberpriester, mit noch größerem Nachdruck als bisher auf ganz Tanna auszupredigen, daß die Missionare Gewalt über Leben und Tod hätten. Tag und Nacht schlichen Sendboten jener missionsfeindlichen Partei um die Station herum, und die Missionare erwarteten immer, daß man ihnen das Haus über dem Kopfe anzünden werde; doch fürchteten sich jene Meuchelmörder vor den beiden Stationshunden, die Nachts losgelassen wurden und bei dem Heranschleichen Eingeborener sofort Alarm machten. In einer Nacht hatten sich vier Feinde in der Nähe der Gartenpforte der Missionsstation versteckt, in der Erwartung, daß Turner und Nisbet im Mondenschein einen Spaziergang an den Strand machen würden. Da glaubten sie zu hören, wie das Tor sich öffne, als ob jemand heraustrete; sofort waren sie auf den Beinen und schleuderten ihre Speere und Wurfsteine in jener Richtung. Als sie aber weder einen Schrei noch Fall hörten, nahmen sie an, daß es ein Geist gewesen sei und rannten spornstreichs nach Hause. Kurz darauf hörten die Missionare, daß jene vier von der Dysenterie hingerafft worden seien.

Da entschlossen sich die von den Zauberern beeinflußten Stämme zu einem Gewaltschritte, um mit einem male die Missionare zu vernichten. Sie musterten eine Streiterschar von 2000 Mann und stellten an die der Mission freundlich gesinnten Eingeborenen das Ansinnen, mit ihnen gemeinsam die Missionare zu überwältigen, widrigenfalls sie mit denselben zugleich abgeschlachtet würden. Der Häuptling Viavia setzte die Missionare von dem geplanten Überfall in Kenntnis und bat sie, während der zwischen den beiden Parteien auf einem

nahen Berge geführten Verhandlungen das Missionshaus nicht zu verlassen. Die Missionare hatten in jenen Schreckensstunden keine andere wirksame Waffe in der Hand als das Gebet. Die beiden Missionarsfamilien und die Samoaner fielen auf ihre Knie und flehten zu dem Herrn aller Herren, daß er die Anschläge ihrer Feinde zunichte machen wolle.

Währenddem bearbeitete die heidnische Partei das kleine Häuflein der Umwohner der Station, sich ihnen anzuschließen. Nur ein Eingeborener, der Unterhäuptling Kuanuan, hatte den Mut, dem Sturm der Gegner Trotz zu bieten und offen für die Glaubensboten einzutreten. „Was haben euch die Missionare zu Leide getan?“, sprach er: „Sie sind keine Leute, die Krankheiten zu uns bringen. Sie sind wahrhaftige Männer des wahren Gottes. Sie lieben uns allesamt und sind hergekommen, um zu unserm Besten unter uns zu leben. Hinweg mit eurer Wut und euren verruchten Anschlägen. Geht hin und laßt euch von den Missionaren Arznei für eure kranken Freunde geben. Wir aber wollen uns vereinen in der Anbetung und im Dienste Jehovas, des wahren Gottes. Dies wird uns allen Wohlergehen und Glück bringen.“ Die heidnische Partei knirschte bei diesen Worten mit den Zähnen und sann auf Rache an dem mutigen Redner. Schließlich ward noch an Viavia, den Oberhäuptling des Stationsbezirkes, die Forderung gestellt, sich mit Ja oder Nein zu entscheiden, ob er mit gegen die Missionare ziehen wollte oder nicht. Eine Weile hielt er stillschweigend sein Haupt gesenkt; dann sagte er kurz und entschieden: „Wenn ihr im Sinne habt, die Missionare zu töten, so geht hin und tut es selbst. Ich will nichts damit zu tun haben.“ Ein Wutgeheul erhob sich bei diesen Worten; aber gleichzeitig verfinsterte sich der Himmel, und mit unheimlicher Schnelligkeit brauste vom Hafen her eine furchtbare Gewitterbö über den Versammlungsplatz dahin. Alle stoben auseinander und suchten in den nächsten Ortschaften eine Zuflucht. Als die vom Gebet aufgestandenen Missionsgeschwister das Nahen der rennenden Eingeborenen vernahmen, fragten sie sich wohl einen Augenblick: „Kommen die Feinde, um unserm Leben ein Ende zu machen?“ Aber als sie die Menge vorübereilen sahen, schöpften sie neuen Mut. Um vier Uhr nachmittags kam ihr alter Freund Kuanuan, niedergebeugt und bekümmert, denn er fürchtete, daß die heidnische Partei ihre Pläne nur aufgeschoben habe.

In der Nacht wurde scharfe Wache auf der Station gehalten; am anderen Morgen, es war ein Sonntag, teilten die Missionsgeschwister unter die 12 angesehensten Eingeborenen der Nachbarschaft Geschenke aus, um sie bei guter Stimmung zu erhalten und hielten dann in der ein wenig abseits von dem Missionshause gelegenen Kapelle den Vormittagsgottesdienst ab, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Dieser hatte die sonst von wenig Zuhörern besuchte Nachmittagsbetstunde dazu auserfehen, die Missionsgeschwister zu ermorden; aber die freundlich gesinnten Eingeborenen mußten etwas derartiges geahnt haben; denn sie kamen in großer Anzahl und gut bewaffnet zur Kapelle, sodaß der Anschlag nicht zur Ausführung kam. Um wenigstens in etwas ihre Wut zu stillen, schlugen die Feinde eine halbe Stunde später einen harmlosen Knaben, der in der Nähe der Station wohnte, mit ihren Keulen tot. Dies war gleichzeitig eine Kriegserklärung an die missionsfreundliche Partei.

Am nächsten Morgen bereits marschierte die bewaffnete Mannschaft des Stationsbezirkes, Jaru, einen 80jährigen Kriegsheld an der Spitze, vor dem Missionshause auf, um Turner und Nisbet die Bitte vorzutragen, sie möchten mit ihnen gegen ihre gemeinsamen Feinde in den Krieg gehen und nicht vergessen, ihre Flinte mitzunehmen. Sie wußten nämlich, daß Missionar Heath, eine Vogelflinte auf Tanna zurückgelassen hatte. Als die Missionare mit großer Mühe ihnen begreiflich gemacht hatten, daß sie als Friedensboten sich nicht daran beteiligen könnten, andere Menschen zu töten, wünschten die Krieger, daß sie dann wenigstens einen ihrer samoanischen Diener mit der Flinte mitlassen sollten. Als ihnen auch diese Bitte abgeschlagen werden mußte, fanden sie sich endlich in das Unvermeidliche und versprachen, sich dem Feinde gegenüber in der Defensive zu verhalten.

Nun folgten stürmische, angstvolle Tage; am nächsten Morgen rückte der Feind heran. Von ihrem Fenster aus konnten die Familien Turner und Nisbet sehen, wie anfangs das Kriegsglück unentschieden hin- und herschwankte; endlich aber wurde die christliche Partei immer mehr zurückgedrängt, und ein befreundetes Dorf ging in Flammen auf. Zahlreich waren die Verwundeten, die auf der Station Linderung ihrer Schmerzen suchten.

2. Zweimal auf der Flucht.

Das Ende schien nahe. Da gingen Turner und Nisbet unter Gebet mit sich zu Rate, ob sie sich nicht mit ihren zwei Booten lieber

Wind und Wellen anvertrauen und die 16 Stunden entfernte Insel Aneityum zu erreichen versuchen sollten. Konnten sie doch dann auch hoffen, daß nach ihrer Abreise die beiden feindlichen Parteien Frieden schließen würden. Die Missionarsfrauen und die Samoaner stimmten bei und so traf man — es war an einem Februarabend des Jahres 1843 — schnell die notwendigsten Vorbereitungen zu dieser Fahrt auf Leben und Tod. Das Wetter war stürmisch und eine Gewitterbö löste die andere ab. Turner verlas den 46. Psalm; alles beugte die Knie in inbrünstigem Gebet, noch einen Blick auf die bei aller Schlichtheit traulichen Räume, das Licht wird ausgedreht, und um 11 Uhr — der Mond ist eben aufgegangen — geht ein stiller Zug von 19 Personen, darunter 4 Kinder, den Abhang hinab an den Strand, wo die beiden Boote bereit liegen. Gerade bei der Abfahrt setzt wieder strömender Regen ein; aber die Flüchtlinge achten das nicht, weil der Regen eine etwaige Entdeckung ihrer Flucht durch die Eingeborenen erschwert.

Mit allen Kräften rudern Turner und seine Mitarbeiter gegen den hohen Wellengang, der von der See aus in das Hafenbecken hineinsteht, an; bald werden sie zurückgetrieben, bald gelingt es ihnen wieder ein wenig näher an die Hafenmündung zu kommen. Da braust eine ganz besonders wilde Bö heran und droht die beiden Boote auf das Riff zu schleudern. Die Fahrzeuge kommen im Dunkel der Nacht auseinander und nach mehrstündigem vergeblichen Kampfe finden sich die Flüchtlinge erschöpft an der Landestelle wieder, von der sie ausgefahren sind. Früh drei Uhr schlichen sie, taumelnd wie Betrunkene, den Hügel zum Missionshause wieder hinan und sinken zu Tode ermattet auf ihr Lager. Zwei schreckliche Tage folgten. Der Feind lagert rings herum; die wenigen Freunde drängen jetzt selbst zur Flucht; schon waren die Frauen auf eine sandige Halbinsel, die den Hafen im Osten begrenzt, vorausgeschickt, da ertönte der Ruf: „Ein Schiff, ein Schiff!“ Kaum trauten die Missionsgeschwister ihren Ohren; die Botschaft klang zu verlockend, als daß sie sie für wahr gehalten hätten. Aber es war so; die stattliche Brigg „Highlander“ von Hobartown fuhr bald darnach in den Hafen ein und ihr wohlwollender Kapitän Lucas sandte zunächst fünf Mann Schutzwache auf die Station. Noch einen Sonntag verlebten die Missionsgeschwister auf der Station. Um Mitternacht landete der Kapitän mit drei Booten und zwanzig Mann und nahm die Flüchtlinge

an Bord, ehe es die feindliche Partei hindern konnte. Am schwersten ward Turners der Abschied von dem weinenden Kuanuan, der den Missionaren das Versprechen gab, auch fernerhin den Gottesdienst in seinem Dorfe abzuhalten. Die Fahrt ging nun nach Samoa; unterwegs wurde das Schiff im Witi-Archipel von einer Windstille befallen; schon sammelten sich die starkbemannten Kriegskähne der Witianer mit ihrer beutegierigen Besatzung um das Schiff; da sandte Gott zur rechten Zeit einen Wind, der die Segel blähte und Ende Februar 1843 lief der „Highlander" sicher in den Hafen von Apia ein, wo Missionar Mills die Geretteten mit offenen Armen aufnahm.

3. In Samoa und auf Reisen.

Von seinem ersten Aufenthalte her war Turner schon mit den samoanischen Verhältnissen halbwegs vertraut, so daß ihm seine älteren Kollegen den Missionsbezirk Safata als sein neues Arbeitsfeld anvertrauen konnten. Dieser Bezirk umfaßt auf der Südseite der Insel Upolu eine Küstenlänge von 8 Stunden mit 16 Dörfern und 3000 Einwohnern. In jedem Dorfe war ein Missionslehrer stationiert, dessen Tätigkeit von dem in der Mitte seines Bezirks wohnenden Missionar überwacht und geleitet wurde. Außer dreimaliger Predigt am Sonntag hatte Turner den eingeborenen Lehrern und Predigern Fortbildungsunterricht zu erteilen, die Dorfschulen zu revidieren und je einmal im Monat eine Betstunde für die Abendmahlsgemeinde, eine Missionsstunde und einen Kommuniongottesdienst zu halten. Seine Gattin hatte eine Mädchenschule eingerichtet und hielt wöchentlich eine Zusammenkunft mit den Frauen des Missionsbezirkes.

Schon nach anderthalb Jahren wurde Turner ein neuer Wirkungskreis in Samoa angewiesen; er sollte zusammen mit dem Missionar Hardie ein Missionsseminar zur gründlichen Ausbildung eingeborener Lehrer und Geistlicher eröffnen. Die Wahl des Ortes fiel auf Malua, ein Stück Land, 4 Stunden westlich von Apia gelegen. Zunächst fanden Turner und Hardie an Ort und Stelle nichts anderes vor als ungerodeten Buschwald, ein paar Brotfruchtbäume, Kokospalmen und eine Quelle. Die Häuptlinge in der Nachbarschaft boten den Missionaren soviel Land, als sie für die Anstalt benötigten, umsonst an. Diese maßen 30 Acker ab, baten aber, das Land vergüten zu dürfen. Bald meldeten sich 25 junge Samoaner im Alter von 10—20 Jahren, welche ins Seminar einzutreten wünschten und

zunächst sich mit einer Unterkunft in provisorisch aufgeführten Häusern begnügten. Die umwohnenden christlichen Eingeborenen brachten Geschenke an Yams, Taro, Bananen und Kokosnüssen, die zum Teil zur Anlage von Pflanzungen benutzt wurden; denn von vornherein hielten Turner und Hardie darauf, daß jeder Zögling sein eigenes Stück Land urbar machte und bebaute. Bald lichtete sich der Busch, Brotfruchtbäume erhoben sich über das Gelände; die Lagune lieferte den Bedarf an Fischen für den Haushalt. So konnte am 24. September 1844 der Unterricht mit der Unterklasse eröffnet werden.

Im folgenden Jahre kam eine zweite Klasse von Jünglingen hinzu, von denen einige bereits an Dorfschulen als Lehrer gewirkt hatten. Je weiter die Zeit vorschritt, um so mehr wuchs in den samoanischen Christengemeinden das Bedürfnis nach besser ausgebildeten Lehrern und Geistlichen. So wuchs die Zahl der Seminaristen, und auch der Landbesitz der Anstalt erweiterte sich durch Zukäufe auf 300 Acker. Die Knabenklasse wurde auf 25 beschränkt. Die jungen Burschen wohnten nicht in einem besonderen Gebäude für sich, sondern jeder verheiratete Seminarist hatte in seinem Hause ein Stübchen für einen solchen Pensionär reserviert, der unter der speziellen Aufsicht der betreffenden Familie stand. Die Frauen der Seminaristen erhielten ebenfalls einen guten Schulunterricht und wurden außerdem noch von Frau Turner und Frau Hardie in allerlei Handfertigkeiten unterwiesen [1]).

Eine besondere Bedeutung gewann Turners Arbeit am Seminar für die Christengemeinden Samoas dadurch, daß er durch die Bedürfnisse des Unterrichts zur Herausgabe zahlreicher Lehrbücher über religiöse und weltliche Fächer veranlaßt wurde. Viel Verbreitung in samoanischen Häusern haben vornehmlich seine volkstümlichen Kommentare zu den einzelnen biblischen Büchern gefunden. Dreimal erlitt Turners Tätigkeit am Malua-Seminar eine Unterbrechung durch Visitationsreisen nach anderen Südsee-Missionsfeldern der Londoner Gesellschaft. So unternahm er mit der „Camden" im April und Mai 1845 eine Fahrt nach den Neuhebriden, den Loyalty-Inseln und Neukaledonien; er hatte dabei die Freude, wieder fünf Tage auf Tanna verleben zu können, wo inzwischen die Stimmung zu Gunsten

1) Wer sich näher über das Malua-Seminar unterrichten will, findet eine eingehende Beschreibung der Anstalt in Kurze, „Samoa" (Berlin 1900, M. Warneck), Seite 82—90.

der christlichen Partei umgeschlagen war. Im Sommer 1848 und im Herbst 1859 wiederholte er an Bord des „John Williams“ diese Reise, fast überall mit Freuden die Fortschritte des Missionswerkes schauend.

Im Jahre 1860 verlebte Turner mit seiner Familie ein wohlverdientes Urlaubsjahr in England, um dann von 1861—1882 in in seinem geliebten Malua noch weiter der samoanischen Jugend zu dienen. Es wurde ihm und seiner Gattin unsäglich schwer, infolge seiner zusammengebrochenen Gesundheit im Sommer 1882 Samoa Lebewohl sagen zu müssen. Geleitet von den Segenswünschen der Inselgemeinden kehrten Turners, die einen Sohn als Missionar auf Samoa zurückließen, nach England zurück, wo die Universität Oxford seine Verdienste um die Volkskunde Samoas mit der Doktorwürde belohnte. Noch war es bei aller Leibesschwachheit Turner vergönnt, hier und da in Missionsversammlungen die Londoner Südsee-Mission den Freunden des Werkes auf betende Herzen zu legen, bis auch für ihn am 8. Februar 1894 der Feierabend hereinbrach. Wie ein Träumender ging er durch des Todes Tore hinüber in seines Vaters Reich.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

// Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1904

John G. Paton, Missionar auf den Neu-Hebriden.

Von Pastor adj. Thomä.

Der Mann, dessen Lebensskizze diese Nummer des Beiblattes bringt, ist nach seinem eigenen Bericht oft „ein Mann mit nur Einem Gedanken" genannt worden, was an Zinzendorfs Bekenntnis erinnert: „Ich habe nur eine Passion, die ist Er, nur Er." Die völlige Hingabe an einen beherrschenden Lebenszweck mit dem sie begleitenden Loskommen von sich selbst erfreut ja stets den Beschauer. John Gibson Patons Autobiographie wird ihren großen Erfolg[1]) eben dieser Tatsache verdanken, daß der dargestellte Lebenslauf mit wundervoller Konsequenz in einer Richtung verläuft, in der Richtung auf Gott. Paton hat das Buch mit dem Wunsche geschrieben, daß „es wenigstens einigen seiner Leser das feste Gottvertrauen geben möchte, welches der Herr ihm geschenkt"; eben dieses Gottvertrauen oder genauer das „Sicher in Jesu Armen" charakterisiert seine Frömmigkeit.

I.

Paton wurde 1824 im südlichen Schottland als Sohn eines Strumpfwirkers und erstes von elf Kindern geboren. Die Umgebung seiner Heimat erinnerte an die Kämpfe der trotzigen schottischen Rittergeschlechter; in seinen Adern floß das Blut der Covenanter. Das

1) Von 1889—1902 wurden in England 269000 Exemplare verbreitet. Von der deutschen „im Auszuge übertragenen" Ausgabe, die ihrerseits auf der 5. englischen Auflage ruht, liegt bereits die 4. Auflage vor. Derselben folgt meine Darstellung.

Erste gab ihm als Erbteil „eine glühende Vaterlandsliebe und eine innere Freude an kühnen Taten", das Zweite leitete ihn an, dieses Erbe Gotte dienstbar zu machen und rüstete ihn aus mit Märtyrermut. Tiefer noch war der Einfluß seiner Eltern. Es waren Menschen von nicht nur ererbter, sondern persönlicher Frömmigkeit. Des Vaters Gesicht strahlte von Freude und Glück; das war, sagt Paton, der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte. Es ist rührend, mit welcher Dankbarkeit der Sohn von der christlichen Hausordnung seiner Eltern und ihrer ganz in Freude an Gott getauchten Feier des Sonntags erzählt, mit welcher Ehrfurcht er besonders von dem Gebetsleben des Vaters berichtet. Einer von den 3 Räumen der väterlichen Hütte war das Gebetskämmerlein. „Hierher sahen wir unsern Vater sich mehrmals täglich, gewöhnlich nach jeder Mahlzeit zurückziehen; wir hörten ihn die Tür verriegeln und wir Kinder errieten durch eine Art geistigen Instinkt, denn die Sache war zu heilig, um sie zu besprechen, daß unser Vater dort für uns bete, wie der Hohepriester im Allerheiligsten. Mitunter hörten wir den ernsten Ton der bewegten Stimme, die bat, als ob es unser Leben gelte, und wir lernten es, nur auf den Zehen an dem Zimmerchen vorüber zu schleichen." „Wenn wir um ihn knieten und er sein ganzes volles Herz in das Gebet um Bekehrung der Heiden zum Dienste Jesu legte, wenn er alle persönliche und häusliche Not ihm vortrug, so war es uns allen, als seien wir dem lebenden Erlöser ganz nahe, und wir lernten ihn als unsern persönlichen Freund kennen und lieben." Paton meint, daß er jeden ihn später etwa bestürmenden Zweifel überwunden haben würde durch den Schluß: „Er ging mit Gott um; warum dürfte ich es nicht auch tun?"

Nachdem diesem vorzüglichen Manne der Wunsch, Geistlicher zu werden, nicht hatte erfüllt werden können, lag ihm um so mehr daran, seinen Söhnen die Bahn dazu zu eröffnen. Aber nur mit großen Unterbrechungen war des ältesten, unseres John, Ausbildung möglich. Die Mittel des Vaters waren bei der großen Kinderzahl zu gering, als daß er ihn den gewöhnlichen Weg der Ausbildung hätte gehen lassen können. Der Schulbesuch mußte früh zum Zweck des Eintritts in das väterliche Gewerbe abgebrochen werden; dann folgte wieder kurzer Schulbesuch, hierauf Beschäftigung bei kartographischen Vermessungen, sodann bei landwirtschaftlichen Arbeiten, bis Paton endlich zu Glasgow eine kleine Stelle im Dienst der inneren

Mission erlangte, mit der außer einem bescheidenen Gehalt die wertvolle Berechtigung verbunden war, ein Jahr lang das Seminar der Free Church behufs Ausbildung zum Lehrer unentgeltlich zu besuchen. Damit lenkt auch sein äußeres Leben in die Richtung ein, in der es sich von nun an aufsteigend bewegen sollte. Einige kleine Lehrerstellen, die er unter den schwierigsten Verhältnissen zu verwalten hatte, konnten ihn äußerlich und innerlich nur wenig befriedigen, bis er schließlich in eine segensreiche Tätigkeit als Stadtmissionar in einem sehr verwahrlosten Bezirk von Glasgow berufen wurde, eine Arbeit, der er sich mit großer Freude hingab. In allen diesen bunten Führungen seiner Wanderjahre, bei denen er sein Ziel, Missionar zu werden, nie aus den Augen verlor, hat er die weisende und helfende Hand Gottes in Stunden der Not und Ratlosigkeit oft deutlich erkannt; und von seinem späteren, endlich erreichten Berufe aus sieht man mit Paton, wie nützlich ihm bei den vielseitigen Anforderungen an einen Pionier der Mission diese wechselreiche Zeit sein mußte, die ihn mit den verschiedensten Verhältnissen in Berührung brachte und ihm die verschiedensten Aufgaben stellte. Besonders seine stadtmissionarische Tätigkeit unter einer Gott und der Kirche völlig entfremdeten, in sittlicher Beziehung verkommenden Bevölkerung bedeutete eine unmittelbare Vorbereitung auf seine Lebensarbeit. Zugleich füllte er in dieser Zeit die Lücken seiner Schulbildung aus und verschaffte sich, indem er 10 Jahre lang theologische und medizinische Kollegien an der Universität hörte, die notwendige theoretische Bildung. Als daher endlich seitens der reformiert-presbyterianischen Kirche Schottlands der Ruf auf das Missionsfeld an ihn kam, genügte er den von ihr gestellten Anforderungen völlig. Er hatte freilich lange geschwankt, ob er auch berechtigt sei, auf diesen Ruf hin das schöne und so reich gesegnete Arbeitsfeld in Glasgow zu verlassen, um einer, wenn auch heißersehnten Arbeit willen, für die jedoch seine Begabung und deshalb Bestimmung noch nicht erprobt war. Diese Zweifel wurden erst überwunden durch die Mitteilung seiner Eltern, daß sein Wunsch ihren eigenen lange gehegten Wünschen entspreche, wie denn unter den brünstigen Gebeten seines Vaters um die Bekehrung der Heiden in ihm zuerst das Verlangen erwacht war, selbst dazu helfen zu können. Nun erkannte er in seiner ganzen Lebensführung Gottes Tun und in der an ihn gekommenen Aufforderung Gottes Berufung, der er sich freudig entschloß zu folgen.

II.

Am 16. April 1858 begann er mit seiner jungen Frau und einem Gefährten die Reise nach den Neu-Hebriden und landete am 30. August in Aneityum. Dort fand er ein Missionsfeld, das schon nach kurzer Bearbeitung reiche Frucht trug. Erst 1839 waren überhaupt die Neu-Hebriden von der Mission in Angriff genommen. Aber die ersten Missionare, Williams und Harris, waren bald nach ihrer Landung von den Eingeborenen erschlagen und gefressen. Dann besetzten 1842 zwei Missionare die Insel Tanna, mußten aber schon nach 7 Monaten vor der Mordlust der Wilden fliehen. Erst mit der 1848 vollzogenen Niederlassung auf Aneityum faßte die Mission in jenen Gegenden festen Fuß und brachte es bald zu überraschenden Erfolgen. Welcher Geist sich der einstigen Kannibalen bemächtigt hatte, ist z. B. aus der Opferwilligkeit zu ersehen, mit der sie die zum Druck der Bibel in ihrer Sprache nötigen Gelder zusammenbrachten. 15 Jahre lang bauten sie Arrowrot „für den Herrn", d. h. sie verzichteten auf den Genuß und ließen ihre ganzen Ernten durch Missionsfreunde in Australien und Schottland verkaufen, bis 24000 Mark zusammen waren. Was Paton hier sonst von der Wirkung des Evangeliums sah, erfüllte ihn mit Freude und Hoffnung. Allein ihm selbst waren zunächst andere Erfahrungen beschieden.

Mit der Ansiedlung auf der kleinen Insel Tanna die er zusammen mit einem andern Missionar in Angriff nahm, begannen 5 Jahre schwerer und anscheinend fruchtloser Arbeit. Er fand eine in jeder Beziehung tiefstehende Bevölkerung vor. Die Dieberei der Eingeborenen, die mit großer Geschicklichkeit und verblüffender Frechheit betrieben wurde, ihre Habgier, Unzuverlässigkeit, Verlogenheit übertraf alle Gedanken. Dazu entbehrten sie, die von der ganzen andern Welt abgeschlossen, an Weißen bisher nur geldgierige, sie nur noch mehr verderbende Händler kennen gelernt hatten, jeglicher, auch der geringsten Kultur, wie sie denn in fast völliger Nacktheit, jedoch am ganzen Körper bemalt, einhergingen. Das Schlimmste war die hauptsächlich bei Siegesfeiern und kultischen Festen ganz unverhohlen betriebene Menschenfresserei. Die Opfer dieser schauerlichen Liebhaberei lieferten die fortwährenden Kriege zwischen den einzelnen Stämmen; doch schlachtete man gelegentlich auch ein paar Frauen, wobei sich der Nebenvorteil ergab, daß dann die andern Frauen eine Zeitlang Ruhe hielten. Daraus ist zugleich die niedrige Stellung der Frau

ersichtlich, für die weiter die auch hier gebräuchliche Witwentötung zeugt: die Frau soll dem Verstorbenen in der andern Welt weiter dienen. Trotz des in der Witwentötung zum Ausdruck kommenden Glaubens an ein jenseitiges Leben, waren die religiösen Vorstellungen sehr ärmlich. Der Glaube an Götter fehlte nicht, trat aber völlig zurück hinter dem das ganze Leben beherrschenden Geister- und Zaubereiglauben. Alle Krankheiten z. B. führte man auf Verzauberung zurück.

Das waren die Menschen, an denen Paton arbeiten sollte. Seine erste Aufgabe mußte die Erlernung der Sprache sein, für die es nicht die geringsten Vorarbeiten gab. Aber es gelang ihm bald, über die Verständigung mit Gebärden hinauszukommen. Eines Tages richtete ein Eingeborener, einen Gegenstand in der Hand, an ihn die Worte: Nunski nari enu. Paton vermutete, daß das etwa bedeute: Was ist das? und die Vermutung bestätigte sich, als er auf ein Stück Holz weisend die gehörten Worte wiederholte, worauf ihm der Gefragte lachend die gewünschte Antwort gab. Nun wußte er sich verstanden und hatte ein Mittel, die Namen der Dinge zu erfahren. Er benutzte es fleißig, schrieb sich alles Gehörte sorgfältig auf, stellte die jenen Stämmen eigentümlichen Laute und die dafür anzuwendenden Buchstaben fest, tat überhaupt alle die Arbeit, die dem wissenschaftlichen Erforscher einer bisher unbekannten Sprache zufällt und schon von so vielen Missionaren geleistet ist: Untersuchung des Wort- und Satzbaues, feinere Unterscheidung der Begriffe, Prüfung ihrer Verwendbarkeit für die christlichen Gedanken 2c. — eine schwere, aber interessante, und für die ganze künftige Geistesentwicklung eines Volkes, das dem Christentum und damit der Kultur entgegengeht, Grund legende Tätigkeit.

Doch litten schon die ersten Anfänge durch den Tod seiner Frau und seines neugeborenen Kindleins eine traurige Unterbrechung; vor allem die fiebergefährliche Lage seines Hauses scheint daran schuld gewesen zu sein. Wie schwer mußte ihm in seiner Einsamkeit, nach so kurzer Zeit des Glückes dieser Verlust sein! „Ohne Jesus und ohne die Gemeinschaft mit ihm wäre ich an jenem einsamen Grabe wohl wahnsinnig geworden", sagt er. Nun war er ganz auf die aneityumesischen Lehrer, die seine Gehilfen waren, angewiesen. „Aber nie fühlte ich mich verlassen, der ewige gnädige Gott war stets bei mir." Und wie viel teurer mußte ihm auf der andern Seite das

Land sein, in dem er sein Liebstes begraben hatte! Aber es verschloß sich ihm und seinem Wort. Die anfängliche Neugierde der Eingeborenen schlug bald in Feindschaft um. Ihre schlechten Erfahrungen mit den Sandelholzhändlern scheinen die Wut gegen alle Weißen entfacht zu haben. Dazu führte man verschiedene Todesfälle auf den Zorn des bösen Geistes über die Anbetung eines andern Gottes zurück. So beschloß eine Partei unter den Wilden den Tod der Fremden. Doch hatten sie einige, wenn auch wankelmütige Freunde; und es ist merkwürdig, wie diese oft in der äußersten Not plötzlich für den Missionar eintraten, in Augenblicken, wo es ihrem Wankelmut viel näher gelegen hätte, sich auf die Seite der Majorität wider die Fremden zu stellen. Eine Zeit fortwährender Lebensgefährdung hatte für Paton begonnen. Oft konnte er der angelegten Flinte und dem erhobenen Tomahak nur durch die unausgesetzte furchtlose Beobachtung der Feinde entgehen. Sie konnten den ruhigen und festen Blick nicht ertragen; regte sich darunter ihr Gewissen? Das gelegentliche Erscheinen englischer Kriegsschiffe und die ernsten Warnungen ihrer Kommandeure machten zwar auf die Tannesen augenblicklich einen großen Eindruck, wurde aber ebenso schnell wieder vergessen, denn Flatterhaftigkeit gehört zu den hervorstechendsten Charakterzügen dieser so lebhaft veranlagten Stämme. Gelegentlich vergaßen sie aber auch über den langen Reden, mit denen sie in ihren Versammlungen zu paradieren liebten, den Zweck ihres Kommens und ließen die anfängliche Mordlust im Geschwätz verrauchen.

Unbeirrt durch dieses alles fuhr Paton im Kampf gegen die gröbsten sittlichen Schäden fort. Er suchte zunächst den Frauen eine bessere Behandlung zu sichern, wenngleich ihm immer wieder geantwortet wurde: Tannesische Frauen vertragen die Güte nicht; er suchte auch die große Zahl der Kriege zu verringeren — alles nur mit vorübergehendem Erfolge. Brüderlichen Trost und Hilfe in seiner schwierigen Lage, die durch die immer wiederholten Malaria-Anfälle noch erschwert wurde, bot ihm allein der Verkehr mit einem treuen Lehrer aus Aneityum, Abraham. Die persönliche Anhänglichkeit und die Märtyrerbereitschaft dieses früheren Kannibalen kann Paton nicht genug rühmen. Was das Herz dieser eingeborenen Lehrer so stark machte, hat einer von ihnen ausgesprochen: „Wenn *ich* diese Unglücklichen nach meinem Blute dürsten sehe, so erkenne *ich mich selbst* in ihnen. Ich wollte den ersten Missionar, der zu

uns kam, auch mehr als einmal gern töten. Wäre der aus Furcht fern von uns geblieben, so wäre ich heute eine Heide." Derselbe, von den Heiden halb tot geschlagen, trug seine großen Schmerzen mit den Worten: „Für Jesus! Um meines Jesus willen!", und starb endlich unter dem Gebet: „Herr Jesus, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! O nimm nicht alle deine Diener von Tanna weg! Herr, bringe alle Tannesen dazu, dich zu lieben und dir zu folgen!" Solche Männer konnten ihm denn freilich wohl eine innere Hilfe sein. Die größte Freude aber gab ihm das Band, das ihn in jenen Zeiten mit seinem Herrn verknüpfte. „Seine Worte: siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! wurden eine solche Wirklichkeit für mich, daß es mich kaum erschreckt haben würde, wenn ich den Herrn auf mich herabschauend gesehen hätte, wie Stephanus." Paton spricht oft den Gedanken aus, daß er sich dem Herrn nie näher gefühlt, als in den Momenten der größten Lebensgefahr. Aber irgend einen durchschlagenden Erfolg hatte all sein furchtloses Predigen und Lehren nicht. Selbst der Eindruck einer offenkundigen Widerlegung des herrschenden Zaubereiglaubens wirkte nur kurze Zeit. Es war eine Tat ähnlich der Fällung der Donarseiche durch Bonifatius. Nach dortigem heidnischen Glauben nämlich gewinnt man über einen Anderen zauberische Macht, wenn man den Rest einer Speise, von welcher der Andere bereits gegessen hat, in seinen Besitz bringt. Daher die Eingeborenen sich ängstlich hüten, etwa ein Stückchen einer Banane wegzuwerfen, von der sie gegessen haben. Nun traf Paton einst mit drei „weisen Männern" zusammen, und vor aller Augen von drei Früchten essend gab er Jedem derselben ein übriggebliebenes Stückchen in die Hand, zum Entsetzen der Zuschauer, die ihn dem Tode verfallen glaubten. Als Paton nun nach gehöriger Vollziehung der nötigen Zeremonien an dem festgesetzten Termine wider aller Erwarten noch unversehrt war, konnte ja die größere Macht Jehovas nicht mehr bestritten werden, sodaß auch seines Boten Ansehen sich wieder befestigte. Aber Dauer hatte auch dieser Eindruck in dem leichtsinnigen und oberflächlichen Volke nicht. Und wenn man gelegentlich ein Fest zu Ehren Jehovas feierte, so beschloß man bald darauf, bei dem folgenden heidnischen Feste die Fremden aufzufressen.

Jedoch der schließliche Abbruch der Arbeit ward nicht durch die Blutgier der Wilden, sondern durch die Schändlichkeit europäischer

Händler veranlaßt, für welche die Eingeborenen, alle Weißen begreiflicher Weise als verbündet betrachtend, auch Paton verantwortlich machten. Händler und Kapitän hatten schon durch ihr und ihrer Leute böses Beispiel sowie durch die Einfuhr von Branntwein zur Demoralisierung der Wilden beigetragen; ja es fehlte nicht von blutigen Gewalttaten. Alles wurde aber übertroffen durch die Ruchlosigkeit, mit der einige Kapitäne vier Masernkranke an verschiedenen Stellen der Insel aussetzten, um die Krankheit dort zu verbreiten, wie sie nachher frech genug waren, dem Missionar lachend zu erzählen: „wir verstehen es, Ihre stolzen Tannesen zu beugen, wir werden sie Ihnen gehorsam machen." „Unsere Parole ist — diese Geschöpfe vertilgen, damit der Weiße sich des Landes bemächtige!" Wir entsetzen uns über solche Brutalität der Gesinnung; ob sie aber heute ausgestorben ist? Bald verbreitete sich die Krankheit über die ganze Insel. Da ärztliche Hilfe fehlte, auch die des Missionars aus Mißtrauen und Haß zurückgewiesen wurde, starben nach Patons Schätzung wohl ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Die Händler verstanden aber die große Erregung der Eingeborenen auf die ihnen höchst unbequeme Mission zu lenken mit dem beliebten Vorgeben, daß die Epidemie die Strafe der Götter für die Duldung des Missionars sei. Einige schürten die Feindschaft noch durch die Drohung, sie würden nicht wieder Pulver, Blei, Tabak bringen, so lange die beiden Missionsstationen beständen. Dazu kam von der Insel Erromanga, wo nach erfreulichen Missionsanfängen die Masern gewütet, die Orkane getobt und die Händler den abergläubischen Haß gegen den Missionar aufgestachelt hatten, im Mai 1861 die traurige Nachricht von der Ermordung Gordons und seiner Gattin. Bewohner jener Insel versäumten nicht, die von Tanna zur Nachfolge zu ermuntern, und die Mordlust der Tannesen wuchs umso mehr, als die blutige Tat von Erromanga ohne Strafe seitens britischer Kriegsschiffe blieb. Daher denn Paton ernstlich zu überlegen anfing, ob er weiter sein Leben dieser steten Gefahr aussetzen dürfe. Aber die Erwägung, daß sein Fortgang die Preisgabe des bisher Erreichten bedeuten würde, da er auf lange die Erlaubnis zur Niederlassung nicht wieder zu erlangen hoffen durfte, ließ ihn doch noch weiter ausharren; denn etwas war doch immerhin erreicht, wenn zwei Stationen mit Missionaren besetzt und durch sechs, an der Küste liegende, von Lehrern verwaltete Stationen verbunden waren. Schließlich aber

zeigte sich die Mordlust der Eingeborenen so groß und eine Änderung schien so ausgeschlossen, daß sich Paton zur Flucht, zunächst auf die andere Station berechtigt und verpflichtet fühlte. Er bewerkstelligte sie unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren, mit Verlust seines gesamten Besitzes außer seiner Bibel und seinen Übersetzungen ins Tannesische. Vor den schon zum Morde erhobenen Waffen rettete ihn mehrfach nur die deutlich erkennbare Gotteshilfe, die es nicht zum Äußersten kommen ließ; ein anderer Grund war durchaus nicht einzusehen, weshalb die Kugeln nicht abgeschossen und die Speere nicht geschleudert wurden. Deshalb kann Paton gerade aus diesen gefährlichen Tagen von dem ihn ganz beseelenden und beseligenden Gefühl der Nähe seines Heilandes berichten, die ihm diese schwere Zeit nicht nur erträglich, sondern wundervoll machte. Mit seinem an der anderen Seite der Insel wirkenden Amtsgenossen war er dann noch einige Zeit der Bedrohung der Wilden ausgesetzt, mußte mit ihm das Kirchlein der Station den Flammen übergeben sehen, die nur durch Patons Kaltblütigkeit vom Wohnhaus ferngehalten wurden; dann endlich kam ein lange erwartetes und erbetetes Schiff, und nahm im Augenblicke der höchsten Gefahr die Christen auf, um sie nach Aneityum zu retten. So endete der erste Abschnitt von Patons missionarischer Wirksamkeit.

III.

Auf dringenden Wunsch der Missionare übernahm er nun, zunächst arbeitslos geworden, eine Tätigkeit, die von der bisherigen weit ablag. Immer deutlicher hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, daß die Mission in diesem, noch so wenig in den allgemeinen Weltverkehr hineingezogenen Inselmeere bei der Seltenheit und Unregelmäßigkeit fremder Fahrgelegenheit über ein eigenes Schiff verfügen mußte, welches die Missionare an Ort und Stelle brachte, ihnen die nötigen Bedürfnisse zuführte, sie in Augenblicken der Gefahr rettete, auch einen häufigen Besuch der eingeborenen Lehrer auf den nicht mit Missionaren besetzten Inseln ermöglichte, überhaupt die Verbindung zwischen den auf den kleinen Inseln zerstreut wohnenden Missionaren aufrecht erhielt. Dazu kam endlich die Möglichkeit, auf einem eigenen Schiffe die Mannschaft von den mancherlei Lastern frei halten zu können, durch die der Besuch anderer Schiffe den Eingeborenen nur zu sehr schadet, sowie die Einfuhr gefährlicher Dinge

zu beschränken. Dafür also sollte Paton durch eine Vortragsreise in Australien die nötigen Mittel sammeln, sollte dann überhaupt das Interesse der australischen Presbyterianer für die Neuhebriden-Mission gewinnen, zu der sie als die zunächst Wohnenden auch die nächst Verpflichteten waren. Paton erkannte selbst in seinen bisherigen schweren Erlebnissen die gottgewollte Schulung für diese große Aufgabe. „Ich hätte niemals die Teilnahme der Tausende, die von da an diese Mission erhalten, in dem Grade erwecken können, wenn nicht meine Erfahrungen so bitter, mein Mitleid mit den armen Unwissenden so tief gewesen wäre, wie es die Gefahren und die völlige Kenntnis dieser Unglücklichen mir einflößten."

Paton erzählt von seinen zahllosen Ansprachen und ihrem großen Erfolge. Besonders die Kinder wußte er durch ein eigentümliches Mittel zu interessieren. Er ließ Anteilscheine im Werte von je 50 Pfg. drucken, durch deren Erwerbung man Mitbesitzer des neuen Schiffes werden konnte. Sie wurden unter den Kindern der Sonntagsschulen zu tausenden verbreitet und erhielten so in vielen Familien das Interesse an Patons Unternehmung dauernd wach. Manche seiner Zuhörer verpflichteten sich zur Unterhaltung eines eingeborenen Lehrers, wozu 120 Mk. jährlich erfordert wurden, und hatten so, wie Paton sagt, die Freude, einen persönlichen Vertreter unter den Heiden zu haben. — Interessant sind seine Bemerkungen über die bei dieser Gelegenheit kennen gelernte australische Urbevölkerung, der man alle religiöse Veranlagung abgesprochen hat, von der selbst ein Mann wie Kingsley, dem doch der Sinn für Barmherzigkeit nicht abging, glaubte sagen zu können: „die Schwarzen Australiens sind nicht imstande, das Evangelium zu verstehen . . . Arme Tiere in Menschengestalt müssen sie wie Tiere vom Erdboden nach und nach verschwinden." Paton widerspricht solchem Urteil auf Grund seiner Beobachtungen, und die Geschichte der australischen Mission bestätigt seinen Widerspruch. Auch hier klagt er den Branntwein als den größten Feind des armen Volkes an. — Nachdem er in Australien seiner Aufgabe genügt, ging er auf Wunsch der dort gegründeten Missionsausschüsse nach Schottland, um noch einige Missionare zu werben. Die Reise brachte ihm außer vier neu gewonnenen Helfern zugleich ein Wiedersehen mit seinen Eltern, von denen er sich nun für dieses Leben auf immer trennte, und führte ihm zugleich seine zweite Frau zu, deren Kinder sich später sämtlich der Mission gewidmet haben.

IV.

Inzwischen war das neue Schiff, die „Morgenröte“, in den Dienst der Mission getreten. Aber bei Patons Rückkehr nach Australien mußte er abermals beträchtliche Summen für ihren weiteren Unterhalt aufbringen, bis schließlich durch die Begründung verschiedener Ausschüsse, welche die Veranstaltung regelmäßiger Sammlungen übernahmen, einige Sicherheit geschaffen wurde. Nun erst konnte sich Paton wieder der so heißgeliebten Arbeit an den Heiden unmittelbar hingeben. Jedoch ward er von der Synode der Missionare wider seinen Wunsch nicht nach Tanna, wo die Arbeit augenblicklich aussichtslos schien, sondern nach Aniwa geschickt. Auf dieser kleinen Insel eröffnete er nun eine bald sehr gesegnete Tätigkeit — „durch die Gnade Gottes betet Aniwa heute zu den Füßen Jesu!“ sagt Paton im Rückblick darauf. Er hatte zunächst wieder alle die Arbeiten zu tun, welche die Gründung einer Station in kulturlosem Lande von dem Missionar erfordert. Besonderes Gewicht legte er beim Bau des Hauses auf fieberfreie Lage; auch ordnete er unter dem Hause umfangreiche Keller an, die zugleich eine sichere Zuflucht vor den furchtbaren Orkanen der Tropen bieten konnten. Auch hier war eine neue Sprache zu erlernen. Wenngleich hier die Eingeborenen mehr entgegenkommend waren als in Tanna, fehlten ihnen doch die schrecklichen Eigenschaften der Kannibalen nicht. Streit nicht nur zwischen Einzelnen, sondern auch zwischen ganzen Stämmen entstand immer wieder durch den Verdacht der Verzauberung, den jede Krankheit neu erweckte. Die Habsucht der Eingeborenen ferner war der Anlaß gewesen, ihm die Landung und Ansiedlung zu gestatten. Ohne daß er nämlich den Grund ahnte, hatten sie ihm den gewünschten Bauplatz verweigert und einen andern angewiesen. Wie sich nachher herausstellte, war es das „geweihte Feld“; die Aniwaner hofften, daß die Götter dessen Berührung mit dem Tode strafen würden, worauf sie sich dann in Patons Besitz zu teilen gedachten. Als ihre Hoffnung zunächst unerfüllt blieb, warteten sie auf die tötliche Wirkung der auf dem heiligen Boden gezogenen Früchte. Als auch sie nicht schadeten, erkannten die Aniwaner: „Es ist nicht wahr, was unsere Väter gesagt haben. Unsere Götter können sie nicht töten. Ihr Gott ist stärker als die Götter von Aniwa.“ So hat Gott die Sünde der Heiden in Segen gewandelt. Freilich befanden sich die einsamen Christen auch hier häufig in Todesgefahr; aber Gott „hat

hundertmal an uns sein Versprechen gehalten: ich will dich nicht verlassen noch versäumen".

Allmählich gewann der Missionar an Einfluß. Es gelang seiner Vermittlung, die steten Kämpfe einzuschränken, sodaß sogar eine Art Landfriede eingeführt wurde. Seine ärztliche Hilfsbereitschaft bei allen Krankheiten und seine stete Freundlichkeit gewannen ihm Liebe und Vertrauen. So hatte er auch nach Herstellung des eignen Hauses ein paar Hütten für Waisenkinder gebaut. Den entscheidenden Umschwung aber führte ein merkwürdiges Ereignis herbei, welches erkennen läßt, wie Gott auch Armut und Unwissenheit der Menschen benutzt, um seinen Segnungen den Weg zu bereiten. Da es der Insel an Quellwasser mangelte, sodaß man auf Regen angewiesen war und sich oft Monate lang mit schlechtem, ungesunden Wasser begnügen mußte, beschloß Paton einen Brunnen zu graben. Es war freilich ein ungewisses Unternehmen, da das Wasser, das etwa gefunden wurde, bei der Nähe des Meeres salzig sein konnte. Brunnen kannte man aber auf der Insel noch garnicht. Als deshalb der Missionar seinen Plan zwei ihm freundlich gesinnten Häuptlingen mitteilte, erwiderten sie erstaunt: „Der Regen kommt nur von oben," und sagten schließlich, als er auf seinem Vorsatz beharrte, traurig: „euer Kopf ist krank, sonst könntet ihr nicht so schrecklich sprechen. Ich bitte, laßt nur die Leute nicht hören, daß ihr nach Regen in der Erde sucht, sonst werden sie euch nicht mehr ein Wort von Jehova und Jesus glauben, welches ihr zu ihnen redet." Es ist bezeichnend für Patons unerschütterlichen Glauben, daß er trotz dieser doppelten Bedenklichkeit seines Vorhabens den unsichern Versuch wagte in der fröhlichen Hoffnung, Gott werde ihm auch in dieser Sache helfen. Anfangs war sein Graben vergebens, bis ihm endlich nach mehrtägiger Arbeit das ersehnte süße Wasser entgegensprudelte. Inmitten der Versammelten, in der größten Aufregung harrenden Menschenmenge warf er sich nieder, dem Herrn für seine Hilfe zu danken. Dann reichte er einen Krug mit geschöpftem Wasser dem ungläubigen Häuptling, der dann, es prüfend, erstaunt ausrief: „Regen, Regen! Ja, es ist wirklich Regen. Aber wie ist das möglich?" Die Kunde von „Jehovas geheimnisvollem Regen" erfüllte alle so sehr mit staunender Begeisterung, daß die Aniwaner selbst, die vor ein paar Jahren nicht einmal für Bezahlung hatten arbeiten wollen, nun freiwillig die Vollendung des

Brunnens, seine Ausfütterung mit Steinen ꝛc. übernahmen. Lag doch auch seine segensvolle Bedeutung für sie selbst auf der Hand. Als nun am folgenden Sonntag der Häuptling im Gottesdienste mit Bewilligung des Missionars das Wort nahm, um in begeisterter Rede zu betonen, wie der Missi durch diesen Erfolg die Wahrheit aller seiner wunderbaren Reden, das Dasein seines Gottes Jehova erwiesen habe, als er davon sprach, wie er selbst seit jenem Tage wisse, daß Jehova wirklich da sei, daß er selbst nach dem Tode ihn mit seiner Seele sehen werde, und schließlich dazu aufforderte, die bisherigen Götter Aniwas dem Missi zur Vernichtung zu bringen und weiter von ihm über Jehova zu lernen, da war tatsächlich der Übergang der Insel zum Christentum entschieden und es handelte sich in der Folgezeit nur darum, die Früchte dieses Umschlages zu behüten und ausreifen zu lassen.

Die Leute folgten des Häuptlings Vorschlage und brachten haufenweise ihre Idole, „manche mit Tränen und Seufzen, andere in Begeisterung und mit dem Namen Gottes auf den Lippen und im Herzen“. Dann begann man sich zu bekleiden, das Gebet bei den Mahlzeiten, ja Morgen- und Abendandacht nach dem Beispiel des Missionars und der Lehrer in den Häusern einzuführen. Und wenn auch manches dieser Gebete noch eine dürftige Theologie enthalten haben wird, so suchten sie doch betend den, der sich finden lassen will, der alles angefangene gute Werk zu vollenden verheißen hat. Der Missionar und seine Helfer begannen nun eine eifrige Unterrichtsarbeit; die Frauen wurden von Patons Gattin im Nähen, Hutflechten, Lesen, Singen unterwiesen und bald so weit gefördert, daß sie die nötigsten Kleidungsstücke für sich und ihre Männer anfertigen konnten — 3 Jahre nach der Zeit, wo alle diese Wilden fast gänzlich unbekleidet gingen. Das auffälligste Zeichen der eingetretenen Änderung war die Feier von „Jehovas Tag“; der Sonnabend wurde bald „Kochtag“ genannt, weil dann für den Sonntag mit gesorgt wurde. Auch die gesellschaftliche Ordnung ward befestigt. An Stelle der Selbsthilfe traten die Schiedssprüche der Häuptlinge, denen sich nun alle unterwarfen; damit befestigte sich zugleich das Ansehen der Häuptlinge. So verschwand das Heidentum wie ein untergehendes Schiff; obgleich kein Zwang geübt wurde, fanden sich doch alle zum Gottesdienste ein, um weiter von Gott zu lernen. So war die umwandelnde Macht und die zivilisierende Kraft des Christentums aufs neue glänzend erwiesen.

Eine große Begebenheit war der Druck des ersten aniwanischen Büchleins, den Paton selbst mit einer Handpresse besorgte. Es bestand aus Hymnen, einem Teil der Genesis, und einigen kleineren Schriften, wobei wir uns wohl wundern, daß statt der Genesis nicht lieber neutestamentliche Stücke gewählt sind. Paton beschreibt den Eifer, mit dem der alte Häuptling noch das Lesen lernte, damit er das Buch auch „sprechen machen" könne. Großen Eindruck machte von Anfang an Gesang und Harmoniumspiel von Patons Gattin. Der musikalische Teil des Gottesdienstes hat nach Patons Meinung zuerst in den Herzen der Kannibalen Anklang gefunden, als das Verständnis für Gottes Wort noch sehr gering war. Bald stellte sich nun auch das Bedürfnis einer entsprechenden Kirche ein. Es gelang Paton, die Leute zu überzeugen, daß ein Bau, der ihnen allen dienen solle, auch von ihnen selbst beschafft werden müsse. Nach vielen Versammlungen mit langen Reden waren alle — mit Ausnahme eines Häuptlings — einig, das große Werk zu unternehmen. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Aufgabe vergaßen sie ihre bisherigen Streitigkeiten und in völliger Eintracht errichteten sie einen einfachen, aber soliden Bau. Die Arbeit verlief trotz ihrer Ungeübtheit ohne Unfall; als einmal ein junger Mann aus ziemlicher Höhe herabgestürzt war und unverletzt wieder aufstehen konnte, rief er freudig: „ich arbeitete ja für Jehova; er hat mich beschützt; mir fehlt nichts." Und alsbald war er wieder oben, um weiter zu hämmern. Aber kaum war die Kirche vollendet, als einer der entsetzlichen Orkane der Tropen sie fast der Erde gleich machte. Der allgemeinen Trauer trat der Häuptling mit der Aufforderung entgegen: „laßt uns nicht weinen wie Knaben, deren Bogen und Pfeile zerbrochen sind. Laßt uns eine noch stärkere Kirche für Jehova bauen!" Diese von den Aniwanern wieder völlig aus eigenen Mitteln erbaute Kirche, an der sich schließlich auch jener fern gebliebene Häuptling beteiligte, hat dann manchen Orkan ausgehalten.

Wie tief die Umwandlung bei vielen ging, zeigen einige Beispiele innigen Gebetes. In einer Zeit großer Dürre hörte Paton einen Vater in herzlichem Tischgebet Gott danken „für die von Gott gegebene Speise und die Gnade, welche er ihm und den Seinen in Christo geschenkt habe"; das armselige Gericht der Leute hatte aber, wie sich bei Patons Eintritt in die Hütte zeigte, aus aufgelesenen und gekochten Feigenblättern bestanden. Als in dieser Zeit schwerer

Teuerung endlich das erwartete Missionsschiff mit neuem Vorrat gekommen war, schenkte Paton den Kindern seiner Waisenhäuser gleich je einen Zwieback; als sie nun aber trotz ihres Hungers zu essen zögerten, gab eins der Kinder auf des Missionars verwunderte Frage in der einfachsten und kindlichsten Weise die Antwort: „wir möchten doch erst beten und Gott danken, daß nun der Hunger vorbei sein wird." Es war, wie Paton schön bemerkt, diesen einfachen, durch keinerlei andere Genüsse oder Zerstreuungen beanspruchten Insulanern natürlich, den ganzen Strom des Empfindens und Denkens dem in seiner Herrlichkeit erkannten neuen Gute zuzuwenden. Das macht uns diese unbedingte Hingabe an das Evangelium erklärlich, neben dem man kein anderes geistliches Gut kannte, und diese begeisterte Liebe dafür, die ihm das ganze Herz öffnete und die Umgestaltung des ganzen Lebens gestattete. Noch schönere Beweise dafür liefert die wahrhaft vorbildliche Art, wie zwei dieser erst vor kurzem bekehrten Männer zu sterben wußten. Der Häuptling, dessen Hilfe dem Missionar so wertvoll gewesen war, ließ beim Herannahen des Todes den Missionar rufen und sagte zu ihm: „Missi, ich bin dem Tode nahe ... Meiner Tochter, meinem Bruder und meinem Volke sagt, sie sollen fortfahren, Jesum zu lieben, und daß ich sie beim Herrn wiedersehen werde." „Jetzt gehe ich heim. O Missi, laßt mich euer Gebet hören, das wird meiner Seele Kraft geben ... Ich gehe euch voran, und bei Jesus sehen wir uns wieder." Ein anderer totkranker Häuptling ließ sich Bibelabschnitte vorlesen und sang Hymnen mit denen, die ihm ihre Teilnahme zu beweisen kamen. Dem Missionar, der ihn besuchte, sagte er ins Ohr: „Missi, ich bin froh, daß ihr kommt! Seht ihr jene jungen Leute, die mir ja Liebe bezeugen wollen; aber sie haben mich sehr ermüdet, denn sie haben noch nicht von Jesus gesprochen." Dann sagte er zu allen: „... Ich sterbe glücklich, weil ich zu Jesus gehe ... Wer von euch wird meine Arbeit in der Dorfschule übernehmen?" „Mein letztes Wort ist dieses: laßt uns ein Kapitel in der Bibel lesen, — jeder der Reihe nach einen Vers. Dann will ich für euch alle beten, Missi wird für mich beten; singt dann, und Gott wird mich zu sich nehmen, während die Töne noch klingen." Und unter dem Klang des Liedes ging seine Seele zu Jesus. Wenn die Kunst, recht zu sterben, die Probe auf die Echtheit des Christentums ist, so waren diese Männer echte Christen. Und wie viele andere Zeugnisse teilt Paton

noch mit! Es gehört zu den Freuden, die die Lektüre seines Buches gewährt, die Jesusliebe zu sehen, die in die Herzen dieser einstigen Kannibalen ausgegossen war. Und wie treu haben während der zweiten großen Kollektenreise, die den Missionar seiner aniwanischen Arbeit vier Jahre lang entzog, die Presbyter und Lehrer, nur gelegentlich von anderen Missionaren besucht, über der Gemeinde gewacht und sich am Herrn festgehalten! Aniwa und andere jener Inseln sind leuchtende Beweise für die Kraft des Christentums, wie sie so leuchtend eben nur inmitten jener heidnischen Finsternis sich finden können. Denn dort kann man keiner anderen Macht, etwa der Kultur, diejenigen ethischen Wirkungen zuschreiben, die aus dem Christentum entsprungen sind.

V.

Die wachsende Mission jener Inseln erforderte nun die Anschaffung eines Schiffes, das leistungsfähiger war als die „Morgenröte." Paton wurde wiederum mit der Beschaffung der nötigen Mittel beauftragt und nach Großbritannien gesandt, wo er statt der erforderlichen 120000 Mk. die Summe von 180000 Mk. zusammenbrachte, der Erfolg lediglich seiner zahllosen Ansprachen, nicht etwa persönlicher Bitten bei einzelnen Reichen, auf die er sich trotz vieler gegenteiliger Ratschläge nicht einließ. Daß diese Methode ihm angemessen war, zeigt ja ihr Resultat. Es muß eine wunderbar begeisternde und den Einzelnen persönlich anpackende Kraft in seinen Worten gelegen haben. Worin ihr Geheimnis bestand, verrät folgendes Bekenntnis. „Überall, wo ich zu reden hatte, suchte ich den Boten des Evangeliums mit dem Missionar in mir zu verbinden. Ich suchte jede Einzelheit meiner Mitteilungen zu dem Gewissen der Hörer sprechen zu lassen; ich suchte den Sünder für Christum zu gewinnen, dem Gläubigen aber den Trieb einzuflößen, sein Leben und seine Kräfte noch mehr als bisher dem Herrn hinzugeben zum Dienst in seinem Reiche. Wußte ich doch, daß, wenn ich diese höheren Ziele erreichte, die Gaben für die Arbeit des Herrn an den Heiden gern mitgeteilt werden würden." Schöne Erfahrungen machte er in dieser Tätigkeit. Einst traf er einen Kaufmann, der nach Gewinnung eines ihm und seiner Familie genügenden Vermögens sich nicht vom Geschäft zurückzog, sondern dessen ganzen Ertrag von nun an im Dienste Gottes und seiner armen Mitmenschen verwandte. Ein andermal erhielt er einen umfangreichen Geldbrief, welcher die Mit-

teilung enthielt, daß die einliegende, in harter Arbeit gewonnene Summe dem berechtigten Eigentümer, dem sie einst entwendet sei, nicht mehr zurückgezahlt werden könne, nun aber, da die Tat sich nicht ungeschehen machen lasse, doch dem Herrn auf diese Weise übergeben werden solle.

Später ist Paton noch mehrere Male in Australien gewesen. 1892 ward er nach Amerika gesandt, um ein Verbot des so schädlichen Handels mit berauschenden Getränken, Opium, Feuerwaffen, Munition für diese Insel zu erwirken. Wie schädlich derartige Dinge auch für die doch immer noch unbefestigten jungen Christen sind, lehren die Erfahrungen auf vielen Missionsgebieten. England hatte bereits den Handel verboten, Frankreich sich dazu bereit erklärt, falls Amerika sich anschlösse. Leider gelang es ihm trotz persönlicher Vorstellung bei hohen Beamten, selbst beim Präsidenten Cleveland und trotz deren freundlichen Entgegenkommens nicht, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, da Frankreich im entscheidenden Moment von seinem Versprechen zurücktrat. Auch seine Heimat besucht Paton noch einmal. Er war dort inzwischen durch die weite Verbreitung seines Buches bekannt geworden; als er 1894 nach Australien zurückkehrte, konnte er der Jahresversammlung der ihn aussendenden Kirche über 240000 Mk. für ihre Mission übergeben. Eine etwa gleich große Summe wurde noch von freundlichen Gebern dem Missionsausschusse übersandt mit der Bestimmung, Patons Namen zu tragen und gänzlich für die Neuhebriden verwandt zu werden. So waren die Mittel vorhanden, für die Mission selbst und die Erhaltnng eines Missionsschiffes; auch wurde auf der Insel Santo eine Lehranstalt für Eingeborene, dieses für jede Mission so unentbehrliche Institut, gegründet. Mit dankbarer Freude spricht Paton am Schlusse seines Buches aus, wie nahe man jetzt dem Ziele seines ganzen Arbeitslebens gekommen sei, jeder Insel jener Gegend einen Missionar, jedem Stamm einen eingeborenen Lehrer zu geben. Auch das harte Tanna, der Ort seiner großen Nöte, ist neu in Angriff genommen und verheißt jetzt Frucht. Wie Patons Vater auf seinen Wunsch, den Heiden zu predigen, hatte verzichten müssen und sich um so mehr freute, seinen Sohn in diesem Beruf zu sehen, so war es wiederum diesem eine herzliche Freude, seinen Sohn in Tanna ausführen zu sehen, was ihm selbst versagt geblieben war.

Das Letzte, was mein 1903 erschienenes Exemplar der Bio-

graphie in einem Nachtrage von fremder Hand über Paton berichtet, ist dies, daß der im 80. Jahre stehende Missionar noch auf dem von ihm gewonnenen Aniwa in treuer Arbeit steht. Möge ihm Gott eine selige Heimfahrt bescheren. Möge auch dieser kurze Abriß einen Eindruck davon gegeben haben, wie herrlich die Wahrheit und Kraft des Christentums sich in diesem Leben bewiesen haben.

Der Mord auf der Gazellen-Halbinsel.

Auf der Gazellen-Halbinsel im Norden Neupommerns (Bismarck-Archipel) sind, wie aus den Zeitungen bekannt, **fünf katholische Missionare und fünf Missionsschwestern von den Eingeborenen ermordet** worden, ein Blutbad, das wir mit schmerzlicher Teilnahme registrieren. Über die vermutlichen Gründe derselben schreibt die „Köln. Ztg.“: „Auf Veranlassung der katholischen Mission war vor etwa einem Jahre eine Verordnung über die Ehen unter den Eingeborenen erlassen worden, wonach jeder Eingeborene fortan nur ein Weib haben darf und Zuwiderhandelnde mit Gefängnis und Zwangsarbeit von beträchtlicher Dauer bestraft werden. . . . Der stärkeren Macht gehorchend, mußten die Eingeborenen sich dem Gesetze fügen, aber sie grollten innerlich. Die stetige Überwachung durch die Missionare hielt sie in Furcht vor dem Gefängnis, aber der innere Trieb und die Gewohnheit erweist sich in vielen Fällen stärker als die Furcht vor Strafe, und so füllt denn eine große Anzahl von Übertretern das Regierungsgefängnis. In den meisten Fällen waren es Missionare gewesen, welche die Anzeige erstattet hatten. Daher wandte sich der Groll der Eingeborenen vor allem gegen die Missionare als die Urheber allen Unglücks. Es half keine noch so große Freundlichkeit der Missionare gegen die Eingeborenen, und es verschlug nichts, daß in vielen anderen Fällen von Gesetzesverletzungen dieselben Missionare mit Erfolg die Verteidigung gegenüber dem Richter übernahmen“. — Australische Quellen behaupten, daß ein Eingeborener der dem Polygamie-Verbot zuwider gehandelt, von den Missionaren durchgepeitscht worden sei, worauf das „Neue Münchener Tageblatt“ entschuldigend erwidert: „Wenn es so wäre, so wird, wer Land und Leute auf Neupommern auch nur annähernd kennt, zugeben müssen, daß bei jenen großen Kindern eine empfindliche Strafe die besten Wirkungen erzielen kann.“

Ich enthalte mich z. B. jedes Urteils über die etwaigen Gründe des traurigen Vorgangs, und daher auch der Reflexionen über die Erklärungs- und *Entschuldigungs*versuche; aber mit Indignation muß ich eine Beschul-

digung bzw. Denunziation zurückweisen, welche das „Neue Münchener Tageblatt“ (vom 17. Sept.) an denselben knüpft. Es schreibt: „Es hat sich eine Gärung gebildet, die sich in den anderen Gebieten — von den fremdländischen amerikanischen-australischen Wesleyana-Katechisten gegen die katholischen Missionen angefochten und mit allen unlauteren Mitteln geschürt — bis zur Nordwestküste erstreckt, was nach den verschiedenen Berichten aus anderen zuverlässigen Quellen (??) gar nicht so unwahrscheinlich ist, besonders da man gerade im Begriffe war, die neue Missionskirche auf der Station St. Paul einzuweihen. Es wäre längst Zeit gewesen, daß die Regierung dort ein ernstes Wort mit diesen Ausländern geredet hätte, die ganz abgesehen, von ihren moralischen Erfolgen — dem deutschen Vaterlande sicher keine Dienste leisten.“ 1)

Es widersteht mir, diese hämische Verdächtigung angesichts der zehn Opfer einer greuelhaften Bluttat zu beleuchten, aber sie nötigt mich zu einem Zitat aus den „Kath. Missionen“ (1904, 249). Hier heißt es: „Man wirft der kath. Mission Überstürzung vor. Es ist ja wahr, daß die Missionsmethode in Neupommern von der einiger anderer Genossenschaften insofern abweicht, als nicht eine jahrelange Prüfung für die Katechumenen erfordert wird, ehe sie zur Taufe zugelassen werden. Die Methode muß sich eben den Verhältnissen anpassen. Es ist immerhin schon ein Gewinn, wenn man die Eingeborenen in der sichern Hürde der wahren Kirche geborgen und dem Einfluß der Irrlehre entzogen hat?“ 2) Was das heißt: die Eingeborenen „dem Einfluß der Irrlehre entziehen“, wo die kath. Mission mit einer evangelischen konkurriert, das ist in den letzten Rundschauen dieser Z. über den Bismarck-Archipel (1897, 134 und 1901, 299) auf Grund der Quellen illustriert.

Weniger überrascht hat mich, daß die missionsgegnerische Presse den beklagenswerten Vorfall wieder benutzt hat, um die Mission als „eine Donquijotiade, aber ohne den liebenswürdigen Humor, der uns mit dem Schicksal des Ritters von der traurigen Gestalt aussöhnt“ zu charakterisieren, wie es durch einen Herrn v. Kotze im „Tag“ (Nr. 461) geschieht. Hier stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber, zwischen denen es keine Vermittlung gibt. In der kurzen Spanne Zeit von einigen Jahrzehnten werden allerdings unter tiefstehenden Naturvölkern keine Kulturwunder vollbracht, am wenigsten wenn für die Übertretung unverstandener, ihnen äußerlich aufgezwungener Gesetze Gewalt gegen sie angewendet wird; aber daß eine verständige, in aller Geduld und mit Mitteln inwendiger Umwandlungskraft geübte Erziehung keine Donquijoterie ist, dafür ist z. B. die evang. Mission gerade in der Südsee überzeugender Beweis, wie selbst ein Mann bezeugt, der von sich bekennt, daß ihm keine „Sorte von Europäern unsympathischer ist als die scheinheiligen Reverends“, Max Buchner. In seiner „Reise durch den stillen Ozean“ (Breslau 1878 S. 253)

1) Wörtlich abgedruckt incl. Sperrdruck. — Das Blatt ist schlecht unterrichtet: die betreffenden Wesleyaner sind keine Amerikaner.

2) Diesmal der Sperrdruck von mir.

schreibt derselbe: „Dennoch — obgleich er ein Feind der Mission ist — bin ich überzeugt, daß die Missionare große Verdienste um die Wohlfahrt der Eingeborenen sich erworben haben. Despotie und Kannibalismus, gegenseitige Furcht, Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, ein Kriegszustand aller gegen alle lag ehemals schwer auf der Bevölkerung. Jetzt, in der christlichen Zeit, ist Friede und Ordnung bei ihr eingekehrt. Wenn man auch nicht alles buchstäblich zu glauben braucht, was in den Berichten der Missionare steht, so ist doch nicht zu leugnen, daß in der vorchristlichen Zeit die Zustände schlimm genug waren und daß die Christianisierung einen höchst erfreulichen Fortschritt herbeigeführt hat."



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

